

Zeitschrift für deutsche Philologie

3400

.992
v. 30
1898

Library of
Princeton University.



Germanic
Seminary.

Presented by
Mrs. Willard Humphreys.

ZEITSCHRIFT
FÜR
DEUTSCHE PHILOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

UNIVERSITY
LIBRARY
PRINCETON, N. J.

HUGO GERING UND FRIEDRICH KAUFFMANN

DREISSIGSTER BAND

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1898.

UNIVERSITY
LIBRARY
PRINCETON, N.J.

34100,
192

Bd. 30
(1398)

I N H A L T.

	Seite
Zur Grettissaga. Von R. C. Boer	1
Eine neu gefundene Parzivalhandschrift. Von E. Bernhardt	72
Der Arrianismus des Wulfila. Von Fr. Kauffmann	93
Beiträge zur quellenkritik der gotischen bibelübersetzung. II. Das neue testa- ment. Von Fr. Kauffmann	145
Zur altsächsischen grammatik. Von J. H. Gallée	183
Alemannische predigtbruchstücke. Von Ph. Strauch	186
Bemerkungen zu Schönbachs Studien zur geschichte der altdeutschen predigt. Von F. Bech	226
Zu Lessings Hamburgischer dramaturgie. Von G. Kettner	237
Loki und Typhon. Von K. Zacher	289
Zur datierung und autorschaft des dialogs Neu-Karsthans. Von W. Köhler	302.
Untersuchungen zur entwicklungsgeschichte des volksschauspiels vom dr. Faust. Von J. W. Bruinier	325
Die lese- und einteilungszeichen in den gotischen handschriften der Ambrosiana in Mailand. Von W. Braun	433
Zur ordnung der Voluspá. Von E. Wilken	448
Die einheit des ersten Faustmonologs. Von F. Saran	508

Bericht über die verhandlungen der germanischen section der 44. versammlung
deutscher philologen und schulmänner zu Dresden. Von E. Bassenge . . . 359

Miscellen.

Unsere volkstümlichen lieder. Von J. Meier	112
Mercks anfänge bis zur rückkehr nach Darmstadt und zur ersten anstellung. Von H. Düntzer	117
Ein brief Gleims an Klopstock. Von W. Luft	243
Homunculus in Goethes Faust. Von J. Dietze	244
Zu Erec 6895. Von O. Warnatsch	247
Zu Wulfila Luc. I, 10. Von O. Warnatsch	247
Jammerschade. Von A. Jeitteles	248
Zu Fr. Hobbels drama Agnes Bernauer. Von A. Neumann	250
Über die schrift des Hieronymus Wolf De orthographia Germanica ac potius Suevica nostrate. Von M. H. Jellinek	251
Got. <i>híri, hírijats</i> . Von W. Luft	426
Lutherana. Von G. Bossert	429
Zu dem sog. Opus imperfectum. Von Fr. Kauffmann	431
Die aussprache der beiden mhd. kurzen e. Von F. Holthausen	561

Litteratur.

Loewe, Die reste der Germanen am schwarzen meere; von Th. v. Grienberger	123
Köhler, Luthers schrift an den christlichen adel deutscher nation; von G. Kawerau	136
Schatz, Die mundart von Imst; von Fr. Kauffmann	141
Köhler und Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar; von C. Voretzsch	255
Wukadinović, Prior in Deutschland; von G. Sarrazin	262
Laxdœla saga ed. Kälund; Holthausen, Lehrbuch der altisländ. sprache; Kahle, Altisländ. elementarbuch; von O. L. Jiriczek	263
Eyrbyggja saga ed. Gering; von H. Gering	266
Kauffmann, Deutsche grammatik ² ; von H. Wunderlich	267
Zupitza, Einführung in das studium des mhd. ⁵ ; von G. Rosenhagen	270
Kraus, Der Trierer Sylvester; Roediger, Das Annolied; von G. Rosenhagen	271
Jantzen, Geschichte des deutschen streitgedichts; von G. Rosenhagen	280
Kettner, Über Lessings Minna von Barnhelm; von R. Schlösser	285
Wimmer, De danske runemindesmærker; Wimmer, Om undersøgelser og tolkning af vore runemindesmærker; Bugge, Norges indskrifter med de ældre runer; von H. Gering	308
Ruhfus, Die stellung des verbums im ahd. Tatian; von E. Arens	380
Behaghel, Schriftsprache und mundart; von Fr. Kauffmann	381
Schönbach, Das christentum in der altheutschen heldendichtung; von E. Kettner	384
Gaster, Vergleich von Hartmanns Iwein mit dem Löwenritter Chrestiens; von E. Kölbing	387
Herzog, Die Alexanderchronik des meister Babiloth; von A. Ausfeld	390
Hans Fabritius, Das büchlein gleichstimmender wörter aber ungleichs verstandes ed. Meier; Laur. Albertus, Deutsche grammatik ed. Müller-Fraureuth; von H. Wunderlich	392
Grimme, Geschichte der minnesinger; von W. Golther	396
Goethes werke (Weim. ausgabe); von H. Düntzer	398
Kinzel, Gedichte des 18. jahrhunderts; von J. Schmedes	408
Bötticher und Kinzel, Geschichte der deutschen litteratur; von J. Schmedes	409
Hildebrand, Beiträge zum deutschen unterricht; von J. Schmedes	410
Jung, Goethes briefwechsel mit Antonie Brentano; von A. Schöne	411
Martin und Lienhart, Wörterbuch der elsässischen mundarten; von M. Erdmann	412
Meringer, Indogerm. sprachwissenschaft; von H. Hirt	417
Wülfing, Die syntax in den werken Alfreds des grossen; von G. Sarrazin	419
Kluge, Angelsächsisches lesebuch ² ; von G. Binz	422
Schwinger, Nicolais roman Sebaldus Nothanker; von G. Ellinger	425
Winkler, Germanische casussyntax; von O. Mensing	548
Seltmann, Angelus Silesius; von G. Ellinger	555
Burdach, Vom mittelalter zur reformation; von G. Ellinger	558
Verzeichnis der mitarbeiter und ihrer beiträge in band XXI—XXX	563
Neue erscheinungen	143. 287. 431. 585
Nachrichten	144. 288. 432. 585
Register von W. Beese	582

ZUR GRETTISSAGA.

Die folgenden untersuchungen wurden geführt im zusammenhang mit einer von mir im jahre 1893 angefangenen, jetzt im manuscript vorliegenden, aber durch umstände verzögerten ausgabe der Grettis saga Ásmundarsonar. Da durch fortgesetzte beschäftigung mit der saga der stoff sich zu sehr gehäuft hat, um in der einleitung platz zu finden, da überdies mehrere der hier besprochenen fragen einem weiteren leserkreise interesse einflößen dürften, theile ich einen teil meiner resultate an dieser stelle mit. Die citate beziehen sich auf die ausgabe von 1853, deren paginierung in der neuen ausgabe am rande angegeben wird; für die verification der strophen verweise ich auf die dem 1. kapitel angehängte übersichtstabelle.

I.

Die bearbeitungen der saga. Die echtheit der strophen.

Da die handschriften der saga sämtlich einer und derselben recension angehören, lässt sich aus ihnen über etwaige interpolationen nichts erschliessen. Man ist also für die beurteilung dieser frage auf innere kriterien angewiesen.

In der form, in der sie jetzt vorliegt, kann die saga nicht älter sein als das ende des 13. jahrhunderts. Das beweisen u. a. die stelen, welche Sturla Þórdarson als gewährsmann nennen. Er wird wie ein gestorbener erwähnt, also ist die überlieferte saga jünger als Sturlas todesjahr 1284.

Man könnte annehmen, dass auch die besseren abschnitte der saga nach 1284 geschrieben wären, wenn innere gründe dafür sprächen, dass die saga ein einheitliches werk ist. Doch ist das nicht der fall. Schon a priori wird man vermuten, dass z. b. der schreiber des Spesar þáttir und der der berserkerperiode auf Haramarsey nicht identisch sein werden. Es fragt sich nur, ob der objektive nachweis der interpolation für einzelne episoden geführt werden kann. Ich werde das zunächst versuchen.

S. 163, 2 — 168, 2. In dem frühjahr, nachdem Grettir auf der in sel Drángey angekommen ist, versammeln sich die bauern der gegend auf dem Hegranesþing. Es fällt Grettir ein, ans land zu

gehen, *ok aftaði þess sem hann þótti þurfa*. Was das sein soll, ist unverständlich. Dann geht er verkleidet nach dem þing, wo er sich nicht zu erkennen gibt, bevor man ihm frieden versprochen hat; darauf legt er kraftproben ab. Nach der þingversammlung begibt er sich wider nach Dráangey. Die erzählung ist in hohem grade auffällig. Dass es nicht so überaus leicht war, von Dráangey nach dem festlande zu kommen, beweist s. 169 fgg., wo es als eine ausserordentliche grosstat Grettis gerühmt wird, dass er einmal den weg schwimmend zurücklegt. Hier scheint mit der fahrt gar keine schwierigkeit verbunden zu sein; wir vernehmen nicht einmal, auf welche weise Grettir von der insel wegkommt. Es heisst: *En er Grettir spurði, at alþjóða manna vor farin til þingsins, hafði hann gort ród við vini sína, þriat honn átti ávalt gott við þá, sem næstir honum váru, ok spardi ekki við þá, þat sem hann fekk til*. Diese worte sind vollständig bedeutungslos. Grettir ist auf Dráangey von der ganzen welt abgeschlossen, er hat nicht einen einzigen nachbar, mit dem er sich beraten könnte; nur Illugi und Glaumir sind — nicht seine nachbarn, sondern seine genossen, und Illugi rät von der fahrt ab. Die phrase ist eine ungeschickte widerholung von s. 133, 1, wo sie am platze ist und erklären soll, dass Grettis feinde ihn aus seiner wohnung auf dem Fagraskógafjall nicht vertreiben können. Der inhalt der episode stimmt zu der ungeschickten weise, in der sie angebracht worden ist. Grettir kommt als fremder nach dem þinge und nennt sich Gestr, ein landläufiges, den erzählungen von Ódinn entnommenes motiv romantischer sogur. Es wird gesagt, dass Grettir *tekr fornan búning heldr vándan* (163, 18), und *þorbjörgu sá, hvar madr sat, mikill vexti ok sá úglogt í andlit honum* (gewohnte phraseologie, welche, wie sich zeigen wird, in anderen interpolationen widerkehrt, vgl. z. b. 123, 23). Die *gríðamál* (164, 24 — 165, 26) haben mehrere fast wörtlich übereinstimmende seitenstücke (Ísl. s. II, 484 fgg.). — Am schlusse der erzählung werden die Skagfirðingar wegen der gehaltenen treue gelobt: *ok má þá af slíku marka, hverir dygdarmenn þá váru, slíkar sakir sem Grettir hafði gort við þá*. Hier muss bemerkt werden, dass die feindschaft zwischen Grettir und den Skagfirðingar kaum angefangen hat, sodass die letzten worte wenigstens ausserordentlich übertrieben lauten. Schliesslich ist die situation unmittelbar vor und unmittelbar nach der erzählung genau dieselbe, — ein bekanntes kennzeichen von interpolationen. Die worte 168, 2—4: *Bændr þeir, sem úríkari váru, tóluðu með sér, at þeim væri lítill gagn at eiga lítinn part í Dráangey, ok buðu nú at selja Þórdarsonum* sind die unmittelbare fortsetzung

von 162, 29—30: *segðu þeir heraðsmönnum, hverr vargr kominn var í eyna*. Es versteht sich leicht, dass die kleinen bauern, sobald sie vernehmen, dass die insel unzugänglich ist, ihr recht darauf zu verkaufen wünschen; nach Grettis besuch auf dem Hegranesþing hat die mitteilung keinen sinn. — Der satz: *þetta kwam — ór eyinni* (162, 30—163, 1) ist ein zugesetzter abschluss zu kap. 71.

Im anschluss an diese interpolation wurde s. 177, 7—9 eine änderung vorgenommen. Es heisst dort, Þorbjörn ǫngull habe Grettir gegenüber nun schon dreimal den kürzeren gezogen: *þat fyrst á várþingi um gridasqluna, en í annat sinn, þá Hæringr týndiz, ok nú et þriðja sinni, er Þjóleggr kerlingar brotnaði*. Hier ist zu bemerken, dass *á várþingi* nicht Þorbjörn ǫngull speciell, sondern alle Skagfirðingar von Grettir betrogen wurden, daher eine anspielung auf jene begebenheit hier schlecht am platze ist; doch fordert der zusammenhang, dass der fruchtlosen reise nach Dráangey erwähnt werde, welche Þorbjörn s. 168, 13 fgg. gemacht hat. An die stelle der worte, welche diese unentbehrliche erwähnung enthielten, schrieb der interpolator: *þat fyrst á várþingi um gridasqluna*.

S. 142, 11—15 reist Grettir nach dem Süd- und dem Ostlande und findet nirgends aufnahme. *Svá fór hann aprt et nyrðra ok dvaldiz í ýmsum stöðum*. Die direkte fortsetzung folgt 146, 15: *Nú er (þar til at taka at) Grettir (er) kominn austan ór fjörðum*. Die fortlaufende erzählung wird unterbrochen durch die episode von Hallmunds tode, welche ich nun in ihrem zusammenhange bespreche. Hallmundr ist ein wesen von übermenschlicher kraft, wie sie in den mythischen sagur und den märchen häufig begegnen. Sie zeigen sich einsamen menschen oder helden und laden sie zu sich ein. Einzelne züge an diesen personen erinnern mitunter an die göttersage; doch betragen sie sich im ganzen ziemlich menschlich, sie wohnen in einer hütte oder einem berge — Hallmundr wohnt in einer höhle, was auf verwandtschaft mit riesen deutet, wie auch der name: Steinhand (vgl. z. b. *brúdr ór steini* in Helreid Brynhildar). Doch ist die geschichte wol nicht so alt, dass man in ihr reinen götter- oder riesentypen zu begegnen erwarten könnte; am natürlichsten fasst man Hallmundr als einen riesen auf, der durch einzelne züge — namentlich durch gastfreiheit, welche übrigens in jüngeren erzählungen auch bei riesen keine seltenheit ist — an Ódinn mahnt (vgl. Hrólfr krakiz besuch bei dem als bauer auftretenden Ódinn, ähnlich die sagen von Brúni und von Jólfr). Hallmundr ist stärker als Grettir; in einem

kampfe mit Þórir ór Gardi und dessen schar tötet er zweimal so viel männer als dieser. Er wohnt unter dem Balljökull. Die vorstellung, dass der friedlose, von den menschen geächtete in der scheinbar leblosen natur einen freund findet, ist hübsch und kann recht wol aus alter überlieferung stammen; sehr poetisch verwertet ist dasselbe motiv s. 141 fg., wo Grettir sich am Geitlandsjökull aufhält im schutze eines halbriesen (*blendingr, þuss*), der den namen Þórir trug, und nach dem Grettir das tal Þórisdal nannte. Hier ist man ganz in die märchenwelt versetzt; die mystischen bewohner der gegend haben ihr eigenes vieh, wie die menschen; dasselbe lauscht der stimme eines unsichtbaren wesens, welche es jeden abend zusammenruft. Durch solche züge wie die trauer des schafes, dessen lamm Grettir geschlachtet hat, wirkt die erzählung unmittelbar auf unser gefühl. Die darstellung weist deutlich auf volksüberlieferung als ihre quelle; sie ist ähnlich dem was die heutigen huldre-æventyr berichten. Hallmundr, der Grettir den weg nach Þórisdal zeigt und selbst gleichfalls unter einem jökull wohnt, ist zweifelsohne ein diesem Þórir verwandtes wesen. Es ist demnach gar nichts auffälliges darin, dass dieser Hallmundr später von niemand mehr gesehen wurde; solche wesen zeigen sich eben nur, wenn es ihnen gefällt. Das hat der umarbeiter nicht verstanden; er stellt sich Hallmundr wie einen gewöhnlichen menschen vor und sieht sich aus dem grunde zu erzählen veranlasst, was aus ihm geworden sei. Ein *sekr madr*, namens Grímr, kommt auf die Arnarvazheidr, wo er sich in Grettis skáli niederlässt und mit fischfang beschäftigt ist. Hallmundr trägt nachts die von Grímr gefangenen fische fort, bis ihn dieser in der dritten nacht überrascht und mit einem beil verwundet. Hallmundr findet noch den weg heim; er dichtet die Hallmundarkviða und stirbt. Seine tochter wird von Grímr getröstet; bald aber wird ihm der aufenthalt dort zu lang, im nächsten sommer gelingt es ihm, Island zu verlassen, *ok er mikil saga frá honum segd*¹.

1) Der bearbeiter der episode hat ein märchenmotiv benutzt, welches zur zeit Arni Magnússons noch lebte, und zwar ausser dem zusammenhang, in dem es die Gr. s. mitteilt. Es ist: *Sagan af Vestfjardargrími* (Ísl. þjóðs 1, 167—170). Diesen *Vestfjardargrímr* identifiziert er mit einem historischen skógarmadr, namens Grímr, der freilich zur zeit, da Grettir auf der Arnarvazheidr war, nicht mehr auf Island lebte (vgl. Vigfússon, Um tímatal s. 481). Ferner identifiziert er Hallmundr mit dem riesen, den Vestfjardargrímr tötet. Dass einer von Arni's gewährleuten glaubt, der riese habe Hallmundr geheissen, beweist nur die verbreitung der Grettis saga im 17. jahrhundert; der andere, ältere gewährmann zweifelt an der richtigkeit jener behauptung (Í. þ. I, 169 anm.). Die wie es scheint der alten überlieferung zugehörige poetische und volkstümliche klimax: *hundrað fiska — teau hundrað — þrjú hundrað* (s. 142, 23. 27. 30) hat die erzählung von Vestfjardargrímr verloren.

Dass nicht der verfasser der Grettis saga die episode geschrieben hat, zeigt eine vergleichung mit der Orvar-Odds saga. Denn in der Hallmundarkvida und der sie begleitenden prosa sind ganze sätze und stropfen aus der Q. O. s. geradezu nachgeschrieben. Die bedeutendste quelle ist der schluss der saga, daneben die verse am schluss der erzählung von Odds wettkampf im trinken und Hjálmars todessang. Man vergleiche:

- str. 53, 4: *eggja spor* = Q. O. s. (Leiden 1888) s. 106 str. 26, 1.
 str. 55, 1—2: *Hefk þussa ...* } nachbildungen von Q. O. s. s. 166
 hart leikit } str. 33, 1: *Hefk á Saza ... herjat.*
 str. 56, 2: *nær hefki öllum úþarfr verit* = Q. O. s. str. 33, 4 (*nær/þeim*).

An und für sich weniger überzeugend, jedoch im zusammenhang mit den genannten stellen nicht ohne bedeutung ist:

- str. 52, 3: *ok vit tveir við* } vgl. Q. O. s. s. 164 str. 28, 3: *tveir vorum*
 tigum átta } *vit en þeir tolf saman.*

Zwar fehlen in einigen handschriften die stropfen 55. 56; doch wird dadurch der zusammenhang mit der Q. O. s. nicht aufgehoben, denn str. 52. 53 stehen in allen handschriften, und, was jeden zweifel an entlehnung, und zwar aus der geschriebenen saga aufhebt, auch die prosa ist von der Q. O. s. beeinflusst worden:

Gr. s. 143, 30—144, 2: *Skaltu nú heyra til, segir hann, en ek mun segja frá athofnum mínum, ok mun ek kveda þar um kvæði, en þú skalt rista eptir á kelli. Hon gærdi svá. Þá kvæð hann Hallmundarkvidu, ok er þetta þar í.*

145, 19—20: *Margra athafna sinna gat Hallmundr í kvíðunni, þvíat hann hafði farit um allt landit.*

145, 26—29: *Eptir þat dró svá mikil mætti Hallmundar, sem fram leið kvæðinu; var þat mjök jafnskjótt, at kvíðunni var lokit, ok Hallmundr dó.*

Q. O. s. 195, 5—9: *en sumir skulu þér sitja hjá mér ok rista eptir kvæði því, er ek vil yrkja um athafnuir mínar ok ævi. Eptir þat tekr hann at yrkja kvæði, en þeir rista eptir á speldi,*

en svá leið at Oddi, sem upp leið á kvædit.

143, 9: *Grimr cellaði, at engi hestr mundi bera meira;* die phrase ist in romantischen sögur beliebt; sie begegnet z. b. mehr als

einmal in der Þidreks saga. Nach dem angeführten ist es jedoch wahrscheinlich, dass sie an dieser stelle aus der Q. O. s. (136, 23) entlehnt wurde. Freilich kann man sie auch als schablone auffassen; immerhin aber beweist sie, dass der verfasser der episode in den romantischen sagas belesen war. Eine der str. 50 entsprechende vísa enthält die Q. O. s. nicht. Doch kehrt diese strophe fast wörtlich im Orms þáttur Stórolfssonar wider, welcher nur in der Flateyjarbók überliefert ist. Dass hier jedoch nicht die Grettis saga, sondern der Orms þáttur der entlehrende teil war, werde ich unten nachzuweisen suchen.

S. 146, 15 — 155, 7. Grettir kommt nach dem Nordlande, *ok fór mí huldu höfði ok duldriz, þriat hann vildi eigi finna þóri*. Das hat seinen grund, denn Þórir wohnt auf *Garðr* in *Kelduhverfi*¹. Grettir hält sich nun abwechselnd auf der *Módrudalsheidr* und der *Reykjaheidr* auf, bis Þórir vernimmt, dass er sich in der nähe befindet. Es folgt Þóris vergeblicher zug nach der *Reykjaheidr*, um Grettir zu

1) Die sage berichtet s. 89, 21, Þóris heimat sei *Garðr í Adaldal*. Káland (Hist. top. beskr. af Isl. II, 181) vermutet, aus diesem fehler sei es zu erklären, dass das abenteuer, von dem hier die rede sein wird, nach der *Reykjaheidr* verlegt sei, während doch nur auf der *Módrudalsheidr* die landschaftlichen verhältnisse sich mit den berichteten begebenheiten vertragen. Es muss aber bemerkt werden, dass auch die saga wiederholt *Kelduhverfi* nennt (59, 22. 131, 22. 145, 4); die beiden letzten male in einer strophe. Vielleicht deuten die beiden ortsnamen auf abweichende quellen; in dem fall ist es der sagaschreiber, nach dessen ansicht Þórir in Adaldal wohnte — die auf s. 89 folgende genealogie könnte man in dem fall als einen zusatz auffassen; doch ist das nicht notwendig, denn dort wird *Kelduhverfi* nicht als Þóris wohnort, sondern nur als der seines vaters genannt. — Wie dem aber sei, der verfasser der episode von Grettis abenteuer auf der *Reykjaheidr* war, was ich unten nachweisen werde, derselbe, welcher str. 47 (s. 131), in der Þóris genossen *Kelduhverfi* genannt werden, in die saga aufnahm; er muss also gewusst haben, dass Þórir auf *Garðr í Kelduhverfi* wohnte. Dass ein unarbeiter einen irrtum des sagaschreibers beseitigt, ist nicht auffallend; der unarbeiter der Grettis saga beruft sich häufig auf Sturla Þórðarson, aus dessen Landnáma er die nachricht schöpfen konnte. — Natürlich können die worte *í Adaldal* (89, 21) auch ein ungeschickter zusatz eines abschreibers sein; wenn das der fall ist, haben sie für die geographie der saga gar keine bedeutung. Auf grund des gesagten glaube ich an zusammenhang zwischen dem berichte, *Garðr* liege in Adaldal, und der lokalisierung des s. 146 fgg. erzählten abenteuers auf der *Reykjaheidr* nicht. Ich halte diese lokalisierung eher für zufällig. Der schreiber der episode fügte dieselbe ein nach den worten, die er in der saga vorfand: *hann var ok stundum á Reykjaheidi*, und er liess aus diesem einfachen grunde die geschichte auch dort passieren. Káland wird in der vermutung recht haben, dass sie ursprünglich auf der *Módrudalsheidr* gedacht war. Man beachte seine bemerkung: *her lever en til stedsnarne knytted tradition om et ophold af Grettir for længe tid, hvorom sagaen aldeles intet ved*.

suchen. Daran schliesst sich unmittelbar s. 148, 23 die spukgeschichte auf Sandhaugar, welche s. 155, 4 mit den worten schliesst: *En er Þórir í Gardi hafði af pata nokkurn, at Grettir væri í Bárðardal, þá setti hann menn til hefuds honum.*

Hierzu ist folgendes zu bemerken:

Grettir will Þórir zum besten halten und (147, 2) *tók sér amnan búning* (vgl. 163, 18: *tekr fornan búning heldr vandan* in einer als interpolation erwiesenen stelle), *ok hafði síðan hött niðr fyrir andlitit* (landläufiges motiv, dasselbe s. 123, 22). Die strophe, welche Grettir recitiert, als er nach seiner begegnung mit Þórir zu seinem genossen zurückkehrt, widerspricht in hohem grade seinem furchtlosen charakter, und wozu der genosse überhaupt dient, — wenn nicht um der strophe zu lauschen und sie der nachwelt zu überliefern — erhellet nicht. Stets klagt Grettir, dass er immer allein ist; auch wurde s. 129 ausdrücklich bemerkt, dass er nach dem tode des Þórir raudskeggr niemals mehr mit skógarmenn sich einlassen wollte; der genosse wird s. 148, 18 mit den pferden fortgeschickt, gott weiss wohin, — „*vestr*“ steht in den saga — und Grettir zieht sich wider in das hochland zurück *ok var í dularkuflí* (vgl. oben zu 147, 2). Die strophe, welche Grettir zu Þóris tochter spricht, ist nicht besser als die vorige, und der zusammenhang ist geradezu, was schon Kälund (II, 180) bemerkt, widersinnig. Grettir spricht die strophe vor Þóris wohnung im dorfe; dann reitet ein fremder, der sie hört, (n. b!) nach dem dorfe und erzählt dass Grettir vorübergefahren ist! Nun folgt die spukgeschichte in Bárðardalr. Dass Grettir in diesen jahren noch mit unholden kämpft, ist wenigstens auffallend. Zwar wird das s. 149, 14 — 16 erklärt durch die bemerkung: *ok með því, at honum var mjök lagit at koma af veimleikum eðr aptrgöngum, þá gordi hann ferð sína til Bárðardals* (derselbe wortlaut in dem, wie die erwähnung des Sturla Þórðarson ausweist, interpolierten schlusskapitel s. 208, 17 — 18), das beweist aber nur, dass gegen ende des 13. jahrhunderts oder schon früher eine tendenz sich geltend machte, geschichten dieser art auf Grettir zu übertragen. Man muss doch annehmen, dass Grettir nach seiner begegnung mit Glámr kein grosses bedürfnis mehr empfunden habe, sich mit gespenstern abzugeben; zum überfluss wird auf jeder seite wiederholt, er habe jetzt ein solches grauen vor der finsternis (*myrkfalni*), dass er es nicht einmal aushalte, allein zu sein. Es kommt hinzu, dass Grettir sich in Bárðardalr Gestr nennt, wie auf dem Hegranspinge, was allein schon genügt, um beide geschichten demselben bearbeiter zuzuschreiben. Schliesslich kommen noch die folgenden erwä-

gungen in betracht. Bald nachdem Grettir den Bárðardalr verlassen, kommt er nach Bjarg und vernimmt ereignisse, die schon vor längerer zeit stattgefunden haben. *En því hafði Grettir svá seint spurt þessi tíðendi, at hann fór huldu höfði þá tvá vetr ok þann enn þrjú, sem hann var í Þórisdal, ok hafði enga menn fundit, þá er honum vildi nokkurar fréttir segja.* Diese worte beweisen sonnenklar, dass die episode in Bárðardalr interpoliert ist; sie deuten auf Grettis reise im Süd- und Ostlande (142, 12—14), von der es heisst: *ok bægti honum svá við, at hvergi fekk hann vist ne veru* (vgl. 146, 15—17, oben citiert, wo dieselbe phrase: *fór nú huldu höfði*). Wenn Grettir einen ganzen winter auf Sandhaugar sich aufgehalten hätte, sogar in intimem verkehr mit den bewohnern der gegend, würde man ihm wol auch neues erzählt haben. Ich werde an anderer stelle den nachweis führen, dass auch die chronologie der saga durch diese interpolation zerstört wird.

Die situation ist auch am anfang der interpolation widerum dieselbe wie am schlusse. S. 146, 19 vernimmt Þórir, dass Grettir in der nähe ist, und zieht aus, um ihn zu suchen. S. 155, 4 vernimmt Þórir, dass Grettir in Bárðardalr ist, und *setti hann menn til höfuds honum.* Dazu gesellt sich noch eine widerholung desselben motivs in den beiden episoden, welche die interpolation bilden, s. 148, 16—17: *Setti Þórir þá gistingar fyrir Gretti, hvar sem hann kemí.* Abgesehen von der abgeschmackten einförmigkeit eines solchen stiles, bemerke ich noch, wie undenkbar es ist, dass Grettir einen ganzen winter über in Bárðardalr verweilt und dort grosstaten ausgeführt habe, ohne dass Þórir, der ja wusste, dass er in der nähe war, und noch kurz vorher nach ihm gesucht hatte, davon das geringste vernommen hätte. Der ursprüngliche zusammenhang ist klar. Grettir kommt aus dem osten nach dem Nordlande und versucht sich zu verbergen. Þórir vernimmt, dass er in der nähe ist, und sendet männer aus um ihn zu töten¹. Grettir wird der rat gegeben, sich aus dem staube zu machen; er reist weiter nach dem Westlande. Dann kommt er zu Gudmundr enn ríki, der auf Mjòdruvellir wohnt. Der umarbeiter war es, der nicht nur Grettis charakter unrichtig auffasste, sondern auch Þórir zu einer komischen person herabsinken liess. In der ursprünglichen saga tritt er in dieser rolle nicht auf; man beachte z. b. seine entrüstung über das nftingsverk des Þorbjörn ǫngull, obgleich dieser einen persönlichen feind des Þórir erschlagen hat.

1) S. 155, 4: *En er Þórir* u. s. w. schliesst an 149, 19 *á Reykjaheidi.* Statt *í Bárðardal* (155, 5) stand etwa in der ursprünglichen saga: *þar kominn.*

Grettir kommt zu Guðmundr enn ríki (155, 8). Dieser gibt ihm den rat, sich nach Dráney zu begeben, um vor einem möglichen überfall sicher zu sein. Grettir entschliesst sich, Guðmunds rat zu folgen, erklärt aber, dass er die einsamkeit nicht länger auszuhalten vermöge. Dann begibt er sich nach Bjarg, augenscheinlich in der absicht, von seiner mutter abschied zu nehmen. Das geschieht aber nicht. Grettir verweilt einige tage auf Bjarg, reist dann südwärts nach dem Nordrárdalr und den Breidifjardardalir, beraubt reisende, besteht ein abenteuer mit Þóroddr Snorrason, und reitet dann nach Bjarg zurück, wo er erzählt (158, 19), was Guðmundr ihm geraten hat, und hinzufügt, dass es ihm unmöglich sei, die fahrt allein zu unternehmen. Also vollständiger anschluss an s. 155, 8—23. Illugi begleitet darauf Grettir; es folgt der abschied von Ásdís, eine erzählung von der höchsten poetischen wirkung. Es leuchtet ein, dass hier ein einmaliger besuch Grettis auf Bjarg wiederholt worden ist, um wider eine interpolation einzuschieben¹. Der abschnitt (155, 24 — 158, 11) hat folgenden inhalt:

- 1) 155, 24—26. Empfang auf Bjarg, widerholung von 158, 11 fgg.
- 2) 155, 26—27. Grettir vernimmt Þorsteinn Kuggasons tod. Das geschieht unmittelbar nach seiner ankunft.
- 3) 155, 27. *em — Bárðardal*. Eine anspielung auf die interpolation s. 148—155.
- 4) 155, 27 (*Póttí*)—156, 1. Grettir reitet südwärts um Hallmunds tod zu rächen. Anspielung auf die interpolation s. 142—146.
- 5) 156, 1—4. *En — segja* schliesst unmittelbar an 155, 28 *hoggeat*.
- 6) 156, 4—7. *Sneri — smábænda*. Grettir beraubt reisende und bauern; nichts neues; die mechanische wörtliche copierung von s. 117, 20 (*Lét hann þá enn sópa greipr um eignir smábænda*) fällt auf.
- 7) 156, 8—15. Steinvör auf Sandhaugar gebiert ein kind. Anspielung auf die interpolation s. 148—155.
- 8) 156, 16—158, 7. Episode von Þóroddr Snorrason. Gegen diese episode ist nichts entscheidendes einzuwenden, als dass sie den zusammenhang stört. Dass sie als unhistorisch sich erweist (von Þóroddr, der zu dieser zeit (1028) bereits 43 jahre alt war — er ist im jahre 985 geboren — wird wie von einem ganz jungen und unerfahrenen menschen gesprochen), gibt keinen genügenden anlass sie auszumerzen, denn man hat keinen grund zu der behauptung, dass die ursprüngliche saga nur historische berichte enthielt.

1) Während der ganzen zeit seiner ächtung ist Grettir nicht ein einziges mal auf Bjarg gewesen (sein letzter besuch dortselbst erfolgte unmittelbar nach seiner rückkehr von der zweiten norwegischen reise). Das war kein zufall, sondern er blieb von Bjarg fort, damit seine mutter in ruhe lobe (*engi vandráði skal þér af mér leiða* s. 111, 7—8; dasselbe wiederholt er s. 158, 14: *Grettir kvað hana engar únádir af sér skyldu hafa*). Es hat daher gar keinen sinn, Grettir am schlusse seiner wanderung zweimal nach Bjarg reisen zu lassen; die fahrt von Mǫðruvellir nach Bjarg ist zu gleicher zeit die erste und die letzte.

Dass das nicht der fall war, wird sich auch später zeigen. Die geschichte ist auch stilvoll erzählt, ganz im tone der historischen saga; sie enthält keine romantischen elemente. Das beweist nun freilich nicht, dass sie kein zusatz sein könnte. Jedesfalls steht soviel fest, dass sie an dieser stelle nicht ursprünglich ist, und dass sie entweder von einem umarbeiter geschrieben, oder bei der umarbeitung der saga an einen falschen platz versetzt worden ist. Weil aber für eine solche umstellung kein plausibler grund angegeben werden kann, und die saga sonst von umstellungen keine einzige spur aufweist, kommt mir die erste alternative als die wahrscheinlichste vor¹.

- 9) 158, 8—11. *Grettir — tók*. Wiederholung des berichtes, dass Grettir nicht im finstern allein zu sein wagt.

Wenn man die auspielungen auf erwiesene interpolationen und die episode von Þóroddr Snorrason sowie die wiederholungen beseitigt, so ergibt sich für die ursprüngliche saga eine sehr einfache zusammenhängende darstellung von Grettis besuch auf Bjarg. S. 155, 23—158, 12 sind zu lesen: *Hann létti eigi fyrr en hann kwam til Bjargs. Þar frétti hann víg Þorsteins Kuggasonar; hafði þat ordit um haustit ádr. En þri hafði Grettir svá seint spurt þessi tíðendi, at hann fór huldðu höfði þá þrjá² vetr, ok hafði enga menn fundit, þá er honum vildi nokkurar fréttir segja. Módir hans bauð honum þar at vera.*

S. 123, 14 fgg. reist Grettir, nachdem er einen winter bei Þorstein Kuggason zugebracht, südwärts, um bei Grfmr Þórhallzson auf Gilsbakki ein unterkommen zu suchen. Dieser verweist ihn an den gesetzsprecher Skapti, der südwestlich auf Hjalli wohnt. Darauf reist Grettir in südwestlicher richtung weiter, bis er zu Þórhallr Ásgrímsson, der auf Túnga wohnt, kommt. Auf einmal wendet er sich dann nördlich zu dem gebirge *Kjölur*, wo er den ganzen sommer verweilt, um erst darnach die reise in südlicher richtung zu Skapti fortzusetzen; Skapti erteilt ihm rat. Diese durchaus unvernünftige route macht die überlieferung verdächtig. Der inhalt macht den verdacht zu gewissheit. Ein interpolator fühlte das bedürfnis, noch ein abenteuer mit Hallmundr, der hier unter dem namen Loptr auftritt — dachte er sich

1) Wenn man annehmen wollte, dass die episode vom sagaschreiber verfasst und später an diese stelle versetzt wurde, so könnte man an ein abenteuer auf der Arnarvazheidr denken. Dort hält sich Grettir in den jahren 1018—1021 auf; 1018 war Þóroddr 34 jahre alt. Damit ist freilich nicht viel gewonnen, denn Grettir ist nach wie vor einige jahre jünger als Þóroddr; doch könnte man etwa sein überlegenes betragen seiner grösseren erfahrung und körperkraft zuschreiben. Doch tut man wol besser, auf eine historische erklärung des erwähnten widerspruchs zu verzichten, und schreibt denselben lieber einem chronologischen irrtum der mündlichen überlieferung zu.

2) Für die lesart *þrjá vetr* anstatt: *tvá vetr ok þann enn þrjúja, sem hann var í Þórisdal* werde ich an anderer stelle gründe anführen.

Hallmundr als eine erscheinungsform Lokis? — mitzuteilen. Loptr reisst Grettir den zügel seines pferdes, den dieser gegriffen hat, um ihn zu berauben, aus der hand. Von Loptr heisst es z. 22: *Þessi maðr hafði síðan hatt á höfði* (vgl. oben zu s. 147) *ok sá úglogt í andlit honum* (vgl. oben zu s. 164, 2). Die erzählung enthält weiter nichts merkwürdiges; das widerholte berauben der reisenden wirkt ermüdend.

S. 130, 24—26. *en — Þér* ist eine anspielung auf die oben besprochene interpolation und deshalb zu streichen.

Wie in der interpolation s. 146—148 ist Grettir s. 138—139 auf einem raubzug von seinem bæli auf dem Fagraskógafjall aus von einem menschen begleitet, dessen bedeutung für die erzählung nicht klar ist. Am anfang der episode s. 137, 26 fgg. scheint Grettir allein zu sein; er *fór suðr á Mýrar á ... Lakjarbug ... ok hafði þaðan sex geldinga ... þaðan fór hann ofan til Akra ok rak á brott trau nauð ... ok fór upp fyrir sunnan Hilará*. Die bauern versammeln sich; als sie nahe kommen, heisst es auf einmal: *Grettir var við þriðja mann; hét sá Eyjólfur; er fór með honum, son bónda ór Fagraskógum, ok var róskr maðr, ok enn þriði maðr með þeim*. Es kommt zum kampf; die begleiter tun nichts; Grettir bittet sie, dafür zu sorgen, dass man ihn nicht im rücken angreife, aber auch diese bitte ist überflüssig, denn er hat schon hinlänglich selbst dafür gesorgt, indem er sich von einer landzunge aus verteidigt, auf die er das gestohlene vieh getrieben hat. Nun tötet und verwundet Grettir einige männer, bis die übrigen abziehen; dann tauchen Grettis begleiter wider auf: *Þeir Grettir tóku sér hross ok ridu upp undir fjall, þviat þeir váru allir sárir; ok er þeir kvámu í Fagraskóga, var Eyjólfur þar eptir*. Nun zeigt es sich, wozu Eyjólfur dienen soll. *Þar var bónda-dóttir úli ok spurði at tíðendum. Grettir sagði af et ljósasta ok kvæð vísu*. Es folgt str. 49.

Der bauernsohn aus Fagraskógar ist also in die saga eingeführt, um str. 49 unterzubringen, und doch genügt diese person nicht, ebensowenig wie s. 148 der fremde, dem Grettir auf dem wege begegnet, denn die strophe ist an eine frau gerichtet. Um dem mangel abzuhelfen, wird die tochter des bonden schnell herbeigeschafft, wie s. 148 die tochter Þóris. Das verfahren ist einfach, aber ein wenig zu durchsichtig; wäre es etwas künstlicher, so würde es nicht so leicht gelingen, den ursprünglichen zusammenhang zu entdecken; doch würde es auch dann noch befremden, dass die Mýramenn einen bauernsohn, der zusammen mit einem geächteten menschen sie bestiehlt und bekämpft, bei seinem

vater daheim ruhig sitzen lassen. Für die geschichte der Grettis saga aber ist das ergebnis dieses, dass ein interpolator nicht nur ganze erzählungen, sondern auch einzelne strophen aufnahm und sich nicht scheute, um sie anbringen zu können, den text zu entstellen.

Zu den erzählungen, in denen Grettir sich, um unerkannt zu bleiben, in einen *kúfl* hüllt, gehört auch die, wo er *Sqđulkolla*, das pferd des bonden Sveinn auf Bakki, besteigt und darauf nach Gilsbakki reitet. Doch hängt die beurteilung dieser episode zum grossen teil von der richtigen würdigung der strophen ab; wir besprechen sie daher in anderem zusammenhange.

Nach dem vorhergehenden wird wol niemand die ganze erzählung von Þorsteinn drómunds reise nach Konstantinopel und seinem liebesverhältnis zu Spes in schutz nehmen wollen. Zweifel an ihrer rechtheit auf grund des inhaltes hat u. a. schon Guðbr. Vigfússon (*Ný fêlagsrit* XVIII, 162) ausgesprochen. Man braucht aber nicht soweit zu gehen, den ganzen schluss der saga für eine interpolation zu erklären; altes und neues scheint vielmehr auch hier verschmolzen zu sein. Einen anhaltspunkt bietet die schöne erzählung s. 96—97, wo Þorsteinn drómundr Grettir verspricht, ihn zu rächen. Eine nachricht von der rache ist daher nicht überflüssig. Auch andere sagur, z. b. die *Njála*, schliessen mit der rache, ohne welche das rechtsgefühl der Skandinavier wie das der meisten völker nicht befriedigt war. Dass Þorsteinn nach der herrschenden ansicht in Konstantinopel oder wenigstens am Mittelländischen meere sich aufgehalten hat, beweist der name *drómundr*, denn sei auch das wort im norden bekannt gewesen, allgemein verbreitet war es doch kaum, und die verwendung des wortes als beiname lässt sich nur aus dessen häufigem gebrauch in verbindung mit unmittelbarer anschauung des verglichenen gegenstandes — in casu Þorsteins — erklären. Den namen *drómundr* trägt Þorsteinn nun auch in der ursprünglichen saga¹. Der vermutung, dass wenigstens ein teil der episode echt sein wird, widerspricht der anfang derselben nicht. Dieser ist ruhig erzählt, ohne jede übertreibung und jeden phantastischen schmuck. Auf einmal aber ändert sich der charakter der erzählung und zwar fast unmittelbar nach Þorbjörn onguls ermordung. Þorsteinn wird in ein gefängnis geworfen, wo er verweilen soll, bis er losgekauft wird, oder dem hungertode erliegt. Hier hebt die romantik

1) Es braucht kaum bemerkt zu werden, dass der name eine anticipation ist, — Þorsteinn hiess erst nach seiner reise *drómundr* — welche sich aber von dem standpunkte eines später lebenden geschlechtes leicht verstehen lässt.

an mit der geschichte von dem halbtoten manne, den Þorsteins gesang erquickt; dann folgt beider befreiung durch Spes und das mit elementen der Tristansage ausgeschmückte liebesabenteuer. Hier ist kaum etwas ursprüngliches stehen geblieben. Doch ist es undenkbar, dass die alte saga s. 195, 11 endete, und dass man nicht einmal zu wissen bekam, ob Þorsteinn starb oder ob er erlöst wurde. Es existieren zwei möglichkeiten: entweder ist der alte schluss der saga umgearbeitet, oder er ist durch einen neuen ersetzt. Im zweiten fall ist jede untersuchung überflüssig; wir gehen daher vorläufig von der voraussetzung aus, dass die erste alternative die richtige ist, und untersuchen ob sich spuren der früheren textgestaltung nachweisen lassen. A priori ist es auch wahrscheinlicher, dass der schluss der saga auf dieselbe weise wie die übrigen teile, welche zwar manche zusätze enthalten, wo aber, soweit wir sehen, keine erzählung an die stelle einer andern geschoben wurde, behandelt wurde. Auch auf grund des in den sogur herrschenden geschmackes erwartet man, dass Þorsteinn wol aus dem gefängnis erlöst worden sei. Dass das durch eine frau geschehen sei, ist gar nicht auffallend, und niemand würde an dem berichte, Þorsteinn habe aus Mikligarðr eine frau mitgebracht, welche ihn dort aus dem gefängnis erlöst hatte, sich stossen, wenn das einfach und klar und ohne beimischung romantischer züge erzählt wäre¹. Auch versteht man leichter, dass aus beliebten romanen züge in die saga aufgenommen werden konnten, wenn diese selbst dazu einlud durch die nachricht, Þorsteinn habe in Konstantinopel in intimum verhältnis mit einer frau gelebt, als wenn sie z. b. erzählte, er sei aus dem gefängnis losgebrochen und habe dreissig wächter erschlagen. Also sprechen hypothetische gründe eher dafür als dagegen, dass der Spesar þátrr im engeren sinne einen alten — d. h. schon in der ursprünglichen saga mitgeteilten — kern enthält. Ich gehe zur untersuchung des textes über.

Als Þorsteinn aus dem gefängnis kommt, geht er zunächst zu Spes, aber (197, 5—7) *stundum var hann með Væringjum í herferðum ok reyndix enn mesti fullhugi í qlum framgöngum*. Unmittelbar daran schliesst sich die nachricht (z. 8—9): *Í þenna tíma var Haraldr Sigurðarson í Miklagarði ok kwam Þorsteinn sér í vináttu við hann*. Dieselben beiden berichte in zusammenhang mit einander

1) Doch bemerke ich, dass das motiv von einem helden, der, nachdem er in das gefängnis geworfen, den mut nicht aufgibt und am ende durch ein weib erlöst wird, in romantischen sogur häufig wiederkehrt, z. b. in der Hrólfs saga Gautreks-sonar (Detters ausg. s. 61 fgg.). Ähnlich Sigmundur in der Volsungasaga.

s. 204, 21—26: *Þorsteinn drómundr var með Væringjum, meðan ordrómur lék á málum þessum. Verðr hann svá frægr, at þar þótti varla þvilíkr atgærrismadr komit hafa sem hann. Fekk hann af Haraldí Sigurdarsyni enn mesta heidr, þriat hann virði frændsemi við hann, ok hans ráðum hefir Þorsteinn fram farit, at þvi er menn ætla.* Die Vermutung, dass das verhältnis dieser beiden stellen in derselben weise wie das von Grettis beiden letzten besuchen auf Bjarg zu beurteilen sein wird, ist wol nicht zu kühn. Die berichte wurden widerholt um eine geschichte einzuschieben, ohne den zusammenhang mit dem folgenden verloren gehen zu lassen¹; die eingeschobenen stücke aber enthalten gerade die abenteuer, welche aus der Tristansage herübergenommen sind — des gatten vergebliche versuche, Spes des ehebruches zu überführen — aber auch nichts mehr. Der bonde Sigurdr, Spes' ehgemahl, tritt aber nur in dieser episode auf; vorher und nachher wird er je einmal genannt; das erste mal s. 195, 26—29 vernehmen wir, Spes sei verheiratet, ihr mann heisse Sigurdr, die ehe sei aber nicht glücklich zu nennen. Das ist eine einleitung zu der eingeschalteten episode, welche ohne diese gar keinen sinn hat; aus dem grunde sind die zeilen zu streichen. Unmittelbar nach der letzten erwähnung des Haraldr Sigurdarson wird erzählt, dass Þorsteinn um Spes wirbt, und zwar: *bráðliga eptir þat er Sigurdr var ór landi rekinn.* Da Sigurdr nicht *ór landi rekinn* ist, sind auch die darauf bezüglichen worte ein zusatz; damit ist der bonde Sigurdr eliminiert, und *bráðliga eptir þat* bezieht sich auf Þorsteins erlösung aus dem gefängnis. Daraus ergibt sich zunächst, dass die frau, welche Þorsteinn erlöste, soweit man ersehen kann, unverheiratet war, und man versteht viel besser den einfluss, den ihre verwandten s. 204, 28—30 auf ihre verlobung haben; auch verträgt sich die achtung, welche Spes in Norwegen zu teil wird, besser mit der gewonnenen ansicht von ihren lebensverhältnissen als mit einer vergangenheit wie die s. 197—204 schilderte². Es ist ferner klar, dass wenn s. 197—204 interpoliert sind, auch Þorsteins und Spes' reise nach Rom ein zusatz sein muss, denn diese reise setzt das sündige leben, von dem s. 197—204 berichten, voraus. Daran schliesst sich s. 208, 11—25 die bombastische berufung auf die aussage des Sturla Þórdarson, welche schon aus chro-

1) Dasselbe doppelmotiv: „Þorsteinn unter dem Væringjar — die freundschaft mit Haraldr Sigurdarson“ wird noch einmal zwischen zwei abschnitten der eingeschalteten episode besungen (s. 199, 22—24)!

2) 204, 32 bezieht sich auf die schwierigkeiten, welche Þorsteinn überwunden hatte, um Grettir zu rächen und die lebensgefahr, in der er nachher schwebte.

nologischen gründen nicht alt sein kann. Die vermuthung drängt sich demnach auf, dass die saga ursprünglich s. 205, 27 schloss mit den worten: *þá var liðit frá drápi Grettis Ásmundarsonar sextán vetr.* Dass man sich hier dem schlusse naht, beweist der resumierende ton und die nochmalige erwähnung des helden der saga, nicht nur an dieser stelle, sondern auch z. 14—15¹, wo dasselbe gesagt wird wie s. 208, 19—20, jedoch ohne berufung auf Sturla, ein weiterer beweis gegen 208, 11—25. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass nach 205, 27 noch ein paar berichte über Þorsteins letzte tage und über seine nachkommenschaft mitgeteilt wurden. Einen rest davon sehe ich in 208, 7—10. Die worte (z. 9—10): *en eigi hafa börn hans ne afkvæmi til Íslands komit, svá at saga sé frá gorr* scheinen anzudeuten, dass dem verfasser von Þorsteins nachkommenschaft nichts bekannt war; s. 207, 5—6 aber heisst es (in einer interpolation): *ok er mikil ætt frá þeim komin þar í Víkinni.* Freilich widerspricht das dem anderen berichte nicht direkt, doch ist es sehr unwahrscheinlich, dass beide sätze von demselben schreiber herrühren; ein verfasser, der erzählen wollte, von Þorsteinn stamme ein mächtiges geschlecht in Vík, von dem aber kein einziges glied nach Island gekommen sei, würde wol so vernünftig sein, dass er die beiden berichte in demselben zusammenhang mittheilte und sie nicht durch eine dreissig zeilen lange Romfahrt von einander trennte. Aus diesem grunde halte ich dafür, dass zur ursprünglichen saga der bericht gehört, keine nachkommen Þorsteins seien nach Island gekommen, während ein umarbeiter, der den Spesar þátrr ausschmückte, auch der versuchung, von dem mächtigen geschlechte in Vík zu erzählen, nicht widerstehen konnte. Vík lag ja fern von Island!

Wie mit den beiden berichten über Þorsteins nachkommenschaft und den beiden bemerkungen über das alleinstehende factum, dass eines Isländers tod in Konstantinopel gerächt wurde, verhält es sich mit der zweimal wiederholten bemerkung über Þorsteins körperliche kraft im hohen alter. S. 205, 25: *Þorsteinn drómundr góðix þá hnignandi ok var þó enn hraustasti maðr.* S. 206, 11—13: *Nú var Þorsteinn tveim vetrum meirr en hálfjautugr ok þó hraustr til allra athafna sinna.* Neues enthält der zweite bericht nicht; die sieben und sechzig jahre sind ein rechenexempel — Þorsteinn wurde einige jahre vor der rückkehr seines vaters Ásmundr nach Island geboren, also um

1) *Vita menn varla dæmi til, at nokkurs mannz af Íslandi hafi hefut verit í Miklagarði, annars en Grettis Ásmundarsonar.*

980 (Ásmundr reiste im jahre 984 nach Island); Magnús gódi aber starb im jahre 1047 -- die widerholung aber beweist, dass der bearbeiter s. 205, 25 vorfand, woraus man mit ziemlich grosser sicherheit schliessen kann, was auch auf andere weise begründet wurde, dass s. 205 bis zum schlusse des kapitels (93 der alten ausgabe) noch zu der ursprünglichen saga gehört.

Wie der anfang des Spesar þáttur ursprünglich ausgesehen hat, ist schwer, wo nicht unmöglich zu ermitteln. Die erzählung von dem kranken manne im gefängnis ist allem anschein nach ein zusatz, doch ist sie von dem folgenden nicht zu trennen. Um den kranken zu erheitern, hebt Þorstein zu singen an; das hört Spes im vorübergehen; sie spricht mit Þorsteinn und kauft ihn los. Ist hier bei der umarbeitung etwas verloren gegangen? Ob str. 68 interpoliert ist, entscheide ich nicht; K. Gíslasons vermutung (Njála II, 889), sie gehöre noch dem 12. jahrhundert an, hat für die frage keine bedeutung, da sie in mündlicher tradition bis auf die tage des interpolators existiert haben kann. Übrigens zweifle ich, was ich unten näher erörtern werde, an dem hohen alter der strophe.

S. 169—171 wird erzählt, wie Grettir von Dráangey ans land schwimmt, um feuer zn holen. Die geschichte hat viel ähnlichkeit mit der s. 91 erzählten, doch sind die einzelheiten verschieden, und auch andere erzählungen zeigen untereinander ähnlichkeit, ohne dass eine von beiden deshalb ein zusatz sein müsste. Die bemerkung 169, 25: *þat var vika savar, sem skemst var til lands ór eijunni* ist eine leicht erklärliche widerholung von 160, 24, wol ursprünglich eine randbemerkung eines abschreibers. Die unachtsamkeit Glaums, der das feuer hat ausgehen lassen, wird auch sonst getadelt, s. 178, 29 mit verweisung auf diese begebenheit; äussere kennzeichen der interpolation fehlen. Wir haben keinen grund, die episode auszuschneiden. Doch werden hier zwei stropfen in einem eigentümlichen zusammenhang mitgeteilt. Die tochter des bonden, bei dem Grettir in der nacht ankommt, und eine dienstmagd treten in die stube, wo Grettir schläft. Die magd, welche ungebührliche witze macht, wird von der bauern-tochter bestraft, doch hört sie nicht auf, bis Grettir erwacht und sie ergreift. Er spricht eine unanständige strophe und zwingt die magd neben sich auf die bank. Dann heisst es: *en bóndadóttir hljóp fram*. Das erwartet man nicht; im gegenteil läge es nahe, dass sie sich sofort aus dem staube machte. Die worte dienen dazu, um eine zweite strophe ähnlichen inhaltes anzubringen, welche Grettir zu der tochter des bauern

spricht. Schon K. Gíslason hielt diese vísu für eine jüngere fortsetzung der vorhergehenden; hier zeigt es sich, dass sie auch in der ursprünglichen saga nicht gestanden hat. An die mitteilung s. 170, 30: *Síðan sripti hann henni upp í pallinn* schliesst sich unmittelbar 171, 9: *Grídka cepti hástafum*.

Die oben besprochenen interpolationen enthalten eine anzahl strophen. In mehreren von diesen zeigt sich eine auffallende vorliebe für eine eigentümliche art von umschreibungen. Ein eigenname wird wie ein appellativum aufgefasst, und ein synonymon dieses appellativums an die stelle gesetzt oder auf die gebräuchliche weise umschrieben. Der häufige gebrauch dieses mittels poetischer diction kann nicht zufällig sein; er weist für die verse auf einen gemeinsamen dichter. Wir betrachten str. 43^{1 2}. Dieselbe enthält die folgenden umschreibungen von eigenamen:

stór steypifrer = *Ballfokull*.

hængr grundar = *fiskr grundar* = *ormr* = *Grettir*.

litill steinn ok land hnefa = *Hallmundr*.

Man vergleiche nun die umschreibungen in str. 39—42³.

Str. 39, 2. *marþaks fjörðr* = *sævar þaks fjörðr* = *Ísafjörðr*.

Str. 40, 4. *reymirunur* = *Þorbjörg* (zur erklärung vgl. Sn. E. I, 288);
ähnlich:

Str. 42, 1. *hjálp handa tveggja Sifjar vers* = *Þorbjörg*.

Str. 42, 3. *þrengr þundar bedju* = *þrengr Jarðar* = *ormr* = *Grettir*.

Diese beispiele genügen um darzutun, dass der verfasser der str. 39. 40. 42 und der der str. 43 dieselbe person sind⁴. Daraus folgt wider mit genügender sicherheit, dass str. 39—42 und str. 43 zu gleicher zeit in die saga aufgenommen wurden, m. a. w., dass str. 39—42 interpoliert sind. Der ursprüngliche zusammenhang ist klar genug. Vernunds antwort nach str. 42: *Mikil mun verða ævi þú ok erfíð* hat gar keinen sinn und ist zugleich mit den strophen hinzugefügt; die worte: *ok ferr svá jafnan úeirdarmönnum* vor str. 39 widersprechen Vernunds betragen Grettir gegenüber. Wenn man diese beiden phrasen

1) Man vergleiche die übersichtstabelle unten s. 38.

2) Über str. 44, welche keine kenningar hat, und eine jüngere fortsetzung zu str. 43 zu sein scheint, vgl. unten s. 31.

3) Über str. 41, welche keine kenningar hat, vgl. unten s. 27.

4) Wie Finnur Jónsson (Litt. hist. I, 523) str. 39—42 und andere ähnliche vísur für „echt“, d. h. von Grettir selbst gedichtete, und zu gleicher zeit str. 43 für unecht erklären kann, verstehe ich nicht.

mit den strophen streicht, wird der zusammenhang verständlich; s. 122, 3 schliesst unmittelbar an 120, 28. Vermundr sagt: *lítit lagðiz nú fyrir þik, þríflikr garpr sem þú ert, er vesalmenni skyldu taka þik, ok er þér kent at varaz úvini þína.*

Str. 22—24 s. 59—60.

str. 23, 1—4. *Stálgods bana Regins skáli = Þorsteinn.*

Rauda hafs stórskip = drómundr.

str. 24, 5. *Hlebarðr = Bersi.*

Die strophen wurden hinzugefügt mit der einfachen einleitung: *Svá kvað Grettir.*

Str. 26 s. 67.

z. 1. *Jálfaðr = Auðun* (beide Óðinsheiti).

z. 6. *Gautr = Auðun* (Óðinsheiti).

z. 8. *þinull fjalla = strengr fjalla = ormr = Grettir.*

Bardi's frage, warum Grettir und Auðun kämpften, und seine bemerkung, Grettis betragen sei zu entschuldigen, sind überflüssig, nachdem Grettir Auðun schon losgelassen hat. An 67, 23: *ok líkadi þó illa* schliesst 68, 4: *Mun ek nú göra með ykk, segir Bardi.*

Str. 38 s. 110.

z. 1. *Vedrafjörðr = Hrutafjörðr* (vgl. *Marþaks fjörðr* in str. 39).

z. 3—4. *Ysjungur¹ fangvinnar² Hafla = Þorbjörn.*

Arfs ok Gneista afl = oxnameyin.

Derselbe dichter gibt sich kund. Die strophe ist entbehrlich; den inhalt hat Grettir schon in der prosa mitgeteilt. Nach *þykkja* (110, 28) folgte unmittelbar: *en eigi veit ek* (111, 5).

Str. 47 s. 131.

z. 1 wird ein gewässer auf dieselbe weise bezeichnet wie str. 38. 39.

Vidrisfjörðr = Arnarvatn (*Vidrir = Óðinn; Óðinn = Gollnir* oder *Göllungr; Gollnir* und *Göllungr = qrn*, s. *Jón Þorkelsson*, *Skýringar* s 24). Die erste zeile ist übrigens mit der von str. 38 fast identisch.

Str. 38: *Vard í Vedrafirdi.*

Str. 47: *Vard í Vidrisfirdi.*

Die erzählung gewinnt dadurch, dass die strophe gestrichen wird. Von dem gedichte, welches Grettir auf Hallmundr gedichtet haben soll,

1) So von mir gebessert; *æst* fór hss.

2) Für *fang vinn* der hss.

werden zwei zeilen mitgeteilt mit den einleitenden worten: *ok er þetta þar í*. Dass unmittelbar darauf eine ganze strophe folgt mit der bemerkung: *þessi vísa er þar í*, kann nicht ursprünglich sein. Es kommt hinzu, dass die beiden zeilen, welche str. 46 bilden, einen altertümlicheren eindruck machen als die schlechte strophe und aller wahrscheinlichkeit nach ein refrain zu sein prästendieren; in str. 47 aber kehren sie nicht wider. Also führt auch hier die untersuchung des zusammenhanges der strophe zu demselben resultate wie die ihres stiles.

Schliesslich gehören zu dieser gruppe noch die *Sqðulkolluvisur* str. 31—37 s. 105—107. Hier begegnet

str. 34, 2: *gripr lautar* = *Grettir* (vgl. str. 26, 8: *þinull fjalla*).

Sodann stimmt str. 31, 2 fast wörtlich mit str. 58, 6 (s. 148) überein:

str. 31, 2: *barðviggs nærri¹ garði*.

str. 58, 6: *barðjóds nærri¹ garði*;

die ähnlichkeit würde uns den gedanken eingeben, in str. 59 *barðjós* (equi prorae = *barðviggs*) an stelle von *barðjóds* (*Skeggii filii*) zu lesen, wenn dabei nur ein vernünftiger sinn herauskäme, und wenn nicht „*Bárðr* = *Skeggi*“ auch zur bekannten manier unseres dichters gehörte; die übereinstimmung im ersten worte der beiden zeilen beschränkt sich somit auf den gleichklang. Ferner ist str. 32, 1: *Segðu í breiðar byggðir* von str. 58, 5: *hvar ek ríð um bæ breiðan* nicht zu trennen. Der schluss, dass die *Sqðulkolluvisur* die arbeit des dichters von str. 26 und 29 ist, liegt nahe. Das bestätigt eine nähere betrachtung der stropfen und der erzählung. *dufl* (str. 32, 8) weist nach Jón Þorkelsson (*Skýringar* s. 19) auf die zweite hälfte des dreizehnten jahrhunderts als frühest mögliche entstehungszeit; die reime *hellr* (für *heldr*) — *bellinn* (str. 31, 8), *blán* — *hánum* (str. 33, 8), *slægr* — *bæjum* (reim *g-j*)² sind kaum älter. Ferner hat *Grettir* sich in der erzählung, wie in mehreren interpolationen verkleidet, und zwar hat er einen *kúfl* angezogen (vgl. den *dularkúfl* s. 148, 19). Als ästhetisches argument, welches freilich für die beweisführung an dieser stelle leicht entbehrlich ist, aber der vollständigkeit halber angeführt sei, gilt noch, dass die erzählung mit der stimmung, in der *Grettir* zur zeit sich befindet, in grellem widerspruch steht. Zwar ändert *Grettir*, nachdem er die dreifache unglücksbotschaft (s. 104, 15—17) vernom-

1) Die variante *ok nær* scheint metrisch aber nicht stilistisch richtiger zu sein; sie sieht wie eine wenig gelungene conjectur aus.

2) Das älteste beispiel eines solchen reimes (*egi* — *byjar*) bei Sturla Þórðarson (*Finnur Jónsson*, *Litt. hist.* II, 105).

men hat, in keiner weise sein betragen und ist froh wie zuvor, doch zeigt es sich bald, dass sein sinn nicht gerade nach vermummung und possen stand. Dass die geschichte ein zusatz ist, steht also wol fest; schwieriger ist es, im einzelnen zu ermitteln, wie sie angebracht wurde. Man wird nicht fern von der wahrheit sein, wenn man die folgenden abschnitte ausscheidet:

s. 104, 30—105, 1: *Sveinn — Söðulkollu.*

s. 105, 3—4: *Hann — svá.*

s. 105, 9—107, 8: *Vinumenn — ferð.*

s. 107, 12—29: *hann — vel.*

Doch ist es nicht unmöglich, dass bei der umarbeitung etwas fortgelassen wurde.

Dass str. (I—IV) s. 179—180 interpoliert sind, nehme ich als bewiesen an. Das geht hervor aus dem verhältnis der handschriften, auf welches ich hier nicht eingehe, und aus dem umstande, dass sie noch jünger als die übrigen interpolierten strophen sind, was ich unten nachweisen werde.

Von den 73 strophen — halbe und viertelstrophen einbegriffen — welche in den handschriften der saga überliefert sind, wurden bisher 40 bis 41 als interpoliert erkannt, und zwar:

als die arbeit eines dichters str. 22—24. 26. 31—40.

42. 43. 47. 58. Zusammen 18 strophen

als teile einer längeren interpolation oder den zusammenhang störend str. 41. 44. 45. 49—57 b. 59—62.

64. (I—IV) 22 „

als zweifelhaft str. 68 1 „

Zusammen 41 strophen

Es bleiben 32 strophen übrig, für welche der nachweis ihrer ursprünglichkeit nicht geführt wurde, von denen aber durchaus nicht feststeht, dass sie zur saga gehören. Vielmehr erhebt sich aus den gewonnenen resultaten der verdacht, dass ein beträchtlicher teil jener strophen wie die übrigen erst bei der umarbeitung in die saga werden geraten sein, und dass die ursprüngliche Grettis saga nur eine sehr geringe anzahl vísur, vielleicht sogar nur einige kvíðlingar enthielt. Ich will den versuch machen, durch eine untersuchung über das alter und das gegenseitige verhältnis der strophen, welche auch in anderer hinsicht fruchtbar sein dürfte, diese frage zu beleuchten und ihrer lösung nahe zu bringen.

Von den gewonnenen resultaten ausgehend teile ich vorläufig die strophen in die folgenden gruppen ein.

1. Gruppe *a* enthält eine halbe strophe und drei zweizeilige kvíðlingar, die schon durch ihre unbeholfenheit ein höheres alter verraten. Es sind str. 8, in der Grettir sich rühmt, dass er seines vaters küchlein getötet hat; str. 13; str. 46 und die nicht von Grettir gesprochene str. 2¹.
2. Gruppe *b*. Einige strophen in der geschichte von Grettis vordahren, welche in gewisser hinsicht eine erzählung für sich bildet. Es sind str. 1—7, mit ausnahme von str. 2, welche zu gr. *a* gezählt wird.
3. Gruppe *c* enthält diejenigen interpolierten strophen, welche als die arbeit eines dichters erkannt wurden, str. 22—24. 26. 31—40. 42. 43. 47. 58.
4. Gruppe *d* enthält die übrigen als interpoliert erkannten strophen 41. 44. 45. 49—57 b. 59—62. 64 (I—IV), nebst str. 68.
5. Die übrigen strophen bilden gruppe *e*.

Diese gruppierung deutet kein chronologisches resultat an, sie soll nur die untersuchung erleichtern. Es fragt sich, ob diese gruppen untereinander durchgreifende unterschiede aufweisen.

Wir betrachten zunächst die reime. Hier zeigt sich sofort ein gegensatz innerhalb der gruppe *b*; einerseits gehen str. 3. 4, andererseits str. 5. 6 zusammen, während str. 1. 7 nichts merkwürdiges bieten. Das folgende is zu bemerken:

e und *æ* im reime begegnen innerhalb der gruppe *ab* abgesehen von str. 5. 6 nicht.

In str. 5. 6 je einmal der reim *æ* — *e* (nicht *æ*).

sæfarinn — *æfi*.

ræfr — *bensæfar*.

In der gruppe *c* einmal *æ* — *æ*:

str 33, 4 *slægr* — *bæjum*.

In der gruppe *d* zweimal *æ* — *æ*:

str. 27, 6 *-sætendum* — *mæta*.

64, 4 *hælin* — *mæla*.

einmal *æ* — *æ*:

str. 48, 2 *-flædar* — *græða*.

1) Ein ähnliches verslein wird Flat. I, 223 mitgeteilt:

Hann gaf Tréskegg trólum;

Torf-Einarr drap Skurfu (l. *Skorfu*).

In der gruppe *e* dreimal *æ* — *æ*:

str. 20, 2 *hræddr* — *blæddi*.

21, 8 *-hælin* — *kappmælum*.

29, 2 *Snækollx* — *rækis*.

Die oben aus str. 5. 6 angeführten beispiele reimen etymologisches *w* mit *f* (*ð*). Das kommt in keiner der andern stropfen vor; dagegen *f* — *f*, und zwar stets mit folgendem mitreimenden consonant innerhalb der gruppen *c d e* häufig (*c*: str. 32, 8. 33, 6. 36, 4. 38, 4. *d*: str. 61, 8. 62, 2. *e*: str. 14, 2).

Für die gruppen *de* ergibt sich, soweit nicht innerhalb jeder einzelnen gruppe wichtige unterschiede anzunehmen sind, wozu kein grund vorhanden zu sein scheint, dass der unterschied zwischen *æ* und *æ* aufgehoben ist. Für die gruppen *abc* erhellt das aus den angeführten beispielen nicht; der einmal vorkommende reim *æ* — *æ* beweist für die gruppe *c* nichts; für die stropfen 5. 6 darf man annehmen, dass der unterschied noch vorhanden ist, sofern andere gründe dafür sprechen. Für die beiden stropfen eigentümlich ist der übergang von intervocalischem *w* in einen labialen spiranten.

Innerhalb der gruppen *ab* mit ausnahme vor str. 5. 6 werden schwere ableitungssilben im reime häufig verwandt:

str. 3, 8 *þrekvandr* — *hyggjandi*.

4, 4 *grand* — *Súgandi*.

8, 2 *ving* — *kjúklingum*.

13, 2 *fingr* — *kyrþingum*.

Von anderer betonung kein einziges beispiel. Anders in str. 5. 6:

5, 4 *-hressanda* — *þessum*.

6, 2 *-hvitinga* — *ritar*.

In der gruppe *c*

str. 47, 6 *keldhverfinga* — *erfa*.

In der gruppe *d* einmal suffixbetonung:

str. 62, 8 *sviptendr* — *kendu*

gegen dreimal betonung der stammsilbe:

str. 57, 6 *vinnendr* — *finna*.

62, 2 *heffendr* — *nefjum*.

68, 2 *herðendr* — *gerða* (*d* oder *e*).

In der gruppe *e* ausschliessliche betonung der stammsilbe:

str. 12, 4 *beidendr* — *leidar*.

14, 6 *-skreytandi* — *neytir*.

17, 2 *-rýrandi* — *skýru*.

- str. 25, 6 -*ridandi* — *sidan*.
 27, 2 -*kennandi* — *þrenna*.
 27, 6 -*scetendum* — *mæta*.
 48, 8 *fisandi* — *Gíslí*.

Hier stellen sich str. 5. 6 positiv auf die seite der gruppen *cde*, während dieselben untereinander keinen unterschied von einiger bedeutung aufweisen.

Sonst ist aus den reimen wenig zu ersehen. Formen wie *tröll* (str. 2, 2), *gjörði*, *gjörvar* (str. 20, 4. 28, 8) gegenüber *gerðiz* (str. 25, 2) sind für unseren zweck bedeutungslos. Ein geringeres alter lässt sich für str. 28 schliessen aus dem reime *lǫng* — *slǫngvi* (vgl. str. 3, 3 -*slǫngvir* — *ongva*). Str. 5 bietet das älteste beispiel von *flýja* (*flýit* — *nýjast* z. 6), s. K. Gíslason, *Njála* II, 969. Für die beurteilung von str. 6 kommt noch z. 6 *vómr* (alt *vámr*) im reime mit *sóma* in betracht, was gleichfalls auf eine jüngere entstehungszeit (13. jahrhundert) weist¹. Derselben oder einer etwas späteren zeit gehört str. 12 nach ausweis von z. 1: *auðgir* (für *auðgir*) an.

Stilistisch zeigen mehrere stropfen eigentümlichkeiten, welche auf eine gemeinsame heimat und entstehungszeit zu deuten scheinen, doch vielleicht nicht alle auf dieselbe weise zu beurteilen sind; auch einige unterschiede zeigen sich hier, ohne dass es möglich wäre, scharfe grenzlinien, auf die eine chronologische gruppierung gestützt werden könnte, zu ziehen. Von einzelnen wörtern und formen sind zu nennen *þvísá* (str. 4, 8), sonst in der saga nicht belegt; doch enthalten mehrere der anderen stropfen dem ausdruck *skáldi þvísá* (= mir) analoge beispiele; str. 5, 4: *fleinhvessanda þessum*; str. 57, 3: *þessum þegni*; str. 41, 3: *þessu skáldi*; zu vergleichen sind auch str. 3, 7: *þegn* (= ich); str. 59, 7: *skáldi* (= mir). Das sind kaum alles nachbildungen von str. 3. 4; die ausdrucksweise ist auch auf die *Grettis saga* nicht beschränkt; doch fällt ihre häufigkeit auf und weist auf einen historischen zusammenhang der betreffenden stropfen.

Str. 7, 7 *ímun* ist ein ziemlich seltenes wort, das noch in der *Haustlǫng* und in dem jungen *Orms þátr Stórolfssonar* (Flat. I, 528) belegt ist; str. 29, 3 hat *ímunbukl*. Obgleich andere zusammensetzungen mit *ímun* in der skaldensprache gebräuchlich sind, muss wol innerhalb derselben saga an gemeinsamen ursprung oder nachbildung gedacht werden.

1) Die seltene form *vómr* kommt auch in der *Harðar saga Grímkelssonar* (Ísl. s. II, 50) vor, in einer strophe, welche kaum vor dem ende des 13. jahrhunderts gedichtet sein kann.

Besonders beliebt sind zusammensetzungen eines participium praesent. mit einem vorhergehenden substantiv, welches das syntactische object des verbums ist; in den meisten fällen geht ein genetiv, der die kenning vervollständigt, unmittelbar voran — die zusammensetzung findet sich stets am anfang der zweiten zeile einer vierstrophe, der genetiv steht am schluss der ersten zeile; str. 14, 5—6: *darra dómskreytandi*, 17, 1—2: *báru blíkryrandi*, 27, 1—2: *Mistar mótkennandi*; ähnlich ohne vorhergehenden genetiv str. 5, 4: *fleinhressanda*, 27, 6: *farselendum*. Zufällig ist das kaum; wie vorsichtig man aber bei der beurteilung eines solchen verhältnisses sein muss, zeigt str. 25, 5—6. Diese strophe gehörte ursprünglich in die *Fóstbrædra saga*; doch steht hier: *vágs viggríðandi*, wo freilich der genetiv *vágs* nicht unmittelbar vorhergeht¹.

Auffallende übereinstimmung im wortlaute zweier zeilen ist nicht selten². Str. 21, 8 lautet *allhælinn kappmættum*; str. 63, 4: *hælin satt at mæla*. Str. 18, 1 lautet: *Fekk í firna dökkum*; str. 59, 1: *Gekk í gljúfrít nökkva* (var. *dökkva*), und zwar beide male am schlusse einer ähnlichen erzählung. Str. 45, 6 lautet: *endr dró mér ór hendi*; str. (III), 6: *endr af Grettis hendi*. Str. 35, 8 lautet: *drengur sá rekaz lengi*; str. (II), 4: *drengur *á skutí* lengi*. Str. 32, 2 lautet: *bráðlyndr at þú fyndir*; str. (IV), 6: *einlyndum þótt mik fyndi*. Str. 31, 6 lautet: *fullsterkr sváðilverkum*; str. (IV), 2: *þegn sterkr sváðilvrerka*. Str. 30, 5 lautet: *þó skal margr í morgin*; str. 61, 1: *Duliz hefr margr í morgin*. Ein ähnliches verhältnis führte bei str. 31 und 58 im zusammenhang mit anderen kennzeichen zu dem resultat, dass der dichter jener beiden stropfen dieselbe person sei; hier wäre der schluss etwas voreilig, da, wo das gegenteil nicht feststeht, immer die möglichkeit, dass nachbildung vorliegt, offengelassen werden muss. Wo es aber feststeht, dass die übereinstimmenden stropfen zeitlich nicht weit von einander stehen können, wird jene möglichkeit dadurch beinahe ausgeschlossen. Dies ist nun tatsächlich der fall mit str. 21 und 63, für welche die reime einerseits, andererseits die abfassungszeit der umgearbeiteten saga die entstehungszeit ziemlich eng limitieren; auch

1) In den versen der *Fóstbrædra saga* begegnen mehrere ähnliche bildungen: s. 22 (ed. Gíslason): *margrjóðanda fetils stíga*; s. 24: *vudlínns rjóðandi*; s. 32: *unnýsandi árkyndils*; s. 45: *jóstýrandi hlýra*; s. 109: *grstíklandi*. Das beweist noch keinen zusammenhang mit der Gr. s., zumal da solche bildungen keine seltenheit sind und nur ihre häufigkeit in derselben schrift zu schlüssen berechtigt; vgl. aber unten s. 32 fgg.

2) Die beispiele innerhalb der gr. c wurden schon angeführt.

für str. 30 und 61, wie sich unten zeigen wird. — Ferner scheinen einige kleinere eigentümlichkeiten, welche nur durch die wiederholung auffallen, schwerlich auf nachbildung beruhen zu können und — soweit die übereinstimmung nicht zufällig ist — auf einen gemeinsamen dichter zu deuten. Solche sind anfänge von strophen und halben strophen, wie str. 1, 5: *Hykk, at þegnum þikke*; str. 11, 1: *Hygg, at hlýp til Skeggja*; str. 12, 1: *Hygg, at heiman þjuggu*; bei str. 11 und 12, die in der reihenfolge unmittelbar aneinander schliessen, und wo die ähnlichkeit noch grösser ist als die mit str. 1 (*Hygg* str. 11. 12 gegen *Hykk* str. 1), ist der zufall wol ausgeschlossen. Auffallend sind auch: str. 3, 1: *Sé[þu]hvárt sár þín bleða*; str. 15, 1: *Statt[þu] upp ór gref, Grettir*; str. 15, 3: *Mínt[þu] á mál við svanna*; str. 32, 1: *Segðu í breiðar byggðir*; str. 33, 1: *Sátt[þu], hvar reid enn reitni*; obgleich solche zeilen auch anderswo vorkommen (K. Gíslason, *Njála* II, 921). Anklänge in bezug auf den inhalt finden sich hie und da; man vergleiche str. 27, 5—6 mit str. 57, 5—6; str. 6 mit str. 7; doch ist darauf kein sonderlicher wert zu legen. Einige strophen gehören paarweise zusammen: str. 15 und 16, 66 und 67; die frage bedingt hier die antwort; bei anderen, z. b. den schon besprochenen str. 63 und 64 scheint die zweite strophe eine jüngere fortsetzung der vorhergehenden zu sein; ein ähnliches verhältnis ist möglich zwischen str. 59 und 60, 61 und 62, 17 und 18, 20 und 21, und wird unten für str. 57 und 57b nachgewiesen werden.

In diesem zusammenhang müssen noch ein paar nachbildungen älterer poesie genannt werden. Str. 61, 5—6: *skotil er heldr fyr hólða hvassorda leikbordi* verrät nachahmung von Grógaldr 3, 1: *Ljótu leikbordi skaut fyr mik en levísa kona*. Str. 30, 6: *mótrunnr Heðins snótar* hat eine strophe aus den *Pverárvisur* Sturla's (Sturl. II, 215) zur voraussetzung, wo der kampf: *þingmót Heðins snótar* genannt wird. Da die strophe Sturla's nach 1255 gedichtet wurde, kann str. 30 nicht viel älter als str. 61 sein, und muss in zusammenhang mit der oben s. 24 angeführten übereinstimmung demselben dichter wie diese zugeschrieben werden.

Einige auffallende ähnlichkeiten zwischen strophen der Grettis saga und der *Fóstbrœðra* saga, aus denen sich für die mehrzahl der verse keine chronologischen schlüsse ziehen lassen, werden besser in einem anderen zusammenhang besprochen.

Der satzbau ist in den strophen der Grettis saga ziemlich verschieden; doch ist eine bestimmte gruppierung in dieser hinsicht unmöglich. Am deutlichsten unterscheiden sich die verse der gruppe *a* durch

ihren einfachen satzbau, eine folge ihrer kürze und ihres inhaltes. In den übrigen strophen ist die manier der skalden, zwischensätze zu bilden, vorherrschend; zuweilen begegnen deren sogar zwei in einer halbstrophe (str. 1. 9 erste hälfte); auch werden teile eines zwischen-satzes von einander getrennt (str. 4. 38 zweite hälfte); doch ist aus der einförmigen weise, in der die mehrzahl solcher sätze angebracht ist, leicht zu ersehen, dass man es mit epigonenpoesie zu tun hat. In vielen strophen sinkt der stil beinahe zur prosaischen wortfolge; in einigen bildet sogar jedes zeilenpaar einen besonderen satz. Beispiele bieten schon str. 3 (erste hälfte), str. 5 (zweite hälfte); in den gruppen *cde* sind die beispiele häufig, z. b. str. 19. 31 (erste hälfte), 33. 47. 49. 59. 63 (zweite hälfte), 21. 27. 57. 57b. 60. 61 ganz. In str. 36. 37 werden die kurzen perioden durch den inhalt bedingt. Andererseits gehören zu jeder dieser drei gruppen strophen, welche in dieser hinsicht nach dem gewöhnlichen skaldischen muster gebaut sind, z. b. str. 38. 45. 10. Es ist aber nicht erwiesen, dass die nachlässig gebau-ten strophen, deren wortfolge der prosaischen nahe kommt, jünger als die übrigen sind; wir werden im folgenden sogar in bezug auf ein-zelne visur zu dem entgegengesetzten resultate gelangen.

So wenig die vorstehende untersuchung in mancher hinsicht ein-getragen haben mag, so ergibt sich doch aus ihr für das alter der verse das folgende. Die einteilung in gruppen, von der wir s. 21 aus-giengen, ist keine chronologische, sondern zum teil eine rein zufällige durch den lauf der untersuchung der interpolierten episoden bedingte. Eine ältere schicht scheinen nur die strophen der gruppe *a* sowie in der gruppe *b* str. 3. 4 zu bilden. Wie alt sie sind, ist schwer zu sagen; sie mögen noch aus dem 12. jahrhundert stammen. Eine anzahl der den gruppen *d e* zugehörigen strophen sind, wie u. a. der reim von *æ* zu *œ* ausweist, nicht älter als die zweite hälfte des dreizeh-nen jahrhunderts; dasselbe gilt von sämtlichen strophen der gruppe *c*, obgleich hier zufälligerweise ein beispiel des reimes *æ* — *œ* nicht belegt ist (vgl. auch die ausführungen oben s. 19); diesen drei gruppen stehen auch str. 5. 6 nicht fern, während sich das alter der str. 1. 7 schwie-riger bestimmen lässt; vielleicht nehmen sie eine mittelstellung ein; auffallende übereinstimmung mit strophen der gruppen *cde* zeigen sie nicht. Die strophen dieser drei gruppen berühren sich vielfach; auffallende ähnlichkeiten zeigen, dass mehrere dieser visur von dem-selben dichter verfasst wurden, doch hat man keinen grund für die annahme, dass die strophen der gruppen *de*, wie die der gruppe *c*

alle von demselben dichter herrühren. Also ist die möglichkeit, dass einzelne stropfen der gruppen *de* älter als die übrigen sind, nicht ausgeschlossen. Dass das in der tat aber der fall ist, werde ich nun nachweisen; zu gleicher zeit wird es sich zeigen, dass einzelne interpolierte stropfen bedeutend älter als die umarbeitung der Grettis saga sind.

Str. 57 wird nicht nicht nur in unserer saga, sondern auch in den handschriften der Landnámabók (Ísl. s. I, 231) mitgeteilt¹. Schon Sturla's bearbeitung der Landnáma enthielt die strophe; diese ist also älter als die umarbeitung der Grettis saga, welche nach Sturla's tode angefertigt wurde. Da sie in der ursprünglichen Grettis saga nicht mitgeteilt wurde, muss Sturla sie aus mündlicher überlieferung gekannt und für echt gehalten haben — dass er sie selbst fabriciert und nachher seinem historischen werke einverleibt haben sollte, ist undenkbar —, und dies beweist, dass sie um die mitte des 13. jahrhunderts ziemlich verbreitet war. Ihre entstehung ist daher in die erste hälfte des jahrhunderts hinaufzurücken. Sie muss also auch älter sein als die stropfen, welche *e* und *æ* nicht unterscheiden, und als str. 30, welche eine strophe Sturla's voraussetzt (siehe oben s. 25).

Von str. 62 werden die ersten vier zeilen in der Snorra Edda (I, 424) mitgeteilt, und zwar in allen handschriften, was gleichfalls auf die mitte des 13. jahrhunderts weist. Dass der bearbeiter der längeren Grettis saga die halbe strophe der Snorra Edda entnommen und vier zeilen hinzugedichtet habe, ist nicht anzunehmen; er hat wol dieselbe mündliche quelle benutzt wie diese.

Zu den etwas älteren stropfen ist auch str. 41 zu zählen. Von str. 39. 40. 42, mit denen zusammen sie aufgenommen wurde, unterscheidet sie sich dadurch, dass nur sie keine umschreibungen hat. Das beweist freilich noch nicht, dass sie älter als jene ist. Doch ist zu bemerken, dass sie schwerlich eine jüngere fortsetzung einer anderen strophe sein kann, wie z. b. str. 44 eine fortsetzung zu str. 43 zu sein scheint, weil sie in der mitte eines mehrstrophigen gedichtes steht; auch ist sie nicht pompös, wie jene strophe, sondern einfach. Es kommt

1) Die strophe umfasst in den handschriften der Landnáma 10 zeilen, — nach z. 6 folgen zwei zeilen, welche in ACE der Grettis saga fehlen. Die vorlage einer handschriftengruppe, welche ich *βbD* nenne (vgl. die einleitung der demnächst erscheinenden ausgabe) hat die beiden zeilen aus Sturla's werk aufgenommen. Dass schon der umarbeiter der Grettis saga sie aufnahm, ist nicht bewiesen; wir wissen nicht einmal, ob er die Landnáma als quelle benutzt hat. Die sechs zeilen, welche in der ausgabe von 1859 folgen und dort mit den beiden letzten zeilen von str. 57 eine strophe (57b) bilden, stammen aus der Hauksbók und sind also vor dem anfang des 14. jahrhunderts nicht nachzuweisen.

nun ein umstand hinzu, der auf die strophe ein eigenes licht wirft. Sie wird nämlich in einer redaction der Fóstbrœdra saga (ed. Gíslason, s. 4) citiert ohne str. 39. 40. 42, und zwar wird sie dort ein *kvidlingr* genannt. Das scheint zu beweisen, dass sie dem bearbeiter jener redaction ausser zusammenhang mit jenen stropfen bekannt war, was für ihr höheres alter spricht. Aus diesem grunde halte ich dafür, dass str. 39. 40. 42 hinzugedichtet wurden, als str. 41 aus der mündlichen überlieferung in die schriftliche tradition übergieng. Die strophe ist somit bedeutend älter als die der gruppe *c*.

Obgleich es also feststeht, dass einzelne stropfen der Grettis saga älter als die hauptmasse sind, glaube ich doch nicht, dass str. 68, wie K. Gíslason (Njála II, 889) auf grund des umgelauteten vocals in *hugarrakkum* (z. 8) reimend mit *umblakks* annimmt, schon im zwölften jahrhundert vorhanden war. Dass die strophe, welche für die geschichte von Spes, sei es auch, bevor dieselbe umgearbeitet wurde, gedichtet zu sein scheint — die frau wird darin angeredet¹ — eine so auffallende sonderstellung einnehmen sollte, ist nicht wahrscheinlich; zu einer mehr befriedigenden auffassung gelangt man durch eine geringe emendation, wenn man z. 5—8 liest:

*ádr heardyggum² hjuggu
herðendr fetils gerða
axla fót af ýti
umblakks hugarrakkir³.*

Auch das hohe alter der str. 63 muss bezweifelt werden, wenn das *sía* (z. 4) der hss., welches K. Gíslason (Njála II, 260) als *sía* erklärt, schreibfehler für *sia*, d. h. *sýna* ist, was der zusammenhang anzudeuten scheint⁴.

Ich habe s. 17 fgg. den nachweis geführt, dass alle stropfen der gruppe *c* die arbeit eines einzigen dichters sind. Es fragt sich, was jemand dazu bringen konnte, diese stropfen zu dichten. Wenn die saga richtig erzählt, ist Grettir selbst der dichter. Wenn das nicht der

1) Zwar kann man annehmen, dass sie ursprünglich an eine andere frau gerichtet war; doch wäre eine solche annahme willkürlich, und es wird dadurch die wahrscheinlichkeit, dass die strophe so ausserordentlich alt sei, nur wenig grösser.

2) Für *heardyggvir*.

3) Für *hugarrakkum*. Ein beispiel eines ähnlichen fehlers in der überlieferung wie hier vermutet wird, — wo freilich eine richtigere lesart daneben bezeugt ist — bespricht Gíslason a. a. o. s. 127.

4) Für *æskirúðr qreðrs kann sýna gorrva fyrir qðrum sverð í hári* „nur wenige leute zeigen vor anderen (in der gegenwart anderer) penem“. Wenn man statt *sýna sía* liest, sind die worte *fyr qðrum* in hohem grade unnatürlich.

fall ist — und die frage bedarf keiner weiteren discussion — so muss doch für den dichter zwischen allen diesen strophen ein zusammenhang existiert haben. Ein solcher nun war ausschliesslich in der prosaerzählung gegeben. Es scheint mir einleuchtend, dass der dichter jemand war, der sich mit der Grettis saga beschäftigte. Und dass er im ausgehenden dreizehnten jahrhundert lebte, hat sich gleichfalls ergeben. Daraus aber lässt sich schliessen, dass der dichter jener strophen niemand anders als der umarbeiter der saga war. Nach seinem namen zu forschen, wird, bei der durchgehenden anonymität der verfasser und bearbeiter isländischer familiensgur, wol eine vergebliche arbeit sein; doch lässt sich so viel sagen, dass er ein schüler Sturla's gewesen sein muss, daher er sich denn auch stets auf dessen aussage beruft¹.

Es ist wahrscheinlich, dass dieser dichter noch andere strophen gedichtet hat; doch ist es schwer, im einzelnen zu entscheiden, welche. Leichter ist es, über seine redactionswirksamkeit einen überblick zu gewinnen. Wir wissen, dass er abgesehen von etwaigen jüngeren abschnitten, alle interpolationen, also auch die strophen der gruppe *d* aufgenommen hat, und von der gruppe *e* alle diejenigen strophen, deren alter beweist, dass sie nicht zur ursprünglichen Grettis saga gehören können, also zunächst wol alle, welche *a* mit *æ* reimen, str. 20. 21. 27. 29. Ferner str. 28, welche *q* und *ø* reimt; str. 30, welche nach 1255 gedichtet wurde; wie es scheint auch str. 12, welche (z. 2) die form *audigir* aufweist, und str. 11, welche von demselben dichter wie str. 12 herzurühren scheint. Es bleiben str. 9. 10. 14—19. 48. 63. 65—67. (68?) übrig, von denen einige etwas älter sein und schon in der ursprünglichen saga gestanden haben mögen, obschon dafür jeder beweis fehlt und sie durchaus denselben eindruck machen, wie die übrigen. Wir entscheiden das im einzelnen nicht².

Es kann nun wol als bewiesen angenommen werden, dass die Grettis saga nur sehr wenige strophen — im ganzen, die bruchstücke mit einbegriffen, etwa 10 bis 20 — enthielt, und dass die übrigen von einem interpolator aufgenommen wurden. Einige strophen schöpfte er

1) Man könnte die frage aufwerfen, ob nicht Sturla selber der dichter sein kann, doch haben die verse, abgesehen von str. 30, 6, mit Sturla's poesie gar keine ähnlichkeit, sodass die auffassung, dass ein schüler Sturla's sie dichtete, als die natürlichere erscheint.

2) Die strophen der gruppe *b* scheinen schon in der ursprünglichen saga gestanden zu haben. Str. 5. 6 sind zweifelsohne die jüngsten visur dieser schicht; str. 5 aber ist im zusammenhang unentbehrlich, und str. 6 darf wol von 5 nicht getrennt werden (vgl. oben). Doch liesse sich an str. 7 auf grund der ähnlichkeit zwischen 7, 7 und 29, 3 zweifeln.

aus der mündlichen tradition; die übrigen dichtete er hinzu. Die zeit, in der die umarbeitung zu stande kam, kann ziemlich genau bestimmt werden, indem einerseits das todesjahr Sturlas 1284, andererseits eine gruppe jüngerer strophen, von der es sich zeigen wird, dass sie um 1300 vorhanden war, eine grenze bilden.

Die bisherige untersuchung wollte, indem sie den umfang der interpolierten prosastücke annähernd festzustellen und das alter der einzelnen strophen zu bestimmen suchte, ein bild davon gewinnen, wie die saga vor der bearbeitung beschaffen war und welche gestalt sie durch diese erhielt. Nunmehr erhebt sich die frage, ob keine strophen jünger als die umarbeitung der saga sind, und im zusammenhang damit die, ob alle interpolationen von demselben bearbeiter herrühren. Die antwort auf die zweite frage lautet bestimmt: nein.

Dass mehr als ein interpolator an der Grettis saga tätig gewesen ist, zeigt das schlusskapitel. Dieses, wo Sturla als gewährsmann genannt wird, ist, wie sich versteht, nicht ursprünglich. Es werden hier drei gründe angegeben, weshalb Grettir nach Sturla's meinung von allen geächteten Isländern der merkwürdigste gewesen sei: erstens war er der klügste *sekr madr*, zweitens der stärkste, drittens wurde sein tod in Konstantinopel gerächt. Dann fährt der schreiber fort: *ok þat með, hverr giptumaðr þorsteinn drómundr varð á sinum efstum dogum, sá ein sami, er hans hefndi*. Die worte stehen in diesem satze vollständig bedeutungslos und zerstören den zusammenhang. Sie wurden von dem bearbeiter des Spesar þátrr hinzugefügt, um das zeugnis Sturla's auch für seine erzählung gelten zu lassen; dieser bearbeiter war also mit dem schreiber des kapitels nicht identisch.

Der zweite umarbeiter ist ein romantiker. Ein künstler ist er nicht; er schreibt einen durchaus schlechten stil, an dem man ihn sofort widererkennt als den schreiber der episode von Hallmunds tod. Ein grosses kopiertalent hatte er; die geschichte der Spes entnahm er einem Tristanroman¹, die von Hallmundr schrieb er, als ihm der atem ausgieng, aus der Orvar-Odds saga aus. Der abstand in stil und ton ist zu gross, als dass man glauben könnte, der in vielen hinsichten talentvolle verfasser der übrigen interpolationen, habe diese fade geschichte geschrieben. Der zweite umarbeiter ist auch der dichter der durchaus unbedeutenden str. 50—56, welche von der prosa gar nicht getrennt werden können, und, was die überlieferung beweist, ohne

1) 200, 4 *speja* weist auf eine deutsche quelle. Direkter zusammenhang mit nordischen versionen der Tristansage scheint nicht zu bestehen.

dieselbe niemals existiert haben¹. Er wird es auch sein, der str. 44, welche nur eine widerholung von str. 43 im pseudo-heroischen stile der str. 50—56 ist, dichtete und sie nach str. 43 einschob.

Jünger als die hauptmasse der übrigen stropfen scheinen auch die nur in zwei hss. überlieferten str. (I—IV) zu sein. Sie berichten zum teil von begebenheiten, von denen die saga nichts weiss. Guðbr. Vigfússons vermuthung (*Um tímatal* s. 476), dass str. (II. III) sich auf die s. 104—107 erzählte geschichte beziehen, ist als vollständig unbegründet zurückzuweisen, und dass str. (IV) auf den tod des Þorbjörn oxnamegin anspiele, wird lediglich aus dem namen seines vaters *Arnórr* conjiert, während die person, von der die rede ist, in der strophe *Þorfinnr* — nicht *Þorbjörn* — *Arnórsson* heisst; auch berichtet die saga nicht, dass Þorbjörn sich vor Grettir fürchtete, wie die strophe; andererseits meldet die strophe nicht, dass *Þorfinnr* getödet wird, wie die saga von *Þorbjörn* erzählt. Str. (I) ist also die einzige, welche etwas berichtet, was auch in der saga erzählt wird. Das beweist nun zwar nicht, dass die verse jünger sind als die übrigen, gibt ihnen aber eine sonderstellung. Diesen versen fehlt ferner jeder poetische schwung, sie sind sehr schlecht geschrieben, das metrum ist stümperhaft (II, 5; III, 2; III, 8; IV, 8) und, was die sache entscheidet, die formen sind jung: str. (I), 7 reimt *Björn* mit *Gunnar*, str. (II), 8 fordert das metrum *þarfur*, str. (III), 2 *skelegg* ist dehnung des kurzen vocals in offener silbe anzunehmen. Bei dieser sachlage weisen die häufigen übereinstimmungen im wortlaut mit anderen stropfen (str. II, 4 und 35, 8; III, 6 und 45, 6; IV, 2 und 31, 6; IV, 6 und 32, 2; die stellen wurden oben s. 24 citiert) nicht auf einen gemeinsamen dichter, sondern auf entlehnung². Ein bedeutender abstand liegt aber zwischen diesen und den jüngsten der übrigen stropfen nicht;

1) Nur das übereinstimmende metrum hat Guðbr. Vigfússon (*Um tímatal*, s. 473) veranlasst, die *Hallmundarkvíða* für einen abschnitt eines längeren gedichtes über Grettis leben zu erklären, zu dem auch str. 22—24, 39—44 gehören sollen. Der unterschied im stile ist ausserordentlich auffallend.

2) Merkwürdigerweise sind, abgesehen von str. 45, ausschliesslich die *Sǫðulkollurísur* zum vorbild genommen. Es muss bemerkt werden, dass str. 45 nicht viel besser als str. (I—IV) ist. Es sind grosse worte über nichts, und der dichter hat ganz vergessen, das Atli tot und Illugi ein kind ist. Es ist nicht unmöglich, dass auch diese strophe vom dichter der str. (I—IV) verfasst wurde. Sie bezieht sich andererseits auf Hallmundr und weist vielleicht auf den dichter der *Hallmundarkvíða* und von str. 44, auf die sie unmittelbar folgt, als ihren verasser, der also mit dem dichter der str. (I—IV) identisch wäre. Die *Sǫðulkollurísur* aber gehören zu einer älteren schicht (gruppe c). Die ursache, dass nur diese nachgeahmt wurden, liegt im geschmack des nachbildenden poeten, weshalb es fruchtlos wäre, dafür eine erklärung zu suchen.

denn dass str. (I—IV) schon kurz nach 1300 existiert haben müssen¹, scheint der bericht der Ljósvetninga saga, deren handschriften hoch in das vierzehnte jahrhundert hinaufreichen, von Torfi Vebrandsson und seiner begegnung mit Grettir, zu beweisen, wenigstens wenn unsere stropfen, wie Gudbr. Vigfússon (Um tímatal) annimmt, die quelle des berichtes sind. Es kommt aber noch eine andere erwägung hinzu. Eine strophe der Fóstbrædra saga, welche in allen hss. bewahrt ist (Fóstbr. s. ed. Gíslason s. 47. 70; Flat. II, 160) weist mit unseren str. (I—IV) eine auffallende ähnlichkeit auf. Dort heisst es:

z. 2: *skelegg en þat teljum*, vgl. str. (III), 2 *skelegg minnis veggja* (derselbe metrische fehler).

z. 7: *drengr (drengrs) vann (varð) dád at lengri* vgl. str. (II), 4 *drengr el skáði lengi* (vgl. auch str. 35, 8).

z. 8: *djarfr Hávars arfi*; dem fehler wird durch *Hávarar* der Hauksbók nicht abgeholfen²; also ist zu lesen: *djarfur — —*, vgl. str. (II), 8 *þarfur Vébrands arfi*.

Ferner stimmt z. 1 mit str. 4, 5 der Grettis saga überein in der kenning *skee skordu*.

Wie ist nun dieses verhältnis zu beurteilen? Bei dem höheren alter der hss. der Fóstbrædra saga wird man zunächst zu der hypothese greifen, dass der dichter der stropfen (I—IV), die zudem zu den jüngsten versen der Grettis saga gehören, die strophe der Fóstbr. s. benutzt hat. Dabei bleibt aber die übereinstimmung jener strophe mit str. 35 und mit str. 4 unerklärt; denn es ist ungläublich, dass drei verschiedene dichter von stropfen der Grettis saga alle dieselbe strophe aus der Fóstbrædra saga ausgeschrieben haben sollten. Die zweite möglichkeit ist, dass die strophe der Fóstbr. aus elementen der Grettis saga zusammengesetzt ist. Dem scheint das alter der hss., die in das erste viertel des vierzehnten jahrhunderts hinaufreichen, und dadurch beweisen, dass die strophe nicht lange nach 1300 gedichtet worden sein kann, zu widersprechen, denn höher als ca. 1300 lassen sich str. (I—IV) mit rücksicht auf das oben besprochene alter der ersten umarbeitung auch nicht hinaufrücken. Wenn man das nicht annehmen will, bleibt nur die dritte möglichkeit übrig³, dass der dichter der

1) *þarfur* in str. (II) ist vielleicht das älteste isländische beispiel von *svarabhakti* vor *r*.

2) K. Gíslason, a. a. o. s. 123 nimmt die möglichkeit an, dass *Hávarar* richtig ist; doch beweist die str. der Grettis saga, dass damit die zeile nicht emendiert ist.

3) Die möglichkeit, dass die gemeinsamen elemente der in den beiden sagas überlieferten stropfen laudläufige ausdrücke sein sollten, die von jedem beliebigen

betreffenden strophe der Fóstbr. s. und derjenige der str. (I—IV) der Gr. s. identisch sind. Dieser war natürlicherweise mit der Gr. s. wol bekannt, und dass er, der für die Grettis saga neue verse dichtete, die saga auch plünderte, wenn es galt, vísur für ein anderes buch zu schreiben, würde nicht auffallen. Auf dieselbe weise ist wol die strophe (K. Gíslason s. 107, Flat. II, 225) zu erklären, wo Þormóðr die von ihm auf Grönland getöteten männer aufzählt. Die ähnlichkeit der zweiten halbstrophe mit der ersten hälfte der str. (I) der Grettis saga ist nicht so auffallend, dass sie nicht für zufällig gelten könnte, wenn nicht zu gleicher zeit z. 4 *útrauðr Lodins* (*Ljóts* in der Hauksbók unrichtig) *daða* mit str. 19, 4 der Gr. s.: *útrauðr beran daða* fast identisch wäre¹. Man ersieht daraus, dass nicht alle stropfen, welche die Fóst-

dichter benutzt werden konnten, ist ausgeschlossen, da ein landläufiger ausdruck und eine landläufige zeile wie eine landläufige erzählung ein gewisses alter haben muss; die in frage stehenden ausdrücke und zeilen sind aber jung. Eine einzelne stelle könnte freilich auf eine gemeinsame dritte quelle zurückgehen, vgl. Sturlunga s. I, 15: *djarfr sásk Odda arfi*, wo K. Gíslason (Njála II, 83) liest: *djörfom Odda arfa*. Die mehrzahl der stellen in einer strophe beweist aber den zusammenhang. Aus demselben grunde kann nicht an variationen einer und derselben strophe, die in verschiedenen sogar verschiedenen dichtern zugeschrieben werden — wie z. b. in der Eyrbyggja und der Bjarnar saga Hitdalakappa — gedacht werden. Diese stropfen wurden zu gleicher zeit verfasst und niedergeschrieben.

1) Ähnlich ist das verhältnis einer prosaerzählung der Fóstbr. s. zur Grettis saga. Als Þormóðr im begriff ist, von Norwegen nach Grönland zu segeln, um seinen freund Þorgeirr Hávarsson zu rächen, erscheint kurz vor der abfahrt ein mann, der den schiffsführer bittet, ihn mitzunehmen. Der mann nennt sich Gestr (ed. K. Gíslason, s. 80). Dann heisst es: *Sá maðr var mikill vexti ok herðibreidr ok herðipykkir. Hann hafði síðan hött á hefði; máttu þeir ekki sjá í andlitit á honum* (vgl. Gr. s. 123, 22—23; 147, 2; 164, 1—2, 6). Auch hier würde man anfangs glauben, die Gr. s., wo diese phrasen nur in interpolierten abschnitten vorkommen, habe dieselben aus der Fóstbr. s. ausgeschrieben, — sofern nicht eine gemeinsame quelle nachweisbar wäre. Doch belehrt uns das, was folgt, eines andern. Denn nun wird eine geschichte erzählt, welche viel ähnlichkeit hat mit einer erzählung in dem alten teile der Gr. s. (s. 35). Und dass das kein zufall ist, beweisen die worte s. 81: *Í þat mund var byttuaustr á skipum, en ekki daluaustr*; vgl. Gr. s. 35, 19—20. (Man vergleiche auch noch Fóstbr. s. 81, 7 mit Gr. s. 35, 31). Dass die geschichte in der Fóstbr. s. schlecht motiviert — dieser Gestr hält sich einige zeit auf Grönland auf; man vernimmt später, dass auch er gewünscht hatte, Þorgeirr Hávarsson zu rächen, was ihm aber nicht gelingt, — in der Gr. s. hingegen natürlich erzählt ist, spricht schon für die letztere. Merkwürdigerweise stehen wir hier vor derselben alternative wie bei den stropfen: entweder haben zwei bearbeiter der Gr. s. aus derselben erzählung der Fóstbr. s. motive entnommen und dieselben zu zusammenhängenden erzählungen ausgearbeitet, oder ein bearbeiter der Fóstbr. s. hat aus verschiedenen motiven der Gr. s. und einem sehr geringen vorrat eigener

br. s. dem Þormóðr Kolbrúnarskáld zuschreibt, wirklich von Þormóðr gedichtet worden sind, und dass auch die verse dieser saga einer specialuntersuchung in hohem grade bedürftig sind. Für die Grettis saga aber concludieren wir, dass str. (I—IV) ca. 1300 gedichtet wurden. Ob diese stropfen und die Hallmundarkviða die arbeit desselben dichters sind, mag dahingestellt bleiben; doch hindert nicht allein nichts das anzunehmen, sondern es sprechen dafür 1. der geringe poetische wert und der mangel an originalität in beiden gedichten, 2. der umstand, dass sie zeitlich nicht weit auseinander liegen, 3. dass sie beide nach der grossen umarbeitung in die saga aufgenommen wurden, 4. dass str. 45 metrisch und stilistisch den str. (I—IV), inhaltlich aber der Hallmundarkviða nahe steht. Älter als str. (I—IV) sind die Hallmundarkviða und die übrigen zusammen mit ihr aufgenommenen stücke auf keinen fall, was die stellen aus der Orvar-Odds saga beweisen.

Die oben geführte untersuchung zeigt, wie sich die dichterische production zuweilen längere zeit hindurch mit demselben stoffe beschäftigt. Ein held der historischen tradition kann der mittelpunkt eines cyclus werden, wie ein held der heroischen sage. Wie die gedichte über den heros schliesslich in einer liedersammlung, so werden die gedichte über den historischen helden in einer saga gesammelt und der chronologische abstand scheinbar aufgehoben. Die kritik aber zeigt wider das nacheinander, wo die überlieferung nur das nebeneinander kennt. So gewinnt man für die verse der Grettis saga das folgende bild der überlieferung. Einige stropfen stammen aus alter zeit; möglicherweise sogar einige noch aus der lebenszeit des Grettir, spätestens aber gehören sie dem 12. jahrhundert an. Der sagaschreiber nimmt sie auf, soweit sie ihm bekannt sind. Grettir aber ist ein beliebter held; das ganze dreizehnte jahrhundert hindurch wird über ihn gedichtet. Ein umarbeiter sammelt gegen eude des jahrhunderts die stropfen und streut sie durch die erzählung. Er dichtet einen ganzen cyclus, darunter mehrstrophige gedichte hinzu. Hier wird zuerst die poetische production an die prosaüberlieferung gebunden. Sie bleibt vorläufig daran gebunden. Ein zweiter umarbeiter dichtet einige jahre später wider neue stropfen hinzu und nimmt sie zu gleicher zeit in die saga auf. Damit erhält die saga die form, in der sie weiter überliefert und verbreitet wird. Aber noch beschäftigt sich die schaffende phantasie gerne mit dem helden. Davon zeugen in vielen handschriften des 17. jahrhunderts die stropfen an

phantasie eine ziemlich ungeschickte erzählung zusammengeflickt. Die entscheidung zwischen den beiden auffassungen ist nicht schwer.

anfang und am schluss der saga, in denen Grettir gelobt wird, ferner solche gedichte, welche eine episode aus Grettirs leben poetisch behandelten, wie die verlorene Grettisfærsla, schliesslich der letzte ausläufer dieser poesie, die im 17. jahrhundert verfassten Grettisrimur.

Es wäre überflüssig, auch die resultate für die schriftliche überlieferung hier zusammenzufassen; sie beschränken sich darauf, dass die zusätze zweier interpolatoren nachgewiesen wurden. Anstatt das zu wiederholen ziehe ich es vor, damit die frage noch von einer anderen seite beleuchtet werde, noch einen auffallenden unterschied in stile der drei bearbeiter der saga ins auge zu fassen. Die saga ist bekanntlich reich an sprichwörtern; doch sind diese keineswegs gleichmässig über die ganze schrift zerstreut, sondern begegnen in einzelnen abschnitten häufig, in anderen gar nicht oder wenig. Ich lasse hier eine nach den schreibern eingeteilte gruppierende übersicht, welche nicht nur für die verfasserfrage ihr interesse hat, folgen.

In der ursprünglichen saga werden die folgenden sprichwörter mitgeteilt.

1. In der geschichte von Grettis vorfahren s. 1—22 keine.

2. Grettis jugend:

Vinr er sá annars er illz varnar 23, 21.

Fleira veit, sá er fleira reynir 23, 22; vgl. 95, 24.

Ill er at eggja úbilgjarnan 24, 4 (vgl. Sig. kv. sk. 22).

Skýz þeim mǫrgum vísdómrinn, er betri ván er at 25, 27.

Þráll einn þegar hefnið, en argr aldri 28, 4.

Mart er qðru líkt 29, 27¹.

Er eigi þat at launa, sem eigi er gort 31, 26.

3. Grettis erste reise:

Munr er at mannlíði 35, 16.

Mart er smátt, þat er til berr á stúkveldum 38, 23.

Orða sinna á hvern ráð 42, 9.

Þat er satt, sem mælt er, at ql er annarr madr 43, 28.

Satt er þat, er mælt er: lengi skal manninn reyna 48, 16.

Þykkir mér þat ráð, at hér hefi eik, þat er af annarri skefr
53, 13 (vgl. Hárbardsljóð 22).

4. Zwischen der ersten und der zweiten reise nach Norwegen:

Margr seiliz um hurt til lokunnar 67, 18.

Spá er spaks geta 72, 20.

Má eigi fyrir qltu sjá 72, 29; vgl. 119, 29; 182, 24.

1) Ob dieser satz als sprichwort aufzufassen ist, ist zweifelhaft.

Darunter drei in der spukgeschichte von Glámr:

Illt mun af illum hljóta 82, 3.

Satt er þat, sem mælt er, at sitt er hvárt, gæfa eðr gorfugleikr 82, 7.

Þá er qðrum vá fyrir dyrum, er qðrum er inn um komit 82, 8.

5. Grettis zweite reise:

Segir illt údrengrum lit at veita 92, 13.

Hljótr jafnan illt af athugaleysisinu 94, 25.

Þá veit þat, er reynt er 95, 24.

Þess verðr [þó] getit er gort er 96, 22.

Satt er þat, sem mælt er, at engi madr skapar sik sjálfr 97, 3—4.

Hvat má vita, hversu verðr, um þat er ljkr 97, 12.

6. Begebenheiten auf Bjarg während Grettis zweiter reise:

Mart er líkt með þeim er gódir þykkjazz 99, 4.

Satt er et fornkvæðna: ofleyfingjarnir bregðaz mér mest 102, 12—13.

Jafnan er hálsogð saga, ef einn segir 103, 32.

7. Nach Grettis rückkehr bis zum zweiten besuche auf Bjarg.

a. auf Bjarg: *þat er fornt mál, sagði Grettir, at svá skal bóll bota at bíða amars meira* 108, 17.

Fleira er mǫnnum til hugganar en fébetr einar 108, 19.

b. im Ísafjörðr: *Eigi má nú við qllu sjá (vera varð ek nokkurs-staðar)* 119, 29—30; vgl. 72, 29; 182, 24.

c. bei Skapti: *Hefir þat mǫrgum at bana ordit, at hann hefir oftryggr verit* 125, 25—26.

d. auf der Arnarvazheidr: *Nú er því illt illum at vera, at margr ættar þar annan eptir vera* 127, 30 (Þórir raudskeggr).

Eigi er sopit, þóat í ausuna sé komit 130, 5.

e. auf dem Fagraskógafjall (episode von Gísli):

Allt verðr til fjárins unnit 133, 27.

Hér fór sem mælt er, at opt er í holti heyraudi nærr 134, 4.

Er vel, at sá hafir brek, er beidiz 135, 17.

Sá er eldrinn heitastr, er á sjálfum liggir, (ok er illt at fáz við heljarmanninn) 136, 6—7.

f. bei Guðmundr íski:

Trú þú engum svá vel, at þú trúir eigi best sjálfum þér, en vandséuér eru margir 155, 21—22.

8. Grettis letzter besuch auf Bjarg:

Má engi renna undan því, sem honum er skapat 159, 6—7.
Fátt er rannmara en forneskjan 159, 13.

9. Grettir auf Dráney:

Sinnar stundar bíðr hvat, segir Þorbjörn, ok muntu illz bíða
 168, 26—27.

Nú fór svá mörgum, at giörn var hönd á venju, ok þat varð
tamast, sem í æskunni hafði numit 174, 17—19.

Nú þykki mér koma at því sem mælt er, at margr ferr í geit-
arhús, ullar at biðja 174, 22—23.

Er fátt vísara til illz en kunna eigi gott at þiggja 176, 2—3.

Eigi má fyrir öllu sjá um þat 182, 24; vgl. 72, 29; 119, 29.

Satt er et fornkveðna, at langvinirnir rjúfax sitz, ok hit annat,
at illt er at eiga þræl at einkavin 184, 22—24.

Berr er hverr á bakinu, nema sér bróður eigi 185, 19—20.

In diesem zusammenhange erwähne ich auch eines *ordtæki*: *þat er haft síðan fyrir ordtæki, at þeim ljái Glámr augna eðr gefi glámsýni, er mjök sýniz annan veg en er* 86, 25—27.

• In den von dem ersten umarbeiter aufgenommenen interpolationen (abgesehen von solchen, welche ausschliesslich aus versen bestehen):

s. 104—107 geschichte der Söðulkolla: keine.

s. 123—125 episode mit Loptur auf Kjölur: keine.

s. 146—148 Grettir auf der Reykjaheidr: keine.

s. 148—155 episode im Bárðardalr: keine.

s. 155—156 Grettis fahrt nach Aurstrárdalr: keine.

s. 156—158 episode von Þóroddr Snorrason (vielleicht in der ursprünglichen saga an anderer stelle, vgl. oben s. 10).

Margr er dulinn at sér 157, 32.

s. 163—168 episode auf dem Hegranesþing: keine¹.

Also in allen diesen interpolationen ein sprichwort, in einem abschnitt, über dessen unursprünglichkeit zweifel ausgesprochen wurde.

In den von dem zweiten umarbeiter aufgenommenen interpolationen:

s. 142—146 episode von Hallmunds tode:

Verðr hverr þá at fara, er hann er feigr 146, 1.

Gefz illa újafnaðr 146, 4.

1) 163, 32: *því firr fór sem nærr kallaði* und 164, 7—8: *skjótt þykki mér mart skipaz kunna* gehören kaum hierher.

s. 195—208 Spesar þátrr:

Mart er fyrir úráðum (um slátt) 195, 16.

Engi er allheimskr, ef þegja má 198, 21.

Gott er þat jafnan, at gefa betri raun en margir ætla 199, 14.

Hér mun koma at því sem mælt er, at þrisvar hefir allt orðit forðum 200, 23—24.

Mæltu margir, at hon mundi þat sanna, sem mælt er, at lítil skyldi í eidi úsært 204, 1—2.

Fór þar, sem víða eru dæmi til, at enir lægri verða at túta 204, 12.

Der zweite umarbeiter macht also, im gegensatz zu dem ersten, wie der sagaschreiber von sprichwörtern einen häufigen gebrauch; vielleicht gehört es zu seiner methode, auch in dieser hinsicht nachzuahmen; ein blick überzeugt davon, dass die von ihm angeführten sprichwörter viel weniger schlagend und charakteristisch sind als die der alten saga. Diese ergebnisse stützen die auf anderem wege in bezug auf die geschichte der saga gewonnenen ansichten. Sie beweisen auch, dass diejenigen teile der saga, welche oben nicht als interpolationen erkannt wurden, alle von demselben verfasser, also von dem sagaschreiber herrühren. Durch die ausscheidung jener abschnitte wird also die saga bis auf wenige nicht ganz sichere stellen in ihrer ursprünglichen gestalt widerhergestellt. Nur fällt es auf, dass die einleitung, der sogenannte Qnundar þátrr, kein einziges sprichwort enthält. Doch ist das kein grund, denselben für einen zusatz zu erklären. Man beachte, dass der sagaschreiber die überwiegende mehrzahl der sprichwörter Grettir in den mund legt, zu dessen charakter es gehört, sich kurz, ironisch und zu gleicher zeit bildlich auszudrücken. In dem Qnundar þátrr ist daher für eine solche bildersprache wenig platz, um so weniger, als die handlung hier rasch fortschreitet und die scenen selten ausgemalt werden. Die begebenheiten werden in hauptzügen skizziert mehr als erzählt, und es erregt deshalb kein befremden, dass der schöne stil des sagaschreibers hier nicht zur vollen entfaltung kam; übrigens ist er altertümlich genug.

Übersicht der stropfen. (Reihenzahl der neuen ausgabe.
Seitenzahl der alten ausgabe.)

str. 1 s. 5		str. 4 s. 12
„ 2 „ 6 2 zln.		„ 5 „ 14
„ 3 „ 7		„ 6 „ 17

str. 7 s 19	str. 30—37 s. 104—107.
„ 8 „ 23 4 zln.	36. 37 je 4 zln.
„ 9 „ 24	„ 38 s. 110
„ 10 „ 26	„ 39—42 s. 120—122
„ 11 „ 30	„ 43—45 „ 124—125
„ 12 „ 32	„ 46. 47 s. 131. 46 2 zln.
„ 13 „ 33 2 zln.	„ 48 s. 137
„ 14. 15 s. 34	„ 49 „ 140
„ 16 s. 35	„ 50—56 s. 143—145
„ 17. 18 s. 39	„ 57. 57b „ 147
„ 19 s. 47	„ 58 s. 148
„ 20 „ 52	„ 59. 60 s. 154
„ 21 „ 54	„ 61. 62 „ 166
„ 22—24 s. 59—60	„ 63. 64 „ 170—171
„ 25 s. 64	„ 65 s. 180—181
„ 26 „ 67	„ 66. 67 s. 189—190
„ 27 „ 74	„ 68 s. 196
„ 28 „ 88	„ (I—IV) s. 179—180.
„ 29 „ 96	

Die 5 strophen s. 179—181 sind demnach (I—IV) 65.

II.

Verhältnis der Grettis saga zu anderen altnordischen schriften.

Wie die meisten historischen *sögur* steht die Grettis saga mit der Landnámabók in zusammenhang. Zumal stimmen mehrere genealogien mit denen der Landnáma, zum teil wörtlich, überein. Das beweist nun nicht, dass die Grettis saga jünger als Sturla's bearbeitung der Landnámabók ist; es ist auch möglich, dass sie eine ältere ausgabe, etwa Styrnirs buch oder eine noch ältere redaction benutzt hat, und dass das tatsächlich der fall ist, werde ich versuchen nachzuweisen. Dass die Grettis saga älter als Sturla's Landnáma sein sollte, widerspricht zwar der herrschenden ansicht, doch beweist das eine stelle, wo die Landnáma augenscheinlich die saga ausgeschrieben hat. S. 16 bis 20 finden wir einen ausführlichen bericht über die streitigkeiten zwischen den söhnen des Qnundr tréfótr und Flosi, dem sohne des Eiríkr snari, welche damit enden, dass Flosi verurteilt wird. Er verlässt Island auf einem schiffe, welches Norweger, die im vorigen herbste schiffbruch gelitten und den winter in seinem hause zugebracht hatten,

aus den trümmern ihres schiffes gebaut haben. Das schiff war kurz und breit geraten und wurde darum *Trékylli* genannt. Flosi wurde vom winde in den *Óxárfjörðr* zurückgetrieben. Mit dieser begebenheit, heisst es dann, fange die *saga Þóðmóds ok Grímólfs ok Gerpis* an. Das ist eine andere weise zu sagen, dass Flosi „*ór sögunni*“ ist. Der zusammenhang in dieser erzählung ist klar, und nichts kann entbehrt werden.

In der *Landnámabók* werden s. 157 acht zeilen dem *Eiríkr snara* und seinem sohne Flosi gewidmet. *Eiríkr*, so wird berichtet, wohnte in *Trékyllisvík*; seine frau war *Álǫf*, die tochter *Ingólfs* aus dem *Ingólfsfjörðr*; ihr sohn war Flosi. Dann heisst es (von Flosi): *er bjó í Vík, þá er Austmenn brutu þar skip sitt ok góðu ór hrænum (brotunum Hauksbók) skip þat, er þeir kölludu Trékylli; á því fór Flosi utan ok varð aþtrreka í Óxárfjörð; þadan af góði: saga Þóðmóds [Gerpis ok Grímólfs fehlt in Hauksbók].* — Von *Trékylli* an ist die übereinstimmung mit der *Grettis saga*, abgesehen von dem gegensatz: *ok Grímólfs ok Gerpis* (Gr. s.) — *gerpis ok Grímólfs* (Landn.) wörtlich. Der zusammenhang in der *Landnám* ist weniger natürlich; denn wenn die bemerkung über den namen des schiffes etwa den zweck haben sollte, zu erklären, dass die bucht *Trékyllisvík* heisst, so ist es auffallend, dass dieselbe schon da, wo von Flosi's vater die rede ist, so genannt wird; man würde, wenn die erklärenden worte ursprünglich wären, erwarten zu vernehmen, dass *Eiríkr* wohnte, *þar sem nú heitir Trékyllisvík*. Doch wäre eine kleine inconsequenz denkbar. Die beiden folgenden sätze aber sind hier vollständig bedeutungslos; dass Flosi in den *Óxárfjörðr* zurückgetrieben wurde und dass damit die *saga Þóðmóds* anhub, hat weder mit dem *landnám* *Eiríks* noch mit dem namen *Trékyllisvík* etwas zu schaffen, und gerade diese sätze sind es, in denen die übereinstimmung mit der *Grettis saga* wörtlich ist. Diese übereinstimmung ist also nur dadurch zu erklären, dass *Sturla*, der ja die *Landnám* mit allem was er wusste zu bereichern suchte, diese zeilen aus der *Grettis saga* aufgenommen hat, und zwar kann man von ihm glauben, dass er dabei die absicht hatte, den namen *Trékyllisvík* zu erklären. Er schrieb nur etwas mehr ab, als dazu direct notwendig war, wahrscheinlich weil ihn diese historischen notizen interessierten.

Durch diese sachlage wird die beurteilung zweier längeren miteinander zusammenhängenden erzählungen, welche die Gr. s. und die *Landnám* beide mitteilen, ausserordentlich erschwert. In beiden erzählungen ist die übereinstimmung wörtlich und der zufall ausgeschlossen.

Es fragt sich, ob es sich mit diesen erzählungen verhält wie mit den genealogien, wo eine ältere redaction der Landnáma die quelle ist, oder ob die übereinstimmung wie die von Gr. s. s. 20 mit Landn. s. 157 zu erklären ist.

Die erste erzählung ist die von der flucht des Gautländers Björn nach Norwegen, Gr. s. 4, 16—5, 1. Landn. 203, 14—205, 13. Die übereinstimmung geht so sehr ins einzelne, dass sogar einige varianten dieselben sind (z. 19: *Am — Ani*; z. 21: *Sigfast — Sigvat*); doch wird das einer jüngeren berührung der handschriften zugeschrieben werden müssen. Die abweichungen sind unbedeutend. Beim tode der *Hlíf* berichtet nur die Landnáma, dass sie *á Gautlandi* starb, was freilich selbstverständlich ist; von den söhnen Eyvinds nennt Landnáma an dieser stelle nur *Helgi enn magri*, von dem sie übrigens viel mehr zu berichten weiss als die saga; doch wird an anderer stelle auch *Snæbjörn* genannt. Nur ein widerspruch ist vorhanden: Björns zweite frau Helga ist nach der Landnáma die schwester, nach der Grettis saga die tochter des Qndóttir kráka. Der erstere bericht ist der wahrscheinlichere, denn bei Qndóttis tod, als Helga's sohn Prádr schon erwachsen ist, sind Qndóttis söhne noch jung. Doch kann das ein jüngerer fehler sein. Die überlieferung entscheidet also nicht, welcher quelle die erzählung ursprünglich angehört.

Der zusammenhang ist in beiden schriften verständlich; in der Grettis saga wird die geschichte an Prádr, den freund des Qnundr tréfothr geknüpft, in der Landnáma hebt sie mit Pránds vater Björn an. In der Landnáma ist sie ferner unentbehrlich als einleitung zur geschichte des Helgi magri, der einer der bedeutendsten landnámsmenn gewesen ist. Er wird als solcher und als stammvater der Eyfirðingar schon in Ari's Íslendingabók genannt; es ist darum nicht anzunehmen, dass berichte über seine herkunft erst in Sturla's zeit in die Landnáma aufgenommen wären. Für die ursprünglichkeit der geschichte in der Landnáma spricht auch der inhalt und der stil; die erzählung besteht aus genealogien und kurzen historischen notizen. Wenn der verfasser der Grettis saga für kürzere genealogische berichte eine ältere redaction der Landnáma benutzt hat — und der beispiele davon gibt es nicht wenige — so darf auch angenommen werden, dass es sich mit diesem abschnitt ebenso verhalte.

Dass übrigens Prádr dem verfasser der Grettis saga nicht nur aus einer Landnámabók bekannt war, beweist das, was vorhergeht (s. 3—4), noch mehr aber die s. 5—8 folgenden berichte von Qnunds

und Þránds fahrt. Daran schliesst sich die zweite mit der Landnáma übereinstimmende erzählung, in gewisser hinsicht eine fortsetzung der eben besprochenen. Sie wird mitgeteilt Gr. s. 8, 30—13, 12, Landn. 213, 19—219, 2. Wir untersuchen zunächst den zusammenhang der episode in der Landnámabók. S. 205—207 ist die rede von dem landnám des oben genannten Helgi magri. Am schlusse heisst es: *Eptir þetta tóku menn at byggja í landnámi Helga at hans ráði.* (Helgi hat den ganzen Eyjafjörðr in besitz genommen). Nun folgt eine aufzählung der männer, denen Helgi land gab. Zuerst wird s. 207—8 Þorsteinn svarfadr genannt; er nimmt land *at ráði Helga.* Hier wird die aufzählung unterbrochen, um scheinbar erst auf s. 219 fortgesetzt zu werden. Nun folgen s. 219 *Hámundr heljarskinn* und *Grunnarr Úlfjótsson*, s. 220 *Audun rotin*, s. 221 *Hrólf*, Helgi's sohn, s. 222 *Ingjaldr*, Helgi's sohn und *Þorgeirr Þórðar son bjálka*¹; und zwar hebt jeder abschnitt an mit den worten: *Helgi enn magri gaf* —; dann wird der name der person und das land, das Helgi ihm gab, sein wohnort und seine nachkommenschaft genannt, und nichts mehr. Zwischen s. 208 und 219 stehen nun: 1. einige berichte über landnámsmenn (s. 208—213), deren ursprünglichkeit sehr zweifelhaft ist, deren untersuchung aber hier zu weit führen würde und auch für unseren zweck überflüssig ist; 2) die geschichte von Qndóttis tode und den erlebnissen seiner söhne, bis sie nach Island kommen (s. 213—219). Nun gehören Qndóttis söhne zu den leuten, denen Helgi land gibt, und es heisst auch s. 217, 2—3: *Helgi enn magri gaf Ásmundi Kræklingahlát, ok bjó (hann) at Glerá enni sydri*; dann folgen einige berichte über die reisen von Ásmunds bruder Ásgrímr, welche mit der mitteilung schliessen, dass er *at Glerá enni nyrðri* wohnte; darauf die aufzählung seiner nachkommenschaft. Die worte *Helgi enn magri gaf* usw. beweisen, dass die söhne Qndóttis richtig an dieser stelle genannt werden, aber zu gleicher zeit, dass sie nicht hauptpersonen einer längeren erzählung sind, sondern einfach im zusammenhang mit den übrigen von Helgi beschenkten leuten genannt wurden. Die widerholung der phrase am anfang jedes abschnittes beweist endgültig, dass die phrase auch hier am anfang des von Qndóttis söhnen handelnden abschnittes stand, und dass alles, was der phrase vorhergeht, ein zusatz ist. Das ist eben die erzählung von

1) Es folgt noch s. 222 *Skagi Skoptason*, der land nimmt *at ráði Helga*; darauf *Þórir snepill*, der vielleicht nicht hierher gehört, dann *Þengill mjöksiglandi*, der gleichfalls land nimmt *at ráði Helga*; damit schliesst die liste und es folgen andere landnámsmenn.

Qndótt's tode und der rache. Dieses ergebnis fällt nicht auf, da man auch auf grund des breiteren stiles die geschichte an dieser stelle schwerlich für ursprünglich halten konnte. Damit ist aber die frage, ob die episode von Styrmir¹ oder von Sturla aufgenommen wurde, noch nicht endgültig entschieden. Im ersteren falle ist es möglich, doch nicht bewiesen, dass die Grettis saga sie aus der Landnáma hat; im zweiten falle ist die Grettis saga die quelle. Um das zu untersuchen lassen wir eine vergleichung der überlieferungen folgen.

Grettis saga.

Landnámabók.

S. 8, 30—9, 6.

S. 213, 19—214, 2.

Der Gautländer Björn stirbt. Grímr hersir fordert Qndótt kráka auf, Björns besitztümer dem könige zu überliefern. Qndótt verweigert das. (Landn. kürzer.)

S. 9, 6—10, 6. Björns sohn Þrándr macht sich von den Sudreyjar auf, um das geld zu holen. Abschied von Þormóðr skapti und Úfeigr grettir, die nach Island fahren. Þrándr und Qnundr tré-fótr fahren schnell nach Norwegen. Begegnung mit Qndótt (ausführlich erzählt). Þrándr bittet Qnundr, der in Norwegen zurückbleibt, für seine (Þránds) verwanten etwas zu tun, falls der könig sich an ihnen rächen sollte. Þrándr reist nach Island, wo Úfeigr und Þormóðrih freundschaftlich aufnehmen. Er wohnt in Þrándarholt.

S. 214, 2—7. Þrándr segelt von den Sudreyjar schnell nach Norwegen. Davon erhielt er den namen *Þrándr mjöksiglandi*. Mit dem gelde reist er nach Island und nahm land, *sem enn mun sagt verða*. (Das geschieht s. 308). 4½ zeilen!

S. 10, 7—15. Qnundr ist der gast eines gewissen Kollbeinn. Er tötet des königs ármadr Hárekr.

Nichts entsprechendes.

S. 10, 15—24.

S. 214, 7—15.

Grímr tötet Qndótt. Die wittve reist mit ihren söhnen zu ihrem vater. Ihre erlebnisse während des winters. (Übereinstimmung zum gr. teil wörtlich.)

1) Älter als Styrmir kann sie nach dem angeführten nicht sein.

Grettis saga.

S. 10, 24—30. Qnundr hält rat mit Qndóttis wittwe und lässt ihre söhne holen; diese kommen.

S. 10, 30—11, 4. Qnundr und Qndóttis söhne töten Grímr mit dreissig männern. Man erwirbt viel beute.

S. 11, 4—5. Qnundr begibt sich in den wald.

S. 11, 5—8.

Die brüder rudern in einem boote ihres verwandten Ingjaldr fort. Der jarl Audun kommt zur stelle und vermisst seinen freund. (Übereinstimmung zum teil wörtlich.)

S. 11, 8—13. Qnundr lässt die brüder zu sich kommen und beratschlagt sich mit ihnen.

S. 11, 14—22. Die brüder überfallen Audun jarl. Ásmundr wirft Auduns beide genossen zu boden. Ásgrímr greift Audun an und fordert ihn auf, ihm *féðurgjöld* zu geben. Denn Audun war an der ermordung Qndóttis mitschuldig. Audun bittet vergebens um aufschub. Dann gibt er einen halsschmuck, drei ringe und einen mantel.

S. 11, 22—23.

Ásgrímr nennt den jarl *Audun geit*.

S. 11, 23—31. Qnundr kämpft mit den einwohnern der gegend. Er ist damit unzufrieden, dass der jarl nicht getötet wurde.

S. 11, 31—12, 6.

Die genossen sind den winter über bei Eiríkr ölfuss im Sárnadalr. Zwist mit Hallsteinn hestr. (Übereinstimmung zum grossen teil wörtlich.)

Landnámabók.

Nichts entsprechendes.

S. 214, 15—215, 3. Qndóttis söhne töten Grímr. (Übereinstimmung zum teil wörtlich.)

Nichts entsprechendes.

S. 215, 3—6.

Nichts entsprechendes.

S. 215, 6—216, 2. Die brüder überfallen Audun jarl. Ásmundr „*vardreitti*“ des jarls beide diener. Ásmundr greift Audun an und fordert ihn auf, ihm *féðurgjöld* zu geben.

Audun gibt ihm drei ringe und einen mantel.

S. 216, 2—3.

Nichts entsprechendes.

S. 216, 4—9.

Grettis saga.

S. 12, 6—13. Ásgrímr verwundet Hallsteinn und entkommt. Hallsteins genossen glauben Ásgrímr getötet zu haben.

Nichts entsprechendes.

S. 12, 13—13, 8. Ásmundr, Qnundr und Kollbeinn, von Ásgríms tod überzeugt, reisen nach Island. Hallsteinn stirbt an seinen wunden. Eine strophe Qnunds. Begebenheiten auf der reise. An der isländischen küste geraten sie durch sturm auseinander. Ásmundr gelangt nach dem Eyjafjörðr.

S. 13, 8—9.

Helgi enn magri gab dem Ásmundr Kræklingahlíð. Er wohnte auf Glerá en syðri.

S. 13, 10. Einige jahre später kam Ásgrímr nach Island.

S. 13, 11.

Ásgrímr wohnt auf Glerá en nyrðri.

Nichts entsprechendes.

S. 13, 11—12. Ásgríms geschlecht bis zum zweiten gliede (Ásgrímr Ellidagrimsson).

Landnámabók.

S. 216, 1—13.

Dasselbe viel kürzer.

S. 216, 13—14: *ok græddi kona hann í jarðhúsi, svá at hann varð heill.* (In Hauksbók weiter ausgeführt.)

S. 216, 14—217, 2. Ásmundr, überzeugt dass Ásgrímr tot ist, reist nach Island. (1½ zeile.)

S. 217, 2—3.

S. 217, 3—8. Ásgrímr reist mit einem schiffe des Eiríkr ölfuss *í hernad*. Hallsteinn stirbt an seinen wunden (vgl. Gr. s. oben 12, 17). Ásgrímr heiratet eine tochter Eiríks und reist nach Island.

S. 217, 8.

S. 217, 8—218, 1. König Haraldr sendet Þorgeirr hvinverski nach Island um Ásmundr zu töten. Þorgeirr richtet nichts aus.

S. 218, 1—219, 2. Ásgríms geschlecht bis auf Sturla í Hvammi.

Aus diesen zusammenstellungen ersieht man, dass die Grettis saga die episode viel ausführlicher als die Landnáma berichtet. Diese weiss

namentlich von Qnunds anteil an den begebenheiten nichts. Wenn nun die gemeinschaftliche quelle beider erzählungen eine ältere redaction der Landnáma ist, so muss angenommen werden, dass auch jene in diesem zusammenhang Qnundr nicht nannte, denn es ist nicht anzunehmen, dass Sturla, der bekanntlich die Landnáma zu erweitern bestrebt war, etwas fortgelassen habe, was er in seiner quelle, falls dieselbe eine ältere Landnáma war, vorfand. Die Grettis saga muss in diesem fall für die episode zwei quellen benutzt haben, 1. eine ältere Landnáma (Styrmirs buch), 2. mündliche tradition, oder eine jetzt verschollene schriftliche quelle.

Andererseits muss auch die Landnáma, falls sie die Grettis saga benutzt hat, noch auf eine andere quelle zurückgehen, denn auch sie enthält berichte, welche die Gr. s. nicht kennt. Zunächst den, dass Þrándr nach der schnellen fahrt von den Sudreyjar den beinamen *mjöksiglandi* erhielt. Zu dieser combination aber ist kein grosser aufwand von scharfsinn notwendig, wenn man voraussetzt, dass der beiname bekannt ist, und die vorlage erzählte, Þrándr sei ausserordentlich schnell von den Sudreyjar nach Norwegen gesegelt. Alles, was die erzählung der Landnáma sonst an berichten enthält, welche die Grettis saga nicht kennt, bezieht sich ausschliesslich auf Ásgrímr Qndóttsson. In diesem zusammenhang ist es von bedeutung, dass Ásgríms genealogie bis auf Sturla í Hvammi hinab mitgeteilt wird. Das zeigt, aus welchem grunde die lange geschichte in die Landnámabók aufgenommen wurde. Es ist die geschichte von Sturla's ahnen (Sturla í Hvammi, war der grossvater Sturla's des historikers). Und die berichte über Ásgrímr, welche die Grettis saga nicht mitteilt, sind familientraditionen der Sturlunge. Das ist die zweite quelle der erzählung. Alles übrige stammt aus der Grettis saga. Und der verfasser, der die geschichte aufnahm, war Sturla. Dass er fortliess, was sich nicht auf Qndóts söhne bezog, begreift sich, denn die bearbeiter der Landnáma mussten bei der fülle des stoffes eine gewisse beschränkung beobachten; aus demselben grunde hat er an mehreren stellen die erzählung gekürzt. Wo aber zu kürzungen keine gelegenheit sich bot, wurde an dem wortlaut nichts geändert.

Der bearbeiter der Grettis saga aber, der, wie die meisten sagschreiber für genealogische und ähnliche berichte eine ältere ausgabe der Landnáma benutzte, hat das auch hier getan. Der bericht, dass Helgi enn magri dem Ásmundr Kræklingahlíð gab, und die unmittelbar daran sich schliessenden mitteilungen über den wohnort der brüder und die nachkommen Ásgríms stammen aus dieser quelle. Vielleicht hat

die Grettis saga, welche sie nicht mit ausführungen über Ásgeirr verwickelte, hier den wortlaut der älteren Landnáma noch besser bewahrt als Sturla; wenigstens stimmt der stil ganz mit dem der Landn. s. 219 — 222 folgenden abschnitte (vgl. oben s. 42) überein. Dass die von der Gr. s. benutzte quelle Styrmir's buch war, lässt sich freilich nicht beweisen; es kann eben so gut eine bearbeitung sein, die auch Styrmir benutzt hat. Ein terminus a quo für die datierung der saga ist somit durch die übereinstimmungen mit der Landnáma nicht gegeben; die Grettis saga kann jünger, aber auch älter sein als das werk des Styrmir.

Wie hinsichtlich der Landnáma wurde bisher auch in bezug auf die Fóstbrœdra saga angenommen, die Grettis saga habe dieselbe benutzt. Wie leicht das gesagt sein mag, so hat es sich doch schon bei der besprechung der stropfen gezeigt, dass das verhältnis beider søgur zu einander nicht so einfach ist, als dass man es im handumdrehen mit einem machtspruch erklären könnte. Mannigfache gegenseitige beeinflussungen können während der langjährigen tradition stattgefunden haben, und eine nähere untersuchung ist nicht überflüssig. Drei überlieferungen der Fóstbrœdra saga kommen in betracht; es sind AM 132, fol. (Mǫðruvallabók) aus der ersten hälfte des 14. jahrhunderts, AM 544, 4^o (Hauksbók ca. 1325), und Flateyjarbók (ca. 1380). Abgesehen von dem, was im anschluss an die stropfen erörtert wurde, berühren sich die prosa der Grettis saga und der Fóstbr. s. in drei erzählungen.

Im anfang der redaction der Fóstbrœdra saga, welche in AM 132 fol. überliefert ist (K. Gíslason, s. 3 — 4), wird erzählt, wie die Ísfirðingar sich des Grettir bemächtigen, um ihn zu hängen, und wie Þorbjörg digra, die gattin des Vermundr mjóvi, ihn erlöst. In der Hauksbók ist der anfang der saga verloren, in der Flateyjarbók fehlt die episode. Sie hat für die Fóstbrœdra saga keine bedeutung und ist augenscheinlich ein zusatz. Aus der Gr. s. ausgeschrieben ist sie nicht, denn der wortlaut ist verschieden; doch beweist die genaue übereinstimmung des inhaltes mit dem, was die Gr. s. s. 118 — 122 berichtet, dass sie von jemand geschrieben wurde, der die saga kannte. Dass Grettir friedlos war, wird als bekannt vorausgesetzt. Dass eine von den s. 120 — 122 interpolierten stropfen (str. 41) citiert wird, wurde oben bemerkt, und die bedeutung des citates in zusammenhang mit dem stile der strophe beleuchtet, weshalb wir hier nicht mehr darauf eingehen.

Die Mǫðruvallabók und Flateyjarbók erzählen beide, aber kürzer als die Grettis saga, wie Þorgeirr Hávarsson *sekr* ward. Die geschichte

ist in der Hauksbók verloren. Auch hier wird eine übersicht der überlieferungen dem urteil über ihr gegenseitiges verhältnis vorangehen müssen.

Mǫðruvallabók.	Flateyjarbók.	Grettis saga.
K. Gíslason s. 22, 30—28, 9.	Flat. II, 104, 7—108, 10.	Gr. s. 61, 6—65, 19.
22, 30—24, 3. Þorgeirr Hávarsson und Þormóðr Kolbrúnarskáld kämpfen mit Þorgils Mársson um einen an den strand getriebenen walfisch. Þorgeirr tötet Þorgils.	104, 7—37. Dasselbe. Der gegner heisst Þorgils Mágsson.	61, 6—62, 4. Dasselbe. Der gegner heisst Þorgils Másson.
Ferner fallen auf beiden seiten drei männer.		Þormóðr Kolbrúnarskáld tötet drei von Þorgils begleitern.

Die fóstbræðr bemächtigen sich des ganzen walfisches.

—	—	Þormóðr berichtet davon in seiner erfráða auf Þorgeirr.
S. 24, 3—5. Þorgeirr wurde wegen dieser tat ein <i>sekr skógarmadr</i> . Das bewirken Þorsteinn Kuggason und Ásmundr hærulangr (2 zeilen!)	S. 104, 37—38. Wegen Þorgils ermordung wurde Þorgeirr ein <i>sekr skógarmadr</i> . (1 zeile.)	S. 62, 4—63, 2. Ásmundr hærulangr und Þorsteinn Kuggason entschliessen sich die sache vor das alþing zu bringen und treffen die nötigen vorbereitungen.
S. 24, 5—8.	S. 104, 38—105, 1.	—
Die fóstbræðr sind den sommer über á <i>Ströndum</i> , wo jedermann sich vor ihnen fürchtet.		—
S. 24, 8—24. Þorgeirr und Þormóðr lösen ihr freundschaftsbündnis und gehen auseinander.	—	—

Mędruvallabók.

Flateyjarbók.

Grettis saga.

- | | | |
|--|---|--|
| <p>S. 24, 24 — 25, 4. Nachdem Þorgeirr im herbst für die sicherung seiner in Strandir befindlichen habe gesorgt hat, geht er nach Reykjahólar zu Þorgils Arason, wo er den winter über sich aufhält. Von dem bruch zwischen den fóstbrædr berichtet Þormódr (folgt 1 strophe).</p> | <p>S. 105, 1 — 2. Im herbst gehen die fóstbrædr nach Reykjahólar zu Þorgils Arason, wo sie den winter über sich aufhalten.</p> | <p>S. 63, 3 — 14. Genealogie von Þorgils Arason (vgl. Fóstbr. s. s. 5). Þorgils Arasons charakter. Þorgeirr war jeden winter bei Þorgils.</p> |
| <p>S. 25, 5 — 8. Þorgils und sein bruder Illugi kaufen für Þorgeirr einen platz auf einem schiffe in der Nordrá in Flói (Mýra sýsla).</p> | <p>S. 105, 2 — 6. Illugi svartir berichtet im frühjahr, dass er für Þorgeirr einen platz auf einem schiffe gekauft im süden in Flói. Dahin lassen Þorgils und Illugi Þorgeirs gepäck befördern.</p> | <p>S. 63, 14 — 25. Þorgeirr geht nach der ermordung Þorgils Mákssons zu Þorgils Arason. Dieser sendet einen boten zu Þorsteinn Kuggason <i>at leita um settir</i>; der bote richtet wenig aus.</p> |
| <p>S. 25, 8 — 11. Man bricht nicht eher von Reykjahólar auf, als bis man vermutet, dass Þorsteinn Kuggason zum alþing geritten ist.</p> | <p>S. 105, 6 — 8.</p> | <p>S. 63, 25 — 30. Auf Þorgeirs bitte kauft Þorgils für die beiden fóstbrædr plätze auf einem schiffe <i>i Nordrá i Borgarfrði</i>. Der winter gieng vorüber.</p> |
| <p>S. 25, 11 — 12. Þorgils und Illugi begeben sich mit Þorgeirr auf den weg.</p> | <p>S. 105, 10 — 12. Þorgils und Illugi begeben sich mit Þorgeirr und Þormódr auf den weg.</p> | <p>S. 63, 31 — 64, 2.</p> <p>S. 64, 2 — 3. Þorgils begibt sich auf den weg, und mit ihm Þorgeirr (<i>þeir fóstbrædr A</i>).</p> |

Mǫðruvallabók.	Flateyjarbók.	Grettis saga.
—	S. 105, 12—26. Þormóðr und Þorgeirr lösen ihr freundschaftsbündnis (vgl. Mǫðruvallabók s. 24, 8—24.	—
—	S. 105, 27—106, 6. Þorgeirr tötet <i>Torfi á Márskeldu</i> (ausführliche erzählung).	S. 64, 3—4. Þorgeirr tötet <i>Torfi á Márskeldu</i> (kurzer bericht).
S. 25, 12—27, 11. Þorgeirr tötet Skúfr und Bjarni im Hundadalr. (Ausführliche erzählung.) <i>sætt</i> für den mord.	S. 106, 7—107, 34. Þorgeirr tötet Skúmr und Bjarni im Hundadalr.	S. 64, 4—5. Þorgeirr tötet Skúfr und Bjarni im Hundadalr (kurzer bericht).
S. 27, 11—12. Das bezeugt Þormóðr in der Þorgeirsdrápa. Folgt eine strophe.	—	S. 64, 5—14. So sagt Þormóðr in der Þorgeirsdrápa. Folgt str. 25 (dieselbe wie in Mǫðruvallabók).
—	—	S. 64, 15—16. <i>sætt</i> für den tod Skúfs und Bjarni's.
S. 27, 21—22. Þorgils und Illugi bringen den Þorgeirr nach dem schiffe.	S. 107, 34—35.	S. 64, 17. Þorgeirr geht zu dem schiffe, Þorgils zum þing.
—	—	S. 64, 17—65, 10. Þorgeirr wird <i>sekr</i> durch Ásmundr hærulangru. Þorsteinn Kuggason.
S. 27, 23—28, 5. Dort war Gautr Sleituson. Er droht Þorgeirr; dieser nimmt eine herausfordernde miene an. Gautr wird von dem schiffe entfernt.	S. 108, 1—10. Dort war Gautr Sleituson. Er droht Þorgeirr und wird entfernt. (Von Þorgeirs stimmung nichts.) (Gautr ist in jeder der drei quellen ein naher verwandter des Þorgils Máksson.)	S. 65, 11—19. Dort war Gautr Sleituson. Er droht Þorgeirr, dessen betragen herausfordernd ist, und wird entfernt. <i>En þó reis af þessu sundr-þykki með þeim, sem síðar bar raun á.</i>

Mǫðruvallabók.	Flateyjarbók.	Grettis saga.
S. 28, 5—9.	S. 108, 11—13.	—
Das schiff geht in see. Illugi und Þorgils reiten nach dem þing und bringen eine aus-söhnung zu stande; Þorgeirr wird wider <i>sýkn</i> .		

Aus dieser übersicht ergibt sich das folgende. Die Grettis saga kennt die erzählung aus einer redaction der Fóstbrœðra saga und nicht aus mündlicher überlieferung, denn die reihenfolge der begebenheiten ist im grossen und ganzen in beiden sagur dieselbe und begebenheiten, welche nur für die Fóstbrœðra saga bedeutung haben, finden sich auch in der Grettis saga, so namentlich die berichte am schlusse über Gautr Sleituson¹, die in dem zusammenhang der Grettis saga vollständig bedeutungslos sind. Dass die geschichte nicht schon von dem ver-fasser der Grettis saga geschrieben wurde, folgt jedoch daraus noch nicht. Sie ist mit rücksicht auf die Grettis saga bearbeitet; der anteil des Ásmundr hærulangi an den ereignissen ist ausführlich erzählt, wäh-rend der verasser den tod Skúfs und Bjarnis nur kurz erwähnt.

Man hüte sich übrigens davor, alle abweichungen der Grettis saga für entstellungen der überlieferung anzusehen. Im gegenteil zeigt es sich, dass der verasser der Grettis saga eine redaction der Fóstbrœðra saga vor sich hatte, welche in wichtigen punkten von der bekannten überlieferung abwich, und wol an manchen stellen ursprünglicher war.

Der wichtigste unterschied ist der, dass Þorgeirr nach der Fóst-brœðra saga sofort nach seiner abreise wider *sýkn* wird, während er in der Grettis saga erst verurteilt wird, als er schon auf der reise ist. Diese vorstellung scheint die richtigere, denn erst auf der þingversamm-lung konnte ein misstäter verurteilt werden, und es ist daher unver-ständlich, wie Þorgeirr sofort nach dem morde *sekr* sein konnte. Der vorstellung, das Þorgeirr geächtet blieb, widerspricht nicht die tatsache, dass er später mehrere male auf Island sich aufgehalten hat, denn er war ein furchtloser mann, und von Þorgils Arason, bei dem er dann als gast verkehrte, wird erzählt, dass er stets verurteilte beherbergte.

Von den beiden überlieferungen der Fóstbrœðra saga steht die Flateyjarbók der Grettis saga näher als die Mǫðruvallabók. In beiden heisst die person, die am anfang der erzählung von Þorgeirr getötet wird, Máks- (Mágs-) son (freilich in der Gr. s. mit der variante Márs-

1) Die schlussworte der episode (*En þó — raun á*) stehen nur in der Gr. s., finden aber ihre erklärang in einer späteren erzählung der Fóstbr. s. (K. Gíslason s. 71 fgg., Flat. II, 161 fgg.).

son) gegen Mársson der Mǫðruv. bók. In beiden wird die ermordung Torfis mitgeteilt. Und auch die ereignisse des winters nach dem tode des Þorgils scheinen in der vorlage der Grettis saga in übereinstimmung mit der Flateyjarbók berichtet worden zu sein. In der Flateyjarbók ist nicht nur Þorgeirr, sondern auch Þormóðr den winter über bei Þorgils Arason; erst auf dem wege nach dem schiffe erfolgt der bruch zwischen den freunden. In der Grettis saga kauft Þorgils Arason auch für Þormóðr einen platz auf dem schiffe, was keinen sinn hätte, wenn die fóstbræðr nicht mehr freunde wären¹. Weil aber der bruch in der Grettis saga nicht erzählt wird, verschwindet Þormóðr, ohne dass man erfährt, was aus ihm wird. Dem schreiber der hs. A merkt man es noch an, dass ihm diese lücke in seiner überlieferung verlegenheit bereitete; er lässt beide fóstbræðr nach dem schiffe aufbrechen, aber nur Þorgeirr kommt dort an. Die Grettis saga beweist somit, dass in einer sehr alten handschrift der Fóstbræðra saga, welche von den erhaltenen unabhängig war, der bruch zwischen Þorgeirr und Þormóðr so erzählt wurde, wie sie die jüngste der handschriften, die Flateyjarbók erzählt. Das erklärt auch Þorgeirs heftiges betragen auf dem zug nach dem schiffe, wo er mehrere totschläge, fast ohne jede veranlassung begeht, einmal sogar, weil: *ek mátta eigi við bindast, er hann stóð séu vel til hoggsins*. Es ist der ärger über das, was zwischen Þormóðr und ihm vorgefallen ist, der sich in diesen gewalttaten luft macht. An einigen stellen haben Mǫðruvallabók und Grettis saga etwas bewahrt, was die Flateyjarbók, welche kürzt, verloren hat. So die strophe kurz vor dem schlusse (str. 25). So die mitteilung, dass Þorgeirr sich Gautr gegenüber herausfordernd betrug (hier sogar zum teil wörtliche übereinstimmung). Der sautnamadr im Hundadalr heisst in beiden *Skúfr* gegenüber *Skúmr* der Flateyjarbók.

Schliesslich berühren sich die beiden sǫgur noch in der erzählung von Grettis aufenthalt bei Þorgils Arason (Gr. s. s. 112—116). Grettir war dort, wie erzählt wird, zusammen mit Þorgeirr und Þormóðr. Dem wunsche, die helden der vorzeit mit einander zu vergleichen, verdankt diese erzählung ihre entstehung. Þorgils Arason wird das resumierende urteil über die tapferkeit der drei männer in den mund gelegt. Es sagt s. 115, 27 fgg., jeder von diesen dreien sei *fullrǫskr til hugar*, þormóðr aber sei gottesfürchtig (*gudhræðdr ok trúmadr*

1) Þorgils Arason kauft auch für Þormóðr einen platz, weil er noch nicht sicher ist, ob er verurteilt werden wird. Doch das geschieht nicht. Man nimmt für ihn *fébrtr*.

mikill), Grettir sei bange vor der dunkelheit (*myrkfaelinn*), Þorgeirr aber fürchte niemand und nichts. Diese erzählung widerspricht der chronologie der Fóstbrædra saga. Nach dieser gehen die freunde im jahre 1014 auseinander, in demselben jahre, in dem Grettir von seiner ersten reise heimkehrte, unmittelbar vor Þorgeirs verurteilung, und erst drei jahre später ist Grettir einen winter auf Reykjahólar. Die geschichte passt also nicht in die Fóstbrædra saga, sie müsste denn dort vor Þorgeirs verurteilung mitgeteilt sein. Es wäre dann eine abweichung in der chronologie beider sögnur zu constatieren. Nachdem die fóstbrædr aneinander gegangen sind, vernimmt man noch einmal, dass sie einander begegnen. Þorgeirr bringt einen schmied, den er von dem verdienten tode retten will, zu Þormódr und bittet ihn, denselben eine zeit lang zu beherbergen. Die alte freundschaft ist nicht vergessen — das zeigt sich auch nach Þorgeirs tode, den Þormódr blutig rächt — aber das zusammenleben ist vorbei. An dieser stelle nun findet sich in der Flateyjarbók ein kapitel (s. 159), welches in den beiden anderen handschriften fehlt. Es berichtet noch von gemeinschaftlichen zügen der fóstbrædr und schliesst mit der mitteilung, dass sie einen winter mit Grettir zusammen auf Reykjahólar waren; dann wird die oben erwähnte aussage des Þorgils Arason über den mut der drei helden citiert. Das kapitel ist, wie aus den obigen ausführungen hervorgeht, eingeschoben; für den schluss des kapitels ist die Grettis saga, welche ja bedeutend älter als die Flateyjarbók ist, die quelle, d. h. der verfasser des kapitels kannte die saga. Die wörtliche übereinstimmung ist gering; die annahme, dass der verfasser des kapitels die saga gelesen hatte, genügt.

Ein zufall ist es wol, dass Fóstbr. s. (K. Gíslason s. 83) dieselbe Hávamálsstrophe citiert wird, auf welche in einem ganz anderen zusammenhange Gr. s. 97, 26 anspielt.

III.

Grettis kämpfe mit gespenstern und unholden.

Zur ursprünglichen saga gehören:

1. der kampf mit Kárr;
2. der kampf mit Glámr.

Interpoliert ist:

die episode im Bárðardalr.

Die litterarisch wie mythologisch wichtigste von diesen drei geschichten ist zweifelsohne die von Glámr. Sie stammt direkt aus der

lebenden tradition und enthält merkwürdige einzelheiten über den glauben an spuk und gespenster, zum teil in übereinstimmung mit dem, was der volksglaube der modernen zeit noch kennt. Keine isländische spukgeschichte enthält so viel schauervolles wie diese, und keine ist so ausführlich erzählt. Die folgenden züge sind hauptsächlich zu beachten:

Die person, welche nach ihrem tode spukt, hat schon bei lebzeiten eigenschaften, welche sie als einen ausnahmemenschen charakterisieren. Glámr hat graue, weitoffenstehende augen und graues wolfshaar. Der letztgenannte zug weist auf verwandtschaft mit den werwölfen.

Er ist unfreundlich und barsch (ein gewöhnlicher zug) und wird von jedermann gelasht.

Er hat eine unwiderstehliche und unerklärliche macht über schwächere wesen (*feit stókk alt saman, þegar hann hóadi* s. 76, 28—29, vgl. zur stelle die stimme in Þórisdálr, welche das vieh zusammenruft).

Er ist gottlos und weigert sich zu fasten. Am morgen seines todestages ist er *gustillr* (hat er einen unreinen atem).

Von dem leichnam wird erzählt, dass er schwarz und geschwollen ist und so schwer, dass es beinahe unmöglich ist, ihn zu transportieren. Den menschen flösst er ekel ein.

Die gefährliche zeit ist die nacht und der winter mit seinen langen nächten; besonders die zeit um weihnachten (wie das noch in mährchen der fall ist).

Die angriffe des gespenstes kündigen sich dadurch an, dass es sich sehen lässt, anfangs undeutlich (*þóttu; menn sjá hann þar heima* s. 78, 24); sie werden mit der zeit heftiger und dehnen sich weiter aus. Wer ihn sieht, verliert den verstand. Die kühe werden wild und stossen einander (80, 22) oder laufen *á fjöll upp* (77, 26).

Die opfer werden mit zerbrochenem halse oder rücken gefunden; zuweilen ist ihnen, wie der ausdruck heisst: *lamit sundr hvert bein* (80, 7; 83, 6); oder es wird jemand so lange verfolgt, bis der schrecken ihn tötet (81, 7).

Die macht des widergängers wächst, je mehr opfer fallen.

Die weissagungen des widergängers gehen in erfüllung (wie die der sterbenden, zumal wenn sie *fjólkungir* sind; zu vergleichen ist u. a. die erzählung in der Laxdøla [cap. 37, 33 fgg.], wo dem zauberer Hallbjörn slíkisteinsauga, der ertränkt werden soll, ein sack über den kopf festgebunden wird, damit er nicht in die zukunfft schaue. Als man im letzten augenblicke den sack fortnimmt, weissagt er böses).

Der überwundene widergänger wird vorläufig dadurch unschädlich gemacht, dass man seinen kopf gegen den hintern setzt (damit die stücke sich nicht zusammenfügen; vgl. das beispiel der tröllkona Hildir in der Þidreks saga cap. 17); dasselbe motiv s. 38, 15. Um sich seiner für immer zu entledigen, brennt man ihn *at koldum kolum* (ähnlich z. b. Fornsógur s. 144, 6—7). Die asche wird begraben *þar sem stíxt váru fjárhagar eda mannavégir*.

Zu mehreren dieser züge bietet die sagalitteratur parallelstellen; eine so ausführliche ausmalung aber wie diese ist in der altnordischen litteratur alleinstehend¹. In der regel sind die spukgeschichten bedeutend kürzer. Die bedeutung der episode liegt aber auch darin,

1) Eine spukerzählung, welche mit der von Glámr viel ähnlichkeit, sogar an mehreren stellen denselben wortlaut hat, berichtet die Eyrbyggja. Es ist die von Þórólfr *bægifótr*. Während seines lebens war Þórólfr ein böswilliger und schadenfroher mensch. Als er tot gefunden wird, fürchtet sich jedermann, *þriat öllum þótti úþokki á andláti Þórólfs* (Eyrb. s. 60, 19; vgl. Gr. s. 78, 1). Er wird begraben und ist noch nach jahren *úfiinn* (s. 115, 3; vgl. 62, 21), und *blár sem Hæl ok digr sem naut* (ebda = Gr. s. 77, 31). — Auch eins seiner opfer ist *kolblár* (s. 61, 13) wie in der episode im Bárðardalr Grettir nach dem kampf *allr þráttinn ok blár* ist (s. 151, 23). Er ist so schwer, dass man ihn nicht von der stelle schaffen kann (s. 62, 23 fgg. 115, 5; vgl. Gr. s. 78, 3, 14 fgg.). Besonders nach sonnenuntergang (*þegar er sólina leyði* s. 61, 5) ist es draussen unheimlich. Im herbste wird ein hirt vermisst (wie Þorgautr in der Grettis saga); er wurde tot gefunden: *skamt frá dys Þórólfs; var hann allr kolblár* (vgl. oben) *ok lamit í heert bein* (s. 61, 13—14 = Gr. s. 80, 6—8). Das vieh *fannx sumr dandr en sumr hljóp á fjöll ok fannx aldri* (s. 61, 15; vgl. Gr. s. 77, 26). — *Opt heyrðu menn úti dynur miklar um netr* (s. 61, 17—18; vgl. Gr. s. 83, 25). *Opt var ridit skálanum* (s. 61, 19; vgl. Gr. s. 83, 26; 78, 26). *Ok er vetr kom, sýndi þórólfr opt heima á bænum* (s. 61, 19—20; vgl. Gr. s. 78, 24—25). *Sótti mest at húsfreyju . . . Svá lauk þessu, at húsfreyja léx af þeim sökum* (s. 61, 20, 22; vgl. Gr. s. 81, 7—8). Die leute verlassen die gegend: *hann eyddi alla bei í dalnum* (s. 61, 25; vgl. Gr. s. 81, 9—10; 80, 31). Mehrere menschen tötet er, *en sumir stukku undan* (s. 61, 26; vgl. Gr. s. 78, 25). Zuletzt wird ein scheiterhaufen errichtet: *ok brendu upp all saman at koldum kotum* (s. 115, 8—9; vgl. Gr. s. 86, 2). Die asche wird in das meer geworfen (vgl. Gr. s. 86, 4). Eine kuh, die in der nähe der stelle, wo Þórólfr verbrannt wurde, weidet, gebiert später ein kalb, welches unheil über das haus bringt. — Ein wichtiger unterschied ist der, dass in der Eyrbyggja nicht der widergänger getötet, sondern der tote leichnam aus seinem grabe hervorgeholt und dann, wie Glámr, verbrannt wird. — Viele der angeführten ausdrücke sind formelhaft, sodass litterarische entlehnung, in dem sinne, dass eine saga die andere ausgeschrieben habe, nicht angenommen zu werden braucht; doch legt die grosse anzahl der übereinstimmenden phrasen und züge den gedanken nahe, dass bei der ausmalung der scene unbewusste beeinflussung einer erzählung durch die andere stattgefunden habe. Das alter der beiden sögur müsste in solchem falle entscheiden, von welcher saga der einfluss ausgegangen sei.

dass sie neben dem oben besprochenen noch ein anderes element enthält. Schon G. Vigfússon (*Um tímatal*, s. 474) macht darauf aufmerksam, dass Glámr eine poetische bezeichnung des mondes ist (Sn. E. I, 472; im glossar wird das wort nur unter den riesennamen erwähnt). Das adjectiv *glámblesóttir* von einem pferde mit einem mondförmigen flecken auf der stirn deutet dasselbe an. Es scheint aber Vigfússon nicht aufgefallen zu sein, dass die erzählung selbst züge bewahrt hat, welche beweisen, dass man es mit einem mythus zu tun hat, der den schrecken-erregenden und spukhaften eindruck des vollmondes in winternächten bildlich ausdrückt. Dieser mythus wurde später als eine gespenstergeschichte aufgefasst oder mit einer solchen zusammengeworfen. Das wesen, welches den spuk verursachte, war ursprünglich ein unhold; als es später zu einem gespenst wurde, bedurfte man einer erklärang seines todes, und Glámr wurde ein böswilliger mensch, den ein unhold tötet¹; dieser kam dabei selbst um, so dass man später von ihm nichts mehr vernimmt (s. 78, 12)². Die züge jenes ursprünglichen unholdes sind auf den unhold, der Glámr tötet, und den widergänger Glámr verteilt.

Am frühen morgen, nachdem Glámr vermisst worden, gehen die bauern aus, ihn zu suchen. Von der stelle, wo er mit dem unhold gerungen, geht eine spur aus: *sem keralsbotni væri niðr skelt, þaðan frá sem tradkrinn var, ok upp undir björg þau er þar váru ofarliga í dalnum, ok fylgðu þar með blóðdrefjar miklar* (s. 78, 6 fg.). Das ist die spur des zum tode verwundeten unholdes, der sich nach dem gebirge flüchtet. Die vorstellung von der ähulichkeit mit dem boden eines fasses ist unmöglich, wenn man an ein wesen mit menschlichen formen denkt, aber ganz verständlich, wenn man sich den unhold in der gestalt des vollmondes vorstellt.

Als Glámr in die stube, wo Grettir liegt, eintritt, ragt er hinauf bis zur zimmerdecke; dann legt er die hand gegen einen querbalken und streckt sich aus, tiefer in das gemach hinein (*gægdiz inn yfir skálann* (s. 84, 2); derselbe ausdruck von der neugierigen dienstmagd, die Grettir beguckt und sich doch fürchtet, ihm nahe zu kommen, s. 170, 18: *för hon nú yfir at honum ok gægdiz*). Ich sehe in diesem, in bezug

1) Gláms herkunft ist unbekannt; er ist *attadr ór Sviþjóð ór Sylgsdolum* (bedeutung?), und die weise, wie der bönde Þórhallr seine bekanntschaft macht, beweist, dass man von ihm nichts zu erzählen wusste. Es ist bezeichnend, dass in anderen spukerzählungen der widergänger in der regel der geist eines bekannten bauern ist.

2) Der grund, dass der mythus in dieser weise aufgefasst wurde, ist der umstand, dass in den historischen isländischen sagas die grosse mehrzahl der spukgeschichten erzählungen von *aptrygngur* sind; das ist die auf Island heimische form der *úvættir*, die in den sagen von fremden ländern häufiger als riesen auftreten.

auf ein wesen von menschlicher grösse ziemlich unverständlichen¹, berichte die vorstellung von den strahlen des aufgehenden mondes, welche zuerst gegen die zimmerdecke fallen und langsam stets weiter sich strecken, bis sie das ganze zimmer erfüllen².

In dem augenblicke, wo Glámr fällt, bricht der mond durch die wolken, und Glámr richtet seine augen starr darauf. Dieser anblick erschreckt Grettir so sehr, dass er einer ohnmacht nahe ist, und ehe er seine selbstbeherrschung zurückgewinnt, spricht Glámr eine verwünschung aus, welche von stund an in erfüllung geht. Nach dem angeführten halte ich die erwähnung von Gláms augen in unmittelbarem zusammenhang mit dem anblick des mondes für nichts weniger als zufällig. Aus diesen strahlen schöpft Glámr seine letzte kraft. Und es ist sehr natürlich, dass Grettir von diesem augenblicke an sich vor der finsternis fürchtet. Eine blosser begegnung mit einer *aptrganga* hätte das nicht bewirkt; man denke an den kampf mit Kárr. Nach der begegnung mit Glámr ist es undenkbar, dass Grettir sich je wider mit unholden oder widergängern abgegeben hätte. Dass dieses allein schon genügen würde, um die episode im Bárðardalr als einen zusatz zu brandmarken, wurde oben s. 7 bemerkt. Da nun so deutliche spuren eines mondmythus in der geschichte von Glámr bewahrt sind, und besonders Gláms augen in zusammenhang mit dem monde erwähnt werden, muss auch der bericht, dass Glámr *opineygr* war, aus derselben quelle hergeleitet werden. Die graue farbe der augen und des haares, welche, wie gesagt, an einen werwolf mahnt, scheinen gleichfalls zu den alten elementen der saga zu gehören und auf eine sagenform zu deuten, in der Glámr nicht zuerst ein mensch, später ein widergänger, sondern abwechselnd hirt und unhold war, gerade wie der mond zuweilen den weg zeigt, zuweilen irreführt und schrecken erregt³.

1) In diesem zusammenhange ist der eindruck zu erwähnen, den Grettir von Gláms kopf empfängt: *sýndis honum afskræmíliga mikil ok undarlíga stórskorit* (s. 83, 29—30), was durch den bericht (s. 76, 5—6): *Þessi madr var mikill vexti* nicht hinlänglich erklärt wird. Ähnlich heisst es Fas. III, 121 von einem riesen: *at þat væri fátæmi þess er hann var stórskorinn í andliti*.

2) Vielleicht ist es im zusammenhange damit nicht ohne bedeutung, dass Glámr, bevor er hineintrat, auf das dach geklettert ist: *var þá farit upp á húsín ok ríðit skálanum*, wie der aufgehende mond zunächst das dach, dann die zimmerdecke bescheint, schliesslich das ganze zimmer erhellt. — Dass damit nicht jede erzählung, in der ein gespenst ein dach besteigt, als mondmythus erklärt werden soll, ist selbstverständlich.

3) In menschlicher gestalt erschien er wol nur, wenn er als hirt auftrat, nicht, wenn er angriff; denn eben das ist die natur der werwölfe, dass sie nicht *einhamir* sind. Darauf deutet auch die spur wie die eines *keralsbotn*.

Der zug, dass Glámr im kampf von Grettir überwunden wird, gehört wol mit zu der älteren form der sage, da die einfachste und ungefährlichste methode, einen spuk zu beseitigen, die ist, dass man nicht den widergänger angreift, sondern sich des leichnams bemächtigt und ihn verbrennt.

Wir fassen die resultate kurz zusammen. Die geschichte von Glámr ist ursprünglich ein mondmythus. Später wurde Glámr als ein widergänger aufgefasst, und ein unhold hinzugedichtet, der den menschen Glámr tötet. Von dem ursprünglichen unhold ging auf den neuen unhold die form über, während Glámr behielt 1. den namen, 2. die furcht erregenden weitgeöffneten augen, welche in direktem zusammenhang mit dem monde erwälnt werden, 3. die weise sich fortzubewegen und das hineinragen in ein zimmer, 4. die magische kraft, die auf Grettir sofort einwirkt, wie früher auf menschen und tiere (auf das vieh schon vor seinem tode).

Ein paar andere züge, wie der kampf und die graue haut gehören zwar zu dem älteren teil der saga, sind aber für dieselbe als mondmythus nicht oder nur im zusammenhang mit den übrigen bezeichnend. Als Glámr als widergänger aufgefasst wurde, bekam er die gewöhnlichen züge eines widergängers: den schwarzen, geschwollenen, schweren leichnam, die menschliche gestalt als spukerscheinung. Viele züge, namentlich die widerholten angriffe auf menschen, sind für unholde wie für gespenster eigentümlich und können zur entstehung der jüngeren auffassung beigetragen haben. Hier berührt sich die erzählung mit anderen spukgeschichten, namentlich mit der von Þórólfr bægifótr in der Eyrbyggja.

Zum schluss bemerke ich, dass die gottlosigkeit und der unreine atem auf christlichem einflusse beruhen und also jüngeren datums sind.

Dass die erzählung auch anderswo verbreitet war, folgert G. Vigfússon (Dict. s. v. *glámr*) aus dem schottischen worte „*glamour*“ (*magic*), welches Skeat jedoch aus „*gramarye*“ herleitet. Das in der saga genannte wort „*glámsjúni*“, modern „*glámskygni*“ (Dict. a. a. o.) = *illusion* weist für den namen *glámr* auf die bedeutung: „*zweilicht*“, woraus sich einerseits die bezeichnung des mondes, als dessen, der in der finsternis leuchtet, erklärt, andererseits das wort sich als mit *glóa*, hochd. glühen, und hochd. niederl. *glimmen* verwandt erweist.

Die erzählung s. 37, 24 fg., wie Grettir den grabhügel des *Kárr enn gauli* öffnet und diesen besiegt, hat in der alten litteratur mehrere seitenstücke. Hier finden wir einen alten beleg für den weitverbrei-

teten glauben, dass verborgene schätze sich durch ein über dem ort, wo sie liegen, sichtbares licht offenbaren. Im einzelnen steht unserer saga am nächsten eine geschichte in der Hardar saga Grímkelssonar (Isl. s. II, 44 fgg.), — die übrigens zum grossen teil aus reminiscenzen an andere sogur zusammengeschrieben ist — wo Hqrdr das grab des vikings Söti beraubt¹. Die vorstellungen der Hardar saga sind weit übertriebener als die der Grettis saga; abgesehen davon sind die erzählungen fast identisch. Hqrdr gräbt zwei tage nach einander vergebens den grabhügel auf, der in der nacht sich von selbst wider schliesst; am dritten abend legt er sein schwert in die öffnung, und dies hilft (Gr. s. 37, 25—26: *Grettir braut nú haugiun ok var at mikilvirk; létir eigi fyrr en hann kemr at vidun; var þá mjök álitinn dagrim*). Darauf braucht er zwei tage, um den bretterverschlag zu entfernen (Gr. s. 37, 27: *síðau reif hann upp viduna*). Ein fürchterlicher geruch steigt aus dem grabe auf und tötet zwei von Hqrds genossen (Gr. s. 37, 30—31: *var þar myrkt ok þeygi þefgott*). Hqrdr lässt in die grube ein tau hinabgleiten (Gr. s. 37, 29), kämpft dann mit Söti, der schliesslich im boden verschwindet (abweichend von Kárr, der besiegt und getötet wird), und zieht sich an dem tau, dessen wächter geflüchtet sind, empor (Gr. s. 38, 16—17). Die übereinstimmung der tatsachen ist so auffallend wie der unterschied des stiles. Dass Hqrdr in den grabhügel von einem genossen begleitet wird, ist kein wesentlicher unterschied. Die fabelhaften übertreibungen der Hardar saga weisen auf eine geänderte geschmacksrichtung. Doch ist der schluss, dass die Hardar saga die Grettis saga benutzt hat, nicht gerechtfertigt. Eher beweist die übereinstimmung, dass solche geschichten eine feste form hatten und mit geringen abweichungen widerkehrten.

Wir gehen zur dritten geschichte dieser art, zur episode im Bártardalr über. Von allen spukgeschichten der isländischen sogur hat keine in neuerer zeit so sehr die aufmerksamkeit der gelehrten auf sich gezogen wie diese, auf grund des behaupteten, aber nur bis zu einem gewissen grade bewiesenen zusammenhanges mit dem Beowulfliede. Guðbr. Vigfússon hat zuerst (Prolegomena zu Sturl. s. XLIX) auf die ähnlichkeit aufmerksam gemacht. Er identificiert sowol diese episode als die von Glámr mit den kämpfen Beowulfs gegen Grendel und seine mutter. Seine bemerkungen hat Gering (Anglia III, 74 fgg.) ausgeführt und besprochen;

1) Mehrere berührungspunkte bietet auch die erzählung Fas. II, 368 fgg. (Hrómundar saga Greipssonar).

doch läugnet er jeden zusammenhang der geschichte von Glámr mit dem alten gedichte und findet denselben nur in der episode im Bárðardalr. Darin pflichtet ihm Bugge (P. B. Beiträge XII, 55 fgg.) bei. Dieser gelehrte bringt zu gleicher zeit andere parallelen bei. Insofern bin ich derselben ansicht als Gering und Bugge, dass ich davon überzeugt bin, dass, wenn die saga reminiscenzen an eine Beowulf-überlieferung enthält, dieselben nur in dieser episode zu suchen sind. Doch scheint mir dieser zusammenhang nicht so klar gestellt zu sein, dass eine neue untersuchung überflüssig wäre. Auch unterschätzt Gering — es sei im vorbeigehen gesagt — nach meiner meinung die geschichte von Glámr, welche litterarisch viel höher steht als diese.

Angenommen, dass die erzählung Beowulfelemente enthält, so beweist dies durchaus noch nicht ein fortleben der sage auf skandinavischem boden, sondern höchstens eine litterarische entlehnung, wo nicht aus dem Beowulfgedichte, so aus englischen liedern, welche dem Beowulf nahe standen¹. Hierfür spräche schon das in unserer episode vorkommende, bereits von Vigfússon betonte wort *heptisax* (= *heftmúcc* in Beow.), denn eine mündliche prosaische tradition bewahrt jahrhunderte hindurch keine *εραξ λεγόμενα*. Doch wird das wort nur beweiskräftig, wenn die identität der sagen auf anderem wege zuerst sichergestellt ist; sonst müsste an eine zufällige übereinstimmung gedacht werden². Indessen liegt für mehrere übereinstimmungen eine andere erklärung nahe, und aus diesem grunde kann ich mehreren von Bugge's schlüssen nicht beistimmen.

Dass die erzählung eine interpolation ist, wurde oben nachgewiesen. Es liegt auf der hand, dass der verfasser einer interpolation, welche einer in dem bearbeiteten buche schon vorhandenen geschichte ähnlich ist, leicht dazu kommt, aus dieser züge zu entlehnen. Das hat auch der verfasser der episode im Bárðardalr getan. Dieselbe enthält nicht zu verkennende übereinstimmungen mit den erzählungen von Glámr und Kárr, und der nachweis, dass diese bei der ausarbeitung jener benutzt wurden, ist leicht zu führen.

In der christnacht, während die frau zur weihnachtsfeier gereist ist, kommt ein unhold und nimmt den bonden mit. Auf dieselbe weise verschwindet ein jahr später ein *húskarl*. Einige blutstropfen werden an der haustür gefunden. Man vergleiche dazu, wie auf Pórhallz-

1) Auch Bugge (a. a. o. s. 58) hält solche lieder für die mittelbare quelle der erzählung; doch denkt er dabei an eine lebende tradition.

2) Im Beowulf (z. 1458) bezeichnet das wort Hünferðs schwert Hrunting, in der Grettis saga aber das schwert des riesen.

stadir zwei jahre nach einander ein hirte verschwindet, und wie auf der spur des unholdes blutstropfen bemerkt werden.

Wie Glámr greift die *tröllkona* Grettir an, während er in der stube zu schlafen scheint. Die übereinstimmung ist sogar wörtlich:

- | | |
|---|---|
| <p>s. 150, 20—21. <i>Ljós brann í stofunni gegnt dýrn.</i></p> <p>s. 150, 28—29. <i>Þá er dró at miðri nótt, heyrði hann út dýrnur miklar.</i></p> <p>s. 151, 4—5. <i>alt þat sem fyrir þeim varð, brutu þau, jafnvel þverþílit undan stofunni.</i></p> <p>s. 151, 5—7. <i>Hon dró hann fram yfir dýrnar ok svá í andýrit; þar tók hann fast í móti. Hon vildi draga hann út ór bœnum,</i></p> <p>s. 151, 7—9. <i>en þat varð eigi fyrr en þau leystu frá allan útúdráumbúninginn ok báru hann út á herðum sér.</i></p> | <p>s. 83, 24. <i>Ljós brann í skálanum um nóttina.</i></p> <p>s. 83, 24—25. <i>er af mundi þriðjungr af nótt, heyrði Grettir út dýrnur miklar.</i></p> <p>s. 84, 18—19. <i>Gengu þá frá stökkarnir, ok alt brotnaði þat sem fyrir varð.</i></p> <p>s. 84, 20—22. 26. <i>gat Glámr dregil hann fram ór skálanum; áttu þeir þá allhárða sókn, þriat þrællinn ætlaði at koma honum út ór bœnum en er þeir kvámu í andýrit ...</i></p> <p>s. 84, 31—85, 1. <i>Glámr ... rauk ofugr út á dýrnar, svá at herðarnar námu uppdyrit, ok rjáfrít gekk í sundr, bæði víðirnir ok þekjan frerin.</i></p> |
|---|---|

Dann gehen die erzählungen auseinander; Grettir haut Glámr den kopf ab, der *tröllkona* nur einen arm. Diese verschwindet in der tiefe; die bewohner der gegend aber erzählen, dass sie zu stein wurde (*at hana dagadi uppi ... ok standi þar enn í konulíking á bjarginu*; s. 152, 9 fg.).

Nun folgt der kampf mit dem riesen. Hierzu ist folgendes zu bemerken. Grettir bindet ein tau an einen pfahl, den er in den boden schlägt, und bei dem der priester Steinn die wacht halten soll. Denselben auftrag erhält Audun, als Grettir in Kárs grab hinuntersteigt. Nachdem Grettir den jötunn besiegt hat, wird das wasser von dem blute rot gefärbt; der priester glaubt, dass Grettir tot ist und flüchtet; Grettir muss sich an dem tau emporziehen. Die übereinstimmung mit s. 38 ist vollständig; nur dass dort Audun flüchtet, nachdem er heftiges getöse vernommen. Dadurch ist jeder zusammenhang mit dem berichte des Beowulfgedichtes, nach welchem die männer beim anblicke des blutes glauben, Beowulf sei tot, und ihn beweinen, ausgeschlossen. Zwar könnte es jemand einfallen, den zusammenhang mit s. 38 zu

lengnen auf grund des umstandes, dass die flucht der begleiter, wie oben s. 59 bemerkt wurde, ein landläufiges motiv ist; wenn aber dieses argument gelten soll, um die schlagende übereinstimmung zweier erzählungen innerhalb derselben saga für nichtig zu erklären, was soll man dann von der weit geringeren übereinstimmung zweier erzählungen halten, welche zeitlich und sprachlich soweit auseinanderliegen wie das Beowulfsepos und die Grettis saga.

In der höhle kämpft Grettir mit dem riesen. Die geschichte enthält wenig merkwürdiges. Dass in der höhle ein feuer brennt, braucht wahrlich nicht durch eine stelle aus dem Beowulf erklärt zu werden (Bugge a. a. o. s. 57; vgl. z. b. Fas. II, 147); ebensowenig, dass der riese ein schwert besitzt (vgl. Fas. III, 119, wo das feuer in der höhle und ein schwert an der wand zusammen vorkommen). Dass Grettir in der höhle gold findet (Bugge a. a. o.), wird nicht erzählt, eher ist die stelle (s. 153, 27—29) so zu verstehen, dass die überlieferung davon nichts berichtet, dass aber der verfasser der episode sich darüber wundert, weil ähnliche erzählungen in der regel mit der erwerbung von beute schliessen.

Ich glaube hierdurch nachgewiesen zu haben, dass mehrere unserer episode und dem Beowulfliede gemeinsamen züge nicht auf historischem zusammenhang beruhen, sondern zufällig sind; es sei denn, dass man mit G. Vigfússon auch die geschichte von Glámr mit der Beowulfssage für identisch erklären wollte; dass diese geschichte und die von Kárr copieen der episode im Bårdardalr sein sollten, ist schon aus textkritischen gründen undenkbar.

Aus der geschichte von Glámr stammen:

- das mysteriöse verschwinden von menschen,
- die blutstropfen auf der türschwelle,
- die meisten einzelheiten des kampfes mit der *tróllkona*.

Aus der geschichte von Kárr stammen:

- mehrere einzelheiten des kampfes in der höhle (das tau, der pfahl, die flucht des wächters).

Zufällig kann sein:

- das feuer in der höhle; das schwert des riesen.

Die erwerbung von gold wird nicht erwähnt.

Demgegenüber sind ein paar übereinstimmungen mit dem Beowulfgedichte doch auffallend. Es sind die folgenden.

1. Grettir kämpft, wie Beowulf, zweimal, und zwar einmal mit einem männlichen, einmal mit einem weiblichen unholde; das zweite mal in einer höhle unter dem wasser.

2. der unhold, mit dem Grettir das erste mal kämpft, bñsst dabei einen arm ein.
3. in beiden erzählungen findet sich eine übereinstimmende seltene bezeichnung einer waffe.

Auf den ersten punkt muss man nicht zu grossen wert legen. Ein *tröllkarl* und eine *tröllkerling* werden in den romantisch-mythischen sagas häufig in verbindung mit einander genannt (Fas. II, 147; III, 569; Q. O. s. 46); und dass Grettir, nachdem er mit dem weibe sich gemessen, einmal zu wissen wünscht, wie der mann aussieht, ist ganz natürlich. Dass das weib die mutter des riesen sei, hat man gar keinen grund anzunehmen; eher hat man sie sich als sein weib vorzustellen; von dem rachedurst, der Grendels mutter dazu trieb, Hródgárs halle zu besuchen, findet sich in der Grettis saga keine spur; der riese ist gar nicht auf dem gehöfte gewesen, und lediglich aus neugier geht Grettir in die höhle. Beachtung verdient hier nur der umstand, dass die höhle, wo der zweite kampf sich abspielt, wie im Beowulf sich unter dem wasser befindet.

Was den zweiten punkt anbelangt, so fällt hier in hohem grade die aussage der Bårdardalsmenn auf, dass die *tröllkona* zu stein wurde, als das tageslicht sie überfiel. Diese aussage ist der schlüssel zur erklärung der überlieferung. Dem umarbeiter der saga, der in den letzten jahren des 13. jahrhunderts die episode schrieb, waren zwei überlieferungen bekannt. Nach der einen, die im Bårdardalr heimisch war, kämpfte Grettir mit einem unhold, der bei tagesanbruch, dem alten glauben entsprechend, in stein verwandelt wurde (vgl. z. b. Alvíssmál und Hrímgærðarmál). Der stein steht dort noch in der gestalt der *tröllkona*¹. Die andere überlieferung ist, wie aus den worten des bearbeiters hervorgeht, im Bårdardalr nicht zu hause. Es war eine erzählung, welche von dieser von haus aus grundverschieden war, aber mit

1) Die worte: *Já er hann hjó af henni hendina* nach *at hon spyngi* (s. 152, 10) setzen voraus, dass der zug, dass Grettir der *tröllkona* einen arm abhaut, auch zu dieser sagenform gehört. Das ist möglich, und der zug hat dann seinen grund in der form des steins, der für die *tröllkona* angesehen wurde. Er kann einen anknüpfungspunkt an die andere sage abgegeben haben. Doch ist es auch denkbar, dass der zug zu dieser überlieferung ursprünglich nicht gehört, und dass der bearbeiter der episode gedankenlos die worte in diesem zusammenhang niedergeschrieben hat, weil er gerade erzählt hatte, dass Grettir dem weibe einen arm abschlug. Dies wäre kein wunder, weil für ihn die beiden überlieferungen nur varianten derselben sage sind. — Für die ursprünglichkeit der ersten überlieferung spricht, abgesehen von der aussage der Bårdardalsmenn, auch die mitteilung (151, 2), dass Grettir und die *tröllkona* die ganze nacht hindurch kämpften.

ihr viel ähnlichkeit hatte, von einem helden, der mit einem nächtlichen unhold kämpft. Nach dem verluste eines armes verschwindet der unhold in einer schlucht. Das ist die erzählung von Beowulfs kampf mit Grendel. Der bearbeiter der episode identifizierte diese beiden sagen, und erzählte nun von Grettir eine heldentat Beowulfs, welche vor ihm niemand von Grettir erzählt hatte. Er bearbeitete aber die geschichte im anschluss an isländische erzählungen, besonders an solche, die er schon in der Grettis saga vorfand. Es fragt sich nun, ob er es war, der den kampf mit dem riesen hinzudichtete, oder ob gerade die verbindung zweier kampfscenen ein gemeinsames moment beider sagen war, welches dann zu ihrer identificierung beigetragen hätte. Für die erste auffassung sprechen zwei gründe. Zunächst der, dass riesen in höhlen, so viel davon aus anderen ländern berichtet sein mag, in der altnordischen zeit auf Island nicht häufig vorkommen. Wichtiger ist, dass der kampf mit dem riesen zu dem berichte, dass die *trölkona* in der schlucht verschwand, die fortsetzung bildet; denn gerade diese begebenheit veranlasst Grettir, denselben weg zu gehen, um zu erfahren, wie es dort aussehe. In diesem zusammenhang ist es denn auch nicht ohne bedeutung, dass der riese, wie Grendel und seine mutter, unter dem wasser wohnt; die *trölkona*, welche *i konu-liking á bjarginu* stellt, ist eher als ein bergtröll denn als ein wasserdämon aufzufassen. Es kommt noch hinzu, dass die geographischen verhältnisse der gegend nach Kälund (II, 152) mit der vorstellung von einer tiefen kluff und einem wasserfall in widerspruch sind. Zwar ist der wasserfall nach den hss. nur zehn (nicht wie Kälund auf grund der älteren ausgaben annimmt fünfzig) *fadma* tief; doch scheint auch das noch im verhältnis zu der beschreibung, die Kälund von der gegend gibt, zu viel zu sein. Nach ihm beruht das bild der gegend auf freier phantasie. Auf grund des angeführten glaube ich, dass der bearbeiter der episode nach dem vorbilde einer Beowulfüberlieferung einen kampf unter dem wasser hinzudichtete. Da indessen der erste kampf mit einem weibe ausgefochten war, liess er Grettir das zweite mal mit einem männlichen unhold kämpfen (abweichend von der Beowulfsage). Auch in diesem abschnitt hielt er sich bei der ausmalung an isländische vorbilder; zumal die geschichte vom grabhügel Kárs wurde hier benutzt; doch leugne ich die möglichkeit nicht, dass einzelne züge, wie das schwert des riesen und das feuer in der höhle, welche zwar an sich nichts beweisen, doch auf die Beowulfsage zurückgehen können. Er war auch der dichter der beiden strophen 59. 60, denn diese setzen, wenigstens wenn sie von anfang an auf Grettir sich bezogen,

die identificierung der beiden sagen voraus, und sie müssen, wie das wort *heptisax* beweist, von jemand gedichtet sein, der die Beowulf-sage in einer damals auf den brittischen inseln verbreiteten form kannte. Dass die strophen nicht jünger als die prosa sind, ersieht man auch daraus, dass dasselbe wort in der prosa (153, 13) genannt wird, und zwar mit einer erklärung, welche beweist, dass es kein bekanntes wort war. Das weist auf eine poetische quelle, welche nur ein altenglisches gedicht gewesen sein kann.

Beowulf-Grettir ist somit eine gelehrte combination aus dem schlusse des dreizehnten jahrhunderts. Dass eine form der Beowulf-sage im 13. jahrhundert im skandinavischen norden populär war, und dass eine unbewusste neigung existierte, erzählungen von Beowulf auf nationale helden zu übertragen, beweist die Grettis saga nicht. Die übertragung geschah absichtlich durch einen scribenten.

Die möglichkeit, dass elemente der Beowulfsage im 13. jahrhundert unabhängig von einer jüngerer kulturströmung aus dem westen her in Skandinavien fortbestanden haben, leugne ich nicht. Man lese nur z. b. die stellen, welche Sievers (Sitzungber. d. kgl. sächs. ges. d. wiss. juli 1895 s. 175 fgg.) aus Saxo citiert, und auch die geschichte von Bøðvarr bjarki (Bugge s. 56) ist vielleicht auf diese weise zu erklären. Daneben kann eine später aus dem westen eingewanderte überlieferung existiert haben, welche dem Beowulfgedichte näher als die heimatliche sage stand und dennoch allgemein verbreitet war. Möglich ist dies, aber die Grettis saga stützt, wie wir gesehen haben, eine solche hypothese nicht; im gegenteil zeigt sie, wie in den sagas ein fremder stoff mit einem nationalen auf gelehrtem wege verbunden werden kann. Und auch die stütze, welche der Orms þáttir Stórolfssonar jener hypothese zu geben scheint, sehe ich mich genötigt, ihr zu entziehen. Es ist mir nicht möglich, zwischen der erzählung von Orms kampf mit dem riesen Brúsi und der katze und der von Beowulfs kampf mit Grendel und seiner mutter den geringsten zusammenhang wahrzunehmen. Alle übereinstimmung besteht darin, dass beide mit zwei ungetümen kämpfen, deren eines die mutter des anderen ist. Alles übrige ist entweder verschieden, oder es lässt sich natürlicher auf andere weise erklären.

Bugge bemerkt, dass der Orms þáttir Stórolfssonar der Grettis saga näher als dem Beowulfsepos steht, und dass beide helden auch sonst einige züge gemein haben. Darin hat er recht. Was ihm jedoch nicht aufgefallen zu sein scheint, ist die tatsache, dass der schreiber — auf

den namen eines verfassers kann er kaum anspruch erheben — die Grettis saga an mehreren stellen einfach ausgeschrieben hat. Um dies zu beweisen, wähle ich zuerst die stellen, welche nicht zu dem kampf mit Brúsi gehören¹.

In seiner jugend ist Ormr unfreundlich und wird zumal von seinem vater nicht geliebt. Das ist eine eigentümlichkeit des Hrafnista-geschlechts, von dem auch Ormr abstammt; der an mehreren stellen übereinstimmende wortlaut aber zeigt, wo die quelle zu suchen ist.

Flat. I, 521: *ekki hafði hann ástríki mikit af fǫður sínum, enda var hann honum úðvell ok vildi ekki vinna, en móðir hans unni honum mikit. Ekki lagðix Ormr í eldaskúla* (vgl. Gr. s. 22, 21—23; 26, 29)².

Etwas später sagt der vater (s. 522): *ilt er ut eggja ofstopamennina, ok er þat auðsét, at þú munt úfyrirleitinn verða* (vgl. Gr. s. 24, 4. 20).

s. 523: *Hertu þik þá mannskrafan* (Gr. s. 24, 3).

s. 530 hebt Ormr einen stein (Gr. s. 31, 9; 71, 8).

Ebenso verhält es sich mit der in rede stehenden episode.

Als Orms genosse Ásbjörn von Brúsi gefangen ist, spricht er die folgende strophe:

s. 527: *Sinni má engi íþrótt treysta;
aldri er hann svá sterkr né stórr í huga,
svá bregðix hverjum á banadregri
hjarta ok megin, sem heill bilar.*

Das ist eine geringe variation von Gr. s. str. 50³.

Kurz vor seinem tode spricht Ásbjörn ein mehrstrophiges gedicht (s. 530), von dem sieben stropfen mit der verszeile: *Annat var þá ek imi* (vgl. Gr. str. 14, 1. s. 34) anfangen⁴.

1) Die Grettis saga spricht (s. 132, 26) von den *afráunir*, welche Ormr und Þórólfr Skolmsson ablegten. Die geschichte ist im þátrr (Flat. I, 524) zu lesen. Die stelle der Grettis saga aber bezieht sich nicht auf den þátrr; sie beweist nur, dass alle die phrase geschrieben wurde, eine erzählung von Orms kraft und seinen kraftproben bekannt war. Wahrscheinlich war das nur eine mündliche tradition.

2) Diese phrase auch in der Áus saga bogsvoigis Fas. II, 326, 25—26; 327, 1. — Ánn gehörte demselben geschlechte an.

3) Bugge a. a. o. s. 365 hält die strophe der Grettis s. für eine variation der in dem Orms þátrr enthaltenen.

4) Die angeführten stellen stimmen mit stellen aus verschiedenen schichten der Gr. s. (aus der ursprünglichen saga und aus stücken von beiden interpolationen) überein, was genügt, um die möglichkeit eines umgekehrten verhältnisses auszu-

Der ort, wo Grettir mit der *tröllkona* kämpft, heisst *Sandhagir*. Der ort, wo Ormr mit Brúsi und der katze kämpft, heisst *Sandey*. Diese übereinstimmung kann nicht zufällig sein. Der pátrr kann nicht die quelle der Gr. s. sein, denn gerade jener hat diese benutzt. Aber auch eine gemeinsame quelle, welche hier dann eine Beowulfüberlieferung sein müsste, ist ausgeschlossen, denn *Sandhagir* liegt im Bárðardalr; und der name gehört also in der Grettissaga zu den elementen der erzählung, welche mit einer Beowulfüberlieferung nichts zu schaffen haben und auch von dem stoffe des pátrr durchaus unabhängig sind. Es bleibt nur die möglichkeit, auf die auch die übrigen übereinstimmungen weisen, dass der pátrr auch diesen namen aus der saga hat, mit anderen worten, dass bei der lokalisation des kampfes mit Brúsi auf Sandey die Grettis saga eine rolle gespielt hat. Das beweist nun auch die doppelte form, in der der name auftritt. Wie der ort in den handschriften der Grettis saga abwechselnd *Sandhagir* und *Sandhagir* heisst, so hat auch der pátrr bald *Sandey*, bald *Sandey*, und dies deutet auf eine abfassungszeit des pátrr, in welcher der name in der überlieferung der saga schon verderbt war.

Bugge (a. a. o. s. 361—63) verweist auf eine ältere sage von einem *draugr* in einer höhle auf der insel *Dollzey* oder *Sandey* in Sunnmœri. deren lokalität sich für eine Grendelsage in hohem grade eignet. Darauf gründet er s. 365 die vermuthung, dass die erzählung von Grettis kämpfen in Bárðardalr unter dem einfluss der sage von Ormr Stórfósson auf Sandhaugar lokalisiert sei. Dazu habe der umstand mitgewirkt, dass Grettir besonders im nördlichen Island herumwanderte (s. 364). Gegen diese vermuthung spricht: 1. dass Grettir meist nicht im nördlichen, sondern im westlichen Island herumwanderte¹, 2. der heimische sagenkern von der *tröllkona*, welche zu stein wurde (der bericht beruht auf der aussage der Bárðardalsmenn, vgl. oben), 3. der umstand, dass der pátrr auf jeder seite die saga ausgeschrieben hat, während beeinflussung der Grettis saga durch die — geschriebene oder mündlich überlieferte — sage von Ormr nicht nachgewiesen werden kann. Doch gebe ich die möglichkeit, sogar die wahrscheinlichkeit zu, dass der umstand, dass sich an die Dollzey schon eine sage von einem unhold knüpfte, zur lokalisation mitgewirkt haben kann. Es ist sehr

schliessen, wenn dieser nachweis nicht schon wegen des überaus schlechten stiles des pátrr überflüssig wäre.

1) Der bericht, dass Grettir und die hausfrau in Sandhaugar zusammen einen sohn hatten, beruht auf der erzählung von seinem aufenthalt auf Sandhaugar und trägt daher zur erklärang jener erzählung nichts bei.

auffallend, was Bugge s. 361 bemerkt, dass die insel in älteren quellen, den þátrr ausgenommen, stets *Dollsey* heisst, während sie jetzt *Sandø* genannt wird. Es kommt mir nicht unwahrscheinlich vor, dass der jüngere name aus dem þátrr stammt. Der bearbeiter des þátrr hätte die insel zuerst *Sandey* genannt (nachbildung von *Sandhaugar*); und dieser name wäre später vom volke angenommen worden (ein merkwürdiges beispiel von beeinflussung der tradition durch die litteratur). Die beschreibung, welche Bugge von der insel gibt (zwei durch einen sumpfigen isthmus getrennte gebirgsrücken) scheint anzudeuten, dass der name für die insel nichts weniger als charakteristisch ist.

Von geringerer bedeutung ist das folgende: Ormr kämpft, wie Grettir, zuerst mit dem weiblichen, dann mit dem männlichen unhold. Dies wäre nur dann wichtig, wenn es sich beweisen liesse, dass auch der erzählung des þátrr eine Beowulfsage zu grunde liegt. In diesem fall würde diese übereinstimmung auf einfluss der saga, in der die änderung durch die combination mit einer anderen sage bedingt ist, auf den þátrr beruhen. So lange das aber nicht bewiesen ist, kann auch diese übereinstimmung zufällig sein.

Ormr wird, wie Grettir, von dem riesen mit einem *fleinn* angegriffen. Auch über diesen zug kann man mit bestimmtheit nichts sagen. Die überlieferung ist ziemlich verschieden; die geringe übereinstimmung kann leicht zufällig sein¹.

Eine andere quelle des þátrr ist die Qrvar Odds saga. Eine vólva hat Ásbjörn geweißt, dass er in Nordmœri sterben wird. Die geschichte (s. 525) stimmt wörtlich mit Q. O. s. (Leiden) s. 11 fgg. überein; sogar die strophe ist eine nachbildung der str. 1, s. 15 der Q. O. s.

*þóat þú látir yfir lagu breiða
byrhest renna ok berix víða,
nærr mun þat liggja, at norðr fyrir Mæri
þú bana hljótir; best mun at þegja.*

Das gedicht, welches Ásbjörn vor seinem tode spricht, enthält reminiscenzen an Hjálmars todessang:

*hafðu ek henni heitit
at ek heim koma munda;
nú mun segg á síðu
sverðs egg dregin verða (vgl. Q. O. s. str. 20 s. 103).*

1) Übereinstimmung zwischen der katze des þátrr und einer bezeichnung des unholds in der saga existiert nicht. Die bemerkung Bugges (s. 59) beruht auf einem fehler in der alten ausgabe (s. 151, 16); die hss. haben *krimma*, nicht *keltuna*.

Dann erzählt er, dass er früher mit seinen genossen bier trank (= Q. O. s. s. 104; dasselbe Sig. kv. III, 2); und bald darauf folgt ein ganzer katalog von freunden (vgl. Q. O. s. s. 104—105).

Ormr zieht (s. 530) Brúsi den bart mit wangen und kinn ab, bis zu den ohren. Dasselbe tut Oddr dem Qgmundr Eyþjófsbani (Q. O. s. 136, 25).

Ormr schießt auf die katze drei pfeile ab; sie beisst dieselben alle in der mitte durch. So schießt Oddr mehrere male drei pfeile nach einem *tröll*, welches sie mit der hand abwehrt (Q. O. s. 43. 179)¹.

Die schlusstrophe der schon erwähnten drápa Ásbjörns:

*Mundi Ormr úfrjnn vera,
ef hann á kvöl þessa kynni at líta,*

hat wider eine andere quelle. Es ist eine reminiscenz an die berühmten worte des königs Ragnarr lodbrók (Fas. I, 282): *Gnydja mundu grísir, ef galtar hag vissi*².

Der zug, dass Ormr bei einer dem riesen verwanten jungfrau hilfe findet, ist ein gewöhnliches märchenmotiv. Der name *Menglóð* stammt aus den *Svipdagsmál*.

Fassen wir nun die züge der erzählung, welche Bugge mit zügen in dem Beowulfgedichte zusammenstellt, ins auge.

Ormr ist in seiner jugend untüchtig. Das ist ein gewöhnlicher zug bei helden; an dieser stelle aus der Grettis saga entlehnt.

Ormr ist ausserordentlich stark. Das ist jeder held; auch Grettir.

Brúsi ist ein menschenfresser wie Grendel. Ein gewöhnlicher zug bei *tröll* (vgl. z. b. Fritzner s. v. *mannæta*).

Brúsi's mutter hat tiergestalt. Das begegnet mehrere male, und zur erklärang davon trägt die bemerkung, dass Grendels mutter *brim-*

1) Auf grund dieser ausführungen kann ich Bugge nicht beistimmen, der in *Ásbjörn* den *Æschere* des Beowulfsepos sieht. Eher halte ich ihn für eine nachbildung von *Ásmundr*, Odds *fóstbróðir*, dessen tod er rächt. Die weissagung richtet sich an *Ásbjörn*, nicht an Ormr; das liegt im laufe der erzählung. Doch weist die prophезeung deutlich an, wo man die vorbilder zu den figuren des pátrr zu suchen hat. Eine so ehrenvolle abstammung wie die von *Æschere* kommt unserem *Ásbjörn* nicht zu.

2) Hingegen scheint mir G. Porlakssons (Udsigt over de norsk-isl. skjalde, s. 176) und Bugges (a. a. o. s. 363) vermutung, dass die verse des *þáttr* durch die *Krákumál* beeinflusst sind, wenig begründet. Auf jeden fall beschränkt sich dieser einfluss auf den godanken eines todessanges, der nicht auf den *Krákumál* zu beruhen braucht, denn todessänge waren ja in der mode, vgl. oben über den einfluss der Q. O. s., und auf str. 26, deren inhalt eine wenig charakteristische wiedergabe des oben citierten gewiss viel älteren prosasatzes (Fas. I, 282) ist.

wylf und *grundwyrg* genannt wird, wenig bei. Sie erscheint, wie Bugge selbst bemerkt, in menschlicher gestalt.

Aus ihren nasenlöchern brennt feuer und ihre augen sind fürchterlich. Das ist der fall mit mehreren höllischen ungeheuern der romantik, zumal wenn sie tiergestalt haben; man denke nur an die drachen.

Ásbjörn wird getötet, nachdem die katze zwanzig seiner genossen umgebracht hat. Grendel tötet dreissig männer, während sie schlafen. Von übereinstimmung kann hier keine rede sein.

Brúsi wohnt in einer höhle. Wo soll ein *tröll* wohnen, wenn nicht in einer höhle? Beispiele sind ausserordentlich häufig.

Ormr wird von der katze beinahe besiegt. Ihre tatzen dringen in sein fleisch. Beowulf wird mit tatzen angegriffen, aber sein harnisch schirmt ihn. Die übereinstimmung besteht also darin, dass der unhold tatzen hat, wahrlich kein wunder, wenn er als katze erscheint. (Ähnlich Fas. II, 370 von einem *draugr*, der als *kattarkyn* bezeichnet wird). Der eine held wird verwundet, der andere nicht.

Ormr ruft Gott und den heiligen Petrus an. Beowulf schirmt seine brünne und Gott. Es ist ganz natürlich, dass ein geistlicher, was der verfasser des *pátrr* ohne zweifel war, seinen helden in der not beten lässt. Beowulf betet nicht. Die übereinstimmung besteht also in dem schutze des höchsten gottes, dessen sich nicht nur helden zu rühmen gewohnt sind. Und im Beowulf ist überdies noch die beihilfe der brünne, im *pátrr* die fürbitte Petri notwendig.

Es bleibt nur eine sage übrig von einem helden, der mit zwei ungeheuern verschiedenen geschlechtes in einer höhle an meere kämpft. Ich zweifle daran, ob das genügt, um die geschichte mit Beowulfs kampf mit Grendel und seiner mutter zu identifizieren. Wol ist die übereinstimmung mit Grettis kämpfen in Bårdardalr gross genug, um einen schreiber, dem es an originalität fehlte, und der auch an anderen stellen die Grettis saga nachschrieb, zu veranlassen, an dieser stelle dasselbe zu tun.

Die geschichte Orms, wie sie im *pátrr* vorliegt, scheint nicht viel älter als die *Flateyjarbók* (ca. 1380!) zu sein. Der schreiber des *pátrr* hat sie zum grossen teil selbst ersonnen. Er kannte eine erzählung von Orms *aframmar*. Auch hatte er von einem besuche Orms in Norwegen gehört. Aus der Grettis saga wusste er, dass Ormr mit Grettir verglichen wurde; vielleicht waren ihm auch ein paar anekdoten aus Orms jugend bekannt; doch sind solche anekdoten wol landläufiges material gewesen, welches er nach belieben auf Ormr beziehen konnte. Sodann hatte er eine erzählung gehört oder gelesen von einem helden,

der mit zwei unholden, deren einer in tiergestalt erscheint, kämpft. Zum helden dieser erzählung macht er Ormr. Aus diesen elementen setzte er seinen þátrr zusammen und bearbeitete denselben, da seine erfundungs-gabe sehr dürftig war, nach dem vorbilde anderer sqgur. Zumal die Grettis saga und die Qrvar-Odds saga hat er benutzt; doch begegnen auch reminiscenzen an andere schriften, z. b. die Ragnars saga lodbrókar. Das ganze ist ein elendes machwerk ohne jeden litterarischen und mythologischen wert.

Aus dem umstande, dass die zweite umarbeitung der Grettis saga die Qrvar-Odds saga und der þátrr die Grettis saga und die Qrvar-Odds saga benutzt hat, könnte man schliessen, dass der zweite umarbeiter der Grettis saga und der verfasser des þátrr dieselbe person gewesen seien. Doch glaube ich das nicht; ich bin im gegen- teil davon überzeugt, dass der þátrr bedeutend jünger ist. Der ver- fasser hat die jüngste redaction der Q. O. s. und die jüngste redaction der Gr. s. ausgeschrieben; er hätte also, wenn er mit dem zweiten umarbeiter der Gr. s. identisch wäre, sich selbst, und das noch sehr schlecht, plagiiert, denn die str. 50 der Gr. s. und überhaupt die ganze Hallmundarkviða ist immer noch bedeutend besser als die oben s. 68 citierte strophe des þátrr. Auch rafft der zweite umarbeiter der Grettis saga seine erzählung nicht bis zu dem grade aus allen denk- baren schriften zusammen wie der des þátrr, und sein stil ist besser. Dass gerade in beiden denkmälern die Q. O. s. ausgeschrieben wurde, erkläre ich aus der ähnlichkeit des stoffes — denn Grettir, Ormr und Oddr sind stets auf reisen, und ein teil von Grettis reisen, namentlich die von dem ersten interpolator aufgenommenen erzählungen, tragen schon einen einigermassen romantischen charakter, — und aus dem umstande, dass sowol Grettir wie Ormr einem geschlechte angehören, das von den Hrafnistumenn abstammte (Flat. I, 521; Gr. s. 4, 9: Ásný, die frau des älteren Úfeigr grettir stammte von Ketill hængr). Die spätere zeit, welche sich viel mit genealogie beschäftigte, betrachtete beide als verwante Qrvar-Odds; dadurch wurde die aufmerksamkeit der scribenten auf die „wahre“ geschichte des tapferen veters gelenkt.

EINE NEU GEFUNDENE PARZIVALHANDSCHRIFT.

In der bibliothek des Erfurter doms hat herr oberlehrer dr. E. Beyer, vorsteher des städtischen archivs in Erfurt, bruchstücke einer handschrift des Parzival gefunden und mir zur veröffentlichung überlassen. In einer papierhandschrift des kanonischen rechts sind vorn und hinten zwei doppelblätter von pergament eingebunden, die im ganzen etwa 400 verse des gedichts enthalten. Die schrift ist sehr schön und deutlich und gehört, nach der ansicht des sachkundigen finders, der ersten hälfte, vielleicht dem ersten drittel des 13. jahrhunderts an, ist also wenig jünger als das gedicht. Der gestalt des textes nach gehört die handschrift zu der von Lachmann mit Ggg bezeichneten klasse; er sagt in seiner vorrede (s. XVI, 2. ausgabe 1854), dass von handschriften dieser klasse kaum eine bedeutende ausbeute für die herstellung des textes zu erwarten sei; doch würde er selbst, wenn er die handschrift gekannt hätte, ohne zweifel ihre lesarten angegeben haben, so gut wie die aller übrigen handschriften aus der ersten hälfte des 13. jahrhunderts, s. seine vorrede s. XIX. Ich glaube aber unten nachgewiesen zu haben, dass Erf. (so will ich die Erfurter handschrift bezeichnen) doch vielleicht an einigen stellen das echte bietet; in jedem falle ist ihr text für das verfahren der abschreiber bezeichnend und auch in sprachlicher hinsicht nicht ohne interesse. Somit dürfte sich der abdruck rechtfertigen.

Von den zwei doppelblättern hatte jede seite zwei spalten zu 48 zeilen. Die blätter sind zum teil an der seite, alle unten beschnitten, so dass auf den acht spalten des ersten doppelblattes 29 bis 31, auf denen des zweiten stärker beschnittenen 19 oder 20 zeilen erhalten sind. So ergeben sich 16 bruchstücke, die folgende stellen des gedichts (nach Lachmanns zahlbezeichnung) enthalten:

I 318, 24—319, 23; II 320, 12—321, 10; III 321, 30—322, 29; IV 323, 20—324, 19; V 340, 5—341, 5; VI 341, 23—342, 23; VII 343, 11—344, 11; VIII 344, 29—345, 29; IX 461, 17—462, 6; X 463, 5—24; XI 464, 23—465, 11; XII 466, 11—30; XIII 506 8—26; XIV 507, 26—508, 14; XV 509, 14—510, 2; XVI 511, 1—20.

Der hier folgende abdruck soll ein möglichst genaues und anschauliches bild der handschrift geben. Auf die eigentümlichkeit der schreibweise komme ich unten zu sprechen; hier benierke ich im voraus folgendes:

Die anfangsbuchstaben der zeilen sind (wie in dem Görlitzer bruchstück Ztschr. XI, 2 und in G, soweit die erste hand reicht) herausgerückt; ist es ein *w*, so zerfällt dieses in zwei teile: *v ve daz dich nieman trostin wil*. Die herausgerückten anfangsbuchstaben sind nicht grösser, aber zum teil anders gestaltet als die innerhalb der zeilen, der älteren majuskel ähnlich; so *b, g, m, n, r*; nie erscheint hier das lange *s* (*f*), sondern das kleinere (*s*). Eigennamen beginnen innerhalb der zeilen mit einem grösseren buchstaben, aber nicht in den zeilenanfängen. Die anfänge der dreissigzeiligen abschnitte sind in der handschrift durch viel grössere rote initialen bezeichnet, hier im druck durch grosse buchstaben, wie bei Lachmann. Noch sei hier der accent erwähnt, der in der handschrift sehr häufig ist und die gestalt des circumflexes hat, doch mit kürzerem rechtem schenkel: \frown . Er steht meist nicht ganz nahe über den buchstaben, sehr oft über den doppelauten *ie, ei, iv* zu beiden buchstaben gehörig; ich habe ihn, um den druck zu erleichtern, dem ersten der beiden buchstaben beigegeben, also *ie, ei, iv* geschrieben; ähnlich Pfeiffer in der ausgabe der Weingartner handschrift, s. seite IX. Die interpunktion der handschrift ist beibehalten; jede zeile schliesst mit einem punkt; selten steht ein solcher inmitten der zeile. Von abkürzungen enthält die handschrift nur \check{v} für *ver* (*vir*), und auch diese nicht überall. Wo durch beschneidung des seitlichen randes worte oder buchstaben fehlen, sind die lücken nach dem Lachmannschen text ausgefüllt und durch den druck kenntlich gemacht.

Es folgen nun die bruchstücke selbst, sodann einige bemerkungen über den kritischen wert der handschrift, die abschnitte, die schreibweise, die mundart des schreibers.

I.

- 318, 24 *i* ch wil doch hinaht drvffe fin.
 25 *d* ie magt trêric niht gimêit.
 a ne vrlob vonne ringe rêit.
 a lwêinde fie dicke widir fach.
 n v horit wie fie zv ivngift sprach.
 e i mvntfalvatfche iamirs zil.
 v vo daz dich nieman trostin wil.
 319 *g* vndrfe de svrzier.
 d ie vnfvzze vnde doch die fier.
 d en walois si bifwêrit hat.
 n v waz half in kânis hertzin rat.

- 5 *v* nde ware zvht bi manhêt.
v nde dannoch me im was birêt.
s cham ob allin finin fitin.
d en rehtin valsch het er v̄mitin.
U vende scham git pris zv lône.
v nde ist doch der sele krône.
s cham ist ob fitin ein ḡvbit v̄p.
k ondwar daz erste weinin h̄p.
d az Parzifaln den degn balt.
g vndrie furzier alfus bischalt.
 15 *v* mbe alfo wûndirlich gifchaf.
h ertzin iâmir. ovgin saf.
g ap manigir werdin vr̄owin.
m an mv̄ste hie wêinin schöwin.
g vndrie was ir tr̄vrins wêr.
 20 *s* ie reit inwec: nv reit dort hêr.
e in riter der tr̄vc hohin m̄vt.
a l fin harnafch was ḡvt.
v on vûzze vntz an des hovbte dach.

II.

- 320, 12 *t* r̄vc das fwert in finir hende.
v irdeckit mit der scheidin.
d o vragter nach in beidin.
 15 *v* va ist Art̄s vnde Gawan.
i vneherrin zêigtins si im fan.
s us gienc er dvrh den rinc wît.
t v̄re was sin kv̄rfit.
m it liehtim pfellil wol givar.
 20 *f* v̄r den wirt des ringis schar.
s tvnt er vnde sprach alfv̄s.
g ot halde den kv̄nic Art̄s.
v nde dar zv vr̄owin vnde man.
s waz ich der hie irfehn han.
 25 *d* en b̄tlich dienstlichin gr̄vz.
v ven êinim t̄vt min dienst b̄vz.
d em inwirt min dienst n̄emir schîn.
i ch wil bi finim hazze sin.
s waz hazzis er gileifstin mâc.
m in haz im b̄tit hazzis flâc.

- 321 *i* ch fol doch nennin wer er si.
a ch ich arme man vnde ōwi.
d az er min hertze ie sus ūfnēit.
m in trēwe ist von im al zarbēit.
 5 *d* az ift min her Gawan.
d er dicke pris hat gitan.
v nde hohe werdicheit bizalt.
v npris het sin al da giwalt.
D o in sin gir dar zv virtrēc.
 10 *i* nme grēzzer minin herrin flūc.

III.

- 321, 30 *g* ebnt pris alt vnde nēwe.
 322 *h* er Gawan fol sich niht ūschēmin.
o b er gifellifchaft wil nēmin.
o b der tavilrvndir.
d ie dort stet bifvndir.
 5 *i* r wēre gibrochin fan.
s æzze dar obe ein trēwilofir man.
i chn bin her niht dvrh scheltin kēmin.
g iloubt fit irz habt virnēmin.
I ch vordir kampf vor scheltin.
 10 *d* er niht wen tōt fol geltin.
o dir lebn nach ērin.
v nde sinin pris gemērin.
d er kunic fwēic. vnde was vnrō.
d och antwūrter der rede fō.
 15 *h* erre er ift minir sweftir fēn.
v vērō Gawan tot. ich wolte tēn.
d en kampf. ē sin gibēine.
l ege trēwilos vnrēine.
v vil gilveke so fol Gawans hant.
 20 *m* it kampfē tēn wol bikant.
d az sin lip mit trēwin vert.
v nde sich des valschis hat irwert.
h at iv andirs ieman leit.
g itan. so machit niht so brēit.
 25 *s* in lastir ane schulde.
v vender giwinnit fēwir hulde.

s o daz sin lip vnschuldic ist.
 i r habt an dirre kvrtzin vrift.
 v on im gifagt daz vwrin pris

IV.

- 323, 20 o pich an kampfe svl ginêsin.
 d es haftv femmir êre.
 e r bat in wûrbaz mêre.
 d vrh brêdirlichin ritters pris.
 h er Gawan sprach ich bin fo wis.
 25 d az ich dich brêdir niht giwêr.
 d inir brêdirlichin gêr.
 i chn wêiz warvmbich stritin fol.
 d och têt mir stritin niht fo wol.
 v ngerne woltich dir vîrsagn.
 v ven daz ich mûfte daz lastir tragn.
 324 b eakvrs al vaste bat.
 d er gaft stvnd an sinir stat,
 e r sprach mir bêtit kamf ein man.
 d es ich dicheine kvnde han.
 5 i chn han oveh niht zv sprechin dar.
 s tarc. kêne. wol givar.
 h at er die vollicliche.
 i st er mêtis riche.
 e r mac borgin deste baz.
 10 i ch han gein im dichêinin haz.
 E r was min herre vnd ich sin man.
 d vrh den ich difin kampf wil han.
 v nfir vêtir brêdir hiezzin.
 d ie nihtis einandir liezzin.
 15 s o hohir man gikronit wart.
 n ie. ich inhête in vollir art.
 i m kampfis rede zvn bietin.
 m ich rache gein im nietin.
 i ch bin ein wûrste vz Ascalôn.

V.

- 340, 5 d en er têt dir nidir stach.
 d ef fidir Trefrizzent viriach.

- g* awan dahte fwer virzagt.
d az er vlvhit ê daz min in iagt.
d az ift finm prife gar zv vr̄.
 10 *i* ch fol iv nahir ftapfin z̄.
 s waz mir da von mac gifchehn.
 i r habt michz merrer teil gifehn.
 d es fol doch ḡt rât werdin.
 do irbeizter vf die erdin.
 15 *r* ehte als er hête êinin ftal.
 d ie rotte warin ane zal
 d ie da mit gympanie r̄itin.
 e r fach vil kleidir wol gifn̄itin.
 v nde manign schilt fo givar.
 20 *d* az erre niht irkante gar.
 n och dichêine banier vndir in.
 d ifim her ein gaft ich bin.
 s prach der werde Gawan.
 s it ich ir dichêine kvnde han.
 25 *v* vellint fiz in vbil wendin.
 e ine tioft fol ich in fendin.
 d eifwar mit min felbis hant.
 e daz ich von in fi giwant.
 n v was ðch kringvliet gigv̄t.
 d az in manigin angiftlichin wûrt.
 341 *g* ein ftrite waf zvr tiofte braht.
 d ef wart ovch da hin z̄im gidaht.

 G awan fich giflorierte,
 v nde wol gizimierte.
 5 *v* on richir koste helme vil.

VI.

- 341, 23 *d* ie felbin trvmpinierfin.
 h tezzin soldierfin.
 25 *d* ie der ivnge. die der alde.
 d a vûr vil ribalde.
 d en machte ir lovfin mvde lide.
 e tflichim zême baz an der wîde.
 d anner daz her da mêrte.
 v nde werdiz vole vnêrte.

- 342 *F* v̄r waf gilovfin vnde giritin.
d az her des Gawan hete gibitin.
e on fvlhim wane daz gifbach.
s wer den helt da haldin sach.
 5 *d* er wante iz wère def felbin hers.
d ifehalp noch iene fit mers.
g ifv̄r nie stoltzir ritterchaft.
s i hêtin hohis m̄tis kraft.
d a v̄r in balde hin nach.
 10 *e* fir flawe dem was gach.
e in knappe gar vngewûge vri.
e in ledic ors ḡenc im bî.
e inin sehilt n̄win er v̄rte.
m it beidin sporn er r̄rte.
 15 *a* ne zart fin rvnzit.
e r wolte gahin in den f̄rit.
v vol gifn̄tin waf fin kl̄it.
g awan zv dem knappin r̄it.
n ach gr̄vzzer in vragte m̄ere.
 20 *v* vef daz gifinde wère.
d er knappe sprach ir spottit min.
h erre han ich fvlhin pin.
m it vngiwûge an iv irholt.

VII.

- 343, 11 *ich* foltz iv ê han gifagt¹.
do was min bestir fin virzagt.
nu rihtit mine schvlde.
nâch fwirf felbif hvlde.
 15 *ich* folz iv dar nach gerne fagn.
lât mich min vngiwûge ê klagn.
juncherre nv sagt mir wer si fin.
durch fwirn *zuhtbaren* pin.
her fvs h̄izzit der vor iv vert.
 20 *dem* doch fin reise ist vnirwert.
roys Poydekonȳnz.
unde dv Kastor de Linvar̄yz.

1) Diese spalte ist in den zeilenanfängen verstümmelt, auch *zuhtbaren* z. 18 ist unlesbar.

- da vert ein vnbisheidin lip.*
dem minne nie gibot chên wip.
 25 *er treit der vngiwûge kranz.*
unde hêizzit Meliaganz.
ex wær ein wip odir ein magt.
swaz er da minnin hat beiagt.
die nam er gar in nôtin.
man solte in drvmbe tötin.
 344 *E r ist Poydekonivnzis sên.*
und wil ðch ritterchaft hie tên.
der pflicht der ellins riche.
dicke vnvirzagliche.
 5 *waz tovc sin manlichir fite.*
ein swine mâtir lief im mite.
ir vârhelin die wert ðch fle.
ine horte man giprifin nie.
was sin ellin ane wûge.
 10 *des volgint ovch noch ginûge.*
hêr noch horit ein wûndir.

VIII.

- 344, 29 *m elianzin den klârin.*
a llin den die da wârin.
 345 *E r kof im einin svndir dan.*
d er wûrftin was sin hohftir man.
g êin trêwin also biwêrit.
a llir valschêit irlêrit.
 5 *d en bat er ziehin finin sên.*
e r sprach dv maht an mir nê tên.
d inir trêwin hantveste.
b it in daz er die geste.
v nde die heimlichin habe wert.
 10 *s wennes der kvmbirhafte gert.*
d em bitin teilin sine habe.
s vs wart bivoll da der knabe.
d o leifte der wûrft Tibâut.
a l daz sin herre der kvnic Tschâvt.
 15 *a n dem todis legir gêin im warp.*
h arte wenic des virtarp.

- e* ndhaft iz wart gileiftit fidir.
d er wûrftē vûrten knapin widir.
d er hete da heime liebv kint.
 20 *a* ls sî noch billiche fint.
e in tohtir der des niht gibrach.
v ven daz man ir der zite iach.
s ie wêre wol amfe.
s ie hêizzit Obie.
 25 *i* r fwestir heizzit Obilôt.
o bîe vrômte vns die nôt.
e ins tags gidech iz an die stat.
d az sîe der ivnge kvnic bat.
n ach sinim dienste ir minne.

IX.

- 461, 17 *o* dir magez da von wefin ganz.
d az die riwwe ir scharpfîn kranz.
m ir setzit vffe verdichêit.
 20 *d* ie schildis amaht mir irstrêit.
g ein werlichin handin.
d es gihe ich dem zv sehandin.
d er allir helfe hat giwalt.
i st sîn helfe helfe balt.
 25 *d* az er danne mir hilfit niht.
s o vil man im der helfe giht.
d er wirt irvftē. vnde sach an in.
d o sprach er herre habt ir sîn.
s o folt ir got gitrivwin wol.
e r hilfit iv wender helfin fol.
 462 *G* ot mîzze vns helfin beidin.
h erre ir svlt mir biseheidin.
r vchit alreftē fitzin.
s agt mir mit kvschin witzin.
 5 *v* vie der zorn sich an givfienc.
d az got iwirrn haz vntpfienec.

X.

- 463, 5 *v* nde finin notgiftallin.
s i warin doch ane gallin.
i a herre wa namin sî den nit.

- d* a von ir endlofir strit.
z vr hellin vnpfahit fêrin lon.
 10 *a* staroht vnde Belcimon.
b elet vnde Radamant.
v nde andir dich da han irkant.
d ie lichte himelische fchar.
v vart dvrh nit nach der helle givar.
 15 *d* o Lvcifer vûr die helle vart.
m it fcharn ein menge nach im wart.
g ot worhte vz der erdin.
a dâmin den werdin.
v on Adâmis verhe er Êvin brach.
 20 *d* ie vns gap anz vngimach.
d az fî irn fchepfere vbirhorte.
v nde vnfir vrewede storte.
v on in zwêin kam gibvrte vrvht.
e inim giriet fin vnginvht.

XI.

- 464, 23 *i* n der werlt doch niht fo reinis ist.
s o die magt ane valschiu list.
 25 *n* v prÛfit wie reine die meide sint.
g ot was felbe der meide kint.
v on meidin sint zwêi mensch kÛmin.
g ot felbe antlitze hat ginÛmin.
n ach der erftin meide vrvht.
d az was finir hohin art ein zvht.
 465 *U* on Adamis kvnne.
h v̄p sich trivwe vnde wunne.
s it er vns sippe lovgnit niht.
d en ieflich engil ob im siht.
v ndaz die sippe ist fvndir wagin.
 5 *s* o daz wir fvnde mÛzzin tragin.
d arvbir irbarne sich des kraft.
d em irbarmede git gifellischafft.
s it fin gitrivwe menscheit.
m it trivwin gein vnutrivwin strÛit.
 10 *i* r fvlt vf in virkiÛefin.
v velt ir felde niht virliÛefin.

XII.

- 466, 11 *d* er schuldige ane rîvwe.
v lvhit die gotlichin trîvwe.
s wer abir wandilt svndin schvlde.
d er dient nach werdir hvlde.
- 15 *d* ie treit der dvrh gidanke vert.
g idanke sint svnnin blicke wert.
g idanc ist ein floz bifpart.
v or allir creatûre biwart.
g idanc ist vinstir ane schîn.
- 20 *d* ie gotheit kan lÛttir sîn.
s ie glestir dvrh der vinstir want.
v nde hat den helndin sprvnc girant.
d ern dÛzzit noch inclingit.
s o er von dem hertzin springit.
- 25 *e* z ist diehein gidanc so snel.
e er vonne hertzin vur daz vel.
k vme. ern sî virfÛchit.
d es kvfehîn got girfÛchit.
s it er gidanke speht so wol.
- 30 *o* we der brodin werke dol.

XIII.

- 506, 8 *s* ehin vnde horin.
m ohte er dicke noch gifvnt.
- 10 *v* vender inist niht zv verhe wunt.
d az blÛt ist sîns hertzin laft.
e r bigreif der lindin einin aft.
v nde fleiz einin lovft drabe als ein rôr.
e r was zv wundin niht ein tor.
- 15 *d* en sehovp er zÛr tioft in den lip.
d o bat er fÛgin daz wip
v ntz daz blÛt widir gÛin ir vlôz.
d es heldis kraft sich vf vntfloz.
d az er wol redte vnde sprach.
- 20 *d* o er Gawânin ob im irfach.
d o dancte er im sÛre.
v nde iach er hÛtis Êre.
d az er in schiede von vnkraft.
v nde vragte in op er dvrh ritterfchaft.

- 25 *d* ar kvmin wêre gêin Logroys.
i ch streich och verre von Pvntvrtoys.

XIV.

- 507, 26 *a* ls ein hirz wêre irfchozzin *dâ*¹.
d az liez in niht irre ritin.
e r fach an kvrtzin zitin.
l ogroys die gihertin.
 30 *v* il lête mit lobe fi ertin.
- 508 *A* n der bvrge lagin lobis *werc*.
n ach trenlin mazze was ir *berc*.
s wa fi verre fach der tvnbe.
e r wande fi lieffe al vmbē.
 5 *d* er bvrge man noch hvte *gihl*.
d az gein ir stvrnis horte niht.
s i vorhte wenic fvlhe not.
s wa man hazzin gein ir bot.
a lumbe den berc lac ein hac.
 10 *d* es man mit ediln bl̄min *pflac*.
v igin bl̄min Granat.
o lei. win. vnde andir rat.
d es wûhs da groz richêt.
g awan die strazzin al vf hin *reit*.

XV.

- 509, 14 *ir* empfahtes lihte vnêre².
 15 *ichn* wil niht daz ieflich mvnt.
gein mir tv̄ fin pr̄fin kvnt.
*w*er min lop gimêine.
*d*az hiezze ein wirde klêine.
*d*en wifin vnde den tvmbin.
 20 *d*en slehtin vnde den kvmbin.
*w*a rihte ez sich dannev̄r.
*n*ach der werdichêite k̄r.
*i*ch sol min lob bihaltin.
*d*az es die wifin waltin.
 25 *ichn* wêiz niht herre wer ir fit.

1) Diese spalte ist zum teil am zeilenschluss verstümmelt.

2) Diese spalte ist in den zeilenanfängen verstümmelt.

iwers ritins were von mir zît.
min pr̄vfin lat doch ivch niht vri.
ir sît minim hertzin bi.
verre vzzirhalp niht drinne.
gert ir minir minne.

- 510 *Wie* habt ir minne an mich irholt.
manegir fine ovgin bolt.

XVI.

- 511, 1 *I* ch weste gerne op ir daz fit.
d er dvrh mich gitorfte lidin frît.
d az virbert bidvrbit ir ere.
s oltich iv ratin mêre.
 5 *s* prechit ir der volge iâ.
s o f̄chte ir minne andirfâ.
o p ir minir minne gert.
m innin vnde vrewede ir fit vntwert.
o p ir mich hinnin fr̄rit.
 10 *g* roz forge ivch dar nach r̄rit.
d o sprach min her Gawan.
s wer mac minne vngidient han.
m v̄z ich iv daz kvndin.
d er treit fi mit fvndin.
 15 *s* wem ist z̄v̄ werdir minne gach.
d a horit dienst vor vnde nach.
s i sprach welt ir mir dienst gebin.
s o m̄vzzit ir werlichin lebin.
v nde mvgt doch laftir wol beagn.
 20 *m* in dienst bidarf dicheins zagn.

Kritischer wert der handschrift.

Bei der abschätzung des kritischen wertes der handschrift kommen zunächst die schreibfehler in betracht; sie sind nicht zahlreich. Schreibfehler nehme ich an folgenden stellen an: 319, 23 *an des horble dach* — L (Lachmann) *ans houbtes dach*; 320, 16 *irucherrin zeigtins si im san* — L *juncherrin zeigten die im sän*; 322, 5 *ir were gibrochin* — L *ir reht ware gebrochen*; 342, 9 *hin nach* — L *hinden nâch*; 343, 14 *iv̄v̄is selbis* — L *iv̄er selbes*; 345, 2 *wârstin* — L *fürste*; 345, 12 *bivolh* — L *bevolhen*; 461, 20 *amaht* — L *ambet*;

506, 9 *schin unde horin mohte er dicke noch gisunt* — L *sehen unde hoeren möht ir in dicke noch gesunt*; 508, 10. 11 *bl^omin* — L *boumen, boum*.

Zahlreicher sind die stellen, an denen ich absichtliche und willkürliche änderung des schreibers vermute, der den ihm vorliegenden text nicht nach seinem geschmack fand oder nicht verstand. So vielleicht an der eben angeführten stelle 508, 10, sicher 324, 11: Kingrimursel fordert Gawan, den er für den mörder seines vetters und lehns Herrn Kingrisin hält, zum zweikampfe: *Er was min hêrre und min mâc, durch den ich hebe disen bâc*. Hier hat Erf: *Er was min herre und ich sin man derh den ich disin kampff wil han*. Dass die erste lesart richtig ist, beweist die folgende erklärung des dichters zu *mâc*: *unser vâtr gebroeder hiez en*. Wahrscheinlich nahm der schreiber anstoss an *bâc*, als einem unedlen ausdruck. Eine tief greifende änderung findet sich 322, 9 *ich vorder kampff für schellen, der nicht van töt sol gellen, oder lebn mit êren, swenz wil diu selde lêren*. Erf. hat *nach für mit*, wie Ggg, und an stelle des letzten verses *unde sinin pris gimêrin*; die änderung rührt wahrscheinlich daher, dass der schreiber die worte *swenz wil diu selde lêren* (wen es das glück will erfahren lassen) nicht verstand. Ebenso willkürlich und leicht erkennbar ist die änderung 324, 7: Beakurs, Gawans bruder, hat sich erboten für diesen den zweikampf zu übernehmen. Dazu sagt Kingrimursel: *starc, küene, wol gevâr, getriuwe unde rîche, hât er diu vollecliche, er mac porgen* (bürgschaft leisten, Gawans stelle vertreten) *deste baz*. Erf. hat: *starc k^une wol givar. hat er die vollecliche. ist er m^etis rîche. er mac borgen deste baz*. Dem herausfordernden Kingrimursel kommt es darauf an, dass der etwaige stellvertreter *getriuwe* (zuverlässig) und *rîche* (von vornehmer stande) sei; *m^etis rîche* widerholt überflüssig, was schon durch *küene* ausgedrückt war. 324, 15 *nehein man gekroenet wart nie, ichn het im vollen art mit kampfe rede ze bieten*; hier hat Erf.: *so hohir man gikronit wart. nie. ich inhete in vollir art. im kampfis rede xvn bietin*; *sô höher man haben* auch Ggg, *im kampfis rede gg*, aber zu *im vollen art* gibt Lachmann keine variante, ebenso wenig zu *ze bieten*. Hier wird *xvn* für *xv* schreibfehler sein; die lesart *in vollir art* d. h. „in vollkommener herkunft“ oder „in vollständiger ebenbürtigkeit“ beruht aber schwerlich auf versehen; vielleicht war dem schreiber die stellung von *im* anstössig, das zu *bietin* gezogen werden muss, vielleicht war ihm *art* als femininum geläufig. Es ist aber klar, dass *im kampfis rede*, wie auch *gg* haben, nur sinn gibt, wenn *in vollir art* vorausgieng; die lesart

unserer handschrift ist also zum teil in jüngere übergegangen, ein verhältnis, das sich in der eben besprochenen stelle 322, 9 und ebenso 321, 4 findet. Hier heisst es: *min jämer ist von im ze breit*; Erf. hat: *min trüwe ist von im al zarbeit*; Ggg haben *riwe* für *jämer*, gg *alse* für *ze*, eine jüngere handschrift *g zü arbeit*; *worden* für *alse* g (ob dieselbe, die *zü arbeit* hat, ist bei Lachmann nicht ersichtlich). Mit *trüwe* steht also unsere handschrift allein; aber *zü arbeit* in g setzt die lesart *trüwe* voraus und gibt mit *riwe* keinen sinn. Übrigens ist der grund der änderung hier schwer ersichtlich; höchstens könnte man vermuten, dass der schreiber an *breit* in seiner eigentümlichen anwendung anstoss genommen habe. Den elliptischen ausdruck (auslassung von *worden*) *min triuwe ist zarbeit* kann ich mit keinem beispiel belegen. Eine willkürliche und unüberlegte änderung der schreibung liegt ferner 463, 15 vor: *dô Lucifer fuor die hellevert mit scharn* (Lachmann mit G *schâr*), *ein mensche näch im wart*, wo Erf. *menge* für *mensche* hat, vgl. die folgende erklärung *got worhte üz der erden Adâmen den werden*. Ebenso 465, 1 *von Adâmes künne huop sich riwe und wünne*, wo mangelndes verständnis des zusammenhangs den schreiber verleitete *trüwe* für *riwe* zu setzen. Vgl. ferner 466, 17 *gedanc ist âne slôz bespart* — Erf. *gidanc ist ein sloz bispert*; 341, 3 *Gâwân sach geflorierêt unde wol gezimieret von richer koste helme vil* — Erf. *Gawan sich giflorierte unde wol giximierte* usw. Hier war vielleicht in der vorlage *sich* für *sach* verschrieben; die fremdworte *florieren* und *zimieren* müssen dem abschreiber unverständlich gewesen sein. 465, 4 *diu sippe ist sünden wagen* d. h. „die abstammung von Adam zeigt sich darin, dass sünde auf uns übergeht (?)“; Erf. *die sippe ist svudir wagin*; dies soll wol heissen „ohne schwanken“. Die dunkelheit des ausdrucks *sünden wagen* veranlasste die änderung. 340, 5 *den er töt derhinder stach* d. h. hinter das ross; Erf. *den er tot dir nidir stach*. 466, 16 *gedanc sich sunnen blickes wert* — Erf. *gidanke sint sennin blicke wert*, und ähnlich gg *gedanke sint sunne blickes wert*. Eine reihe geringfügiger abweichungen in der wortstellung, zusetzung des artikels, vertauschung von partikeln u. dgl. übergehe ich.

Gewiss werden durch die hier nachgewiesene willkür des abschreibers alle lesarten verdächtig, die die Erfurter handschrift allein bietet, aber dass sie nicht dennoch ab und zu das alte und echte bewahrt haben könne, ist damit nicht gesagt; folgt doch auch Lachmann nicht gar selten der Münchner handschrift G. In der tat halte ich dies an einigen stellen für wahrscheinlich. 345, 13 wird Obiens und Obilots

vater Tibävt genannt; alle übrigen handschriften schreiben den namen mit L: *Lippaöt*, *Libaut*, *Liböt* usw.; Lachmann hat *Lyppaut*. Aber Chrestien gibt *Tiebaut*. Es ist augenscheinlich, dass *Tibävt* in Erf. nicht auf einem schreibfehler beruht; entweder es ist die echte, aus Chrestien stammende namensform Wolframs, oder der abschreiber kannte die französische quelle und entnahm sie daraus. Das letztere ist aber deshalb sehr wenig wahrscheinlich, weil aus einer anderen stelle hervorgeht, dass er des französischen nur in geringem masse kundig war: 343, 22 hat er (übrigens mit einigen jüngeren handschriften) *du Kastor* anstatt *duc Astor*. Dass ihm die fremdwörter *florieren* und *zimieren* unbekannt waren, sahen wir schon. Beiläufig will ich hier noch 319, 1 erwähnen; da steht *gundrie de svrzier*; Lachmann gibt ohne variante *Cundrie la surziere*. Man könnte meinen, der abschreiber habe in *svrzier* einen ortsnamen vermutet und das französische *de* davorgesetzt, wie es z. b. in *Kunnewäre de Lalant* und *duc Orilus de Lalander* steht; allein dann würde *svrzier* gross geschrieben sein, vgl. 343, 22. 324, 19. Es ist also anzunehmen, dass *de* für *die*, wie es sonst immer heisst, verschrieben und der deutsche artikel ist, vgl. auch 312, 27 *surziere was ir zuoname*¹.

Ferner vermute ich, dass 341, 25 unsere handschrift Wolframs text bewahrt hat. Lachmann schreibt hier ohne variante: *hie der junge, dort der alde, dâ fuor vil ribalde*; Erf. hat *die der ivnge. die der alde. da vûr vil ribalde*. In *die* — *die* vermute ich die mitteldeutsche (thüringische) nebenform zu *der*, die Lachmann an mehreren stellen des Parzival (151, 14. 300, 12. 437, 27) und Willehalm durch conjectur hergestellt hat. Weinhold (Mhd. grammatik § 482 anm.) und andere wollen freilich Wolfram diese form absprechen; sie scheint mir aber durch unsere stelle eine nicht unwichtige bestätigung zu erhalten (vgl. Beitr. 2, 66. Germ. 34, 487). Nicht wol denkbar ist, dass der abschreiber *hier* — *dort* in *die* — *die* sollte geändert haben; der satzbau ist ungewöhnlich und wird durch *die* — *die* eher schwieriger als leichter.

Eine dritte stelle, wo ich in Erf. die echte lesart erhalten glaube, ist 340, 7 fgg. Gawan sieht ein ihm unbekanntes heer zur belagerung von Bearosche vorüberziehen: *Gâwân dâhte swer verzaght sô daz er flûhet ê man jagt, dés sime prise gar ze fruo. ich wil in näher stapfen zuo, swaz mir dâ von nu mac geschehn. ir hât michz mërre*

1) Diese stelle legte die frage nahe, ob nicht auch andere abweichende lesarten in Erf. sich aus Chrestien erklären liessen. Ich habe den französischen text mit unserem verglichen; aber es hat sich mir nichts dorartiges ergeben.

teil gesehen. Erf. hat vers 10 so: *ich sol ir nahir stapfin zr*, und vers 12: *ir habt michz merrer teil gischn*. Auch Ggg geben *ich sol für ich wil*; für *in* haben Ggg *hin*, *ir* nur Erf.; *ir habt* für *ir hât* auch dgg. Es ist offenbar, dass *ir* und *ir habt* zusammenhängen. Die form der anrede gibt der darstellung grosse lebendigkeit. Dass ein abschreiber, der *in* und *hât* vorfand, die 2. person gesetzt hätte, ist wenig wahrscheinlich, viel eher, dass er sie beseitigte, weil keine eigentliche anrede stattfindet. An der construction *ir habt michz merrer teil gischn* ist kein anstoss zu nehmen, vgl. 75, 20 und Beneckes Wörterbuch zum Iwein unter *teil*; doch könnte sie die änderung in *hât* und *in* mit veranlasst haben.

Wir haben gesehen, dass die Erfurter handschrift viel eigentümliches hat, und dass ihre abweichungen zwar meist auf willkürlicher änderung eines nicht immer einsichtigen schreibers beruhen, zum teil jedoch das alte und echte bewahrt zu haben scheinen. Es fragt sich nun noch, wie sich die handschrift, abgesehen von diesen eigentümlichen lesarten, zu den übrigen stellt, die Lachmann bekanntlich in zwei familien Ddd — Ggg trennt.

Es ergibt sich sofort, dass das erste doppelblatt mit den bruchstücken 1—8 der klasse Ggg weit näher steht als der klasse Ddd. Ich führe dafür einige bezeichnende belegstellen an: 319, 15 *vmbe also wündirlich gischn* Erf. Ggg¹ — *ein alsö wunderlich geschaf*; 319, 18 *man mîste hie wëinin schöwin* Erf. Ggg — *die man winde muose schouwen*; 322, 26 *wender giwinnit êwir hulde* Erf. g, *wan gewinnet er iver hulde* Ggg — *wan erwirbt er iver hulde*; hier ist durch die wortstellung auch eine eigentümliche abweichung des sinnes von dem der übrigen handschriften herbeigeführt; *wender giwinnit* = „denn er gewinnt“; *wan gewinnet er (erwirbt er)* = „denn wenn er gewinnt“; 341, 27 *den mahte ir lorfin mude lide* Erf. Ggg — *ir loufen machte in müede lide*; 342, 20 *daz gisinde* Erf. Ggg — *diu massenie*; 344, 5 *waz tore sin manlichir site* Erf. Gg — *waz hilfet sin manlicher site*; 344, 6 *ein swine mêtir lief im mite ir verhelin die wert och sie* Erf. Ggg — *ein swinmuoter, lief ir mite ir vârhelin, diu wert ouch sie*; *im* bezieht sich, allerdings recht gezwungen und unnatürlich, auf Meljacanz: blosser mut ohne zucht, wie ihn Meljacanz hat, ist nichts wert; solchen würde auch die sau beweisen, wenn ihre ferkel hinter ihm her liefen. Beweisend für die zugehörigkeit der Erfurter handschrift

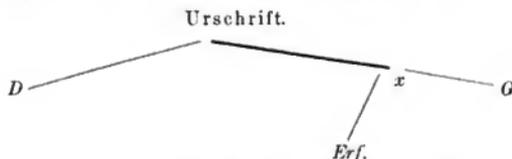
1) Die abweichungen der handschriften von Erf. in der orthographie sind nicht berücksichtigt.

zu der familie Ggg ist endlich, dass, wie in Ggg, die zeilen 323, 7. 8 fehlen, s. unten.

Daneben finden sich einzelne stellen, wo unsere handschrift zu D stimmt, so z. b. 319, 11 *schan ist ob sitin ein gëbit v̄p* — Gg *schan ist ob siten ein rechter uop*; 323, 13 *was* — Ggg *wart*; 345, 28 *minne* — Ggg *ir minne*.

Die bruchstücke des zweiten doppelblattes nehmen weniger entschieden partei; dieser teil von G rührt von einem anderen schreiber her, s. Lachmann s. XVI. Mit G (gg) geht Erf. 461, 17 *da von Gdgg — dā vor*; 506, 17 *widir Gdgg* — fehlt; 508, 13 *groz richeit*, Ggg *grōziu richeit* — *ganziu richeit*; 511, 1 *ob ir dax sit Gdgg* — *ob ir der sit*. Dagegen findet sich abweichend von G: 463, 9 *s̄v̄rin lon* — Gg *fūirinen lōn*; 463, 14 *nach der helle givar*, Lachmann *nāch helle var* — Gg *hellevar*; 465, 12 *selde (selde)* — G *solt*; 466, 29 *speht* — G *sht*; 506, 21 *dante* — G *genadet*; 511, 5 *der volge* — fehlt in G; 511, 18 *werlichin*, Lachmann *werliche* — G *werdechlichen*.

Hiernach möchte ich annehmen, dass Erf. und G aus gemeinsamer quelle (x) geflossen sind, und dass demnach das verwandtschaftsverhältnis zwischen D, Erf. und G sich so darstellt:



Das verhältnis zu jüngeren handschriften (gg) würde sich vielleicht aus eingehender vergleichung ergeben; Lachmanns angaben sind hierfür nicht ausreichend.

Die abschnitte.

An zwölf stellen der handschrift sind die durch grosse rote etwas herausgerückte buchstaben bezeichneten anfänge der dreissigzeiligen abschnitte erhalten; die letzten sieben, von 342, 1 an, stimmen zu Lachmanns einteilung. Lachmann (zu 125) gibt an, dass von 224 an fast alle handschriften an gleichen stellen absetzen, G erst von 435 an, wo die zweite hand beginnt. Unsere handschrift hat, nach einer mir gütig von der kgl. hof- und staatsbibliothek in München gewordenen mitteilung, den ersten absatz 319, 9 mit G gemeinsam, die folgenden sechs 321, 9. 322, 9. 324, 11. 341, 3. 342, 1. 345, 1 aber nicht, und von diesen weichen die vier ersten auch von „fast allen“ übrigen quellen

ab. Da der fünfte absatz auf 341, 3, der nächste auf 342, 1 fällt, enthielt der dazwischen liegende abschnitt nur 28 zeilen; welche zwei verse des Lachmann'schen textes fehlten, ist nicht ersichtlich. Die ersten drei absätze fallen auf 319, 9. 320, 9. 322, 9, der nächste erhaltene, 60 zeilen weiter, auf 324, 11; es fehlten also zwei zeilen des Lachmann'schen textes, jedesfalls 323, 7. 8, die auch Ggg nicht haben.

Schreibweise.

Für die hier folgenden bemerkungen bitte ich um nachsichtige beurteilung; vielleicht bieten sie doch einiges, das die mitteilung lohnt.

In Erf. findet sich, wie oben bemerkt ist, sehr häufig ein accent, ähnlich dem dehnungszeichen unserer mhd. drucke. Dies zeichen steht am häufigsten über den reimsilben, doch auch innerhalb des verses oft genug. Es steht auch über den doppelauten *ei*, *ie*, *iv*, nie über *ö* und *ö*.

Innerhalb des verses kann es nicht wol etwas anderes bezeichnen, als die länge des vokals; freilich ist die anwendung willkürlich und inconsequent: es fehlt über der mehrzahl der langen vokale und steht siebenmal auf dem ersten doppelblatt über kurzen: *sitin*, *vêtir*, *im*, *bit*, *bitin*, *ix*, *zim*, *vromte*. Das zweite doppelblatt hat es innerhalb des verses nicht auf kurzem vokal; denn *zvr* (506, 15) wird man nicht hierher ziehen dürfen. Oft wenn ein wort innerhalb weniger zeilen sich wiederholt, ist es das eine mal mit dem accent versehen, das andere mal nicht.

Über die anwendung im reime ist folgendes zu sagen: Ist der reim stumpf und hat langen vokal, so fehlt der accent selten; doch findet sich ohne ihn: *Gawan — san*, *hat — rat*, *Gawan — gitan*, *Gawan — han*, *nach — gach*, auch *han* im reime mit *man*, wo Lachmann *hân* schreibt.

Wenn der stumpfe reim auf kurzer silbe mit nachfolgendem *e* (*i*) ruht, so pflegt der schreiber jener den accent zu geben: *sitin* — *virmitin*, *virschêmin* — *nêmin*, *kvmin* — *virvmin*, *ginêsîn*, *lide* — *wide*, *ritin* — *gisnitiin*, *giritin* — *gibitin*, *kvmin* — *ginvmin*; doch findet sich ohne accent: *sidir* — *widir*, *wagin* — *tragin*, *habe* — *knabe*, *gebin* — *lebin*, und mit unterdrücktem *e*: *vir-sagn* — *tragn*, *gischchn* — *sehn*, *sagn* — *klagen*, *besagn* — *sagn*.

Ruht der stumpfe reim auf kurzer silbe, so hat auch diese zuweilen den accent: *wêr* — *hêr*, *mâc* — *slâc*, *givêr* — *gêr*, *vâr* (= *für*) — *kêr* (= *kür*); gewöhnlich fehlt er.

Bei klingendem reime pflegt auf der vorletzten, langen silbe der accent nicht zu fehlen: *lōne* — *krōne*, *ērīn* — *gemērīn*, *gībēine* — *vnrcēine*, *klārin* — *wārin*, *rītin* — *xītin*, *virktesin* — *virtlesin*, *rīuwe* usw., doch gibt es auch hier ausnahmen; ohne accent stehen *scheidin* — *beidin*, *vollicliche* — *riche*, *riche* — *vuvirzagliche*, *beidin* — *bischeidin*, *vbirhorte* — *storte*, *gihertin* — *ertin*.

Noch ist zu bemerken, dass der accent nicht selten auf einer reimsilbe steht, auf der anderen fehlt: *leit* — *brēit*, *mīn* — *pīn*, *menschēit* — *strēit*, *rōr* — *tor*, *richēit* — *reit*, *ere* — *mēre*, *sīte* — *mīte*, *vlox* — *vntslōx*.

Der accent muss, nach diesen tatsachen zu schliessen, namentlich wegen seines häufigen vorkommens auf kurzen reimsilben, auch den zweck gehabt haben, die reimsilben kenntlich zu machen. Diente er dem bedürfnis des vorlesers?

Sonst ist über die schreibweise noch folgendes zu bemerken:

S wird, abgesehen von den zeilenanfängen (s. oben) im an- und inlaut durch *f* bezeichnet; nur im auslaut steht meistens *s*.

F im anlaut ist selten und steht nur vor *u* (*v*): *fvr*, *gifvr*.

Der diphthong *uo* wird immer durch *v* oder *û* bezeichnet, *ou* dagegen durch *ov*, selten durch *ô*: *vrōwin* — *schōwin*, mehrmals *ôch*, neben *ovch*.

U wird durch *v* bezeichnet, ausser wenn *v* (consonant) oder *w* vorausgeht: *vâr*, *antvârter*, *wârste* (= *fürste*), *wûndir*, *wûhs*, *wûge* (= *fuoge*), *wunne*, *wunt*.

Z wird nie durch *s* ersetzt; nach vorausgehendem consonant steht *tz*: *untz*, *hertzīn*, *kertzīn*, *stoltzīr*; nach vokal in *sitzīn*, *witzīn*; für nhd. *sz* im inlaut immer *zz*: *vûzze*, *hazze*, *grvzzzer*, *hēizzit*, *hēizzīn*, *liezzīn*, *mēzze*, *dōzzit*, *vzzirhalp*, *Trefrizzent*.

Von abkürzungen kommt nur $\frac{1}{2}$ vor, = *vir* (*ver*), und auch diese nur dreimal, neben häufigerem *vir*.

Mundart des schreibers.

Folgende erscheinungen dürften beweisen, dass die mundart des schreibers zu den mitteldeutschen gehörte:

1. Statt des tonlosen *e* der flexions- und ableitungssilben hat Erf. *i*, wenn ein consonant darauf folgt; ebenso steht *i* in den präfixen *be*, *ge*, *er*, *ver*; es ist also geschrieben *ringis*, *hertzīn*, *allīn*, *holir*, *ivngist*, *horit*, *trostin*, *gvbit*, *zeigtin*, *pfellīl*, *niemmir*, *biswērit*, *gimēit*, *irseln*, *virdeckit* usw. Ganz vereinzelt finden sich *gemērīn*, *biēigt*.

Auch die präfigierte negation lautet *iu*: *iuwirt*, *iuist*, *iuclingit*. Vgl. Weinhold, mhd. grammatik § 81, Wilmanns, Deutsche grammatik § 269. Dagegen erscheint das präfix *ent* (viermal) in der gestalt *ent*, *en*: *entpfene*, *entfahit*, *entslöz*, *entwert*, was Weinhold § 312 als „ripuarisch“ bezeichnet.

2. Die endung *iu* in der adjectivflexion wird durch *e* ersetzt; nur einmal steht *v*: *liebn kint*, Im artikel steht *die* für *diu*, vielleicht einmal *de* (319, 1). Vgl. Weinhold § 482.

3. Von umlauten kennt der schreiber nur den von *a* und *ä*; jener wird durch *e*, dieser meist durch *ê* bezeichnet. Einmal steht *ê* für *e*: *vêtir* (324, 13), einmal *æ* für *ê*: *sæ:æ* (322, 6). Das dehnungszeichen fehlt zuweilen, z. b. in *were* (509, 26), *lege* (322, 18), *selde* (465, 11). Vgl. Weinhold § 9. 75. 116. Es ist also geschrieben: *horit*, *trostin*, *krnic*, *gilecke*, *mede* (für *müedi*), *fîrit*, *rêrit* usw.

4. Für *iu* steht *v*, selten *v*: *tîre*, *bîtit*, *êwin*, *trêwe*, *nêwe*, *creatêre*, *dê:zît*, *lête*, *hête*; daneben *keschin*, *rlhit*, *rwirn*. Dagegen heisst es in der declination von *ir* stets: *iv* (*iv*), *ivch*. Das zweite doppelblatt weicht hiervon insofern ab, als es vor *w* *iv* gibt: *riwwe*, *trivwe*, *ivwir*. Vgl. Weinhold § 132.

5. Mitteldeutsch ist *u* für *o* in *solh*: *svhin*, *svhe* (Weinhold § 327) und in gewissen participien ablautender zeitworte: *kêmin*, *gîvêmin* (Weinhold § 63. 349).

6. Auch die neigung statt *v* (*f*) vor *u* im anlaut *w* zu setzen, ist mitteldeutsch, s. Weinhold § 174. In Erf. findet sich: *würste* (*fürste*), *wûrbaz*, *engiwûge*, *wûrt* (*furt*).

Aber ich glaube, die mundart und heimat des schreibers lässt sich noch genauer bestimmen; ich meine nicht zu irren, wenn ich ihn für einen Thüringer halte.

In dem Urkundenbuch der stadt Erfurt von dr. C. Beyer (Halle 1889) steht von s. 391 an eine reihe von deutschen urkunden, die, wengleich unter sich in manchen dingen abweichend, in der sprachform mit unserer handschrift auffallend übereinstimmen. So erstens in der allerdings nicht so streng durchgeführten verwendung von *i* für tonloses *e*: *von gotis gnadin*, *Ottin*, *disim*, *habin*, *genumin*, *berihit*, *vorgesprochinin*, *texwischin*, *Tanninrode*, *tusiut*, *drihundirt* usw. Doch haben die präfixe *be*, *ge*, *er*, *ver* (oft *vor*) das *i* nicht, wol aber *int*. — Die negation lautet auch in den urkunden meist *in*, nicht *en*. Zweitens wird, wie in der Parzivalhandschrift, für *diu die* gesetzt; eine adjectivform, die auf *iu* ausgehen müsste, habe ich nicht gefunden. Drittens wird, wie in Erf., der umlaut von *ä* durch *e* bezeichnet: *were*,

telin; *u* und *o* lauten in den meisten urkunden nicht um: *Duringin*, *furstin*, *ubir*, *losen*, *horen*, *romesch*, *dorfern*. Viertens wird *iu* durch *u* ersetzt: *lute*, *getruwelich*, *vruntschaft*, *Nuwenburc*. Fünftens finden sich participia wie *kumen*, *genumin*, *gewunnen*, vgl. auch *dunriscac*, *uffenberliche*. Von *w* für *f* (*v*) habe ich kein beispiel gefunden.

Dass der schreiber der Parzivalhandschrift sich von manchen besonderheiten der urkunden frei hält, dass er z. b. nicht *wi* für *wir*, nicht *he* für *er* schreibt, nicht *schullen* für *subn*, dass er den infinitiv nicht auf *e* statt auf *en* enden lässt, ist nicht auffallend; seine vorlage und, bis zu einem gewissen grade, die herrschende sprache der höfischen gesellschaft und dichtung hinderten ihn daran. Aber die übereinstimmung zwischen der sprache der handschrift und der urkunden ist dennoch so gross, dass ich für meine person an seinem thüringischen ursprung nicht zweifle.

ERFURT, IM DECEMBER 1896.

ERNST BERNHARDT.

DER ARRIANISMUS DES WULFILA.

Während man bisher über die häresie des Wulfila nicht den leisesten zweifel hatte aufkommen lassen, vertritt jetzt Franz Jostes in einem: „Das todesjahr des Ulfilas und der übertritt der Goten zum Arianismus“ betitelten, Beitr. XXII, 158 fgg. erschienenen aufsatz im anschluss an die bekannten nachrichten orthodoxer kirchenhistoriker die ansicht, Wulfila habe ursprünglich zur gemeinschaft der orthodoxen kirche gehört, sei erst in seinem todesjahr 383 öffentlich als mehr oder weniger entschiedener Arrianer aufgetreten und habe dadurch den übertritt seines ganzen volkes veranlasst.

Dieser entscheidung muss ich in allen punkten energischen widerspruch entgegensetzen und zum voraus mein erstaunen über die form ausdrücken, in der Streitberg am schlusse von § 12 seines Gotischen elementarbuches die von Jostes selbst als unsicher ausgegebene erkenntnis proklamiert hat. Sie würde, wenn sie sicher wäre und massgebend bleiben sollte, ganz neue und höchst unerfreuliche charakterzüge in das bild eines mannes bringen, das im ahnensaal deutscher vergangenheit bisher makellos geleuchtet hat. „Fünfzehnhundert jahre lang hat die geschichte seinen namen mit ehren genannt . . . Auch katholiken haben ihn nur selten zu schmähen gewagt. Sie werden, denke ich, auch jetzt, da sein arrianisches bekenntnis deutlicher zu tage liegt, sein verdienst unangefochten stehen lassen“ — diese worte, mit denen

Georg Waitz seine bekannte schrift geschlossen hat, kommen einem unwillkürlich ins gedächtnis.

Die arbeit von Jostes leidet an jenem cardinalfehler, der jede debatte in hohem grad erschwert: an unklarheit und unbestimtheit. Jostes kann nämlich die angabe des Philostorgius, Wulfila sei von Eusebius (von Nikomedien) geweiht worden, nicht umgehen, nimmt infolge dessen an (s. 185), „dass er diesem in seinen ansichten nicht allzu fern stand, dass er jener mittelpartei angehörte, die da mit recht oder unrecht annahm, dass man sich viel zu viel um worte streite“¹. Da Jostes behauptet, a. 383 sei diese „mittelpartei alten schlags verschwunden“ gewesen, so setzt er offenbar voraus, dass Wulfila schon zu zeiten des Eusebius zu ihr gehalten habe. Was ist also wol der eigentliche sinn der schlussworte: „Das glaubensbekenntnis des Ulfilas konnte zur zeit seines amtsantritts ganz wol als orthodox gelten . . . aber während seiner vierzigjährigen amtstätigkeit hatte sich vieles geändert und 383 konnte das testamentum schlechterdings nicht mehr als orthodox angesehen werden und wenn sich die gotische geistlichkeit auch auf den standpunkt desselben stellte, dann wurde eine trennung von der katholischen kirche unbedingt notwendig“ (s. 187)? Will man aus diesen unsicheren worten einen deutlichen sinn herausbekommen, so bleibt nur als meinung von Jostes übrig, Wulfila habe von anfang seiner amtstätigkeit an der arrianischen mittelpartei angehört; die zugehörigkeit zu dieser partei habe ihn aber nicht genötigt aus der orthodoxen kirchengemeinschaft auszuschneiden. Nun behauptet aber Jostes andernorts, öffentlich habe sich Wulfila erst a. 383 zu jener mittelpartei bekannt — die nach Jostes eignen worten damals verschwunden war. Er behauptet nirgends, Wulfila habe ein orthodoxes bekenntnis gehabt, sondern hebt wiederholt hervor, sein bekenntnis sei ein derartiges gewesen, dass er zur gemeinschaft der orthodoxen kirche gehört haben könne und geht so weit, diese zugehörigkeit des Wulfila und seines ganzen volkes mindestens bis zum jahr 380 allen negativen instanzen gegenüber zu vertreten. Wulfila war nach dieser auffassung ein zur „mittelpartei“ gehörender Arrianer, der nicht den mut oder nicht die gesinnungstüchtigkeit besass, seine parteistellung zu verraten, der sich durch ein orthodoxes mäntelchen

1) Es kommt hier auf die mangelhafte formulierung des programms jener „mittelpartei“ (noch verkehrter s. 185!) nicht an. Ich betone, dass Jostes ohne jede begründung den Auxentius im gegensatz hierzu als Anhomöer (s. 158. 160) bezeichnet hat. So lange Jostes hiefür nicht den beweis liefert, betrachte ich die äusserung als einen lapsus calami.

deckte, bis er in einem zeitpunkt, da seine partei aufgehört hatte zu existieren, sich zu ihr bekannte. Wulfila habe sein bekenntnis in einer formel niedergelegt, welche die kluft zwischen den parteien verschleierte¹ und als unionsformel aufzufassen sei (s. 163): man fragt sich unwillkürlich, was in einem zeitpunkt, da die politische bedeutung der ganzen arrianischen sache „so gut wie vernichtet“ worden war, einen „allgemein hochgeachteten mann“ (s. 184), von so eminent praktischer erfahrung (s. 185) wie Wulfila, zu einer so haltlosen politik veranlasst haben könnte? In dem augenblick, da der Arrianismus das existenzrecht verloren, sollte ein mann, der alles gewesen ist, nur kein doctrinär (s. 185), die halbverleugnete doctrin seines lebens einer welt von feinden gegenüber aufrecht erhalten haben, in diesem augenblick sollte ein am rande des grabes stehender greis, der bisher der orthodoxen kirchengemeinschaft angehörte, durch schwächliches lavieren eine verlorene sache dadurch zu retten versucht haben, dass er mit der orthodoxie brach und das programm einer abgetanen partei zu dem seinigen machte? Gibt es ein ähnliches bündel von gleich ausgesuchten unwahrscheinlichkeiten? Und nun meint Jostes auch noch, all das sei nicht bloss das private spiel eines einzelnen kirchenpolitikers gewesen, das ganze Gotenvolk mit seinem gesamten klerus habe die einzelnen schritte des führers mitgemacht, ein äusserlich zur orthodoxie haltendes land sei plötzlich und ohne jede krisis durch eine ausgesucht unpraktische politik des bischofs veranlasst worden, die verlorene sache des Arrianismus zu der ihrigen zu machen!

Ich darf wol behaupten, dass durch meine entdeckung eines gotischen, vermutlich von Wulfila stammenden Matthäuscommentars (vgl. Beil. zur Allgem. zeitg. 1897 nr. 44) die ganze streitfrage — namentlich auch mit bezug auf die ausführungen von Jostes auf s. 182. 183 seiner arbeit — erledigt ist². Ich sehe jedoch, da Jostes mit dürftigerem material gearbeitet hat, von allem andern ab und halte mich an die pièce de resistance von Jostes, an die bekenntnisformel des Wulfila, von der Jostes behauptet, bis auf die frage vom heiligen geist bestehe kein wesentlicher unterschied von den orthodoxen formeln; über den heiligen geist habe es gar keine streitpunkte gegeben, „erst lange nachdem Ulfilas bischof geworden, war die frage durch Macedonius zu einer brennenden geworden“; danach habe Wulfila „ganz unstreitig das schiboleth der Macedonianer

1) Wie eine derartige formel aussah, erfahren wir von Eunomius (MSG 30, 835 fg.).

2) In germanistenkreisen ist das Opus imperfectum z. b. als eine der quellenschriften des Ezzoliedes bekannt; von bedeutung ist es auch für die bibellectüre und bibelübersetzung des deutschen mittelalters geworden (vgl. Jostes, Histor. jahrb. XI, 21) u. s. w.

oder Pneumatomachen sich angeeignet, die er nach Auxentius immer bekämpft haben soll und wer ihn lediglich nach seinem testamentum ohne rücksicht auf die interpretation des Auxentius richtig unterbringen will, der kann ihn nur zu jenen stellen und nicht zu den eigentlichen Arrianern* (s. 171). Wenn Jostes auch nur die unter der regierung des Julian zu Zele am Pontus abgehaltene versammlung der Macedonianer gekannt und berücksichtigt hätte, würde er eine so widerspruchsvolle behauptung nicht aufgestellt haben. Damals haben sich die Macedonianer sowol von den orthodoxen als von den Arrianern förmlich losgesagt! Es genügt mir, auf Sozomenus IV, 27 zu verweisen.

Principiell hat dagegen Jostes recht, wenn er bestreitet, dass wir es bei der gotischen bibel mit einer arrianisch zugestutzten überlieferung zu tun hätten. Diejenigen, die darauf ausgegangen sind, Arrianismen aufzustöbern, sind sich ihres beginnens offenbar nicht recht bewusst gewesen. Die arrianische partei hat wert darauf gelegt, es offen und bestimmt zum ausdruck zu bringen, dass sie dieselbe bibel habe wie die orthodoxie. Nur auf dieser gemeinsamen basis war eine erörterung der abweichenden lehrmeinungen möglich. Ich denke das dürfte genügen um weitere spürversuche unmöglich zu machen¹. Es

1) Dass Phil. 2, 6 *galeiko* = *lou*, unterliegt gar keinem zweifel, widerspricht auch durchaus nicht dem arrianischen bekenntnis, denn es bezieht sich ja nicht auf die *οὐσία*, sondern auf die *μορφή* (über dieses wort vgl. E. Nestle in den Theologischen studien und kritiken 1893 s. 173) und Phil. 2, 7 folgt das prädikat *velit skalkis nimands*, Phil. 2, 11 *κείνος Ἰησοῦς Χριστὸς εἰς ὄψαν θεοῦ πατρὸς*; das sind hauptstellen, auf welche die Arriauer sich für ihre auffassung des gotessohnes beriefen, nicht Phil. 2, 6. Der Gotenbischof Maximinus durfte hiefür in erster linie als zeuge angerufen werden (MSL 42, 713 fg.). Ich setze seine darlegung über Phil. 2, 6 hieher: Augustin hatte gesagt (MSL 42, 720): *Non rapinam arbitratus est esse aequalis Deo. Natura enim erat, non rapina: non enim usurpavit hoc, sed natus est hoc. Veruntamen semetipsum exinauivit, formam servi accipiens: agnovisti aequalem, jam incipe agnoscere minorem: formam servi accipiens in similitudinem hominum factus et habitus inventus ut homo. Ecce qua forma major est Pater: discerne dispensationem suscepti hominis a manente immortaliter divinitate. Dieser auffassung stellt Maximin die seinige gegenüber (MSL 43, 732 fg.): *Certum est quod ait apostolus: qui cum in forma Dei esset. Quis enim negat Filium esse in forma Dei? Quod enim sit deus, quod sit dominus, quod sit rex, jam puto latius exposuimus. Et quia non rapinam arbitratus est esse se aequalem Deo, hoc nos beatus apostolus Paulus instruit, quod ille non rapuit, nec nos dicimus; sed quia exinauivit semetipsum, factus obediens patri usque ad mortem, mortem autem crucis totis viribus praedicamus. Nos dicti sumus filii gratia, non natura hoc nati: ideo unigenitus est Filius, quia quod est secundum divinitatis suae naturam, hoc est natus Filius. Cui forte si ipse fratrem applicas, quia spiritum sanctum parem atque aequalem**

gieng in dieser beziehung seither wie mit der fable convenue vom Hebräerbrief, über den Jostes' andeutungen (s. 187 anm.) gleichfalls zutreffend sind.

In jeder beziehung ungenügend und verkehrt sind aber seine aufstellungen über das Wulfilanische bekenntnisformular und die glaubwürdigkeit des Auxentius. Im gegensatz zu Jostes behaupte ich, die bekenntnisformel enthält sowol in bezug auf gott den vater als in bezug auf gott den sohn als in bezug auf den heiligen geist wesentliche unterschiede von jeder orthodoxen formel und ist durch und durch ketzerisch. Da nun aber Jostes die unvereinbarkeit der aussagen über den heiligen geist mit der orthodoxen lehre des 4. jahrhunderts zugesteht, habe ich keine veranlassung mich mit diesem punkt eingehender zu beschäftigen. Ich möchte nur in aller kürze die falsche behauptung erledigen, Wulfila sei unter die Pneumatomachen (Macedonianer bezw. Marathonianer) gegangen. Dass die auffassung des Spiritus sanctus als *minister* Christi nicht spezifisch macedonianisch ist, konnte Jostes z. b. aus Athanasius, ad Serapionem ersehen (MSG. 26, 330 fg.): *ἔγραφε γὰρ . . . λυπούμενος καὶ αὐτὸς ὡς ἐξεληθόντων μὲν τινῶν ἀπὸ τῶν Ἀρειανῶν διὰ τὴν κατὰ τοῦ εἰδὸς τοῦ Θεοῦ βλασφημίαν, φροσούντων δὲ κατὰ τοῦ ἁγίου Πνεύματος καὶ λεγόντων αὐτὸ μὴ μόνον κτίσμα ἀλλὰ καὶ τῶν λειτουργικῶν πνευμάτων ἐν αὐτῷ εἶναι καὶ βαδμῶ μόνον αὐτὸ διαφέρειν τῶν ἀγγέλων* (non sine dolore mihi significasti quosdam impiam Arrianorum in dei filium haeresin detestantes, ab illis quidem discessisse sed eisdem de spiritu sancto prave sentire contendereque illum non tantum rem creatam sed etiam unum ex administris spiritibus esse, soloque gradu ab angelis differre). Es handelte sich dabei um die bibelstelle Hebr. 1, 14. Athanasius fährt fort: *τῶν μὲν οὖν Ἀρειανῶν οὐκ ἀλλότριον καὶ τοῦτο ἐνθύμημα· ἀπαξ γὰρ ἀρνούμενοι τὸν τοῦ Θεοῦ λόγον, εἰκότως τὰ αὐτὰ καὶ κατὰ τοῦ Πνεύματος αὐτοῦ δυσφημοῦσι* (itaque Arrianorum quidem nequaquam aliena est huiusmodi sententia. postquam enim semel dei verbum negare ausi sunt, merito eadem de eius spiritu impie mentiuntur). Athanasius gibt denn auch selbst (Contra Arrianos 1, 6) als lehre des Arrius: *Μεμεισμένα τῇ φύσει καὶ ἀπεξενωμένα καὶ ἀπεσοχινισμένα καὶ ἀλλότριον καὶ ἀμέτοχόν εἰσιν ἀλλήλων αἰ οὐσίαι τοῦ πατρὸς καὶ τοῦ υἱοῦ καὶ τοῦ ἁγίου πνεύματος καὶ ἀνόμοιοι πάμπαν ἀλλήλων ταῖς τε οὐσίαις καὶ δόξαις εἰσὶν ἐπ' ἕτερον* (natura divisas diversas disjunctas alienasque

asseris Filio, aequae et de substantia Patris eum esse profiteris: si ita est, ergo jam non est unigenitus Filius, cum et aliter sit ex eadem substantia.

nec invicem participes esse patris filii et sancti spiritus substantias: quia etiam penitus inter se et substantia et gloria sunt infinite dissimiles). Daraus dürfte zu ersehen sein, was von den worten zu halten ist, die Jostes gebraucht: „von den Arrianern alten schlags sei der heilige geist überhaupt noch nicht in die discussion gezogen worden, oder wenigstens sei kein streit über ihn entstanden“ (s. 171). Wie alt die streitfrage ist, darüber zu sprechen liegt kein grund vor, immerhin erlaube ich mir auf Tatian adv. Graecos (ed. E. Schwartz s. 15, 5; vgl. A. Harnack, progr. von Giessen 1884 s. 24) zu verweisen.

Eingehender muss ich die im bekenntnisse des Wulfila niedergelegte logoslehre behandeln. Die entscheidenden worte: *patrem solum ingenitum* und *non habentem similem suum* hat Jostes entweder übersehen oder für bedeutungslos gehalten. Sie sind aber mit der orthodoxie unvereinbar und in keinem orthodoxen bekenntnis zu finden¹.

Ehe Jostes auf das bekenntnis des Wulfila so hochragende constructionen gründete, hatte er vorfragen zu erledigen, ohne die jede deutung in der luft steht. Er wäre verpflichtet gewesen, uns eine philologisch-historische bearbeitung des textes zu geben. Man wird doch auch in diesem fall erst den wortlaut festzustellen und die quellen aufzuzeigen haben. Den wortlaut festzustellen, macht man freilich, so lang eine neue — von mir in aussicht genommene — collation der handschrift nicht vorliegt, die grössten hier nicht zu hebenden schwierigkeiten. Es bleibt uns aber doch wol die möglichkeit, wenigstens auf den gedankengang und die gliederung des bekenntnisses aufmerksam zu machen.

Das seltsamste an dem wunderlichen, vielleicht aus dem griechischen übersetzten und schlecht überlieferten, formular ist der zwischensatz: *ideo unus est omnium deus qui et dei (domini) nostri est deus*. Dieser zwischensatz bezieht sich deutlich genug auf gottvater (vgl. hiezu Harnack bei Hahn, Symbole 3. aufl. s. 371); *unus est omnium deus* konnte weder nach orthodoxer noch nach häretischer lehre vom gottessohn gesagt werden. Ist aber gottvater gemeint, dann ist die auffassung Casparis (s. ann. 1) unnötig und wir müssen bei *domini nostri est deus* verbleiben, in übereinstimmung mit den worten des Auxentius *patrem esse Deum domini*. Bezieht sich aber der erklärende zwischensatz auf gottvater, so kann der satzteil, an den er sich als

1) In der stelle *unus est omnium Deus qui et de nostris est Deus* hat Jostes *omnium* ausgelassen und die von Caspari (vgl. auch Hahn³ § 198) vertretene deutung *de nostris* = *de nostra sententia* — allerdings ohne schaden für die sache — nicht berücksichtigt. Im übrigen pflichte ich der lesart *domini nostri* bei.

schlussfolgerung anlehnt, nicht als prädikat des gottessohnes gefasst werden. Wulfila kann unmöglich so widersinniges gesagt haben, wie z. b. der gottessohn hat nicht seines gleichen, darum ist derjenige allein allgott, der auch unseres herrn gott ist: seines gleichen hat nur derjenige nicht, der allein allgott und unsers herrn gott ist, d. h. gottvater. Die worte *non habentem similem suum* bilden eine prämissa für die conclusio: *ideo unus est omnium deus*. Will man *ideo* in die construction einbeziehen — und ich sollte denken, das müssen wir, weil es nun doch einmal dasteht — dann ist eine andere auffassung nicht mehr zulässig. Sind wir demnach genötigt, *non habentem similem suum* auf *deum patrem* zurückzubeziehen — wie der schlusssatz des ganzen bekenntnisses auf den gottessohn zurückdeutet — so wird man, weil das vorausgehende glied *opificem et factorem universe creature* nicht davon loszulösen ist, einen selbständigen von *credo* abhängigen zwischensatz mit dem wort *opificem* (nicht erst mit *ideo*) beginnen lassen und vor *opificem*, was auch die raumverhältnisse der handschrift nahelegen, *et* einschalten müssen. So erhalten wir einen satz, der mit seiner participialconstruction ganz genau ebenso gebaut ist, wie die folgenden hauptsätze des bekenntnisses. Die formel hat also einen umfang von 6 paragraphen:

- von gott vater,
- von gott sohn,
- vom verhältnis des vaters zum sohn,
- vom heiligen geist,
- vom verhältnis des geists zum sohn,
- vom verhältnis des sohnes zum vater (auflösung der trinität).

Das bekenntnisformular wäre also etwa in folgender weise aufzusetzen:

Credo

- (§ 1) unum esse deum patrem solum ingenitum et invisibilem
- (§ 2) et in ingenitum filium eius dominum et deum nostrum
- (§ 3) et opificem et factorem universe creature non habentem similem suum ideo unus est omnium deus qui et domini nostri est deus
- (§ 4) et unum spiritum sanctum virtutem inluminantem et sanctificantem
- (§ 5) nec deum nec dominum sed ministrum Christi et subditum et oboedientem in omnibus filio
- (§ 6) et filium subditum et oboedientem in omnibus Deo patri.

Auf mangelhafter dogmengeschichtlicher kenntnis und auf unterschätzung des Auxentius beruht es, wenn Jostes anmerkungsweise (s. 169) nebenbei bemerkt, Wulfila bemühe sich, auch in den worten

sich möglichst biblisch auszudrücken. Der sachverhalt ist vielmehr der, dass getreu dem schriftprincip des Wulfila auch sein bekenntnis sich aus einzelnen bibelstellen zusammensetzt. Mit hilfe einer concordanz ist dies leicht in vollem umfang festzustellen. Ich beschränke mich darauf, nur einzelne belege anzuführen:

- § 1 unus Deus pater, 1. Cor. 8, 6: *εἷς θεὸς ὁ πατήρ* (vgl. auch Harnack bei Hahn, *Symbole* 3. aufl. s. 369 fg. 371 fg.).
(ingenitus¹; vgl. Genes. 1, 1. Psalm 90, 2. Jes. 43, 13 u. a.).
invisibilis, Joh. 1, 18: *θεὸν οὐδεὶς ἑώρακεν πώποτε*. Col. 1, 15:
τοῦ θεοῦ τοῦ ἀοράτου (gups ungasaihwauis).
- § 2 unigenitus filius, Joh. 1, 18: *ὁ μονογενὴς υἱός*
dominus et Deus noster: vgl. Joh. 20, 28: *ὁ κύριός μου καὶ ὁ*
θεός μου.
- § 3 (opifex et factor universe creature¹, Sap. 16, 24 u. a.).
non habens similem suum, Ps. 82, 2: *Deus quis similis erit tibi?*
Mc. 10, 18 *οὐδεὶς ἀγαθὸς εἰ μὴ εἷς ὁ θεός* (vgl. die worte des
Auxentius: Deum incomparabiliter omnibus majorem et melio-
rem in singularitate extantem).
unus est omnium deus, Ephes. 4, 6: *εἷς θεός καὶ πατήρ πάντων*.
- § 4 unus spiritus sanctus, Ephes. 4, 4: *ἓν πνεῦμα*.
virtus, Luc. 24, 49. Act. 1, 8: *δύναμις* (von Wulfila selbst an-
geführt).
inluminans, 1. Cor. 12, 7: *φανέρωσις τοῦ πνεύματος*
sanctificans, Rom. 1, 4: *πνεῦμα ἁγιοσύνης*.
- § 5 nec deus nec dominus: weder das prädikat *deus* noch das prä-
dikat *dominus* findet sich in der bibel.
minister Christi subditus et oboediens in omnibus filio, Joh. 16,
13. 14: *τὸ πνεῦμα ... ὅσα ἀκούει λαλήσει ... ἐκ τοῦ ἐμοῦ*
λήμψεται καὶ ἀνεγγελεῖ ἑμῖν (*nih jan rodeiþ af sis sibin, ak*
sira filu swa hausciþ rodeiþ ... us meinauwa nimih jah galei-
hiþ izwis).
- Hebr. 1, 7. 14: *ὁ ποιῶν ... τοὺς λειτουργοὺς αὐτοῦ περὸς φλόγα*
... λειτουργικά πνεύματα εἰς διακονίαν ἀποστελλόμενα διὰ τοὺς
μέλλοντας κληρονομεῖν σωτηρίαν.
- § 6 filius subditus et oboediens in omnibus Deo patri, Ps. 118, 91:
omnia serua sunt tua (vgl. hiezu die orthodoxe interpretation
bei Cyrillus Hierosolym². Catecheses 8, 5 bei Migne 33, 629:

1) Dieses prädikat findet sich in der bibel wörtlich nicht.

2) Über ihn ist die stelle Theodoret Hist. eccl. 5, 9 nachzulesen.

τὰ σύμπαντα μὲν δοῦλα αὐτοῦ, εἰς δὲ αὐτοῦ μόνος υἱός· καὶ ἐν τῷ ἁγίῳ αὐτοῦ πνεύμα ἐκτὸς τούτων πάντων). Phil. 2, 8: *γενόμενος ἐπιήκοος μέχρι θανάτου*; ferner 1. Cor. 15, 28.

Um nun aber die parteistellung des Wulfila zu eruieren, darf man auch nicht verfahren wie Jostes verfahren ist. Vergleicht man das glaubensbekenntnis des Gotenbischofs mit andern formularen des vierten jahrhunderts, so muss das von Jostes herangezogene, vielleicht dem Basilius gehörende, schon deswegen ganz aus dem spiel bleiben, weil es von dem des Wulfila total verschieden ist. Was mag sich ein leser, der mit den zuständen im 4. jahrhundert nicht weiter vertraut ist, dabei gedacht haben, wenn Jostes ihn versichert, auf den blossen wortlaut habe man nicht viel gewicht gelegt, denn auf einer und derselben synode seien vier verschiedene formeln neben einander aufgestellt und gutgeheissen worden (s. 169)?¹ Jostes hat auscheinend keine deutliche vorstellung von dem tatsächlichen verlauf der synode von Antiochia im jahr 341 (Hahn³ §§ 153 fgg.). Diese synode ist in der geschichte des Arrianismus eine der wichtigsten. Ihre zwei bezw. drei formeln bitte ich jetzt nicht nach der darstellung von Jostes, sondern nach der quellenmässigen behandlung von Loofs (Realencyclopädie für protestantische theologie und kirche 3. aufl. 2, 25 fg.) zu beurteilen.

Man traue seinen augen nicht, wenn man fernerhin bei Jostes liest, unter allen formeln der zeit stimme keine so sehr mit der des Wulfila zusammen als die des Basilius; es existiere bis auf die frage vom heiligen geist gar kein wesentlicher unterschied. Es gibt freilich „noch eine ältere form, die man zum vergleich herbeiziehen kann, es ist die erste der synode in Encaeniis (341), auf der vielleicht Ulfilas zum bischof geweiht wurde“ (s. 170). Um diese argumentation ins richtige licht zu setzen, bedarf es nur weniger worte.

Jostes hat die neueren untersuchungen über das einschlagende material nicht berücksichtigt. Es ist doch unumgänglich, bei einer ersten behandlung dieser dinge die forschungen von Kattenbusch (Das apostolische symbol Leipzig 1894) heranzuziehen. Weiteres material findet man in der vor kurzem erschienenen — Jostes noch nicht zugänglichen — dritten ausgabe der Hahnschen Symbole verzeichnet; über das symbol des Basilius (bei Hahn³ § 196) vgl. Kattenbusch s. 342 fgg. Nachdem Jostes

1) Ich bemerke, dass sich hier Jostes jedesfalls geirrt hat. Es sind nur 3 bezw. nur 2 verschiedene formeln auf der antiochenischen synode de encaeniis aufgestellt worden, darunter eine, die des Lucian, welche gar nicht von der synode herrührt, sondern vonicänisch ist. Die formel, die Jostes offenbar als 4. gezählt hat, ist die der zweiten antiochenischen synode im herbst 341.

nicht einmal in die erörterung über die echtheitsfrage eingetreten und die näheren umstände der entstehung desselben unerörtert gelassen hat, muss ich auf die bei Kattenbusch gegebenen darlegungen verweisen. Ich mache namentlich auf das verhältnis von λέξεις der schrift und ἔγραφα aufmerksam. In dem formular des Basilius folgen nun aber auf die worte ἐν ᾗ τὰ πάντα συνέστηκεν diese: ὅς ἐν ἀρχῇ ἦν πρὸς τὸν θεόν. Ich möchte gerne wissen, weshalb Jostes diesen satz ausgelassen hat. Mit dem wortlaut des wulfilanischen formulars (*deum solum ingenitum*) ist er jedesfalls nicht in einklang zu bringen. Das formular des Basilius endigt in die von Jostes nicht mitgeteilten worte: οὕτως ἡγοροῦμεν καὶ οὕτως βαπτίζομεν εἰς τριάδα ὁμοούσιον. Dass in dem formular des Wulfila die trinität ausdrücklich abgelehnt ist, dürfte selbst Jostes unumwunden zugestehen müssen. Wie konnte man unter solchen umständen die beiden formulare auch nur in parallele stellen! Schon die ganz verschiedene art, wie Philostorgius über Wulfila und den Cappadocier urteilt, hätte Jostes wenigstens stutzig machen sollen, auch nachdem er sich hatte dazu verführen lassen, das bekennnis eines so unsichern gläubigen wie Wulfila mit dem des champion der orthodoxie in übereinstimmung zu finden.

Nicht weniger rätselhaft ist der grund, der Jostes veranlasst haben könnte, die erste formel von Antiochia, die sich selbst als von Arrianern herrührend bezeichnet, mit der streng orthodoxen des grossen Basilius zusammenzukoppeln.

Vor dem jahr 336 dürfte der Arrianismus nur sporadisch unter den Goten vertreten gewesen sein¹. Für die organisierung, für kirchen- und gemeindebildung ist das genannte jahr der terminus ex quo. Es ist das jahr, in dem Athanasius in die verbannung geschickt worden ist, in dem der kaiser Constantin jene folgenschwere schwenkung in seiner kirchenpolitik vollzogen hat, die ihn der arrianischen hofpartei in die arme führte, die einen Eusebius von Nikomedien hochkommen liess und eine ganz neue ära für den Arrianismus eröffnete. Seit dem jahr 336 erhob die Arrianerpartei den anspruch, dass ihre kirche die katholische, die gegnerische die häretische sei, dass ihr bekennnis als das biblische und kirchliche nicht den namen des Arrius zu tragen brauche. Diese ansprüche wurden mit erfolg zur geltung

1) Den entscheidenden, Jostes offenbar unbekannt gebliebenen beleg hiefür lieferte uns, wenn Joh. Dräseke mit seiner vermutung recht hätte, Eusebius von Emesa (vgl. Theologische studien und kritiken jahrg. 1893 s. 272 fg.). Vielleicht hat aber die hier behandelte schrift bei Athanasius zu verbleiben (vgl. Loofs, Realencyclopädie 3. aufl. 2, 199).

gebracht. Seit dem jahre 336 fingen die Arrianer an gemeinden mit eigenem gottesdienst zu bilden. Schon im jahre 339 waren sie so weit damit gekommen, dass sie in Alexandrien einen eigenen sprengel bilden und der dortigen gemeinde einen eigenen bischof in der person des Pistus geben konnten. Er wurde durch Secundus von Ptolemais zum bischof ordiniert. Er war nur für die arrianische gemeinde in Alexandrien bestellt (vgl. Athanasius contra Arrianos c. 19. 24 MSG 25, 279. 287). Im selben jahre trat Acacius, der parteigänger des Eusebius von Nikomedien, an die stelle seines lehrers und freundes, des Eusebius von Caesarea, und der Nikomedier selbst wurde patriarch von Constantinopel. Eine kirchenprovinz um die andere ist von den Eusebianern erobert, die orthodoxen bischöfe der Balkanhalbinsel, Kleinasiens, Syriens sind abgesetzt und verbannt worden (z. b. Lucius von Adrianopel). Siegreich erweiterte der Arrianismus seine machtsphäre: in diesen zusammenhang gehört genau nach dem bericht unserer quellen die bischofsweihe des Wulfila, welche nichts anderes bedeutet, als arrianische kirchen- und gemeindebildung unter den Goten. Die umstände, unter denen Philostorgius die bischofsweihe vollzogen sein lässt, führen darauf, dass Wulfila der grossen synode zu Antiochia (de encæniiis) im sommer 341 angewohnt hat und auf dieser für die machtstellung der Arrianer denkwürdigen versammlung zum bischof der Goten bestellt worden ist.

Die worte des Philostorgius besagen also — in anbetracht des parteistandpunktes des historikers ist jeder zweifel ausgeschlossen — Wulfila sei der erste arrianische bischof unter den Goten gewesen, mit ihm beginne die arrianische kirchenorganisation im lande der Goten. Dass dieses ereignis ins jahre 341 fällt, geht mit bestimmtheit daraus hervor, dass Wulfila bei seiner bischofsweihe mit dem kaiser Constantius zusammengetroffen ist¹. Auf dieser synode (de encæniiis) wurde (nach Sokrates 2, 10) zum ersten mal betont, dass die häretiker sich nicht auf Arrius stützen, dass ihr glaube vielmehr die echte lehre der alten kirche und allein durch das evangelium und die lehre der apostel gewährleistet sei.

Das war die synode, auf der jene bekenntnisformel beschlossen wurde, welche nach Jostes (s. 170) zum vergleich mit der formel des Wulfila herangezogen werden kann. Wie durfte aber, wenn die dinge so lagen, die zugehörigkeit des Wulfila zur Arrianerpartei verdächtigt werden?

1) Sozomenus 2, 5 sagt *πολλαχόθεν* seien die freunde des Eusebius nach Antiochien gekommen, *παρῶν δὲ καὶ ὁ βασιλεὺς Κωνσταντῖνος*.

In der tat besteht in einzelnen punkten übereinstimmung des Wulfilanischen bekenntnisses mit jener antiochenischen bekenntnisformel; sie steht bei Hahn³ § 153 (nach Sokrates 2, 10). Bei der folgenden übersicht schliesse ich die verwandten bekenntnisformeln an:

Wulfila.

Ego .. episkopus .. semper sic credidi
opificem et factorem universe creature

unus est omnium deus
solus ingenuus
filium subditum et oboedientem in omnibus Deo patri ... Deum

unum deum patrem
opificem et factorem universe creature
unigenitum filium eius
dominum et deum nostrum

solum ingenuum et invisibilem

1. antioch. formel.

ἡμεῖς ... ἐπίσκοποι ὄντες ... μεμαθήκαμεν ἐξ ἀρχῆς
τῶν πάντων νοητῶν τε καὶ αἰσθητῶν δημιουργόν τε καὶ προνοητήν (opificem et creatorem).

ἕνα τὸν τῶν ὅλων θεόν.
vgl. τῷ γεννηθῶτι αὐτὸν πατρὶ
πᾶσαν τὴν πατρικὴν αὐτοῦ βουλήν
συνεκπεπληρωκότα ... θεόν.

4. antioch. formel.

ἕνα θεόν πατέρα
κτίστην καὶ ποιητὴν τῶν πάντων
μονογενῆ αὐτοῦ υἱόν
τὸν κτίριον ἡμῶν ... θεόν

formel von Philippopolis.
unum deum patrem
creatorem et factorem universorum
unigenitum ejus filium
dominum nostrum ... deum.

1. sirm. formel.

ἕνα θεόν πατέρα ... ἀγέννητον
κτίστην καὶ ποιητὴν τῶν πάντων
μονογενῆ αὐτοῦ υἱόν
τὸν κτίριον ἡμῶν ... θεόν

2. sirm. formel.

patrem initium non habere, invisibilem esse
filium Dei dominum et deum nostrum
majorem patrem, filium subjectum.

formel von Constantinopel.

Ἐνα θεὸν πατέρα
 μονογενῆ υἱὸν τοῦ θεοῦ
 πάσης τῆς οἰκονομίας πληρωθείσης
 κατὰ τὴν πατρικὴν βούλησιν
 ὁ κρείος καὶ θεὸς ἡμῶν

Die formel des Wulfila beruht also, soweit das bekenntnis von vater und sohn in frage steht, auf der 1. und 4. antioch. formel, eventuell könnte man auch noch die sirmische und constantinopolitanische heranziehen. Ausserdem kommt als quelle in betracht die älteste von der hand des Arrius herrührende formel (Hahn³ § 186):

unum deum patrem solum ingeni-	Ἐνα θεόν (πατέρα) μόνον ἀγέννη-
tum et invisibilem	τον μόνον ἀίδιον
deus qui et domini nostri est deus	ἄρχει γὰρ (ὁ πατήρ) αὐτοῦ (τοῦ
	υἱοῦ) ὡς θεὸς αὐτοῦ.

Mit bezug auf die von Jostes als „sehr auffallend“ bezeichnete tatsache, dass Wulfila allein bei dem auf den heiligen geist sich beziehenden teil des bekenntnisses seine meinung mit schriftstellen stützt, dürfte zum vergleich etwa noch das glaubensbekenntnis des Eusebius von Caesarea heranzuziehen sein (Theodoret 1, 12). Er gehörte zu den ersten bischöfen, die auf die seite des Arrius getreten waren. Über seine zugehörigkeit zur arrianischen partei besteht kein zweifel und doch hat man schon gesagt, in seinen schriften sei nichts häretisches zu finden. So ausgeprägter parteimann er im 4. jahrhundert gewesen ist, die katholischen historiker des 5. jahrhunderts sind doch an der arbeit, wie neuerdings Jostes den Wulfila, so den Eusebius für die orthodoxie in anspruch zu nehmen (vgl. Sokrates 2, 21). Gelasius stellt ihn an die spitze der orthodoxen im kampf gegen die Arrianer, obwol ein Hieronymus ihn das „haupt der Arrianer“ genannt hatte. Was sagt Jostes in diesem fall zu seinen katholischen gewährsmännern des 5. jahrhunderts? Will er daraufhin etwa auch den Eusebius von Caesarea als verkappten orthodoxen ausgeben? Nach diesem recept lassen sich noch eine reihe von männern katholisieren, z. b. der Wandale Geiserich, den Hydatius als apostaten ausgibt (Mon. Germ. hist. Auct. antiq. XI, 71), wie man den Wulfila als apostaten ausgegeben hatte. Von Dahn (Könige 1, 244) ist das motiv dieser apostasien so schlagend aufgedeckt worden — Jostes sagt freilich (s. 172), kein mensch werde das vermögen, „geschweige denn dass es bisher geschehen wäre“: so gänzlich ist er auf dem holzweg — dass man sich nur wundern muss,

wie ihm heutzutage noch historische beweiskraft zugetraut werden konnte. Wie fanatisch Theodoret gewesen ist, wissen wir z. b. aus seiner sinnlosen behauptung, beim übertritt des Wulfila von der orthodoxie zum Arrianismus habe man ihn mit geld bestochen (*χρήμασι δειλεύσας* 4, 37)! Jostes hat merkwürdigerweise auch hiervon keinen gebrauch gemacht und trotzdem die worte des Wulfila: *semper sic credidi* preisgegeben!

Eine wichtige bestätigung des resultatcs der quellenuntersuchung erhalten wir, wenn wir die genannten bekennnisformeln auf die hinter ihnen stehenden persönlichkeiten zurückführen. Die stimmführer auf den antiochenischen synoden des jahres 341 waren Eusebius von Nikomedien, Acacius von Caesarea und Eudoxius, der spätere patriarch von Constantinopel: d. h. gerade diejenigen männer, welche von den kirchenhistorikern in verbinding mit Wulfila genannt werden. Von zufall kann hier doch wol nicht mehr die rede sein.

Was zunächst Eusebius von Nikomedien betrifft, so sind wir über seine stellung durch Theodoret (1, 6) unterrichtet. Ich hebe einiges hervor: *ὄτε δύο ἀγέννητα ἀκηκόαμεν, ὄτε ἓν εἰς δύο διηρημένον ... ἀλλ' ἓν μὲν τὸ ἀγέννητον, ἓν δὲ τὸ ἐκ' αὐτοῦ ἀληθῶς καὶ οὐκ ἐκ τῆς οὐσίας αὐτοῦ γεγονός, καθόλου τῆς φύσεως τῆς ἀγεννήτου μὴ μετέχον ... πρὸς τελείαν ὁμοιότητα διαθέσεώς τε καὶ δυνάμεως τοῦ πεποιηκότος γινόμενον αὐτὸ τῆς γραφῆς μεμαθηκότις λέγομεν, πιστὸν εἶναι καὶ θεμελιωτῶν καὶ γεννητῶν* (Prov. 8, 22). Diese letzten worte erinnern an die ausführungen des Auxentius: *unigenitum deum creavit et genuit, fecit et fundavit*, die von Jostes so lebhaft angegriffen worden sind. Er hat übersehen, dass sie auf die bibel zurückgehen, also ebensogut wulfilanisch als biblisch gewesen sind. Sie kehren übrigens auch in dem brief des Arrius wider, den Theodoret (1, 5) uns aufbewahrt hat. Hier erfahren wir auch, was die formel bezw. das bibli-sche citat leisten soll, nämlich nichts weiter als was Arrius (oder vielmehr schon Origenes, vgl. Loofs a. a. o. s. 9, 10) mit andern worten sagen wollte: *ἀγέννητος οὐκ ἴν* (= deum patrem solum ingentum im bekennnis des Wulfila). Ich will nicht bestreiten, dass Theodoret für seine von Jostes aufgebauschte behauptung (IV, 37) gotische gewähsmänner gehabt habe, bestreite aber, dass Jostes das recht hat, diese gewähsmänner unter den schülern des Wulfila zu suchen und auf solchem weg dem Auxentius die fälschung des lehrbegriffs seines meisters zur last zu legen¹.

1) Was von Jostes' versuch, die interpretation des Auxentius in gegensatz zur aussage des Wulfila zu bringen, zu halten ist, lässt sich noch an einem andern bei-

Wir kennen ferner ein werk *Ἐὐδοξίου Κωνσταντινουπόλεως Ἀρειανοῦ περὶ σαρκώσεως λόγον*, in dem das christologische bekenntnis des autors erhalten ist (vgl. Kattenbusch s. 363). Das wulfilanische attribut des vaters *solus ingenitus* kehrt hier wider in der form *τὴν μόνην φέσιν ἀγέννητον καὶ ἀπάτορα*. Der sohn hat die attribute *εὐσεβῆ ἐκ τοῦ σέβειν τὸν πατέρα¹ καὶ μονογενῆ μὲν κρείττονα πάσης τῆς μετ' αὐτὸν κτίσεως πρωτότοκον δὲ διὰ τὸ ἐξαιρετον καὶ πρώτιστόν ἐστι τῶν κτισμάτων*. Am schluss der formel wird die consubstantialität von vater und sohn ausdrücklich abgelehnt. Auf ganz falscher fährte ist Jostes, wenn er (a. a. o. s. 179) meint, die erwähnung des Eudoxius könnte auf einer verwechslung mit Eunomius beruhen. Mit einem Eunomius hat Wulfila nichts gemein. Die unsichere haltung des Eudoxius verbietet uns auch ein näheres eingehen auf seine person. Er ist schliesslich ganz in abhängigkeit von Acacius, dem schüler und nachfolger des Eusebius von Caesarea, geraten.

Acacius ist für die geschichte des Wulfila von besonderer bedeutung geworden. Denn der Gotenbischof hat an der von Acacius geleiteten synode von Constantinopel im jahr 360 teilgenommen (Sozomenus 6, 37. Theodoret 2, 27. 28). Auf dieser synode erhob sich von seiten der Acacianer stürmischer widerspruch, als Silvanus, der bischof von Tarsus den orthodoxen bzw. semiarrianischen lehrbegriff entwickelte. Theodoret fügt ausdrücklich bei: *ἐπίθετο δὲ τῶν παρόντων οὐδεὶς*. Ebenso wurde unter dem schutz des kaisers der Anhomöer Aetius verdammt. Wenn also Wulfila auf dem genannten concil anwesend war — woran zu zweifeln auch nicht der leiseste grund vorliegt — ist seine parteistellung so deutlich wie nur möglich: er ist weder orthodox-semiarrianisch, noch ist er anhomöisch gesinnt gewesen. Wäre ers gewesen, so hätte er das schicksal seiner collegen teilen und seinen bischofssitz räumen müssen.

spiel darlegen. Wir besitzen eine sehr merkwürdige und sehr lehrreiche *Altercatio Heracliani laici cum Germinio episcopo Sirmiensi* aus dem jahr 366 (gedruckt bei Caspari. Kirchengeschichte anecdota s. 133 fgg.). Germinius sagt hier (s. 136): *verum ego talem fidem habeo: patrem dico innatum, invisibilem, immortalem, sine initio, sine fine. Filium vero eum dico ante saecula initium habere ex patre, deum ex deo, lumen ex lumine, sed talem non dico qualem patrem*. Wie in dem wulfilanischen formular ist die trinität, die consubstantialität und die cöternität aufgehoben. Germinius hat durchaus nichts dagegen einzuwenden, wenn Heraclianus den satz ableitet (s. 139): *vos dicitis, filium dei creaturam esse*.

1) Vgl. hiezu im bekenntnis des Wulfila: *filium subditum et oboedientem in omnibus Deo patri*.

Ein glaubensbekenntnis des Acacius ist uns erhalten (Hahn⁸ § 165). Loofs (a. a. o. s. 36) charakterisiert dasselbe mit den worten, es sehe wie ein schlichtes vornicänisches taufsymbol aus. Es liegt im wesentlichen den formeln zu grunde, die von der synode zu Nike, zu Rimini und zu Constantinopel — unter anwesenheit des Wulfila — angenommen worden sind¹.

Wir sind nun in der glücklichen lage, noch ein zweites aktenstück zu besitzen, aus dem wir erfahren, dass die gotischen Arrianger sich mit vorliebe an diese bekenntnisformel gehalten haben. Es handelt sich um ein werk, das meines wissens nur von Massmann (Gött. gel. anz. 1841 nr. 26. 27) in seinem ausserordentlichen wert erkannt worden ist. Es hat denselben Gotenbischof Maximinus zum verfasser, dem wir die denkschrift des Auxentius über Wulfila verdanken. Ich meine die unter den werken des Augustin gedruckte *Collatio cum Maximino* (MSL 42, 709 fgg.), das protokoll einer disputation vom jahr 428.

Maximin legt wert darauf zu constatieren: *exercitationem liberalium litterarum vel rhetoricarum artis non feci, si quod vitium fecissem in ser-*

1) Formel von Nike-Ariminum.

πιστεύομεν

εἰς ἕνα καὶ μόνον ἀληθινὸν θεόν, πατέρα παντοκράτορα ἔξ οὗ τὰ πάντα

καὶ εἰς τὸν μονογενῆ υἱὸν τοῦ θεοῦ τὸν πρὸ πάντων αἰῶνων καὶ πρὸ πάσης ἀρχῆς γεννηθέντα ἐκ τοῦ θεοῦ δι' οὗ τὰ πάντα ἐγένετο, τὴν τε ὄρατὰ καὶ τὰ ἀόρατα, γεννηθέντα δὲ μονογενῆ, μόνον ἐκ μόνου τοῦ πατρὸς, θεὸν ἐκ θεοῦ, ὅμοιον τῷ γεγεννηκότῳ αὐτὸν πατρὶ κατὰ τὰς γραφαῖς ...

πάσης τῆς οἰκονομίας πληρωθείσης κατὰ τὴν βούλησιν τοῦ πατρὸς

καὶ εἰς πνεῦμα ἅγιον ὅπερ αὐτὸς ὁ μονογενὴς τοῦ θεοῦ υἱὸς Ἰησοῦς Χριστός, ὁ θεὸς καὶ κύριος, ἐπηγγελματο ἀποστόλου τῷ γενέει τῶν ἀνθρώπων, τὸν παράκλητον ... τὸ πνεῦμα τῆς ἀληθείας, ὅπερ καὶ αὐτὸς ἀπέστειλεν

Formel des Acacius

(er beruft sich im eingang auf die 1. antiochenische und am schluss auf die 1. sir-mische formel).

εἰς ἕνα θεόν, πατέρα παντοκράτορα, τὸν ποιητὴν οὐρανοῦ καὶ γῆς, ὁρατῶν πάντων καὶ ἀορατῶν

καὶ εἰς τὸν κύριον ἡμῶν Ἰησοῦν Χριστόν τὸν υἱὸν αὐτοῦ τὸν ἔξ αὐτοῦ γεννηθέντα ἀπαθῶς πρὸ πάντων τῶν αἰῶνων θεὸν λόγον, θεὸν ἐκ θεοῦ μονογενῆ ... δι' οὗ τὰ πάντα ἐγένετο τὰ ἐν τοῖς οὐρανοῖς καὶ τὰ ἐπὶ τῆς γῆς, εἴτε ὁρατὰ εἴτε ἀόρατα ... ὅμοιον τοῦ υἱοῦ πρὸς τὸν πατέρα σαφῶς ὁμολογοῦμεν κατὰ τὸν ἀπόστολον

εἰς τὸ ἅγιον πνεῦμα ὃ καὶ παράκλητον ἐνόμασεν ὁ σωτὴρ καὶ κύριος ἡμῶν ἐπαγγελιάμενος μετὰ τὸ ἀπελθεῖν αὐτὸν πέμψαι τοῖς μαθηταῖς τοῦτο, ὃ καὶ ἀπέστειλε δι' οὗ καὶ ἀγιάζει τοὺς ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ πιστεύοντας

mone, ad sensum respicere debuisses et non ritium sermonis intendens, in crimen nos inducere (s. 726), teilt mit, er sei im auftrag des comes Segisvultus nach Hippo gekommen (s. 709) und erklärt auf die frage Augustins nach seinem bekenntnis, seine formel sei die, welche das concil von Rimini festgesetzt habe. Diese synode war im mai 359 zusammengetreten (vgl. Loofs a. a. o. s. 35 fg.). Die orthodoxe majorität erklärte sich für das Nicaenum, die Arrianer wussten es aber mit hilfe kaiserlicher autorität durchzusetzen, dass die formel von Nike angenommen wurde.

Maximin hält das in dieser formel zum ausdruck gebrachte schrift-princip mit grosser entschiedenheit fest¹ und gibt mit folgenden worten sein eignes bekenntnis: *Credo quod unus est Deus Pater qui a nullo vitam accepit; et quia unus est Filius qui quod est et quod vivit a Patre accepit ut esset; et quia unus est Spiritus sanctus paracletus qui est illuminator et sanctificator animarum nostrarum* (s. 711).

Erläuternd fügt er bei: *nos unum auctorem Deum Patrem* (innatum s. 733) *cognoscimus; omnia quaecumque suggerit nobis Spiritus sanctus, a Christo consecutus est ... secundum Salvatoris magisterium quia sive illuminat, a Christo accepit, sive docet, a Christo accepit, omnia quaecumque gerit Spiritus sanctus ab unigenito Deo consecutus est ... et quia Filio Spiritus sanctus est subjectus et quia Filius Patri est subjectus, ut charissimus, ut oboediens, ut bonus a bono genitus.* Er hält durchaus fest, nach dem zeugnis der schrift, *singularitatem omnipotentis Dei, quod unus sit omnium auctor.* Das schriftwort *Ego et Pater unum sumus* (Joh. 10, 30) sei so zu verstehen, dass *Pater et Filius et Spiritus sanctus in consensu, in convenientia, in charitate, in unanimitate unum esse dicantur. Quid enim fecit Filius quod non placuit Patri? Quid praecepit Pater, in quibus non obtemperaverit Filius? Quando enim Spiritus sanctus contraria Christo aut Patri tradidit mandata?* (s. 715 fg.) ... *Unum Deum profiteor non ut tres unus sit, sed unus Deus est, incomparabilis immensus infinitus innatus invisibilis, quem et Filius ipse et oravit et oral, apud quem et Spiritus sanctus adroccatione fungitur* (s. 716) ... *Est autem et Filius magnus Deus* (s. 718) ... *primogenitus* (ante

1) *quod si aut litteraria arte usus, aut expressione spiritus sui quisque concinnet verba quae non continent sanctae scripturae: et otiosa sunt et superflua* (s. 718). Beachtenswert ist, dass er auch den Hebräerbrief als paulinisch citiert (s. 725. 728).

omnia saecula) et non ingenuus ... majorem Patrem confessus est (s. 719) ... Pater vero ante principium et sine principio est, ut ingenuus et innatus ... iste est qui a nobis Christianis unus Deus praedicatur quem Filius unum pronuntiat bonum ... eo quod ipse est fons bonitatis. Sic ergo unus est Deus, quia unus est incomparabilis, quia unus est immensus (s. 738) ... Pater filio major est et hoc Filio qui magnus est Deus (s. 739) ... Nos Spiritum sanctum competenter honoramus ut doctorem, ut ducatorem, ut illuminatorem, ut sanctificatorem; Christum colimus ut creatorem; Patrem cum sincera devotione adoramus ut auctorem, quem et unum auctorem ubique omnibus pronuntiamus (s. 725).

Gemäss seiner verpflichtung auf die bekenntnisformel von Rimini erklärt Maximin: *Filius natus est, ut diximus; nos et verum Filium profiteamur et similem Patri non denegamus: praeterea de divinis scripturis instructi. Nam quia diversas accusamur dicere naturas, hoc scito, quod nos dicimus, quod Pater spiritus spiritum genuit ante omnia saecula, Deus Deum genuit.* Gemäss seiner verpflichtung auf das schriftprincip erklärt er bezüglich der lehre vom heiligen geist, es seien erst bibelstellen dafür beizubringen *quia Spiritus sanctus Deus est, quia Dominus est, quia Rex est, quia Creator est, quia Factor est, quia consedit Patri et Filio, quia adoratur si non a coelestibus vel certe a terrestribus.* Mehrmals kehrt im munde des Maximin der refrain wider, nur was in der bibel stehe, glaube er: *quod lego, credo.*

Ich bin auf die disputation zwischen Augustin und dem gotischen Arrianer Maximin auch deswegen eingegangen, um durch ein schlagendes beispiel zu zeigen, ob Jostes mit recht oder mit unrecht auf Augustin sich berufen hat, als einen zeugen für den gotischen catholicismus. Augustin sagt an der von Jostes citierten stelle (s. 176), nach dem hörensagen habe es unter den Goten nur katholische christen gegeben. Es ist mir unfasslich, wie Jostes über diese fromme sage anders denn mit stillschweigen hinweggehen konnte (vgl. übrigens schon Castiglione in dem Specimen von 1835 s. 70).

Wem wollte es einfallen zu behaupten, unter den Goten habe es katholiken überhaupt nicht gegeben, wo uns hiefür so wertvolle und so einwandfreie zeugnisse wie die des Johannes Chrysostomus zur verfügung stehen? Ich werde bald einmal über die stärke des katholischen elementes in den gotischen gebieten genaueres mitteilen. Folgt aber etwa daraus, dass es keine Arrianergemeinden gegeben habe? Ich denke, Jostes wird sich von der voreiligkeit seiner schlussfolgerung

selbst überzeugen und den gotischen Arrianismus im sprengel des Wulfila in zukunft unangefochten lassen¹.

Eine vielleicht für sich allein schon beweiskräftige stelle sei als letzter schlussstein meiner argumentation verwertet: *Arriani ... ex consensione multorum incerpugnabiles erant: nam omnes fere duarum Pannoniarum episcopi multique Orientalium ex tota Asia in perfidia eorum coniuraverant* (Sulpicius Severus Chron. II, 38). Ich verweise auf Orosius, auf Jordanes und at last not least auf die Historia Gothorum des Isidor. In der kürzoren recension lautet der bericht fast wörtlich so wie in der chronik des Isidor (vgl. diese bei Mommsen s. 468 fg.), nämlich nach der neuen ausgabe Mommsens (Mon. Germ. hist. Auct. antiq. XI, 270): *anno XIII imperii Valentis* (d. h. a. 377) *Gothi in Istrium adversus semel ipsos in Athanarico et Frigiderno divisi sunt, alternis sese caedibus populantes, sed Athanaricus Frigidernum Valentis imperatoris suffragio superans huius rei gratia cum omni gente Gothorum in Arrianam haeresim devolutus est. tunc Gulfilas eorum episcopus Gothicas literas adinvenit et scripturas sanctas in eandem linguam convertit.* Deutlich genug ist hier Wulfila als arrianischer bischof zu der regierungszeit des Valens bezeichnet.

Ausführlicher berichtet die zweite recension der Historia (a. a. o.): *anno XIII ... huius rei gratia legatos cum muneribus ad eundem imperatorem mittit et doctores propter suscipiendam Christianae fidei regulam poscit. Valens autem a veritate catholicae fidei devius et Arrianae haeresis perversitate detentus missis haereticis sacerdotibus Gothos persuasione nefanda sui erroris dogmati adgregavit et in tam praeclearam gentem virus pestiferum semine pernicioso transfudit sique errorem quem recens credulitas ebibit, tenuit diuque servavit. Tunc Gulfilas eorum episcopus Gothicas literas condidit et scripturas novi et veteris testamenti in eandem linguam convertit. Gothi autem statim ut litteras et legem habere coeperunt, construxerunt sibi dogmatis sui ecclesias, talia iuxta eundem Arrium de ipsa divinitate documenta tenentes, ut crederent filium patri maiestate esse minorem, aeternitate posteriorem, spiritum autem sanctum neque deum esse neque ex substantia patris existere, sed per filium creatum esse, utriusque ministerio deditum et amborum obsequio subditum. aliam quoque patris sicut personam, sic et naturam adserentes, aliam filii, aliam*

1) Bei Jostes vermisst man namentlich eine erklärung darüber, was er und seine gewährsmänner unter „Goten“ verstanden wissen wollten!

denique spiritus sancti, ut iam non secundum sanctae scripturae traditionem unus deus et dominus coleretur, sed iuxta idolatriae superstitionem tres dei venerarentur. cuius blasphemiae malum per discessum temporum regumque successum annis CCXIII tenuerunt. qui tandem reminiscentes salutis suae renuntiaverunt inolitae perfidiae et Christi gratia ad unitatem fidei catholicae pervenerunt¹.

1) Darüber sagt Isidor (s. 288 fg.) zum Jahr 586: princeps ... abdicans cum omnibus suis perfidiam quam hucusque Gotorum populus Arrio docente didicerat et praedicans trium personarum unitatem in deum, filium a patre consubstantialiter genitum esse, spiritum sanctum inseparabiliter a patre filioque procedere et esse amborum unum spiritum unde et unum sunt (vgl. hiezu Hahn, Symbole³ § 177 fgg.)

KIEL.

FRIEDRICH KAUFFMANN.

MISCELLEN.

Unsere volkstümlichen lieder.

Böhme hat der neuausgabe von Erk's Liederhort eine sammlung von „Volkstümlichen Liedern der Deutschen im 18. und 19. jahrhundert“ folgen lassen, die eine fühlbare lücke auszufüllen berufen war. Wenn auch durch Hoffmann's von Fallersleben Volkstümliche lieder (mit Hein's nachträgen in Schnorr's Archiv), durch sein, wie L. Erks Volksgesangbuch, sowie durch Fink's Hausschatz mancherlei vorgearbeitet war, so blieb doch noch vieles zu tun übrig, und Böhme's beherrschung des in frage kommenden gebietes zeigt sich in glänzendem lichte, besonders in musikalischer beziehung. Denn hier waren auch die oben genannten werke am meisten ergänzungsbedürftig. Die auswahl Böhme's gibt hier mehr als in seinem Liederhort anlass zu anfechtungen; z. b. hätte man wol von allen seiten die aufnahme der machwerke Zuccalmaglio's gern entbehrt.

Trotz allem guten, was wir Böhme's Volkstümlichen liedern zu verdanken haben, trotz aller förderung unserer kenntnis des volkstümlichen liedes, die wir durch sie erfahren, muss es hier gesagt werden, dass sein werk zu wissenschaftlichen zwecken, soweit die texte¹ in frage kommen, nur mit grösster vorsicht benutzt werden kann. Deshalb ist noch viel auf diesem gebiete zu leisten, und ich suche die unmittelbar verdienstliche wirkung von Böhme's arbeit in der erneuten anregung sich mit dieser gattung volkstümlicher poesie zu beschäftigen. Auch die negation und die kritik soll zum fortschritt der erkenntnis beitragen, und es steht zu hoffen, dass, wenn alle berufenen zu ihrem teile mithelfen, es dem greisen forser vergönnt sein werde, eine zweite und verbesserte auflage seiner volkstümlichen lieder zu gestalten.

1) Die texte verlangen hier mindestens die gleiche berücksichtigung, wie die melodie. Ihre dominierende stellung ist übrigens auch von Böhme dadurch anerkannt, dass er vielfach texte ohne melodie abdruckt oder auch diese absichtlich fortgelassen hat. Anders hätte eine publikation zu verfahren, die rein von musikalischem standpunkte ausgeht, wie z. b. Max Friedländers Gedichte von Goethe in compositionen seiner zeitgenossen (= Schriften der Goethe-gesellschaft 11). Hier hat der herausgeber recht getan den text, so wie ihn die componisten bieten, widerzugeben.

Im folgenden denke ich mein oben ausgesprochenes urteil über Böhme's sammlung zu begründen und dann noch einiges dem von ihm angeführten ergänzend oder berichtigend hinzuzufügen.

Ich halte das princip Böhme's bei der textgestaltung für durchaus verfehlt: er will „nicht durchweg buchstäblichen abdruck des originals nach ältester fassung des dichters oder nach der ausgabe letzter hand geben“, sondern „die verbreitetste lesart, wie er sie im volksmund oder in bessern liederbüchern fand, hat aber die wichtigsten abweichungen vom original angemerkt“. „Urkundlichen abdruck, der ja leicht genug ist und das philologische gewissen beruhigt, will er gern ändern überlassen, die darin ein grosses litterarisches verdienst erkennen“ (Volkstüml. lieder XVIII fg.)

Mit diesem princip lässt sich nichts anfangen. Aus minderwertigen gedruckten liederbüchern, aus den liederheften der componisten, aus zufälligen drucken in fliegenden blättern schlechter officinen die gedichte da mitzuteilen, wo das original des dichters vorliegt, scheint mir unrichtig. Jedesfalls waren dann beide fassungen, original und spätere gestaltung, anzuführen. So, wie Böhme tatsächlich verfährt, ist in sehr vielen fällen gar nicht zu erkennen, woher er die fassung hat. Man glaubt beispielsweise nach seinen angaben, das gedicht sei nach dem Musenalmanach abgedruckt und beim nachforschen stellt sich heraus, dass eine spätere überarbeitung mitgeteilt ist u. a. m. Dadurch ist jede controlle ausgeschlossen. Vielfach sind auch wol mehrere fassungen mosaikartig zu einer vereinigt. Das mag in einem rein populären werke geschehen, aber nicht in einer sammlung, die anspruch auf wissenschaftliche beachtung macht.

Bei den nummern 57 und 88 nimmt man nach Böhme's angaben an, dass der druck in Arndt's Liedern für Teutsche (1813) zu grunde liegt, aber diese bieten einen ganz andern text¹. Woher hat nun Böhme seine fassung? Das würde doch interessieren. Bei nr. 310, Millers [nicht Müllers] lied „Es leben die alten“ ist angegeben „zuerst im Götting. Musenalmanach 1773 s. 205“ und dann sind zwei compositionen genannt. Es ist aber entweder aus Millers gedichten (1783 s. 43 fg.) oder vielleicht aus Kriegels XXXVI liedern, die mir nicht zugänglich sind, abgedruckt, allerdings mit zwei fehlern (v. 1 lies „Weiber und wein“, v. 4 lies „im frieden“). In Reichardts Liedern geselliger freude s. 112 (nicht 102) hat eine vertauschung der stropfenfolge stattgefunden.

Berger's „Mein lieber Michel liebet mich“ (nr. 373) entspricht auch nicht ganz der originalfassung. Bei Schubarts Schwäbischen bauernlied („So herzig wie mein Liesel“ nr. 374) stimmt der text weder mit der ausgabe Stuttgart 1786, noch Frankfurt a. M. 1787, noch Frankfurt a. M. 1803 und 1829, noch endlich mit dem angeführten druck im Mildheim. liederbuch von 1799. Woher also der Böhmsche text?

Für vollständig falsch halte ich es auch, wenn Böhme an einigen stellen die dichter meistert, einfach verse weglässt oder ihren wortlaut verändert, so z. b. in Flemmings „Ein getreues herze wissen“, wo er die schlusstrophe nicht mittelt und moderne wortformen einführt, so ferner in Starke's „Wir sind die könige (nicht drei könige) der welt“ (nr. 560), wo neben ein paar ungenauigkeiten eine ganze strophe, die fünfte des originals, fehlt, ohne dass es bemerkt ist. Ebenso ist in Gleims Mädchen vom lande (nr. 378) eine strophe, die achte, ausgefallen. In nr. 143

1) Bei nr. 57 käme noch Methfessels Commersbuch (1818) in frago (hier nr. 53, nicht nr. 52), aber auch dieses gibt einen andern text.

Mörke's Schön Rohtraut (Böhme schreibt consequent und mit absicht „Rohtraut“. Warum? Massgebend ist doch wol der dichter) hat die erste strophe 7, die zweite 6 zeilen und erst die folgenden zeigen die richtige anzahl von 8 zeilen. Auch sonst finden sich manche fehler in der wiedergabe des textes.

Überhaupt sind vielfache ungenauigkeiten vorhanden, so z. b. in nr. 345, 583, auf s. 280 in dem abdruck des gedichtes von Patzko. Unrichtig ist der text widergegeben in Gerhards „Die mädchen von Deutschland sind blühend und schön“ (nr. 421) und unrichtig ist auch gesagt, dass die jahreszahl 1818 in Gerhards gedichten stände. Sie findet sich in Hoffmanns v. F. Volkstüml. Liedern.

Nr. 284 ist aus Wolfrans Nassauischen volksliedern entlehnt, aber auch hier stehen mehrfache und zum teil widersinnige abweichungen (z. b. str. 1 v. 2 lies „kein“, nicht „ein“). Ob nr. 270 genau mitgeteilt ist, möchte ich bezweifeln, kann es aber nicht mit sicherheit constatieren, da ich nur die zweite auflage von Herloszsohn's Buch der lieder besitze.

Böhme hat öfter das original gar nicht eingesehen oder dessen textgestaltung bei der bearbeitung seines werkes wenigstens nicht gegenwärtig gehabt. Bei nr. 149 redet er von einer hübschen umbildung im volksmunde, die er gefunden habe und die besser als das original sei. Sieht man aber das original im 4. bändchen des Wochenblatts ohne titel (Nürnberg 1771) s. 63 fg. oder den druck im Leipz. Musenalmanach 1772 an, die von Böhme's „original“ allerdings abweichen, so zeigt sich die fast völlige übereinstimmung der ersten vier strophen (eine strophe des originals ist ausgelassen); es sind im volksmunde nur noch zwei ziemlich wertlose und unpassende klosterstrophen angefügt worden. In nr. 379 gibt Böhme, wie er sagt, den text von Ültzens „Namen nennen dich nicht“ (übrigens Götting. Musenaln. 1786 s. 127, nicht 137), wie er sich im volksmund verbessert fand. Und worin bestehen diese verbesserungen? In strophe 3 v. 2 hat Böhme unrichtig an statt in. Sonst steht str. 3 z. 3 Theueres statt Theuerstes, und weiter in folge der falschen verstellung Böhme's str. 4 z. 2 Nur hörbar statt hörbar!

In der anmerkung zu nr. 467 bemerkt Böhme: „In einer alten handschrift 1808 war der anfang der dritten zeile so geändert: „Und Oskar den ich liebe“. Aber diese „änderung“ steht schon in der originalfassung des gedichtes im Vossischen Musenalmanach 1787 s. 183.

Leider sind auch die einzelnen zahlenangaben der anmerkungen überall nicht zuverlässiger, so dass man vielfach auf das auffinden Böhmischer citate verzichten muss. Es sei genug. Ich bin absichtlich etwas ausführlicher gewesen, da ein hartes urteil zu begründen war und es auch für die benutzer des buches von wort schien, die ungenauigkeiten jedenfalls zum teil zu berichtigen.

Nr. 31. Schmidts von Lübeck gedicht „Von allen ländern in der welt“ steht schon mit Methessels composition in Beckers Taschenbuch z. geselligen vergnügen 1811. Die fünfte strophe Böhme's fehlt hier, wie in Methessels Commersbuch.

Nr. 37. Das lied „Dort wo der alte Rhein mit seinen wellen“ ist keinesfalls von G. Schmitt von Trier gedichtet. Wer es verfasst hat, ist noch unbekannt. Vorbild oder anregung zu diesem liede scheint ein gedicht Carl Philipp Conz's (Gedichte. Neue sammlung. Wolfele ausgabe [Ulm 1838] s. 89 fg.), überschrieben „Weihgeschenk (auf eine der stationen des Apollinarisbergs gelegt)“ gegeben zu haben. Man vergleiche die folgenden strophen:

Hier, wo der Rhein im lichte goldner sagen
 Durch paradises-au'n sich schlingt,
 Und manche stimm' aus alten helden-tageu
 Herauf die blaue tiefe klingt;

Wo burg an burg in aufgezakten trümmern
 Zum hellern himmelsblau sich streckt,
 Und manch' ein strahl, in dem die borge schimmern,
 Den schlummer der erinn'ung weckt;

Hier zum gedächtnis festlich süßer stunden,
 Die ich im trauten kreis durchlebt,
 Als ich das glück der freundschaft neu empfunden,
 Von ihrem jugendhauch umwebt;

Hier leg ich fromm, zum dank, auf frommer stätte
 Dies blättchen vor des hügels Lar usw.

Nr. 38. Auch hier ist nicht Schmitt von Trier der verfasser, sondern der pfarrer Theodor Reck; vgl. Frankf. ztg. 1896, 8. juli nr. 188, 2. morgenblatt.

Nr. 39. Eine wesentlich andere textgestalt bietet der druck in C. O. Sternau's [O. Inkermann] Gedichten (Berlin 1851) s. 155 fg. Hier steht auch die von Böhme mit unrecht als „spätere zudichtung“ verdächtigte vierte strophe.

Nr. 105. Es erscheint mir zweifelhaft, ob Ludwig Giesebrecht der verfasser des liedes ist. Die behauptung Böhme's, dass es in seinen gedichten gedruckt sei, ist falsch: es steht weder im ersten (1836; 2. mir allein zugängliche aufl.), noch im zweiten bande (1867). Wie Böhme daher zu seiner angabe kommt, ist mir unerfindlich. Doch auch anderes spricht noch gegen Giesebrechts verfasserschaft. Das lied ist auch in einer umdichtung des Landesvaters enthalten und steht nach den patriotischen stropfen. Es ist zuerst veröffentlicht in den Tafelliedern der Hallisch-akademischen zeitgenossen aus den jahren 1785—90 (Berlin 1820) s. 8 fgg. Das lied ist zwar nicht unterzeichnet, aber da alle andern gedichte von mitgliedern des vereins selbst verfasst sind, so erscheint mir trotz der anonymität die verfasserschaft Giesebrechts sehr unsicher.

Nr. 117. Sollte zu Goethes gedichte ein lied, wie etwa das von Ditfurth in seinen Volks- und gesellschaftsliedern 20 nr. 19 veröffentlichte die anregung geboten haben?

Nr. 167. S. 143. Die andere übersetzung ist nicht von van Swieten, sondern von Chr. F. Weisse und steht in den Romanzen der Deutschen (Leipzig 1774) s. 84 fg.; sie ist dann in die Haydn'schen Jahreszeiten aufgenommen. Die angeführte „ähnliche geschichte“, die Walters Volkslieder nr. 64 bieten, ist eine romanze von Schiebeler und ist gedruckt in seinen Gedichten (1773) s. 291.

Nr. 230. Böhme hat in der anmerkung eine unrichtige notiz Heins (nicht Heine's), wonach das lied schon in Niemanns Gesellschaftlichem liederbuch (Altona und Leipzig 1795) als nr. 44 stände, übernommen. In der genannten sammlung ist das lied nicht enthalten.

Nr. 367 ist ein gedicht Hagedorn's, zählt aber in der mir vorliegenden ausgabe, Poet. werke 3 (1764), 71, drei stropfen.

Nr. 414 ist von Ernst Fr. Diez, wie schon Hoffmann von Fallersleben in seinen Volkst. Liedern nr. 599 angibt.

Nr. 419. Dies lied, das auch Greinz und Kupferer in ihren Tiroler volksliedern s. 6 fgg. mitteilen, ist von Anton freiherrn von Klesheim verfasst ('s Schwarzblät aus 'n Weanerwald 1⁴ [1858], 117).

Nr. 425 ist ein gedicht Emanuel Geibels und steht in seinen Junusliedern (Werke 2, 22).

Nr. 475. Der dichter dieses liedes ist Fr. W. August Schmidt von Werneuchen 1790. Zuerst im Berlin. Musenalmanach f. 1791 s. 59, dann in seinen gedichten (Berlin 1795) s. 14.

Nr. 486. Verfasser ist J. Chr. freiherr von Zedlitz, Gedichte (Stuttgart 1859) s. 74 fgg.

Nr. 501. In der ausgabe der Gedichte vom jahre 1846 (s. 227) zeigt das gedicht Geibels nur die drei von Böhme mitgeteilten strophen. Wenn also in den ersten vier auflagen der Gedichte das lied vier strophen hat, so scheint doch der dichter selbst und nicht Mendelssohn die eine getilgt zu haben.

Nr. 528. Die angaben über Krebs stimmen nicht ganz zu dem, was Hoffmann von Fallersleben mitteilt (VL. nr. 560; vgl. s. 189 nachtrag).

Nr. 571. Hauffs gedicht steht znerst in den Kriegs- und volksliedern (Stuttgart 1824) s. 65 fg. nr. 50. Der text differiert im wortlaut von Böhme's fassung und bietet auch eine strophe mehr.

Nr. 587. S. H. Mosenthal hat dies bei ihm „Der deserteur“ überschriebene gedicht, wie er selbst angibt, nach einem „altdutschen volksliede“, also wol nach unserm „Zu Strassburg auf der schanz“ verfasst. Es steht in seinen Gedichten (Wien 1847) s. 142 fg. Karl Reiser hat in seinem Deutschen kommersbuch (Freiburg i. Br. 1896) zuerst auf diese tatsachen aufmerksam gemacht.

Nr. 607 ist kein matrosensang, sondern die eine strophe eines volksliedes, das das kommersbuch Vivat academia (Halle 1885, 2. aufl. s. 83 nr. 109) ganz mitteilt. Vgl. auch Wunderhorn 3 (Berlin 1846), 118.

Nr. 687. Der verfasser des Kartoffelliedes ist S. Fr. Sautter. Es liegt mir vor in den „Volksliedern und anderen reimen. Vom verfasser des Krämermichels“ (Heidelberg 1811) s. 35.

Nr. 696. Es wäre wol ein verweis auf Spitta's aufsatz (Vierteljahrshr. f. musikwissenschaft 1, 88; verbessert in seinen „Musikgeschichtlichen aufätzen s. 248 fgg.) angebracht gewesen. In der ersten strophe ist in dem abdruck bei Böhme die neunte zeile „Und Amor praesidiret“ ausgefallen. Das lied — es ist dies zu Spitta's ausföhrungen hinzuzufügen — bezieht sich, fingiert oder in wirklichkeit, auf Hallische verhältnisse. Prorektoren hatte zwar auch Jena, aber die bemerkung von „Adam, der den händeln feind“ sei, weist auf Halle (Zeitschr. f. kulturgeschichte 2, 234 anm. 2). Aufgeklärt sind die näheren beziehungen des gedichtes auch durch Spitta noch nicht nach allen seiten.

Nr. 699. Verfasser ist Bürger, 1775. Das lied steht in seinen Gedichten, ed. Berger s. 103.

Nr. 701. Es hätte ein verweis auf Schnorrs Archiv 11, 174 gegeben werden können. Chänisso spielt in einem vermutlich 1825 entstandenen gedichte (Hoffmann

von Fallersleben Findling's s. 61) im Hinblick auf Goethes „Musen und Grazien in der Mark“ darauf an.

HALLE A. S., DEN 15. FEBRUAR 1897.

JOHN MEIER.

Merck's anfrage bis zur rückkehr nach Darmstadt und zur ersten anstellung.

Gar dürftig sind die nachrichten, welche die zeitgenossen aus dem leben eines so bedeutenden, vielseitig wirksamen mannes aufgelesen haben, als welcher der nach dem tode seines vaters geborene sohn des Darmstädter hofapothekers Johann Heinrich Merck in seinem leide zu früh abgebrochenen rastlosen leben sich bewährt hat. Neben vielen verdiensten um die deutsche kritik, litteratur, naturwissenschaft und das öffentliche leben hat er sich ein noch immer fortlebendes dadurch erworben, dass wir ihm die volle fröhliche entwicklung seines landsmannes und dazubruders vom Frankfurter alten hirschgraben verdanken, da ja niemand seiner altersgenossen so frischweg, so voll und klar den ersten deutschen dichter erkannte und ihn mit dem mark seiner seele nährte, wie dieser Merck, der in unsern neuesten lebensbeschreibungen Goethe's so ungebührlich abgefertigt wird, weil es den verfassern an lebendiger einsicht seines wesens mangelte. Die magere kenntnis jener alten brocken aus Merck's freilich durch herzengüsse, wie sie wenigen menschen beschieden gewesen, verklärten jammertagen wurde in der folge vielfach ergänzt, am weitreichendsten von Merck's landsmann Karl Wagner, in den von 1835 bis 1847 mit fleiss und geschick herausgegebenen Briefen von und an Merck, deren manche schon Savigny und dessen freunde lebhaft angezogen hatten. Wagner hatte zuletzt auch diejenigen zur einsicht gehabt, die Merck in späten trüben, ja verwirrten augenblicken an seine gattin gerichtet, die aber von dieser nicht vernichtet, sondern treu aufbewahrt wurden; er soll diese aber in einem wüsten zustande zurückgeliefert haben, wodurch er die familie bestimmte, dieselben nicht wider aus der hand zu geben und einem andern zur herausgabe anzuvertrauen. Noch als ich die schwierige aufgabe grösstenteils gelöst hatte, nach umfassender neuerforschung ein möglichst zusammenhängendes treues lebensbild Merck's zu liefern, wie es auch Zimmermann's grosses werk vermissen lässt, um ihn an seinem 100jährigen geburtstage ein würdiges ehrendenkmal zu setzen, die herrschende verleumdung durch darstellung der reinen, ein ganz anderes bild zeigenden wahrheit zum schweigen zu bringen, hoffte ich durch dringendste verwendung der nächsten und angesehensten freunde der familie einsicht in diese neuerdings kaum ordentlich angesehenen papiere zu erlangen. Aber endlich wurde mir zuverlässig vorsichert, dass der widerstand der familie unbesieglich sei und die veröffentlichung hartnäckig verweigert werde. So mögen diese mit absicht von Merck's gattin aufbewahrten, kaum von ihr und ihren erben zur unterdrückung bestimmten papiere der forschung gewaltsam entzogen bleiben, aber man um so mehr sich bemühen, andere quellen aufzufinden, die denn auch schon wider zu vielen entdeckungen der familie zum trotz geführt haben. Musste ich auch mein vollendetes leben und wirken Merck's zur seite legen, eine umfangreiche skizze habe ich im frühjahr 1891 in der „Allgemeinen zeitung“ und anderwärts mitgeteilt, und ich unterliess nicht, weiter zu forschern. So ist es mir denn gelungen, das rätsel von Merck's liebe und hochzeit zu lösen, das ich hier im zusammenhange darzustellen gedenke.

Früher wussten wir nicht einmal, an welcher hochschule Merck studierte, ja die bisherigen vermuthungen giengen alle fehl. Ich habe festgestellt, dass er als theolog die landesuniversität Giessen bezogen, wo er im oktober 1757 eingeschrieben

wurde. Von dort vertrieben ihn, wie alle studierenden, im 3. halbjahre die kriegsunruhen. Er wanderte nach der neuen, gleichfalls lutherischen universität des markgrafen von Brandenburg und Bayreuth zu Erlangen, in welche er als theologo am 7. juni 1759 eintrat; aber hier wurde er der gottesgelährtheit untreu. Die theologische polemik hatte ihm nicht allein die ketzereien, sondern auch den glauben selbst verleidet. Er wurde naturalist, obgleich im 3. halbjahr einer der professoren gegen die „aphilosophie der atheisten und naturalisten“ zu felde zog. Nicht ohne einfluss blieb auf ihn die in Erlangen blühende, von einem professor der theologie geleitete gesellschaft der deutschen sprache, zu der fast alle studierenden gehörten. Manche mitglieder trugen eigene abhandlungen, reden und gedichte vor, die von anderen beurteilt wurden. Bei allen festlichen ereignissen des markgrafen und der hochschule, bei todesfällen und abschieden, bei dem halbjährigen antritte der prorektoren, bei promotionen usw. wurden deutsche gedichte gedruckt. Bei den zu ehren des markgrafen gelieferten gedichten wurden fast alle studierenden neben dem dichter genannt. Eine grosse anzahl dieser gedichte hat mir herr Georg Welf in Erlangen freundlich vergelobt, der sich um die erhaltung dieser für die geschichte der universität wichtigen sammlung verdient gemacht hat, die auch mir für meine zwecke grosse dienste geleistet. Freilich erscheint hier Merck nicht als dichter, aber sein name fehlt nicht im märz 1760, wo bei der frohen begrüssung des besuches des markgrafen und der markgräfin in Erlangen kein student seine teilnahme verweigern konnte. Unter der massenhaften zahl der museusöhne steht auch „Johann Heinrich Merck aus dem Hessen-Darmstädtischen“ ohne angabe der fakultät, die sonst meist nur bei adligen fehlt. Schon früher, im herbst 1759, finden wir ihn auf einem begrüssungsgedichte. Bedeutend könnte es scheinen, dass er auch auf einem abschiedsgedichte an den durch seine zärtliche freundschaft mit Winkelmann berühmt gewordenen Johann Hermann von Riedesel, freiherrn von Eberbach, genannt wird, vor seiner reise nach Italien. Dieser war im Darmstädtischen begütert, und seine familie stand dort in hohem ansehn. Man könnte denken, dieser sei schon frühe ein feuriger kunstliebhaber gewesen, habe zugleich mit Merck im nahen Nürnberg sich an altdeutscher kunst begeistert; aber merkwürdigerweise findet sich in dem langen gedichte gar keine beziehung auf kunst, und ebensowenig ergibt sich irgend eine spur näherer beziehung Merck's zu dem freihorn von Riedesel. Wichtiger ist, dass Merck in Erlangen mehrere freiherrn von Bibra fand, und nach einer sonst erhaltenen überlieferung einen herrn von Bibra von Erlangen in die Schweiz begleitete und auch auf seinen weiteren reisen. Ein freiherr Karl von Bibra, geboren am 9. januar 1739, wurde am 14. oktober 1757 in Erlangen immatrikuliert. Nach einer handschriftlichen angabe auf dem begrüssungsgedichte vom märz 1760 stammte dieser aus Hildburghausen und starb am 27. august 1807 als Hildburghäuser geh. hofrat und Fuldaischer kammerjunker. Erlangen verliess er gleichzeitig mit Merck im frühjahr 1760. Dies stimmt so genau mit der erwähnten überlieferung, dass kaum ein zweifel übrig bleibt, Merck habe diesen Karl von Bibra nach der Schweiz begleitet. Über diese verbindung Merck's mit dem 2 jahre älteren freiherrn fehlt uns wunderbarerweise jede kunde, ja trotz der weiten verbreitung der familie dieses geschlechtes, von dem wir eine ausführliche geschichte haben, findet sich nicht die geringste spur dieses in den siebziger und achtziger jahren auch an vielen höfen bekannten freundes von Goethe, auch nicht an dem mit Weimar und dem Goethekreise bekannten Hildburghäuser. Selbst der verfasser jener geschichte des hauses wusste mir auf befragen keine nähere auskunft zu geben. Es scheint fast, dass man zur zeit absichtlich jede frühere

beziehung zu diesem freunde Goethe's zu erwähnen gemieden habe, wie es auch verdächtig aussieht, dass Merck selbst nicht die geringste erinnerung an dieses geschlecht habe äussern wollen. Man könnte glauben, die familie habe die verbindung mit diesem Merck ebenso gewaltsam zerrissen, wie der graf von Lindenau die von Behrlich mit seinem sohne. Aber solche vermutungen scheinen sehr bedenklich, wenn sie durch nichts anderes gestützt werden. Denkbar bliebe immer, dass die freunde in bitterem hass geschieden wären, und dass diese leidige erinnerung in Mercks seele den bösen schatten geworfen hätte, der sie später noch häufig verdüsterte. Aber das reich der möglichkeiten ist so weit, dass es ohne nähern halt nur traumgestalten uns sendet. Wann der riss eintrat, wissen wir ebensowenig, als auf welche veranlassung. Fest steht, dass beide zusammen im frühjahr 1760 von Erlangen sich in die Schweiz begaben, wo sie wahrscheinlich längere zeit in dem durch seine bildungsanstalten hervorragenden Lausanne verweilten. Von ihrem dortigen aufenthalte verlautet bis jetzt nichts. Auch Merck finden wir zunächst nicht wider; zur heimat kehrte er nicht zurück, wo besonders der starrgläubige pathe und oheim pfarrer Kayser nichts mehr von dem abgefallenen wissen wollte, auch wol die verbindung mit der mutter und jede brücke zur heimat abgebrochen, alle aussicht auf eine dortigo spätere anstellung geschwunden war. Erst im jahre 1766 kehrte er verheiratet nach der heimat zurück, wie Horaz sagt, *decisis humilis pennis*.

Wo er in der zwischenzeit sich aufgehalten, können wir mit irgend einer gewissheit nicht einmal ahnen. Vielleicht setzte er zunächst die begonnene reisebahn fort. Er beschäftigte sich die nächsten jahre mit schöner litteratur und geschichte der kunst und erhielt sich zum teil, wie es Lessing und auch Schiller eine zeitlang tun mussten, mit übersetzungen, deren erste unter dem beliebten unbestimmten verlagsorte „Frankfurt und Leipzig“ erschien. Zuerst gab er eine übersetzung von Hutchinson's schon seit 1720 bekannter scharfsinniger, wenn auch etwas breiter schrift: *An enquiry into the original of our ideas of beauty and virtue*. Dieselbe bezeichnung trug im folgenden jahre die übertragung von Addison's politischem trauerspiel: *Der sterbende Cato*, das schon seit 50 jahren in Gottscheds deutscher übersetzung seinen triumphzug über die deutsche bühne gehalten hatte. Noch in demselben jahre trat er mit seinem namen mit einer bedeutendern leistung auf, einer übersetzung der zweiten französischen ausgabe (1763) von den Reisen des kaplans dr. Shaw, der zwölf jahre in Tunis gelobt hatte. Diese leistung machte seinen namen rühmlich in weiteren kreisen bekannt, da sie seine grosse gewandtheit und kenntnis der eigentümlichkeiten fremder völker zeigte und sich besonders auszeichnete durch höchst sorgfältige nachstechung der zahlreichen kupfer und karten, die den kunstkenner verriet. Sie erschien in Leipzig, und fast könnte man glauben, Merck sei an diesem hauptorte des buchhandels gegenwärtig gewesen; sonst finden wir über den ort, wo er sich in dieser zeit befand, keine andeutung. Ohne zweifel hatte er die kunststudien nicht aufgegeben, ja er dürfte schon damals die zusicherung einer festen anstellung als galeriedirektor besessen haben, die sich aus einem briefe an Wieland, freilich erst von dem jahre 1778, ergibt. Als diesem die feste aussicht auf die aufführung seiner von Schwoizer gesetzten oper „*Rosemunde*“, zu der er eine reise nach Mannheim gemacht hatte, durch den plötzlichen tod des kurfürsten von Bayern abgeschnitten worden war, tröstete ihn Merck durch die bemerkung, auch ihm habe einmal der tod eines hohen herrn einen dummen streich gespielt, der auf seine ganze glückseligkeit einfluss geübt, obgleich dieser herr ihn noch weniger angegangen sei, als der kurfürst von Bayern Wieland.

Wahrscheinlich handelte es sich um eine stolle an einer kunstgalerie, auf die sich Merck längere zeit vorbereitet hatte. Schon zu Erlangen wird er sich eine gute kenntnis der dortigen meisterwerke der altdeutschen malerei erworben haben, die immerfort die freude seiner seele blieb. Wann er zuerst die Geschichte der deutschen kunst von Rubens bis van Dyk in einigen bogen beschrieben, wissen wir nicht (aus dem herbst 1769 stammt der erste erhaltene entwurf), jedesfalls widmete er der kunst fortwährend seine ersten studien, sie war sein eigentliches fach geworden.

Im frühling des jahres 1766 verlebte Merck die seligen tage der jungen liebe an den gestaden des Genfer sees in der breiten bucht zwischen Genf und dem städtchen Nyon (deutsch Neuss). Das dürfen wir wol behaupten, so sehr auch diese tage für uns ein unbeschriebenes blatt sind. Wir finden ihn in dem handelsstädtchen Morges (deutsch Morgen) in dem hause des Berner steuereinnehmers Charbonnier. Dass er dieses schon früher bei dem besuche der gegend mit Bibra kennen gelernt, wird nicht berichtet. Morges gehört zu dem von Bern 1536 dem herzog von Savoyen entrissenen Waadtlande, dessen bewohner durch ihre einfachheit und natürlichkeit bekannt waren. Auf dem schlosse zu Morges, das auf den trümmern einer Römerburg gebaut war, hatte ein landvogt seinen sitz genommen. Als steuereinnehmer hatte die regierung von Bern im jahre 1736 dorthin Jean Louis Charbonnier, de Mond le Grand gesandt, der zugleich beisitzer bei der dortigen landvogtei wurde (assesseur ballive). Charbonnier war am 23. april 1736 als bürger in Morges aufgenommen worden. Ihm folgte sein sohn Jean Emmanuel, der sich mit Marie Antoinette Murat vermählte. Die ehe wurde mit 4 töchtern gesegnet; ein sohn David Salomon starb frühzeitig. Die älteste tochter Louise Française war am 14. januar 1743 getauft; ihre schwestern heirateten offiziere in ausländischen diensten. Auf taufscheinen von Mercks kindern sind als pathen und pathinnen angeführt 1775: „Rogis, ein kapitain und dessen eheliebste von Morges gebürtig“, 1777 „Marie Emilie Charbonnier, der mutter schwester“, 1782 „Jacques Arpeau, wohnhaft in Chesereise in Pays de Vaud (wo ihn 1779 Goethe und der herzog besuchten und sich ihm befreundeten), kapitain in sardinischen diensten“, 1790 „Marie Charbonnier und Frau majoriu Arpeau; sonst erscheint noch 1771 eine „madame Sarah Charbonnier, des holländischen brigadiers herrn Charbonnier's eheliebste“, und 1786 „Rudolf Charbonnier, brigadier im holländischen, wohnhaft zu Wullens in pays de Vaud, des Kindes grossonkel, und die jungfer Mauette ebendasselbst“.

Es müssen schöne tage gewesen sein, welche dem damals von keiner sorge bedrängten jungen paare am see aufgingen; auch später noch gedachte Merck derselben mit wonne. Die geliebte glänzte damals in allem reiz ihres zarten, von anmut erfüllten wesens. Der 23jährige Merck war freilich nichts weniger als ein Adonis, durch eine spitze nase entstellt, aber er stand in frischer jugend, die durch den zauber des geistes verklärt wurde. Noch in späteren jahren, wo Merck von so vielen bedrängnissen gemartert und fast zur verzweiflung gebracht wurde, ist die heiterste gesellschaft meist durch sein geistreiches wesen gehoben und hingerissen worden. Aus allem, was er tat und sprach, quoll der duft ureigenen geistes; jene düsterheit, die ihn später oft befiel, wird ihn in jenen sonnigen tagen am Genfer see noch ganz verschont haben. Auch in seinen erinnerungen gegen Herder und in den briefen an seine gattin, worin er sehnsüchtig jene glückliche zeit zurückruft, verrät sich diese paradisische wonne, die leider gar bald ihm grausam vergällt wurde. Die liebenden liessen sich vom rausche der leidenschaft hinreissen.

Louise Franziska gestattete dem einzigen ihrer seele vor der zeit das gattenrecht. Das ergibt die bisher unbekannte bestimmte angabe, dass die hochzeit am 7. juni 1766 gefeiert wurde. Diese, wie viele urkundliche nachrichten, die mir bedeutende dienste geleistet, verdanke ich der stets bereiten güte des herrn seminardirektor J. Keller in Kloster Wettingen. Die geburt des ersten sohnes fiel auf den 11. oktober. Zwischen beiden tagen muss das bekenntnis der schuldigen, die ornste missbilligung des vaters, Mercks bitte um verzeihung und die beratung erfolgt sein, wie die sache möglichst verdeckt werden könne. Dass sie nicht zu Morges bleiben konnten, stand gleich fest: aber wo konnte das auswandernde paar seinen aufenthalt nehmen? Der nächste gedanke musste auf Darmstadt fallen: aber war es nicht beschämend, aus der fremde nach 9 jahren zurückzukehren, ohne irgend etwas erworben zu haben, als eine frau, der er keine aussicht bieten konnte? Nur den namen eines kenntnisreichen schriftstellers hatte er erlangt, der aber der tochter eines geachteten beamten keineswegs genügen konnte. Jede verbindung mit der heimat hatte er abgebrochen und nicht den geringsten anspruch auf aufstellung in der heimat. Nichts blieb ihm übrig, als von unten anzufangen, als schreiber bei der kanzlei zu beginnen und allmählig aufzusteigen. Dazu verstand er sich endlich, wie sehr sich auch alle dagegen sträubten. Doch wurde die hochzeit auf das glänzendste gefeiert. Wir wissen jetzt aus dem staatsarchiv des kantons Waadt, dass sie am 7. juni in dem dorfe Lonay bei Morges stattfand. Dies also ist das hochzeitsdorf, von dem Herder in einem brieft an Merck (Werke 29, 524) spricht, bei dem Redlich an Morges dachte, wogegen beide teile des wortos sprechen; denn Morges war eine stadt, kein dorf, und wie wäre Herder dazu gekommen, Morges als ihre heimat zu bezeichnen. In jenem brieft antwortet Herder auf die herausforderung, einen gassenhauer auf Klotz zu dichten, dieser möge vielmehr den lobgesang im klange seines hochzeitsdorfes blasen, und aus dem, was weiter folgt, ergibt sich, dass auch die mädchen des dorfes sich lustig daran beteiligten. Hiernach muss Merck bei seinem besuch im jahre 1772 Herder erzählt haben, wie lustig sich die bewohner von Lonay, die wol mit Charbonnier in freundlicher beziehung standen, die hochzeit der tochter des reichen herrn gefeiert hatten.

An die alte mutter in Darmstadt wird Merck vielleicht erst nach der verlobung sich gewandt, ihr die überraschende kunde mitgeteilt und die versöhnung mit der heimat und der familie einzuleiten gesucht haben; ob er auch den pathen Kayser, der noch immer ein grausamer verfolger der ketzer war, zu begütigen gesucht habe, wissen wir nicht; dieser war indessen schon vor mehreren jahren nach Massenheim in der herrschaft Eppenheim versetzt worden. Bald nach der hochzeit musste Merck den bitteren gang nach Darmstadt antreten, der noch viel trauriger als für ihn selbst für seine gattin werden sollte, der er das an das herz gewachsene pays de Vaud geraubt, sie in die fremde verstossen hatte, wo sie zur stummheit verdammt, von der welt fast abgeschieden sein und die so leicht und anmutig ihr vom munde fließende heimeische sprache gegen das schwerfällige deutsch vertauschen sollte. Dies war ihr so verhasst, dass sie es gar nicht zu erlernen vermochte. Dazu peinigte sie das bewusstsein, dass sie mit ihrem gatten sich gegen die kirche vergangen hatte, und diese schon mit ihren entehrenden strafen drohte; wirklich soll man damit gegen Merck in Darmstadt haben vorgehen wollen, die sache aber niedergeschlagen worden sein. Freilich hieng Merck's 60jährige mutter trotz allem kummer, den ihr Heinrich ihr gemacht, mit wärmster liebe an ihm, aber was konnte diese, deren sprache ihr fremd war, der lust und leben sprühenden, aus ihrem paradiese vertriebenen tochter

des Pays de Vaud sein? An die mutter hatte sich Merck wegen der schwierigen einrichtung gewandt, und diese in jeder beziehung sich hülfreich erwiesen. Freilich in der väterlichen apotheko konnten sie nicht wohnen. Merck's erster halbbruder war schon, während dieser in Giessen studierte, gestorben. In freundlicher beziehung stand Merck jetzt wider mit seinem zweiten halbbruder, der physikus und arzt im nahen Alsdorf war; aber von dessen gattin, die als dichterin sich brüstete, und eben bereit war, eine zweite sammlung gedichte herauszugeben, wollte er wenig wissen. Sehr freundlich hatte sich ihm in der not sein schwager gezeigt, der regierungsrat und geheimsekretair Hoffmann, obgleich dieser seine gattin, Merck's halbschwester, schon längst durch den tod verloren hatte. Er bezog auch dessen an der ecke der oberen Rheinstrasse und des Louisenplatzes gelegenes einstöckiges haus, wo er die nächsten 6 jahre wohnte; mit der geräumigen landvogtei zu Morges konnte es sich freilich ebensowenig messen, wie das sandige, wald-, fluss- und berglose Darmstadt mit dem Pays de Vaud. Allo liebe, die der gattin in Merck's heimat entgegenkam, konnte leider das tiefverwundete herz seiner Louise Française nicht trösten; die zustände erschienen ihr wie ein spott auf das in Morges genossene glück, wenn sie auch in der kleinen französischen kolonie zu Darmstadt einige fand, mit denen sie sich näher befreunden konnte. Selbst die am 11. oktober erfolgende geburt ihres erstgeborenen, dessen pathen Merck's mutter und der vater in Morges wurden, konnte sie nicht beruhigen. In Darmstadt fühlte sie sich fremd und erniedrigt.

Bald nach seiner ankunft war Merck als kandidat bei der kanzlei eingetreten; rasch erfolgte die erste anstellung, da er sich ausserordentlich in seinem neuen dienste ausgezeichnet hatte. Von besonderem vertrauen zeugte es, dass er der gosandtschaft, welche die regierung im nächsten frühjahre wegen einer anleihe nach Cassel sandte, als sekretair beigegeben wurde. Statt sich über diese, die besten aussichten eröffnende gunst zu freuen, quälte die gattin ihn durch ihre klagen aufs äusserste, während er vergebens ihr von seiner liebe die rührendsten beweis gab. Davon bieten ihre erhaltenen briefe die unzweideutigsten beweis; sie vernochte es sogar, zwei wochen lang ihn ohne nachricht zu lassen. Damals schrieb er ihr, gegen den entsetzlichen gedanken, dass sie ihn für den urheber ihres kummers halten könne, rufe er die erinnerung an ihre gegenseitige liebe auf; sollte er aber nicht mehr der abgott ihres herzens, der gegenstand aller ihrer wünsche sein, so möge sie in ihm den vater ihres Kindes, den mann sehen, der dem gedanken erliege, sie nicht ganz glücklich zu wissen. In seinen schmerz versunken, fliehe er allen umgang. Ein zu empfindliches herz sei eine traurige gabe des himmels. Aber Louise war weit entfernt, ihre erbitterung zu mildern, ja es empörte sie, dass er die kunstgenüsse, die ihm das reiche Cassel bot, nicht von sich wies, obgleich diese zu der ausbildung, die seine künstlerische richtung verlangte, wesentlich beitrugen. Nach seiner endlichen rückkehr war es ihm ausserordentlich erfreulich, dass die vortreffliche erbrinzessin Karoline mit ihren kindern in Darmstadt sich ansiedelte, und sich hier wider ein lang entbehrter hof bildete. Merck suchte dieses ereignis möglichst zu benutzen, seine stellung zu verbessern, und auch für ein freundlicheres leben Louisens in Darmstadt zu sorgen. Aber für dies alles hatte Louise kein gefühl, auch als ihre ehe durch einen zweiten knaben im frühjahr 1768 beglückt worden war.

LITTERATUR.

Die reste der Germanen am schwarzen meere. Eine ethnologische untersuchung von **Richard Loewe**. Halle, Max Niemeyer. 1896. XII und 269 s. 8 m.

Der verfasser hat sich die aufgabe gestellt, die geschichtlichen nachrichten über versprengte bruchteile germanischer stämme in Kleinasien, am Kaukasus, Pontus Euxinus und auf der Balkanhalbinsel aus dem späten altertum bis in die neuzeit zu sammeln und versucht, indem er diese nachrichten auf ihren ethnologischen inhalt und ihre geographische projection prüft, die äusseren unrisse der geschichte dieser kleinen stämme zu entwerfen.

So werden in Kleinasien die *Γοτθογαῖνοι* des Theophanes als nachkommen der anno 267 im römischen reiche plündernden Eruler in anspruch genommen (s. 6), die *Αγοιθηνοί* in Mysien, welche W. Tomaschek mit der nordmysischen stadt *Αίγωνα* zusammengebracht hatte, dem anklang an *Γότθου* zuliebe gleichfalls germanischer abkunft zugewiesen, die *Εὐδοσιανοί* des Periplus Ponti Euxini im lande *Εὐδοσία* an der nördlichen ostküste, welche als *Γοτθική καὶ Ταυρικὴ χερσόνησος* ausdrücklich bezeichnet sind, eingehend gewürdigt (s. 19 fgg.), die *Τετραζίται* endlich, die bisher des öftern mit den Krimgoten identifiziert wurden, als anwohner gleichfalls der nördlichen ostküste des Pontus erklärt (s. 23) und von den bei Synkellos und Jordanes an der Maeotis genannten Erulern abgeleitet (s. 29).

Dazu bemerke man, dass der landname *Εὐδοσία* bei Procop ja wol allerdings mit dem vorher genannten *Εὐδοσία* gleich sein wird, dass es aber völlig überflüssig ist, mit Loewe s. 22 eine griechische volksetymologie zur vermittlung der form herbeizuziehen, da sich griech. *v* für *ov* auch in den namen der Ptolemaeushandschriften findet und das *A* bei Procop vollends blosser lesefehler für richtiges *A* sein wird. Auch die umschrift. der mit lat. griech. suffixe abgeleiteten *Εὐδοσιανοί* in germanische **Eudusjones* (s. 72) ist nach meiner ansicht, unbeschadet der ableitung des landnamens von germ. **Eudusiz*, Tac. *Eudoses*, unberechtigt. Halten wir dazu, was R. Much, German. stammsitze 206 zu germ. **eufa-* „schooss, sack, schlauch“ zusammenstellt, so fällt auch licht auf den namen der **Eudusiz* oder **Eudusjōz* selbst, der als *i-* oder *jo-*ableitung aus einem *s-*stamme **eufōs* zu fassen ist und so wie *Euthungi*, *Iuthungi* die anwohner eines meerbusens, einer bucht oder dergl. bezeichnen muss. **Eudusiz* sind altgermanische *Firdingar* und es scheint wahrscheinlich, dass im besonderen **Eufur* der altgerm. name des Linnfjordes gewesen sei. Wenig einleuchtend wird man es finden, dass Loewe (s. 33) die ansicht Wassiljowskij's vertritt, der den namen *Τετραζίται* aus *Timutarakan* im Igorlied, *Τεμάρτακα* „die stadt Taman“ bei Konstantinos Porphyrog. herleitet. Die lautverbindung *τμ* ist ja nicht ungriechisch, so dass das *m* hätte beseitigt werden müssen und hypothetische **Τ(μ)ατραζίται* sind noch lange keine *Τετραζίται*. Es wird also wol bei der ableitung von griech. *τετραζός* „vierfach“, beziehungsweise von einer **Τετραζή χώρα* „vierland, in vier gaue geteiltes land“ sein bewenden haben. *Τετραζίτης* ist eine bildung wie *Χερσόνησος* und die vierteilung von ländern ist eine uns Deutschen in Österreich sehr bekannte einrichtung, wozu man auch die vier *fjórðungar* Islands und unsere stadtviertel vergleiche.

Das hauptinteresse wendet sich selbstverständlich den Krimgoten zu (s. 111 fgg.), für deren sprachliche sonderexistenz Loewe sieben nachrichten von Busbeke vom

9. bis 16. jahrhundert, zwei nach demselben aus dem 17. und 18. jahrhundert zusammenstellt und ausführlich erörtert. S. 127 bis 189 wird die nachricht Busbekes eingehender besprechung unterzogen, s. 210 die geschichte der Kringoten behandelt, deren ethnologische herkunft Loewe gleichfalls von den ca. 350 durch Ermanarik unterworfenen Erulern ableitet. S. 249—57 stellt Loewe die nachrichten über die Gothi minores in Moesien zusammen.

Man sieht, dass Loewe im laufe seiner arbeit sich das feste programm ausgebildet hat, die sogenannten Goten am Pontus als Nichtgoten zu erweisen und ihren gemeinsamen ursprung in den Erulern zu suchen, was dann weiter zur folge hat, dass die von Busbeke aufgezeichneten wörter und formen der kringotischen sprache des 16. jahrhunderts gleichfalls erulischer, also westgermanischer herkunft, so schliesst Loewe, wären.

Es scheint mir angemessen, den auseinandersetzungen Löwe's zum wörterverzeichnis Busbeke's, welche trotz ihrer erschöpfenden gründlichkeit weder das principielle an der sache, noch die erklärung der bishor dunklen wörter wesentlich vorwärts gebracht haben, eine etwas weiter ausholende kritik entgegenzustellen, deren ergebnisse die grundirrtümer Löwe's, seine einseitige überschätzung der buchstaben Busbeke's und seine unterschätzung der deutlich gotischen beziehungen am besten beleuchten wird. Ich beginne mit der zweiten hälfte des verzeichnisses. Der mitteilung *knauen tag erat illi bonus dies* folgt die erläuterung *knauen bonum dicebat*. Es gehört nicht viel witz dazu einzusehen, dass *knauen* nicht nominativ „bonus“, sondern accusativ „bonum“ sein müsse und dass *knauen tag*, in welchem das *er* got. accusativendung sing. des masculinen adjectivis — *ana* entspricht, nicht „bonus dies“, sondern „bonum diem“ übersetzt. Dabei ist *au* notwendig gleich *ar*, denn got. *au* ist kringot immer *oe* und wir haben demnach die form bei Busbeke in richtiges kring. **knauen dag*, wulf. **knawana dag* umzuschreiben. Ein got. adj. **knaua* < **knawax*: verhält sich zu an. *knár* „tüchtig“, wie got. **faus*, pl. *faui* „wenige“, *naus* = germ. **nawax* „tot“ zu an. *fár* und *nár*, deren länge eine secundäre ist. Wie bei dem ganz identisch floctierenden *fár* (Noreen Altn. gr. I² 191) wird auch die länge in *knár* eine secundäre und das nordische wort demgemäss direkte entsprechung zu kring. *knauen* sein. Ich sehe nicht, dass Löwe den casus beider wörter irgend wie erkannt hätte.

iel eburt „sit sanum“ könnte man allerdings mit Löwe 175 als **hail waurþi* construieren, wenn *waurþi* nicht der optativ perfecti wäre. Massmann hatte doch wenigstens **hail waurþai* gemeint.

Aber das verhältnis von *iel eburt* zu *sit sanum* braucht gar nicht das der wörtlichen übersetzung zu sein, sondern nur das sinngetreuer wiedergabe, und *eburt* kann deshalb sehr wol auch nominalform sein. Ich denke an den acc. sing. eines dem ahd. stf. *wurt* „fatum, fortuna, eventus“ entsprechenden substantivis got. **waurþs*. Man hat dann die wahl kringot. **ilu wurt* als got. **haila waurþ!* mit dem acc. des adjectivis *hails* zu erklären, oder aber den ganzen complex zusammengerückt **iluwurt* als acc. sing. eines dem ahd. *wewurt* entgegengesetzten compositivis got. **hailawaurþs* „bonus eventus, bona fortuna“ aufzufassen. Das anlautende *u* in *eburt*, das schwerlich mit dem folgenden *b* zusammen als blosses *w* gelesen werden darf, trotz der auffallenden ähnelichkeit mit der bekannten lateinischen substitution von *ub* für got. *w*, ist sodann entweder rest der accusativflexion oder des themavokals, in beiden fällen gleich got. *-a*. Die phrase „sit sanum“ ist demnach kringot. mit „bonam fortunam“ gegeben und da sie offenbar ein wunsch ist, scheint es wahrschein-

lich, dass auch das unmittelbar vorhergehende kringot. **knaun dag* „bonus dies“ im sinne unseres zum grusse gewordenen wunsches aufzufassen sei, wiewol Busbeke dann von rechts wegen gleichfalls den acc. „bonum diem“ hätten setzen sollen.

ieltsch „vivus sive sanus“ hält Loewe 162 für **hailisks*, da *sk* auch in *schieten* zu *š* geworden sei und *t* als übergangslaut verstanden werden könne. Diese construction ist für Loewe deshalb wichtig, weil er das auslautende nominativische *s* beseitigen mochte. Hat man aber kein vorurteil gegen das erhaltene nominativische *s*, so sieht man nicht, warum hier zu einer complicierten form gegriffen wird, da man, immer angenommen dass *t* unorganischer einschub sei, doch mit got. *hails*, kring. **ils* das auslangen fände. Allem ermessen nach ist aber das *t* in *ieltsch* gleichwie in **wint(s)ch*, *rintsch*, *borrotsch* ein ebenso richtig gegebener wie richtig beobachteter laut und gehört in der tat dem kringot. wort an, das wir am besten mit **ilds* transcribieren und als got. part. perf. zum swv. *hailjan* = **hailips* **hailids* auffassen werden.

Da sich Busbeke des *z* bedient um die kringot. tonlose spirans *þ* auszudrücken, vgl. *golk*, *statz*, *tzo*, so werden wir bei *marzus* „nuptiae“ denselben lautwert annehmen haben. Da wir weiter wissen, dass kringot. *u* einerseits für altes *ü* und andreseits für got. *ō* steht, so ergibt sich für *marzus* die umschrift **marþūs*, worin man unschwer den nom. pl. eines got. stf. auf -*a*: **marþōs* erkennt. Bekanntlich erscheinen die namen der feste mit vorliebe im plural, weil sie in der regel auf mehrere tage sich erstrecken.

Nun scheinen im mhd. unter *merren*, pf. *marte*, ahd. *marren* zwei verba zusammengefloßen zu sein, denn dass das bei Lexer und anderen unter das erste gestellte *meruen*, pf. *maruete*, part. pf. *gemaruet* mit demselben identisch sein könne, wenn daneben die zusammenstellung von *merren* mit got. *marzjan* zu recht besteht, wird niemand glauben. Für *merren* wird die bedeutung „aufhalten, behindern“ angegeben, welche uns wenig förderte, *meruen* aber „binden“, in *das joch meruen*, *sich meruen zuo* „verbinden, vereinigen“ bietet einen ausserordentlich passenden sinn, ja *meruen* heisst einmal geradezu „verschwägern“. Dieses *meruen*, welches ein got. **marujan* „verbinden“ zur voraussetzung hat, ergibt leicht ein secundäres verbalabstractum auf -*ipō*, **marwiþa* wie got. *airwiþa* zu *airzjan*, das „verbindung“, im besonderen „eheliche verbindung“ im plural **marwiþōs* „die begehung und feier der ehelichen verbindung“, „nuptiae“ bedeuten muss.

Mit syncope der silbe *wi* und übergang von *ō* > *ū*, vielleicht auch secundärer kürzung *ū*, ergibt sich daraus kringot. **marþūs*. Aus alter zeit dürfte der nominalstamm **marwjo* im volksnamen *Μαρωίγγοι* bei Ptol. erhalten sein, die man als got. **Marwiggōs* „versippte“ oder „verbündete“ aufzufassen berechtigt ist. Loewe weiss zu *marzus* auf germanischer grundlage überhaupt nichts zu sagen und die vermutung, dass das wort arabisch sei (s. 175), ist nicht sein eigentum.

Es ist allerdings richtig, dass wir für got. *ō* in allen hochtonigen positionen kringot. *ū* treffen, ja sogar, wenn die eben vorgetragene deutung richtig ist, auch einmal in nentoniger stellung. Dessenungeachtet ist es nicht so sicher, dass nach *u* gleichfalls *ū* für *ō* erwartet werden müsse, da in diesem besonderen falle das bedürfnis der differenzierung der lautverbindung *wō* den eintritt von **uū*, *ū* verhindert haben kann. Ich sehe also nicht mit Loewe 175 in dem glaublichen *ō* statt *ū* des kringot. wortes *schuos* „sponsa“, für dessen anlautende consonanten *schuuester*, *schuualth* einerseits und *tua*, *varthata* anderseits verglichen werden mögen, die hauptschwierigkeit es mit got. *swecs*, fem. *sweśa* „*οίσειος*, *ιδιος*“, ahd. *sweś* „fami-

liaris, privatus, carus“, *hüssicäs* „domesticus“, an. *sräss* zu verbinden, als vielmehr in der sonstigen unbezeugtheit des ablautes *ö* bei diesem worte, sowie in dem mangel einer vocalischen femininen flexion. Ich möchte daher die möglichkeit in anschlag bringen, das Busbeke in **šwös* vor dem auslautenden *s* ein *t* überhört habe, wonach **šwötš* mit germ. **swötiv*, got. *süts*, an. *saetr*, ags. *swéte*, as. *swóti*, ahd. *suozī*, mhd. *suwoze*, *suoze* identisch sein und gleich engl. *sucetheart*, zwar nicht eigentlich „sponsa“, wol aber „die geliebte“ bezeichnen könnte¹.

Was *statx* „terra“ betrifft, das gotischem *staþs* stn. „yñ, ufer, gestade“, dat. *ana staþa* entspricht, von dem übrigens das zweite *staþs* stn. „stätte, raum, gegend“, dat. pl. *stadim*, acc. *stadins*, kaum zu trennen ist, so wäre auslautendes *tx* wie in *goltx* zu *gulþ* aus got. *þ* allein genügend erklärt. *statx* könnte also einen got. acc. sing. *staþ* reflectieren. Doch spricht auch nichts gegen einen nom. *staþs*, da hier assimilation im ohre Busbeke's sehr nahe liegt. Die differenz von *statx* gegen *borrotsch*, *rintsch*, *wint(s)ch*, *ieltsch* erklärt sich wol daraus, dass hier tönende spirans *d + s*, im erstern falle aber tonlose *þ + s* vorlag.

Da kringot. *bruma* genau dem got. worte entspricht und *boga* ohne zweifel dem gemeinern. *n*-stamme an. *bogi*, as. ahd. *boga*, ags. *boga*, somit gleichfalls die got. endung nom. sg. des swm. so treu wie möglich bewahrt, so können wir nicht zweifeln, dass *ringo* und *ano*, got. **hriggo* oder **hriggo*, mhd. *rinke*, *ringge* swf. „spange“ (ahd. *hringa* stf. „fibula“) und got. **hanjo*, mhd. *henne* swf., den alten geschlechtscharakter der gotischen *n*-stämme genau zum ausdruck bringen. Wir können auch nicht zweifeln, dass kringot. *sune* und *mine* got. *sunna* (swm. neben dem swf.) und *mēna* reflectieren und wir werden aus dem wechsel von *a* und *e* nur den schluss ziehen, dass der laut im kringot. eine um *æ* schwankende qualität gehabt habe, die facultativ entweder als *a* oder *e* gehört werden konnte. In die reihe der swm. gehört gewiss auch kringot. *miera* „formica“, an. *maurr*, nnd. *miere f.*, schwed. *myra*, got. **miura* und *mycha* „ensis“ gegen got. *mikeis*, zu dem wir eine ideale swm. nebenform **mikja* aufstellen müssen. Auch *handa* „manus“, falls das kringot. wort im nom. steht und nicht etwa den acc. sing. got. *handu* darstellen soll (was ich indessen wegen der sicheren syncope des *u* in *borrotsch* nicht glaube), lässt sich als swm. nebenform zu *handus* (wie got. *auhsa* neben *auhsus*?) fassen, wobei der genuswechsel wol auf rechnung der gemeinsamen flexionen für masculina und feminina innerhalb der *u*-declination gestellt werden darf. Ebenso wird *stega*, worüber später, ein swm. *n*-stamm sein.

Die pluralform *oeghene* „oculi“ entspricht am wahrscheinlichsten einem got. **augana* mit dem mittelvocal der genitivflexion *auganē*. Es ist ja durchaus möglich, dass dieser vocal auch in den nominativ gedrungen und zu der hier vorausgesetzten form gegen wulf. *augōna* geführt hat.

Was aber kringot. *ada* d. i. **adda* aus **adjja* betrifft, so zögere ich noch neben der vorauszusetzenden starken neutralen form eine swm. anzunehmen, wenn gleich im germ. schwach flectierende formen neben starken ohne bedeutungsänderung stehen und swm. *on*-stämme gerade in der kategorie der namen von körpertheilen zahlreich vertreten sind (s. Kluge, Nom. stamm. 37).

Die got. form des wortes setzt Kluge Et. wtb.⁶ wegen des aksl. n. *jaje*, *aje*, ahd. pl. *eigir*, ags. *égyru* als *s*-stamm **adjjis*, germ. **aiax* an, womit *adu* in keinem falle vereinbar erscheint. Es ist aber darauf aufmerksam zu machen, dass im

1) F. Dettler vermutet **schnos* zu ahd. *snura*, lat. *nurus*.

got. neben *s*-stämmen auch *s*-lose auftreten wie *juk* neben *jukuxi* oder *kalbo*, *lamb* gegen westgerm. *kalbiʒ*, *lambiʒ*. Demnach scheint es sich wol am besten zu empfehlen, ein got. stn. **ai*, gen. **addjis* (wie *twai*, *twaddjē*), nom. pl. **addja* anzusetzen und das letztere könnte dann genau die form bei Busbeka sein, wenn, was durchaus möglich, auf dem wege der erkundigung Busbeka durch seine dolmetsche für den sing. „ovum“ der plural „ova“ sich eingeschlichen hätte und als solcher beantwortet worden wäre.

Für *stap* „capra“ steht mir nur eine vage Vermutung zu gebote. Ahd. *stapho* und *staphul* heisst „locusta“; „heuschrecke“ heisst neugriech. *ἄρπυια*; „capra“; ziege“ ist neugriech. *αἰγίδα*. Es ist demnach denkbar, dass der Krimgriecher, den der Dolmetsch nach dem namen der ziege fragte, statt *αἰγίδα* = *ἄρπυια* missverstanden und den kringot. namen der heuschrecke angegeben habe, der dann ja wol ein got. stn. **staps*, acc. **stap* „locusta“ voraussetzte. An unser *schaf*, das kringot. **schip* heissen müsste, ist nicht zu denken.

Grössere sicherheit ist erfreulicher weise bei den folgenden drei neutralen adjectivformen zu erreichen.

Bei kringot. *gadeltha* „pulchrum“ hat Loewe 176 mit recht die ältere deutung **gatilata* verlassen, aber seine construction **gadelikata* zu nml. *gadelijk* „behaglich“ (so schon van den Gheyn, Auger Busbecq. Bruges 1888 s. 20), ist doch wider so ungeschickt wie möglich. Kringot. **gädilla* ist got. **gädilata* und setzt ein adj. **gadis* wie *mikils*, *ubils*, *leitils* voraus, dessen stamm im namenselemente *gada-*, z. b. *Gadarich* Gotenkönig bei Jordanes, in got. *gadiliggs*, ahd. *gagat*, conjunctus, conveniens = Graff IV, 143, nml. *yaden* „behagen, passen“, *gading* „das behagen“ erhalten ist und der ersichtlich zu germ. **gōdaz* „gut“ eigentlich „passend, zusagend“ im ablautverhältnisse steht.

atochta „malum“ enthält am ehesten eine mit *k*-suffix wie got. *handugs* gebildete nebenform der *lo*-ableitung ags. *atol*, *atul*, *atel*, *eatol* adj. „dire, terrible, foul“ zu lat. *odī*, hat also wol ein got. **atugata* zum grunde, das ich Bezzenberger's *hatugata* aus mehrfachen gründen vorziehe.

wiehtgata „album“ kann unmöglich umgestelltes *ch*, *h* des anlautes besitzen, wie Loewe 173 fgg. glaubt, der sich angesichts der assimilation *ht* > *t* in *athe*, *warthata* damit hilft, dass er diese umstellung zeitlich später eintreten lässt, als ob man eine gewähr dafür hätte, dass damals anlautendes *h* in den verbindungen *hw*, *hr* u. dgl. noch erhalten gewesen wäre. Ich glaube vielmehr an einen graphischen fehler *wieht* statt *wieht*, worin die länge des vocals einmal durch *e*-|-dehnungs-*h* ausgedrückt ist, obwol ich zugeben muss, dass Busbeka sich des deutschen dehnungs-*h* sonst nicht bedient. Wer daran anstoss nimmt, mag sich übrigens **wiehtgata* in zur orthographie Busbeka's stimmendes **wieithgata* umsetzen, dagegen ist es kaum möglich, um mit got. *hweitata* die erwünschte übereinstimmung zu erzielen, das *y* hinauszubringen und ich trete Loewe durchaus bei, wenn er für das kringot. adj. eine erweiterung mit *k*-suffix annimmt, die ja nach Kluge Nom. stamm. 87 neben den primären ableitungen ohne wechsel der bedeutung stehen. Nur **hweitags* wird diese erweiterung nicht zu lauten haben, wie Loewe glaubt, auch nicht **hweitags* (van den Gheyn 20), sondern stilgerechter **hweiteigs*, **hweitigs*, das neben einfachem *hweits* steht wie got. *andanēmeigs* neben *andanēms*. Aus **hweiteigata*, **hweitigata* ergibt sich kringot. **wiehtgata* und es wird nun auch klar, warum in diesem falle, wo der suffixvocal des adjectivs syncopiert wurde, das erste *a* der erweiterten neutralen flexion *-ata* erhalten bleiben konnte, weil es in nebenstellung verblieb,

während es in **gādilla* und **ātocha* von der syncope betroffen wurde, weil hier der nebeton facultativ sich auf dem suffixvocal fixierte.

Dass Busbeke länge des *a* durch *ae* hätte ausdrücken können, ist allerdings richtig, wenngleich er unmittelbar vor *ael* „lapis“ dies eben nicht tut, sondern in *baar* die doppelschreibung des vocals anwendet, aber weitaus unwahrscheinlicher ist mir die längung des vocals vor altem doppel-*l* überhaupt. Ich glaube daher, dass *ael* nicht **āl*, sondern **al* zu lesen sei und sehe in *ae* nicht quantitative, sondern qualitative bestimmung des vocals. Bewegte sich auslautendes kringgot. *a* in einer gewissen schwankungsbreite um *e*, so dass es bald als *a* in *brunna*, *boga*, *tria*, bald als *e* in *sunc*, *mine*, *sevene* gehört wurde, so konnte es gelegentlich auch im hochtonigen anlaut geschehen, dass Busbeke eher ein *e* als ein *a* vernahm, insbesondere in einem falle, wo ihm nach seinem eigenen geständnis eine etymologische correctur nicht zur hand lag. Kringgot. **āl* deckt sich also gewiss mit got. *hallus* „petra“ in seiner stammisilbe, nicht notwendig in betreff der ableitung. Kringgot. **āl* muss nicht acc. des *u*-stammes sein, wenngleich gegen die syncope des *u* nichts einzuwenden ist, sondern kann auch acc. sing. eines *a*-themas sein, dessen alte existenz durch unord. *halaR*, litt. *kalnas* gesichert ist.

Für *menus* „caro“, das nach Loewe 171 einen secundären schaltvocal besitzen soll, hat schon Massmann die weitaus mehr einleuchtende berichtigung **mems*, d. i. **mēns*, vorgeschlagen. Da sich neben got. *mimz*: aksl. *męso* n., apress. *mensa*, *menso* findet, so kann die assimilation *ms* > *ns* in dem worte schon eine sehr alte sein.

rintsch „mons“, wozu Loewe 176 wider nichts positives weiss, ist identisch mit isl. *rindi*, -a, -ar m. „en smal jordryg op ad en fjeldside, en smal bakke“ (Jonsson), norw. *rinde* m. „jordryg, bjergryg, en høi banke især en opadgaende forløining imellem to bækelob i en bjergside“, auch fem. *rind* „jordryg“ (Aasen), nur dass das got. wort als **rīnfs*, **rīnds* zu construieren und als masc. *a*-, oder masc. fem. *i*-stamm zu betrachten ist¹. Ob auch unser deutsches *rinde*, ahd. *rinda* „cortex, liber“ dazu gehöre, will ich nicht ausmachen, aber der name der nord. götting *Rindr*, nach der *Váli*: *sonr Rindar* genannt wird, und wofür Egilsson einmal zu SE I, 320 die bedeutung „terra“ angibt, scheint wol damit verbunden werden zu sollen. Grammatisch halte ich got. **rīnds* (vgl. auch *wīnds* „ventus“) für eine participiale bildung zur wurzel *ar* „sich erheben“, got. u. a. im stv. *rīnman*, *urriuman* „aufgehen“. Aus *rintsch* d. i. kringgot. **rīndš* ergibt sich mit notwendigkeit, dass *wintch* bei Busbeke für **wīntsch* zu nehmen ist, woraus die form des druckes, in der doch kaum die palatale spirans *ch* einmal zum ausdrücke für *s*, *š* gebraucht sein wird, durch blossen graphischen ausfall des *s* entstanden ist.

Kringgot. *fers* „vir“ hat Tomaschek 63 mit *fairhwus* und seiner sippe zusammengbracht. Loewe 176 ventiliert den vorschlag, ohne aber über die von ihm angenommenen „grossen lautlichen schwierigkeiten“ hinwegzukommen. Die sache ist indessen sehr einfach. Kringgot. *fers*, richtig **fērds*, got. **fairhfs* **fairhls* ist genaue entsprechung zu ags. *ferhþ*, *ferþ* n. n. „anima, mens, vita“ mit persönlicher bedeutung „lebewesen, mensch, maan“.

Auch *lista* „parum“ ist wol gotisch, wie man bisher angenommen hat, und nicht ossetisch (Loewe 136).

1) So auch Axel Kock, Beitr. 21, 435.

Ich construiere **līsta* als got. superlativ **leitists* zu dem in *leitils* gelegenen primitiv **leita-*, deren verhältnis durch got. *mīkils* zu an. *mīq̄k*, griech. *μέγας*, got. *Mica* (personenname bei Jordanes) illustriert wird. Der form nach ist **līsta*, syncopiert aus **lītīsta*, **lītīsta*, am ehesten der neutr. acc. pluralis nach der s. g. starken declination also **leitista* wörtlich „minima“, ein casus und genus, das für den begriff „parum, zu wenig“ ganz angemessen erscheint. Das auslautende *a* stimmt zu *tria*.

schediit „lux“ halte ich für ein abstractum mit demselben suffixe, das wir in got. *fahēps*, *fahēds*, *faheid* acc. Luc. 2, 10 (vgl. auch das collectivische *awēpi* stn.) finden. Wie neben *fahēds* „freude“ ein mit *ro-*suffix gebildetes adjectiv *fahrs* „passend“ steht, so lässt sich nach mhd. *schiter* auch ein got. adj. **skidrs* erschliessen. Mhd. *schiter*, *schider*, *schitere* ist „dünn, lückenhaft, undicht“, das stn. *schēter* „dünnes, undichtes gewebe“. Das wort gehört zweifellos zu *scheiden* und besitzt dieselbe ablautstufe wie mhd. *schit* stn. „scheidung“, nhd. in *abschied* und *unterschied*, ahd. *scidunga* „differentia, discrimen, divortium“ Graff VI, 437. Schon Massmann hat bei *schediit*, dessen *e* nach der Busbeke'schen orthographie wol nur *ē*, got. *ī* sein kann, an *skaidan* gedacht und es erübrigt nur den begriff „licht“ aus „scheidung“ zu vermitteln. Es fällt mir ein, dass kringgot. **schēdūt*, got. **skidēds* die zeit, wo tag und nacht sich scheiden, d. i. „die morgendämmerung“ bezeichnen könne, beziehungsweise auch den „tagesanbruch“ und ich glaube diese ansicht dadurch stützen zu können, dass bei dem derselben begriffskategorie angehörigen ags. *dagrēd*, an. *dagrād* n. „morgenrot“ dasselbe suffix verwendet ist (vgl. Kluge Nom. stamm. 59). Sonst wäre es auch möglich, dass **schēdūt*, **skidēd(s)* den „zustand der unterscheidbarkeit“ überhaupt, also „das licht“ im gegensatz zum „zustande der nichtunterscheidbarkeit von gegenständen“, des „dunkels“ bezeichne. Aber mhd. *schiter* steht einmal mit deutlicher beziehung auf das tageslicht *der tac lūhte schitere*, *grōx wart dax wāgewēitere* Servat. 3237 und es macht nichts aus, dass hier eher von einer verdunkelung des lichten die rede zu sein scheint, denn auf die morgendämmerung passt die verminderte lichtquantität durchaus. Übrigens kann der begriff „licht“ auch aus dem des „dünnen, undichten“ also „durchsichtigen“ vermittelt sein.

Für *borrotsch* „voluntas“ ist wol in der tat an got. *gabaurjōpus* „voluptas“ festzuhalten. Dabei ist das *rr* meiner ansicht nach gar nicht auffallend, viel mehr der abfall des *ga-*, wofür sich jedoch in den nordischen decompositis *līkr*, got. *galeiks* und in den bair.-österreichischen *birg* stn. „gebirge“, sowie part. perf. *baut*, *bunt'n*, ahd. *gibūt*, *gibuntan* parallelen aufzeigen lassen. Weiter ist in dem kringgot. worte, für das wir nach got. *manniskōdus* eine form **gabaurjōdus* vorzusetzen haben, das *u* der endung syncopiert und das *ō* des suffixes in neben-toniger stellung nicht zu *ū* geworden, sondern als *ō* erhalten. Wir haben demnach kringgot. **bōrrōdš* anzusetzen, wobei das *sch* Busbeke's auf rechnung des auslautenden got. *s*, sein *t* auf die der dentalen tönenden spirans *š* kommt.

cadariou „miles“ muss ich ungedeutet lassen. Bei annahme, das wort sei gotisch, müsste jedesfalls das *i* weg und es läge nahe, dasselbe nach *stern*, wofür die ersten vier drucke *stein* haben, in *r* richtig zu stellen. Ebenso könnte das auslautende *u* eigentlich *n* sein und **cadarron* auf eine participialform *-ōnds* führen, zu der got. *mitōndans* „die kriegsleute“ zu vergleichen wäre. Eine got. verbalbildung **kadarōn* aus altaisch *kadary* „zur seite befindlich“, also **kadarōnds* „auxiliarius“

wäre immerhin denkbar. Dabei ist vorausgesetzt, dass das *ri*, oder verbessert *rr* nur als einfaches *r* zu gelten habe.

Besseres glaube ich für *kilemschkop* „ebibe calicem“ bieten zu können. In *kop* ist der acc. eines dem ahd. *choph* „calix“ entsprechenden substantivums got. **kups* nicht zu verkennen, aber *kilemsch* kann kein imperativ sein. Enthält *kilemsch* eine verbalform, und wir müssen das für ausgemacht halten, so kann in dem bei *kilem* abzutrennenden complexe nur eine erste pluralis optativi praesentis vorliegen, die mit verlust des auslautenden *a* sich althoheutschem *trinkēm*, got. *drigkaima* an die seite stellt. Die congruenz der kringotischen und lateinischen phrase ist demnach ungenau, wörtlich entspricht vielmehr der kringotischen ein lateinisches „bibamus calicem“. Das zwischen *kilem* und *kop* gestellte *sch* erklärt sich unschwer als rest des enklitischen persönlichen pronomens *weis*, so dass **kilēm-š kop* als got. **kilaima weis kup* construirbar ist. Zur enklisis vgl. man österr. *trinkma* = *trinken wir*. Ein verbum **kilan*, **kal* ist freilich unbezeugt, aber die nominalbildungen ahd. *chela*, *ketur*, *chelero*, ags. *ceole* „kehle, schlund“, lat. *gula*, ahd. *chetch* „kropf“, nhd. *kolk* „wassertümpel“ d. i. schlund, sowie nsl. *po-glūt-ati* „glutire“, welche Fick III², 44 unter eine wurzel germ. *kal* „schlingen“ vereinigt, lassen die aufstellung eines entsprechenden stv. mit der bedeutung „schlingen, schlürfen, trinken“ wol erlaubt erscheinen.

Es folgen die verbalformen.

ich malthata ist selbstverständlich perfectum „ego dixi“ und nicht praesens, die übersetzung des Kringriechen zu dem von Busbeke gefragten „ego dico“ ist also ungenau aber begreiflich, weil Busbeke eben unmittelbar vorher zwei perfecta gefragt hatte. Betrachten wir zunächst diese perfecta *izo warthata* „tu fecisti“ und *ies varthata* „ille fecit“, so sehen wir sogleich, dass die gotische conjugation des swv., welche *-dēs*, *-da* verlangt hätte, hier nach der dritten singularis uniformiert ist, dass also statt *-da*, *-dēs*, *-da* kringot. gleichförmig *-da*, *-da*, *-da* conjugiert wird.

Die uniformierung der conjugation, welche im got. des Wulfila bekanntlich im mediopassivum plur. eingetreten ist, hat also hier noch weitere fortschritte gemacht. Aber noch einen andern vorgang haben wir ins auge zu fassen. Dass in kringot. *ies warthata* got. *is waurhta* enthalten sei, leidet keinen zweifel, denn *wartha-* ist nichts anderes wie *waurhta* mit öffnung des *o* > *a* und syncope des *h*. Aber auf *wartha-* folgt noch ein *-ta* d. i. got. *-da*¹ und es wird klar, dass wir im kringot. schwachen perfectum, wenigstens was die belege Busbeke's betrifft, eine wucherbildung vor uns haben, in welcher dem fertigen perfectum in seiner alten gestalt die charakteristische endung *-da* noch einmal angehängt wurde. *warthata* ist demnach auf ein ideales **waurhta-da* zurückzuführen. Ganz gleich verhält sich *malthata* „dixi“, bei dem die alte got. form *maþlida* auf *maltha* reduciert ist, während das folgende *-ta* abermals ein neu hinzugefügtes *-da* darstellt. *maltha* ergibt sich aus *maþlida* durch assimilation von *þl*, *dl* zu *ll* und syncope des *i*, zwischenform **mallda* > **matta*. Dass nun diese doppelsetzung der endung *-da* mit den formen des dualis und pluralis *-dēdu*, *-dēdum* zusammenhänge, ist ja wol sehr wahrscheinlich, aber nur das princip der doppelsetzung geht davon aus, das element selbst ist das *-da* der ersten und dritten singularis und nicht *-dēda* wie Loewe 145 glaubt, der den vorgang 153 „gewissermassen hypergotisch“ nennt und falsch von einer erhaltung der zweisilbigen perfectendung auch im sing. spricht, wäh-

1) Anders R. Much: **is waurhta ita*.

rend in wahrheit die kringot. perfectendung *-da-da* eine neue übertragung, eine analogiebildung, vermutlich nach dem plural, vorstellt.

Für *ies „ille“* ergibt sich aus Loowo 136 und 138 die schon von Tomaschek vertretene auffassung einer construction aus got. *jains*. Obwol diese erklärung gewiss besser ist als die Förstemanns, der *ies* aus *ains* herleiten wollte, ohne in erwägung zu ziehen, dass *ains* als pronomen nicht demonstrativen, sondern nur indefiniten charakter haben kann, so halte ich sie doch nicht nur für überflüssig, sondern für direkt falsch. Es lässt sich kein grund finden, warum kringot. *ies* d. i. **rs* nicht gleich got. *is* sein sollte, wie schon Massmann sah, denn die secundäre längung erklärt sich ohne weiteres wie bei unserm *er* aus dem gelegentlichen syntaktischen hochton.

Ich gehe zu den zahlen über.

Während kringot. *ita* d. i. **īta* aus der erweiterten neutralform des zahlwertes got. *ainata*, ahd. *ainaz*, nhd. *eins* entspringt, *tua* und *tria*, genau den got. neutralen formen *twa*, *þrija* entsprechen und *fyder*, *fyuf*, *seis* gleich. got. *fidwōr* (*fidūr*), *fimf*, *saihs* flexionslos sind, zeigen die kringot. zahlen *sevene*, *athe*, *nyne*, *thiine* eine flexivische erweiterung, die Busbeke zu der bemerking über den gegensatz von flandrisch *sevene* und brabantisch *seuen* veranlasst hat.

Nun wissen wir, dass im ahd. die zahlen vier bis zwölf, wo sie attributiv stehen, in der regel flexionslos sind, sonst aber in allen drei geschlechtern decliniert werden und zwar in formen, die für das masc. und fem. aus der declination der *i*-stämme, für das neutrum aus der der neutralen *jo*-stämme entlehnt sind. Wir haben also m., f. *fiari*, *fimfi*, *sehsi*, *sibini*, *niuni*, *cehani* wie *gesti* und *ensti*, *fiorco*, *finuo*, *sibuno*, *niuno*, *xēno* wie *gesteo*, *gesto* und *ensteo*, *ensto*, *fiorim*, *fimfim*, *sehsim*, *sibinin*, *xēnen* wie *gestim*, *gestin*, *gesten* und *enstim*, *enstin*, *ensten*. Dagegen das neutrum nom. acc. *fieriu*, *fioru*, *fimfu*, *sehsiu*, *sehsu*, *sibiniu*, *sibinu*, *niuniu*, *xēniu*, (*xehinu*) wie ostränk., alemann. *cunniu*, *cunnu*, *meremanni*, *stucchiu* gegen gemeinhd. *kunni* usw. (vgl. Braune, Ahd. gr.², 158).

Im oinklange damit weisen auch die flexivischen formen im got. gen. *niunē*, *tcalibē*, dat. *fidwōrim*, *taihunim*, *ainlibim*, *tcalibim* auf eine masculine und feminine declination **fidwōreis*, **fimbeis* usw.

Wir finden demnach im ahd. bei der declination der zahlen vier bis zwölf und im got. masc. und fem. dasselbe verhältnis, welches wir bei der declination der zahl drei als das älteste ansetzen können got. masc. **þreis*, fem. **þreis* (später vielleicht **þrijōs*), neutr. *þrija*; ahd. masc. *drī*, fem. *driō* (früher wol gleichfalls *drī*), neutr. *driu* und sind nach allem zu dem schlusse berechtigt, dass die declination von *drei* auf die folgenden zahlen übertragen worden ist und dass die unbelagten gotischen neutralformen des nom. und acc. gleichfalls der *jo*-declination entlehnt gewesen seien. Diese hypothetischen neutralformen **sibunja*, **niunja*, **taihunja*, die ganz nach *þrija*, *driu*, *sibiniu*, *niuniu*, *xēniu* gehen, sind es, die den kringotischen *sevene*, *nyne*, *thiine* zu grunde liegen, nicht etwa die masc. fem. formen **sibuneis*, **niuneis*, **taihuneis*, welche weder in die neutrale reihe *ainata*, *twa*, *þrija* hinein passen, noch formoll zu *sevene* usw. ohne final-*s* stimmen.

Was aber *athe* betrifft, das auf got. *ahtau*, ahd. *ahto* zurückgeht, so hat sein *e* einen von den übrigen differenten ursprung, es kann nur abschwächung aus *o* sein, während eine flexivische form nach dem muster der übrigen wel zu **ahtaueis*, **ahtauja* geführt hätte.

Dass Busbeke got. *þ* in *tria* nicht wie in *tzo*, *þu* mit *tz* substituiert, hat seinen grund in dem folgenden *r*, das den spirantischen anteil des lautes verkürzt. Die

differenz des auslautes *a* und *e* in *tria*, *þrija* gegen *serene*, **sibunja* erklärt sich ohne weiters aus den notwendigen verschiedenheiten der tonstärke.

y in *mycha*, *nyne*, *treithyen* bedeutet lang *i*, es ist also *fyder* und *fyuf* wol als **fider* und **fuuf* anzusehen und die berichtigung von *fyuf* in **fyuf* scheint mir in zusammenhang damit allerdings gleichfalls zweifelhaft. Ziehen wir in betracht, dass schon in den bibelhandschriften neben *fünf* einmal in I. Cor. 15, 6 *fifhundam* die form *fif* erscheint, die wir wol als **fif* zu bewerten haben, so scheint es mir möglich, dass die kringot. form keine nasalis mehr besessen habe und dass das *u* in *fyuf* überhaupt nicht vocalisch, sondern consonantisch wie *v* in *serene*, *seuen* zu lesen sei. Ich möchte also *fyuf* am liebsten als **fyurf* d. i. **fiff* fassen.

Dagegen besitzt kringot. *seis* aus **sichs*, **sēs* allerdings einen secundären auf rechnung der *h*-pause zu stellenden schalllaut *i*. Unberechtigt ist die auffassung Loewe's, der das *u* in *thunetua* und *thunetria* als *ü* erklären möchte, während es doch sicher nichts anderes als **thiine* mit graphisch verlorren *i*-punkten ist. Es fragt sich nun, welches bildungsprincip bei kringot. *treithyen* „dreissig“ und *furdeithien* „vierzig“ in anwendung gekommen sei, denn, dass diese zahlen nicht einfach „drei-zehn“ und „vier-zehn“ seien, sieht man doch auf den ersten blick. In diesem falle müsste ja kringot. **tri(a)tin* und **fydertin* dastehen. Da dies aber nicht so ist und der vorschlag Loewes 177 *furdei* in **fidur* umzustellen, weder an sich empfehlenswert ist, noch auch geeignet, das *ei* in *treithyen* zu erklären, so muss die beurteilung dieser formen von anderem gesichtspunkte aus unternommen werden. Ich finde in *furdei* die ordinalzahl an. *fjórdi*, as. *fiordo*, ags. *feorda*, ahd. *viordo*, engl. *fourth* und erkläre **fürde* als syncope aus got. **fidūrda* „der vierte“. Es ist demnach das compositum **fürdetin*, got. **fidūrdataihun*, mittelform **fürdataihun* wörtlich „die vierte zehn, quarta decas“, eine für „vierzig“ durchaus sinn-gemässe und correcte bezeichnung. Dasselbe muss für **treitīn* gelten und *trei*-syncope aus got. *þrija*, an. *þridi*, ahd. *drīto* sein. Wir haben also ein ideales got. **þrijaataihun* „die dritte zehn“ zu construieren, aus welchem die kringotische form durch die mittel **þrijaataihun* **þriitīn* > **threitīn* sich ergibt. Das mittlere *ā* ist wie bei **fidūrda* syncopiert und der zusammentritt zweier *i* ergibt den diphthong, welchen Busbeke *ei* geschrieben hat und dessen qualität wol gleich dem in *seis* die von *ei* ist. Das *ei* in *furdei* erkläre ich als falsche analogie zu *trei*. Von rechts-wegen sollte nur *e* stehen und das *ei*, das Busbeke in **treitīn* hörte, ist, wie wenn es ein bildungselement wäre, hier gedankenlos wiederholt. Interessant ist der unterschied von **treitīn*, **fürdetin* gegen **tine*, **tineta*, **tinetria*. Im ersten falle ist die unflecierte form *taihun*, im zweiten die flecierte **tine*, got. **tathunja* als basis genonnen.

Dass kringot. *stega* „viginti“ mit dem gemeingerm. worte für decade got. *tigus*, au. *tigr*, pl. *tigir*, ahd. *-zig* zusammengehöre, also in irgend einer weise dem got. *twaitigjus* entspreche, steht für mich fest. Das vorne angetretene *s* muss dann rest eines praefixes, eines ersten compositionsteiles sein und ich denke diesbezüglich an ein gotisches **twis*, das mittelhochdeutschem *zweis* „zweimal“, lat. *bis*, griech. *δύς*, sskr. *deis*, an. **tys* in *tyscar*, ahd. in *zweiro* adv. „zweimal“ entspräche. Wir haben von einem got. **twistigus* „zweimalzehn“ auszugehen, das bei betouung **twis-tigus* zu **stigus* syncopiert werden konnte. Trat der *u*-stamm gleichzeitig oder später in die swm. declination über, so ergab sich **stiga*, kringot. *stiga*. In wie weit dieses wort dann mit mhd. *stige* stswf. „steige, verschlag für kleinvieh“, in zweiter bedeutung „zwanzig stück“ zusammenhänge, ist mir, wenn auch nicht

so unklar wie Loewe 136, doch auch nicht genügend einsichtlich. Vermutlich aber sind die beiden ursprünglich getrennte wörter, die erst später zusammenfielen, wobei die form von mhd. *stige* mit lang *ī* vielfach durchgedrungen zu sein scheint.

Auch die wörter der ersten hälfte, die Busbeke *nostratia aut parum differentia* nennt, geben zu manchen bemerkungen anlass. Was die syncopen von *d* in *broe*, *hoef*, *bars*, *fers* und von *n* in *kor* und *baar* angeht, so lehren die formen *plut*, *wingart*, *all*, *schediit*, d. i. kringot. **blūd*, **wingard* usw. sowie *thurn*, *stern* andererseits zur genüge, dass dieselben lediglich auf dem zweifachen wege der reproduction des kringot. wortes durch den Griechen und der apperception durch Busbeke vollzogen sind, dass also Busbeke *broe* schrieb, vermutlich weil der Grieche das schliessende *d* nur mit articulationsschluss sprach und weil er selbst diese halbe auslautende tönende spirans nicht percipierte. Für das kringot. aber haben wir ganz sicher wie **blūd*, **wingard* auch **broed*, **hoefd*, **bards*, **ferds*, **körn*, **barn* herzustellen, deren volle form im flexivischen oder satzgefüge vor vocal ganz sicher deutlich hervorgetreten wäre. Etwas ähnliches gilt für das syncopierte *h* in *(*h*)ano, *(*h*)il, **a(h)te*. Man erinnere sich nur, dass germ. *h* für den vermittelnden Griechen ein debiler laut sein musste, den Busbeke eben nur dort verificieren konnte, wo ihm etymologische correctur zur seite stand. Dabei war ja jedesfalls got. *h* in **a(h)te* reiner hauchlaut nicht etwa die gutturale spirans unsers mhd. *acht*.

Was statt *fisc* im manuscrite Busbeke's gestanden habe, ist mir zweifellos, es kann nur **fisc* gewesen sein, woraus der erste setzer, oder ein allen drucken vorausliegender abschreiber gewiss mit anlehnung an das vorhergehende *salt*: *fiscet* gemacht hat. Die graphische möglichkeit des irrtums liegt in den formen der unsern sog. gotischen drucklettern verwanten schreibschrift des 16. jahrhunderts; *ft* zu *rf*. Es ist nach meiner meinung völlig sicher, dass Busbeke nicht **fisch* geschrieben habe und dass somit kringot. die verbindung *sk* auslautend unangetastet erhalten war.

kommen „venire“ ist vielleicht nicht got. *qiman*, sondern ein secundäres denominativum swv. **quman* zu got. *qums* stn. „ankunft“.

thurn „porta“ zu got. *dair* stn. und *dairōns* swf. plur. tant. setzt einen acc. sing. *dairōn* voraus. Busbeke mochte wol **dörün* oder **dürin* gehört haben, das er vermutlich mit beziehung auf das hd. schriftbild von *thüre* in *thurn* umschrieb.

breen „assare“ hält Loewe 149 für syncope aus got. **brēdan*, doch sollte man in diesem falle *ē* erwarten. Ich denke, ahd. *brātan* und *brāto* „fleisch“ führe auf eine *t*-ableitung aus offener wurzel **brā-* wie got. *manasēps* stf., ahd. *sāt*, as. *sād* aus **sē-*. Allem anscheine nach ist das ursprüngliche verbum in mhd. *braejen* „riechen, duften“, ablautend *brüejen* „sengen, brennen“ (Noreen, Utkast 29) erhalten. *breen* hat also *ē* nicht *ī*, weil sein stammvocal eben nicht geschlossenem *ē*, sondern offenem *ē* entspricht und die aufstellung eines got. verbums **braian*, **bai-brō* wie *saiān*, *saian* scheint gerechtfertigt.

Daran knüpft sich kringot. *geen* „ire“, das wir nach *faian faida*, *saiān*, *saiida* (neben *saisō*) als **gaiān*, **gaiida* auffassen dürfen. Loewe 160 sieht in kringot. *geen* eine hauptstütze seiner ansicht von dem westgermanischen ursprunge dieses dialectes. Allein es ist weder bewiesen noch wahrscheinlich, dass kringot. *geen* dem ahd. infinitiv des *mi*-praesens *gēn*, *gān* entspreche und die aus dieser hypothese gezogenen schlüsse sind hinfällig.

Für kringot. *schuualth* „mors“ eine andere ablaufsstufe anzunehmen als gotischem **suult(s)* in *suultawairþja* „moribundus“ zukommt, ist nicht notwendig.

Got. *ǣ* muss im klange einem *ǝ* sehr nahe gestanden haben, wie die gelegentlichen *ǝ* für *ǣ* der got. bibelhandschriften und die weitaus zahlreicheren fälle dieser transcription bei den antiken schriftstellern dartun, wir können daher eine aussprache **swoll(s)* voraussetzen, deren *o* im kringot. wie bei *warhata* einfach zu *a* geöffnet ist.

Schwierig sind die beiden formen des artikels *tho* und *the*, schon hinsichtlich des anlautenden *th*, das sonst bei Busbeke got. *t* im sinne unserer nhd. aspirata *th* reflectiert *schuualth*, *gadeltha*, *warhata*, *athe*, *thiine*, während hier dentale spirans *þ* erwartet wird, die Busbeke in andern fällen auch anlautend *tx* schreibt. Es scheint dieser wechsel von *tx* und *th* für *þ* in der tat den gedanken nahe zu legen, dass die qualität dieses lautes kringotisch nicht die der reinen spirans *þ*, sondern die der dentalen aspirata, oder dentalen affricata gewesen sei. Die weitaus grössere schwierigkeit liegt aber in der beurteilung der formen *tho* und *the* nach genus und casus. Die hauptmenge der wörter bei Busbeke sind neutra und masculina im nom. acc. singularis. Aus *þata* aber und *þana* können wir *tho* und *the* nicht ableiten. *tho* stimmte allerdings in **tho schuuester* (acc.) und **tho oeghene* (nom. acc. pl.), aber *the*, wenn es got. *thai* wäre, passt zu keinem der gegebenen belege. Das steht in offenbarem widerspruche mit den worten Busbeke's „omnibus vero dictionibus praeponebat articulum *tho* aut *the*“, wonach wir erwarten müssen, dass seine artikel-formen, wenn auch wirklich nicht auf alle, so doch auf eine grössere zahl von fällen passen.

Ich halte *thē* statt **thā* (man vgl. *mine* gegen *brunna*) für eine neuschöpfung aus dem paradigma *þis*, *þamma*, *þana* statt des aufgegebenen *sa* und *tho* für direkte übertragung aus dem accusativ statt des gleichfalls aufgegebenen *so*. Damit reiche ich für 20 bis 21 wörter des verzeichnisses und für die übrigen, behaupte ich, passt weder *tho* noch *the*, sondern andere genus- und casusformen, die der Krimgriechen eben nicht angewendet hat, denn sicherlich musste er auf die frage „quomodo dicunt panem“ nicht unbedingt mit dem artikel antworten „das brot“, sondern konnte sehr wol auch einfach „brot“ gesagt haben. *the* und *tho* ist also im wesentlichen nur nom. sing. masc. und nom. acc. sing. fem., wol auch nom. plur. neutrius und die angabe Busbekes „omnibus vero dictionibus . . .“ ist bezüglich des „omnibus“ materiell falsch.

Im anschluss an den artikel sei die frage nach dem nominativischen *s* der got. *o*, *i*, *u*-stämme erörtert, welche für die herkunft des Busbeke'schen verzeichnisses von entscheidender bedeutung ist. Loewe hat diese frage in wenig geschickter weise angefasst und zu einer erledigung gebracht, die das gegenteil vom wirklichen sach-verhalte ist.

Es bekundet doch eine starke naivetät und unerfahrenheit, wenn Loewe zu glauben scheint, der verfasser des verzeichnisses sei wie ein lexicograph verfahren und habe immer gewissenhaft den nominativ des gefragten wortes eruiert, während es klar ist, dass es ihm in erster linie um die bedeutungsentsprechung zu tun war und dass er nur bei eingehenderem studium des kringotischen, nicht beim flüchtigen abfragen durch dolmetsche auf den casusunterschied des nom. und acc. sing. masculini hätte aufmerksam werden können. Und das ist überhaupt festzuhalten, dass Busbeke mit dem Krimgriechen sich nicht unmittelbar verständigen konnte, so dass seine fragen, die er vielleicht lateinisch stellte, von den dolmetschen ins griechische übertragen und von dem gefragten gewährmann griechisch beantwortet wurden. Mindestens die fragen nahmen also einen weg durch zwei mittel und dass

auf diese art auch türkisches eingeflossen sein könne wie *telich* „stultus“, oder der text des liedchens, oder wörter anderweitig orientalischer herkunft wie die zahlwörter *sada* „centum“ und *haser* „mille“ (die Loewe für kringgot. lehnwörter hält, obwohl wir keine gewahr dafür haben, dass der Kringgriecher die entsprechenden got. ausdrücke nicht etwa vergessen hatte) könnte nur den wunder nehmen, der sich von der exactheit einer derartigen durch dritte personen vermittelten ausfragung übertriebene vorstellungen machte. Wie also z. b. im verzeichnisse apruss. wörter von Grunau (Praetorius Deliciae Pruss. ed. Pierson 1871) neben nominativen ruhig auch die partitiven genitive *pero* „bier“ (litt. *p̄ycas*), *linno* „flachs“ (litt. *linas*) als lemma stehen, so können wir auch bei Busbeka neben nominativen oblique casus erwarten und zwar am sichersten accusative, abhängig vom verbum des satzes, mit dem der griecher die frage beantwortete. Und somit ist der schluss bei Loewe 161 „auslautendes *s* sei im kringgot. abgefallen“ gründlich falsch, denn *mycha* und *handa* sind swm. umbildungen, *reghen*, *rign* ist zufälligerweise bei Wulfla selbst ein neutrum, bedarf also keines flexivischen *s* und *warthata* ist keineswegs eine lautgesetzliche entwicklung aus **waurhîdêds*, oder wie Loewe sonst sich die construction denkt, sondern grammatische übertragung aus der dritten singularis, *thurn* ist ein casus obliquus des *n*-stammes *dauro*, es verbleiben also nur, da die übrigen wörter neutra, feminina oder *n*-stämme sind (kringgot. *stern* kann verschieden beurteilt werden), *stul*, *tag*, *rinck*, *apel*, *waghen*, *schuualth*, *ael*, das adj. *alt* und die von Loewe hier nicht berücksichtigten *wingart*, *fisc(t)*, um den angeblichen abfall des *s* im kringgotischen zu deducieren. Davon scheidet sich *alt* als neutrale form got. **alþ(i)* aus und bohaupte bezüglich der übrigen substantiva, die nach der gotischen überlieferung selbst oder nach der gemeinen concordanz der germanischen dialecte als masculina anzusehen sind: got. *stôls*; *dags*; an. *hringr*, as., ags., ahd. *hring*; ags. *æppel*, ahd. *aphol*; an. *vagn*, as. *wagon*, ags. *wegen*, ahd. *wagan*; an. *sultr*, ags. *scytt*; got. *hallus*, unord. *halaz*; got. *weinagards*; *fisks*, dass diese im kringgot. verzeichnisse, insoferne bei einzelnen nicht doch neutrales genus statt hat, eben nicht im nominativ, sondern im acc. sing. überliefert sind.

Dagegen steht **wint(s)ch* gleich got. nom. sing. *winds*; *bar(d)s*; *ieltsch*, got. **hailþs*; *rintsch*, got. **rinds*; **fer(d)s*, got. **faîr(h)þs*; *borrotsch*, got. *gabaurjôdus*; *statz*, got. *staþs*; *marxus* nom. pl. fem., got. **mar(wi)þôs* und der *s*-stamm **mënns*, got. *mimz*, dessen auslaut allein die ganze übel begründete ansicht Loewe's über den haufen werfen muss. Wir haben also neun mehr oder weniger sichere fälle mit erhaltenem nominativ-*s* im auslaute, denen gegenüber die Loewe'schen beseitigungen 162 *wintsch* = **windags*, *ieltsch* = **hailisks*, *fers* = *firih*, *bars* „barba“ = ossetisch *barc* „mähe“ sich wie schlechte spässe ausnehmen. Aber wäre auch nur ein einziger fall mit nominativ-*s* statt ihrer neun erhalten, so bewiese er allein das principielle. Dass Loewe sich für seine auf völliger unkenntnis der grammatischen qualitäten des Busbeka'schen verzeichnisses beruhende ansicht auch auf den angeblichen abfall des *s* im späteren gotischen berufen und Wrede Sprache der Wandalen 105 citieren werde, kommt nicht überraschend, ist aber deshalb durchaus gegenstandslos, weil Wrede weder in diesem buche noch in dem späteren über die sprache der Ostgoten in Italien auch nur geahnt hat, dass seine *s*-losen nominative in personen-namen grammatisch ursprünglich gar keine nominative sind, sondern vocative, denen das *s* ja allerdings gar nicht zukommt.

Für die zuerst von Förstemann ausgesprochene ansicht, dass das *oe* des verzeichnisses mit ndl. lautwerte *û* zu lesen sei, setzt sich Loewe mit allem nach-

drucke ein und zieht die von Förstemann noch vermiedene consequenz, demgemäss auch alle langen \bar{u} als $\bar{ü}$ anzusetzen. Aber dabei ist einiges übersehen. Die annahme ndl. vocalisierung erforderte, dass auch die y und i des verzeichnisses nicht \bar{y} , sondern \bar{y} gesprochen würden, wogegen der unterschiedlose gebrauch von y und \bar{y} neben ye , ie und i ganz entschieden streitet. Die einheit des \bar{y} -lautes lässt sich aus kringot. *wingart* (got. \bar{v}), *is*, *fyder* (\bar{y}), *tria* (\bar{y}), *mine*, *mycha* (\bar{y}), *thiine*, *thyen*, *thien* (\bar{y}), *iel*, *ita* (\bar{y}), *schieten*, *nyne* (\bar{y}) haarscharf beweisen und seine qualität als \bar{y} völlig sicher bestimmen. Ist aber beim y von ndl. aussprache keine rede, so fällt auch die von oe und u als \bar{u} und $\bar{ü}$. Es ist nicht zu übersehen, dass das verzeichnis der kringot. wörter in einem lateinischen texte steht und aus diesem grunde allem ermessen nach die vocale nach der gewöhnlichen lateinischen geltung oe als \bar{o} , ae als \bar{a} , u als \bar{u} zu beurteilen sind. Es ist ferner zu bedenken, dass, wenn wir die inlautenden gh abrechnen, von niederländischen eigentümlichkeiten der orthographie durchaus nicht so viel hervortritt, dass dem nicht durch die deutlichen hochdeutschen eigentümlichkeiten, die *sch* in *schuuester*, *schlipen*, *schualth*, die *th* wie in *thiine* und direkt deutsche formen wie *bruder*, *alt*, *tag*, *kommen*, *stern*, *lachen* mindestens die wage gehalten würde. Die ansicht Loewe's von der geltung des $oe = \bar{u}$ und $\bar{u} = \bar{ü}$ ist demnach falsch und zu verwerfen.

Mein gesamturteil über Loewe's buch kann ich in wenige worte zusammenfassen. Es gibt werke, die die quellen sprechen lassen, sie übersichtlich gruppieren und ihnen mit genialer einfachheit tatsachen von überraschender fülle und tiefe zu entlocken wissen. Dazu gehört des unsterblichen Zeuss' grossartiges werk, dazu gehört Loewe's buch nicht. In Loewe's buch sprechen die quellen leise und bescheiden, laut und allzu vernehmlich aber redet er und kommt doch vor endloser kritik dessen, was andere gesagt haben, kaum dazu selbst positives zu sagen. Dass Loewe neue nachrichten ans licht gezogen habe, sei nicht bestritten, aber sie kommen in dem langwierigen handeln um meinungen und möglichkeiten kaum zu ihrem vollen rechte. Was endlich die grammatische und lexicalische verwertung der kringotischen sprachreste betrifft, so muss ich der erwartung, die irgend jemand hegen könnte, dass Loewe hier tatsächlich vieles vorwärts gebracht, unentschiedenes entschieden, dunkles geklärt habe, ein überzeugtes *quod nego* entgegenzusetzen.

WIEN, 29. AUG. 1896.

THEODOR VON ORIENBERGER.

Luthers schrift an den christlichen adel deutscher nation im spiegel der kultur- und zeitgeschichte. Ein beitrage zum verständnis dieser schrift Luthers. Von Walther Köhler. Halle a. S., Max Niemeyer. 1895. VI u. 334 s. 6 m.

Das besondere interesse, mit dem historiker und theologen in neuerer zeit Luthers berühmte kampfschrift behandelt haben, erklärt sich aus den sachlichen berührungen derselben mit den schriften Huttens. Ist dies ein zusammentreffen auf grund litterarischer abhängigkeit jenes von diesem, hat also Luther hier bedeutende anleihen bei dem humanistischen polemiker gemacht? oder sind es zufällige berührungen, aus gleicher kenntnis der verhältnisse und ähnlicher beurteilung derselben entspringend? oder sind es gemeinsame quellen, aus denen beide schöpfen? Je nach der beantwortung dieser fragen beurteilt man dann den einfluss Huttens auf Luther, jenes zusammentreffen der humanistisch-nationalen feindschaft gegen Rom mit der religiös-reformatorischen, als einen mehr oder weniger bedeutsamen faktor in

Luthers entwicklungsgang. Und kein zweifel, die beantwortung jener litterarischen frage hielt sich nicht immer völlig frei von den einflüssen, die von der gesamtanschauung der beurteiler über humanismus und reformation ausgingen: den einen war es störend, ein flecken in ihrem Lutherbilde, wenn er von jener seite her starke einflüsse erfahren haben sollte; andern war es gerade recht, wenn sie einen starken einschlag humanistischer impulse in entscheidender stunde bei Luther nachweisen konnten, noch andre freuten sich, wenn sie Luther im banne „revolutionärer“ tendenzen zeigen durften. Die letzte bedeutende, scharf einchneidende äusserung zur sache war die von Knaake in bd. VI der Weimarer ausgabe. Punkt für punkt hatte er — gelehrt und scharf — die einst bahnbrechende und tonangebende darstellung Kampschulte's (Die universität Erfurt. Trier 1860) zu widerlegen unternommen, um jede spur eines einflusses Huttens zurückzuweisen, auch den nachweis versucht, dass Luther Hutten's Vadiscus noch gar nicht habe benutzen können, da die schrift erst verhältnismässig spät zur versendung gekommen sei. Es war zu erwarten, dass nachdem hier der einfluss Huttens auf den nullpunkt heruntergedrückt war, nun eine reaktion erfolgen werde. W. Reindells arbeit: Luther, Crotus und Hutten (Marburg 1890) brachte diesen rückschlag noch nicht, sie stand vielmehr im wesentlichen unter dem starken eindruck der Knaakeschen polemik gegen Kampschulte. Dagegen liegt uns der versuch einer zurückweisung Knaakes jetzt in Köhlers schrift vor. Doch will diese weit mehr geben als nur das abschliessende wort in der alten Hutten-Luthercontroverse. Sie will für die ganze Luthersche schrift An den christlichen adel den nachweis führen, mit welchen litterarischen quellen und hilfsmitteln Luther hier gearbeitet habe und uns somit einen einblick in Luthers litterarische bildung und in seine arbeitsweise gewähren. Köhler versucht also, an einer einzelnen schrift ungenügend das nachzuweisen, was soeben Ernst Schäfer in umfassender weise in seinem höchst dankenswerten buche: Luther als kirchenhistoriker (Gütersloh 1897) in angriff genommen hat. Nach einer lehrreichen litterarhistorischen übersicht über die beachtung und beurteilung, die Luthers streit- und reformationsschrift in den verschiedenen zeiten gefunden hat, behandelt er daher nach einander die verschiedenen hier in betracht kommenden „quellen“ Luthers: die bibel, die kirchengeschichte, die profangeschichte, das geistliche recht, dann in längerer ausführung (s. 246—317) adel und humanismus, endlich die eigene erfahrung Luthers (romreise) als quellen für jene schrift. Am schlusse bietet er eine tabelle über die einzelnen abschnitte der schrift An den christlichen adel mit registrierung der in ihnen benutzten quellen. So dankenswert der fleiss ist, den der verfasser hier angewendet und so richtig viele einzelne nachweisungen unzweifelhaft sind, so liegt doch in der grundidee einer solchen quellenanalyse der arbeit eines geistesmächtigen mannes gegenüber von vornherein die gefahr einer verschiebung und verkennung der art, wie solche männer producieren. Man bekommt — trotz aller verwahrung, die der verfasser selbst dagegen einlegt — das schiefe bild eines unter seinen büchern sitzenden, bald diese, bald jene „quelle“ nachschlagenden gelehrten, und vergisst, dass man es mit einem aus der tiefsten erregung des geistes hervorquellenden strome zu tun hat, und nicht mit einem aus den verschiedensten gefässen zusammengeschöpften gerinnsel. So wenig Luther die sorgfältig registrierten bibelstellen ad hoc nachgeschlagen haben wird, sondern mit ihnen als mit längst erworbenem eigentum aus dem vollen heraus operiert, so wenig wird er die meisten andern quellen, die hier aufgerechnet werden, überhaupt als seine litterarischen „quellen“ im bewusstsein gehabt haben. Und sollte alles wirklich entlehnt sein, weil frühere es auch schon einmal ähnlich gesagt

haben? Der nachweis, den Köhler hier antritt, hat oben in vielen fällen nur den wert, im allgemeinen kenntlich zu machen, aus wie mannigfachen quellen Luthers allgemeine kirchen- und profangeschichtliche bildung geflossen war. Eine derartige untersuchung will dann aber nicht an einer einzelnen schrift geführt werden, sondern verlangt die breite unterlage der gesamten schriftstellerischen erzeugnisse Luthers. Sie läuft aber auch gefahr, bei den einfachsten dingen nach litterarischen vorlagen zu haschen. Dieser gefahr ist Köhler nicht entgangen. Man vgl. z. b. s. 106, wo er zu Luthers satz „Vernünftige regenten neben der heiligen schrift wären recht übergenug“ bemerkt: „Man erkennt, hier ist Plato Luthers quelle!“ und sich nun bemüht, uns Luthers bekantschaft mit den ideen der republik Plato's nachzuweisen. Wie würde Luthers wol gelacht haben, wenn ihm jemand gesagt hätte, dass er diesen gedanken von Plato entlehnt hätte! Mit recht hat Schäfer (a. a. o. s. 74 fgg.) der Köhlerschen arbeit ausser einer reihe von irrthümern im detail auch den vorwurf gemacht, dass sie bei den angeblich von Luthers benutzten quellen nicht sorgfältig untersucht hat, ob dieselben überhaupt damals schon gedruckt waren und somit im bereich seiner lektüre liegen konnten, und dass sie andererseits ihre forschungen nicht breit genug über Luthers übrige schriften ausgedehnt hat, da diese ihm sonst manche quelle gezeigt haben würden, die Luthers unzweifelhaft bekannt gewesen ist. So habe ich z. b. in der Weim. ausg. IV, 666 nachweisen können, dass Luthers des Sabellicus *Rhapsodiae historicae* schon früh gelesen und benutzt hat.

Doch wenden wir uns der interessantesten frage, der nach dem verhältnis Luthers zum humanismus und seiner schrift zum *Vadiscus* zu. Köhler macht Luthers einfach zum humanisten (s. 254); denn humanismus bedeute ja nur die „formalthese des rückganges auf die urquellen“ (s. 24 fg.). Auch Luthers abschätziges urtheil über Aristoteles zeige humanistischen einfluss. Zwar musste ihn seine theologische position zum gegner des Aristoteles machen — aber es sei doch nicht zufall, dass er sich in der polemik gegen ihn mit den humanisten berühre (s. 253 fg.). Nun wenn ihn seine theologie zu dieser stellungnahme führen musste, dann zeigte sich darin doch wol eben nicht humanistischer einfluss. Aber weiter: ist die frage nach Luthers stellung zum humanismus wirklich von jener „formalthese“ aus erfolgreich zu behandeln? gilt hier nicht: *qui nimium probat, nihil probat*? Köhler macht aus den studentischen berührungen zwischen Crotus und Luthers trotz allem, was darüber schon gesagt worden ist, wider eine enge freundschaft (s. 268) und vergisst, wie viel bei dem briefstil der humanisten von ihren superlativen abgezogen werden muss, um den nüchternen sachverhalt zu eruieren. Verständig erkennt er an, dass die nationalen regungen in Luthers durch die bundesgenossenschaft der humanisten nicht so sehr erst hervorgerufen, als nur gekräftigt und zu lebhafter äusserung gebracht worden seien (s. 284), aber er meint doch auch mit zuversicht behaupten zu können, dass ohne die verbindung mit den humanisten der öffentliche bruch Luthers mit Rom „sicherlich nicht erfolgt wäre“ (s. 287). Das ist doch eine starke verkennung der — *sit venia verbo* — revolutionären kraft grade der religiösen gedanken Luthers der ganzen bestehenden kirchlichen autorität gegenüber. Viel vorsichtiger urteilt hier doch Kolde, wenn er meint, der bruch wäre sicher auch so erfolgt, aber vermutlich erst später — und wir dürfen hinzusetzen, wol auch in anderer form. Eine schiefe antithese scheint es mir auch zu sein, wenn Köhler die schrift An den christlichen adel dahin charakterisiert, dass hier „nicht der theologe, sondern der nationale reformator“ rede (s. 290); oder meint er, dass auch ein Hutten diese schrift hätte verfassen können? Sind denn nicht alle *gravamina*, die er vorbringt, von seiner theo-

logischen, oder richtiger religiösen anschauung zusammengehalten und von ihr durch-
setzt, und bildet nicht diese religiöse fundamentierung die *differentia specifica* dieser
schrift in der reihe der antirömischen streitschriften jener tago?

Nur im vorbeigehen will ich eine beweisführung stroifen, die Köhler dafür
bringt, dass Luther den „Pasquillus exul“ gekannt und benutzt habe. Er meint,
sogar einen bestimmten druck desselben als von Luther benutzt erweisen zu können,
nämlich den von 1520, der den auch von Luther citierten spruch (Weim. ausg. VI,
437): „Wer das erste mal gen Rom geht, der sucht einen schalk u. s. w.“ an
dor spitze trage; denn dieser spruch sei sonst nicht sonderlich bokaunt gewesen und
dem verfasser in keiner flugschrift weiterhin aufgestossen (s. 284 fg.). Aber wio?
schreibt nicht Bebel, *Proverbia german.* 1508 nr. 192: *Dicunt nostri: Si quis primo
Romani proficeatur, visurum nequam; si secundo profectus fuerit, cogniturum
nequam; tertio rediturum nequam et impostorem?* Und *Fabri de Werdea, Proverbia
metrica* (bl. B viij):

Wer zum ersten Rom beschawet,
Dor sieht oyn schalck mit seyn augen;
Wil er zeum andorn mal hyn rennen,
So lornet er oyn schalck kennen.
Kumbt er zum dritten mal do hyn,
So brengt er oyn schalck mit ym.
Also pflegen zcu sagen
Die Rom besucht haben.

Es erhellt daraus zunächst, dass der fast wörtlich gleichlautende spruch im *Pasquillus
exul* aus *Fabri* entlehnt ist; ferner dass es sich um ein allgemein bekanntes
sprichwort handelte. Wer will nun erweisen, dass Luther ein solches überhaupt
aus einer litterarischen quelle und nicht aus mündlicher überlieferung geschöpft hat?

Die frage, ob der *Huttenscho Vadiscus* benutzt sei, fasst Köhler mit recht zunächst
mit einor untersuchung darüber an, ob Luther den dialog schon in händen gehabt
haben kann. Luther schrieb *An den christlichen adel* im juni 1520 nieder (von den
ersten tagen an bis zum 23.); *Vadiscus* und *Inspicientes* erschienen im april in Mainz.
Danach schiene also die benutzung der *Huttenschen schrift* von vornhero in wahr-
scheinlich. Nun hatte aber *Knaake* dagegon geltend gemacht, dass *Cochleus*, damals
in dem nahen Frankfurt a. M., der schon am 5. april die neuen dialoge erwartete,
sie noch am 12. juni nicht gesehen hatte, dass auch in *Luthors* und *Molanchthous*
briefen an Hess vom 7. und 8. juni, in denen sie über novitäten sprechen, dieser
dialoge nicht gedacht wird. Daraus schloss er, dass Luther sie bei der niederschrift
seiner reformationsschrift überhaupt noch nicht zu gesicht bekommen haben werde.
Diese ausführungen *Knaakes* haben etwas frappierendes; man erhielt den eindruck,
als wenn durch irgend welchen zwischenfall in Mainz die versendung der dialoge
aufgehalten worden sei. Diese instanz hat Köhler s. 304 fg. glücklich entkräftet. Er
weist aus briefen von *Beruhard Adelman* und *Heinrich Stromer* nach, dass die dia-
loge in den ersten tagen des mai sowol in Augsburg wie in Leipzig sicher bekannt
waren. Somit wird die möglichkeit, dass sie auch Luther bereits im mai vorlagen,
nicht ferner bestritten worden können; und diese möglichkeit ist hier zugleich das
wahrscheinliche. (Dass *Crotus*, als er am 23. april von Bamberg aus an Luther schrieb,
die dialoge noch nicht gehabt haben wird, scheint mir trotz Köhlers gegenbemerkun-
gen gegen *Knaake* noch immer die natürlichste deutung seines schweigens über sie

zu sein.) Aber um so auffälliger ist es, dass Melanchthons und Luthers briefe vom mai und juni, trotzdem sie die neuen litterarischen erscheinungen mannigfach berühren, dieser schrift mit keiner silbe erwähnung tun. Um so verwunderlicher, wenn, wie Köhler behauptet, plan und grundidee bei Luther aus Huttens schrift stammen! Das setzt einen so mächtigen eindruck auf Luther voraus, dass sein schweigen über diesen eindruck in den briefen an die vertrauten freunde Spalatin und Hess kaum verständlich ist. Somit werden wir doch weiter nach einem zwingenden positiven beweis für die abhängigkeit begehren. Da legt nun Köhler nicht wie frühere forschor entscheidendes gewicht auf die redeform der triade bei Luther, die eine stilistische nachahmung der Huttenschen triadenform im Vadiscus sein müsse. Und das mit gutem grunde. Denn das bild von den 3 mauern bei Luther finden wir bereits in einem briefe Capitos an ihn vom 4. sept. 1518 auf Rom angewendet, und es geht, wie ich hier nochmals hervorheben möchte, letztlich auf Virg. Aen. 6, 549 zurück: Tartarus . . . triplici circumdata muro, wie schon Hier. Emser richtig gesehen hat, vgl. den Hallischen neudruck Luther und Emsor I, 20. Aber Köhler bietet uns s. 307 fgg. eine gegenüberstellung der sachlichen parallelen beider schriften, aus denen Luthers abhängigkeit zweifellos hervorgehe. Freilich muss er zugeben, dass dieser stoff in der hauptsache Luther auch aus andern quellen zugänglich war oder sein konnte, so dass im einzelnen sich durchaus nicht entscheiden lasse, was nun grade aus Hutten entnommen sei. Er behauptet zwar auch eine grosse formelle ähnlichkeit in der darstellung der gleichen stoffe. Hier scheint jedoch ein wörtlicher anklang an Hutten nur Weim. ausg. VI, 425 in dem in gleichem zusammenhang auftretenden: „so muss der allerheiligste vater sich entschuldigen“ — „et tunc aliquid caussabatur sanctissimus“ — vorzuliegen. Ist freilich für eine stelle die benutzung nachweisbar, so wird sie auch über diese eine stelle hinausreichen. Aber wenn ich das anerkenne, so muss ich doch zugleich nachdrücklich geltend machen, dass der parallele stoff bei beiden in einer völlig verschiedenen anordnung auftritt, vgl. die tabellen s. 307 fgg. 333 fg. Schon von hier aus erweist es sich als eine völlige verzeichnung des tatbestandes, wenn man gelegentlich Luthers schrift als einen auszug aus der Huttens bezeichnet hat. Aber es scheint mir daraus auch hervorzugehen, dass der eindruck des Vadiscus auf Luther gar nicht so bedeutend gewesen sein kann, als Köhler annimmt. Er hat mitgewirkt, der stimmung Luthers mit concretem anklagematerial zu hilfe zu kommen; er hat im allgemeinen ihm schon bekanntes neu bestätigt, hier und da den schon angehäuften indignationsstoff mit neuem detail vermehrt. Wäre das verhältnis so, dass der Vadiscus erst Luthers schrift hervorgorufen, plan, grundidee und im wesentlichen auch den stoff ihm erst geliefert hätte, dann würde dieser einfluss sich in seinen briefen und in der schrift selbst irgendwie widerspiegeln. Offenbar ist sich Luther selbst einer abhängigkeit, wie sie ihm imputiert wird, absolut nicht bewusst gewesen. Und wer will ausserdem ermitteln, wie viel von dem, was Luther aus der litteratur leicht hätte entlehnen können, trotzdem nicht auf litterarischem wege, sondern auf dem des verkehrs mit kollegen und freunden ihm viva voce zugeflossen ist? Man vergisst so leicht mit diesem faktor, der doch in feberhaft erregter zeit eine so wichtige rolle spielt, gobührend zu rechnen. — Köhler kommt zu dem endergebnis, dass „Luthers schrift in allen ihren punkten nichts neues brachte“ (s. 325), denn er hat glücklich für alles irgend welche parallelen oder wenigstens „ansätze“ dazu aus früherer litteratur entdeckt. Dies facit seiner fleissigen und im einzelnen verdienstlichen arbeit vergisst, auf wie viel unsichere schlüsse im einzelfall es sich gründen musste, und beruht auf

dem tiefer liegenden irrtum, als wenn ein musikstück damit erklärt wäre, dass wir nachweisen, wo einzelne tonfolgen schon früher einmal verbunden worden sind.

DRESLAU.

O. KAWERAU.

Die mundart von Imst. Laut- und flexionslehre. Mit unterstützung der kaiserlichen akademie der wissenschaften in Wien. Von dr. **Joseph Schatz**. Strassburg, K. J. Trübner. 1897. XIII, 179 s. 4,50 m.

Eine längst mit missbehagen empfundene lücke wird durch das vorliegende werk in der befriedigendsten weise gedeckt. Die deutschen mundarten der österreichischen monarchie waren — von Böhmen abgesehen — bisher so gut wie völlig der wissenschaftlichen verwertung verschlossen. Ein besonders wichtiges gebiet hat jetzt in dr. Schatz einen berufenen, solid und vielseitig vorgobildeten bearbeiter gefunden. Er hat sich mit seiner gründlichen arbeit warmen dank verdient.

Imst liegt im tirolischen Oberinntal westwärts von Innsbruck. Die alemannischen nachbarmundarten sind uns im ganzen nicht mehr fremd. Es ist vom höchsten interesse nun einmal zu vergleichen und die weite des abstands zwischen alemannisch und bairisch zu constatieren. Wir sind gewohnt, nachbarmundarten einander möglichst nahe zu rücken. Schatz betont mit recht, dass wir es bei den bairischen mundarten mit wesentlich andern constitutiven faktoren zu tun haben, als wir sie gegenwärtig bei den alemannischen mundarten zu kennen glauben. Es wäre ein schönes ergebnis der modernen dialektforschung, wenn sich mehr und mehr die überzeugung Bahn bräche, dass die geschlossenen dialektgebiete — deren existenz nur von träumern bestritten werden kann — besser als selbständige sprachen denn als „untermundarten“ zu betrachten seien.

Die einleitenden §§ unter dem titel Zur phonetik der mundart sind der besprechung der eigentlichen cardinalfragen, die das verständnis bedingen, gewidmet. In vortrefflicher weise werden die punkte, die ich als constitutive faktoren in den vordergrund stelle, behandelt: articulationsart und accentverhältnisse. Alles ist anders wie in den alemannischen strichen. Diese tatsachen muss man zum ein-einteilungsgrund der mundarten nehmen, nicht die accessorischen erscheinungen dieses oder jenes „lautwandels“. Ich freue mich, dass herr dr. Schatz in dieser beziehung ganz klar zu sehen gelernt und dem wichtigen entsprechenden raum gegönnt hat. Ich verweise z. b. auf die eingehende darstellung des expiratorischen und des musikalischen accents, an die man sich zunächst wenden möge, wenn man die verschiedenheit der constitution auf alemannischer und auf bairischer seite sich veranschaulichen will. Was die intensitätsverhältnisse betrifft, so möchte ich einen punkt herausgreifen. Schatz behauptet (§ 26), in der stellung nach pause, also im anfang eines satzes oder satzteiles werde jeder stimmlose consonant als fortis gesprochen; die mundart beginne den satz mit starker expiration. Stimmlose lones werden folglich im satzanlaut zu fortes: z. b. *i denky* aber *tenky* (imperativ denke!). Das ist etwas wesentlich anderes als wir aus den Schweizermundarten kennen. Schild in seiner verdienstlichen darstellung der Brienzer mundart (Basel 1891 und Beitr. 18, 301) hat zuletzt darüber gehandelt. Im freien anlaut liegen auf alemannischem boden die dinge durchaus nicht so wie Schatz uns jetzt die tirolischen schildert. Im freien anlaut bleiben die schweizerischen lones, steigern sich die bairischen lones zu fortes. Andererseits liefern die Schweizermundarten im sandhi belege dafür, dass

die lenis nur nach sonorlauten bleibt, nach stimmlosen consonanten zur fortis wird. Wir erhalten also den bekannten Notkerschen canon erst, wenn wir die ergebnisse der beiden getrennten dialectgebiete vereinigen. Ist das zulässig? Ist es nicht wahrscheinlicher, dass die erscheinungen in der mundart von Imst mit dem canon Notkers gar nichts zu schaffen haben? Ehe wir Schatz die berechtigung zugestehen, die orthographie Notkers auf grund der mundart von Imst historisch zu deuten, fordern wir andeutungen über historische zusammenhänge.

In seinem zweiten kapitel legt der verfasser „Die historische entwickelung der laute“ dar, ohne dass etwas für die grammatik der sprache Notkers abgefallen wäre. Ich denke z. b. an die entwickelung des diphthongs *eu* vor labialen und gutturalen. *ui* in der mundart von Imst (*fluigo* fliege) verträgt sich mit dem regelmässigen *ie* Notkers nicht (vgl. bei Schatz § 54). Doch bezweifle ich, ob Schatz gut daran getan hat, drei verschiedene *iu* fürs ahd. vorauszusetzen. Er meint, die qualität des *iu* in *piugu* müsse eine andere gewesen sein als die des *iu* in *piugent*. Bedenklich lautet schon die andere formulierung derselben sache (s. 64 fg.): die veränderung, welche *iu* vor dentalen durch brechung erlitt, war grösser als die des *iu* vor labialen. Schatz erreicht nichts damit, dass er eine flexion konstruiert: *diub diubes diube diub*, d. h. dass er, wo wir sonst brechungsvokal ansetzen, offene qualität des grundvokals annimmt. Die heutige dialectform *dieb* zeigt uns, dass wir mit den üblichen annahmen nom. pl. *dieba*, dat. pl. *diubun* völlig auskommen. Notwendig ist für die mundart von Imst nur die unterscheidung zwischen umgelautes und nicht umgelautes *iu*: jenes erscheint als *ai* (z. b. *lait* < *liuti*), dieses als *ui* (z. b. *puit* < *piutu*). Nicht einverstanden bin ich mit der formulierung: der umlaut des *iu* trat nicht ein vor *u* (s. 65): *nui* neu (< *nuiui*) ebenso nicht vor *r*: *tuir* teuer (< *tiuri*). Das kann deswegen nicht zutreffend sein, weil auch „feuer“ in der mundart *fuir* und freund *früt* lautet. Der sachverhalt dürfte also der sein, dass es sich in den fällen, wo Schatz umlaut erwartet, um formen handelt, die ebenso wenig umlautsfähig gewesen sind als die von Schatz z. b. § 49 zusammengestellten fälle (*rukka* rücken). Man wird mit diesen tatsachen nur fertig, wenn man sich meiner auffassung anschliesst, wonach *-i* in diesen fällen bereits zu *-ə* reduciert war, ehe die *u*, *iu* umgelautes worden sind. Die regel dürfte also zu fassen sein: *iu* vor *-u*, *i* > *ui*; umgelautes *iu* > *ai*; nur in den letzteren fällen ist umlaut eingetreten; *nui* ist nicht anders zu beurteilen als *puit*. Der geschichte des umlauts hat Schatz eine auch sonst nicht ganz befriedigende fassung gegeben. Er hält an zwei verschiedenen umlautsperioden fest, meint aber die scheidung der perioden könne nur auf die qualität des umlauts von *a* bezogen werden, sei nicht eine chronologische. In der mundart von Imst ist eine doppelte qualität des *a*-umlauts vorhanden: *šöpfə* (< *secpfen*), aber *palg* (bälge), ebenso *tsāx* zähe, *sālig* selig usw. Schatz hat ganz richtig gesehen, dass die *a*, *ā* aus älterem *ε*, *e* entwickelt sind: „sicherlich hat auch das bairische in spät ahd. zeit noch den offeneren *e*-laut gesprochen, der erst später zum heutigen *a* wurde ... Die beiden umlautvocale (*e* und *ε*) sind wol zur gleichen zeit entstanden; nur qualitativ wurde ein unterschied hervorgerufen durch die bei Braune, Ahd. gr. § 27 a. 2—4 genannten faktoren“ (s. 47). Das wäre doch nur denkbar, wenn es sich etwa nur um die kurzen *a*-laute handelte, so lange Schatz nicht den nachweis führt, dass der umlaut von *ā* derselben zeit angehört wie der von *a*, dürfte seine behauptung nicht ernsthaft zu nehmen sein. Er hat offenbar übersehen, dass mit der parallelentwickelung

des umlauts von \bar{a} , der neben dem jüngeren a -umlaut hergeht, ein fester chronologischer anhaltspunkt gewonnen ist.

Gerne hätte ich gewünscht, herr dr. Schatz wäre den vielfachen historischen problemen, die sein material anregt, energischer nachgegangen. Er hat das urkundenmaterial herangezogen, aber doch nur mehr zur decoration, als dass es zu einem lebendigen organischen glied seines aufbaus geworden wäre. So schönen anlauf er genommen hat, die quantitativgesetzte zu eruieren (§ 80 fgg.), so ist er doch zu früh erlahmt. Auch die flexionslehre, die sich durch ebenso sorgfältige ordnung auszeichnet wie die lautlehre, hätte durch stärkere verwertung historischer gesichtspunkte an innerer bedeutung gewonnen.

Im ganzen macht aber die arbeit einen vortrefflichen eindruck und lässt von ihrem verfasser noch manches hoffen. Indem ich ihn ermutige, auf dem wege, den er eingeschlagen hat, fortzufahren, statt ich ihm noch meinen persönlichen dank ab für die liebevolle versenkung in mein buch über die schwäbische mundart. Ich habe seiner zeit die bitte ausgesprochen, mein versuch möge auf anderm dialektgebiet nachfolger wecken. Herr dr. Schatz hat sich nicht bloss meine orthographie angeeignet, er ist völlig mit dem geist vertraut geworden, in dem ich jenes buch geschrieben habe.

KIEL.

FRIEDRICH KAUFFMANN.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Arfert, P., Das motiv von der unterschobenen braut in der internationalen erzählungslitteratur, mit einem anhang: Über den ursprung und die entwicklung der Bertasage. Schwerin 1897. 76 s. (Rostocker dissert.)

(Nach s. 51 anm. ist „wahrscheinlich“ sogar Plautus den „nordischen skalden“ bekannt gewesen!)

Bax, K., Volksorthographie auf phonetischer grundlage. Frankfurt a. M. Gebr. Knauer. 1897. 102 s.

Ehrismann, G., Untersuchungen über das mhd. gedicht von der Minneburg. Habilitationsschrift von Heidelberg. Halle a. S. 1897. 84 s.

Grundriss der germanischen philologie . . . herausgegeben von **Hermann Paul**. Zweite verbesserte und vermehrte auflage. I. band, 2. lieferung, s. 257—512. 4 m.

IV. abschnitt: Schriftkunde.

1. Runen und runendenkmäler (schluss) von Ed. Sievers.
2. Lateinische schrift von W. Arndt, überarbeitet von H. Bloch.

V. abschnitt: Sprachgeschichte.

1. Phonetik von Ed. Sievers.
2. Vorgeschichte der altgermanischen dialekte von Friedr. Kluge.
3. Geschichte der gotischen sprache (anfang) von Friedr. Kluge.

Historia D. Johannis Fausti des zauberers von **Gustav Milehsack**. I. teil. Wolfenbüttel, J. Zwissler. 1892—97. CCCXCIV. 124 s. 10 m.

Jakobsen, Jakob, Det norrøne sprog på Shetland. København, Wilhelm Prior. 1897. (II), X, 196 s. (Kopenhagener dissert.)

- Kaeding, F. W.**, Häufigkeitswörterbuch der deutschen sprache. Festgestellt durch einen arbeitsausschuss der deutschen stenographiesysteme. Lieferung 1 und 2. Steglitz bei Berlin. 1897. Selbstverlag des herausgebers. 96 s.
- Ordbok öfver svenska språket** utgifven af Svenska akademien. Häftet 6. Sp. 753—912. afvira — alf. Lund, Gleerup (Leipzig, M. Spirgatis). 1897. à 1,50 kr.
- Piper, Paul**, Denkmäler der älteren deutschen litteratur. Erster band: die altsächsische bibeldichtung. Erster teil: text. Stuttgart, Cotta. 1897. CVI, 487 s. 10 m.
- Schneider, Max**, Die gelehrtenbriefe der Gothaer gymnasiabibliothek. Gotha 1897 (progr.). 26 s. 4.
- Schönbach, Anton E.**, Studien zur geschichte der altdutschen predigt. Erstes stück. Über Kelles „Speculum ecclesiae“. Wien 1896. II, 142 s. (Sitzungsberichte der kais. akademie der wissenschaften, philos.-histor. klasse, band CXXXV.)
- — Das christentum in der altdutschen heldendichtung. Vier abhandlungen. Graz, Leuschner und Lubensky. 1897. XXII, 267 s.
- Sproglig-historiske studier** tilegnede professor C. R. Unger. Kristiania, H. Aschehoug & co. 1896. VI, 226 s. 5 kr.
- Inhalt: A. B. Larsen, Om de norske dialekters forhold til nabosprogene. — S. Bugge, Oldnorske sammensætninger paa *-nautr.* — O. Rygh, Norske fjordnavne. — H. J. Huitfeldt-Kaas, Om falske diplomer. — A. Taranger, Ábúð jarðar heimilar tekju. — C. A. Gjessing, Sæmund frodes forfatterskab. — M. Nygaard, Den lærde stil i den norrøne prosa. — A. Torp, Bidrag til germansk, fornemlig nordisk ordforklaring [alt. *andafa, audinn, bil, bridr, djarfr, dreng, flá, frekr, gammi, gá, geisli*; norw. *bringe, brusk, budda, flint, gaare*; germ. *dumba-*; nhd. *flau*; dän. *gimmer*]. — E. Hertzberg, Endnu et kristeuretsudkast fra det 13de aarhundrede. — H. Falk, Om inskud af *j* med forsterkende og navnlig nedsættende betydning i nordiske ord. — G. Storm, En gammel gildeskraa fra Trondhjem.
- Vodskov, H. S.**, Sjøledyrkelse og naturdyrkelse. Bidrag til bestemmelsen af den mytologiske metode. 1. bd., 3.—6. hefte. Kjøbenhavn, i kommission hos Løhmann & Stage. 1897. S. 81—432.
- Vos, B. J.**, The diction and rime-technic of Hartman von Aue. New York and Leipzig, Lemcke & Büchner. 1896. 74 s.
- Weinhold, Karl**, Die deutschen frauen in dem mittelalter. 3. aufl. Wien, Gerold. 1897. 2 bände. VI, 393, (1) und IV, 353 s. 15 m.

NACHRICHTEN.

Am 25. febr. 1897 verschied zu Karlsruhe der ehemalige ordentl. professor an der universität München, dr. Michael Bernays (geb. 27. november 1834 zu Hamburg). — Am 12. april 1897 verstarb zu Westend bei Berlin der ausserordentl. professor der nordischen philologie dr. Julius Hoffory (geb. 9. febr. 1855 zu Aarhus).

Der privatdocent dr. Arnold E. Berger in Bonn ist in die redaction der kritischen gesamtausgabe von Luthers werken nach Berlin berufen worden; die privatdocenten prof. dr. Th. Siebs in Greifswald und prof. dr. J. Stosch in Kiel übernehmen die mitarbeiterschaft am Grimmschen wörterbuch. — An der universität Heidelberg habilitierte sich dr. Gust. Ehrismann für germanische philologie.

BEITRÄGE ZUR QUELLENKRITIK DER GOTISCHEN BIBELÜBERSETZUNG.

II. Das Neue Testament.

1. Über den codex Alexandrinus.

E. Bernhardt hat in seinen Kritischen untersuchungen über die gotische bibelübersetzung (Meiningen 1864. Elberfeld 1868) das ergebnis seiner textvergleichung dahin zusammengefasst, dass unter allen unsern griechischen handschriften keine dem gotischen text näher verwandt sei als A, die handschrift von Alexandria, welche sich jetzt im Britischen museum befindet. Schon weil die handschrift jünger sei, als die gotische bibelübersetzung, könne sie jedoch Wulfila nicht vorgelegen haben. In seiner ausgabe erklärte Bernhardt, er habe es bewiesen, dass die griechische handschrift, welche Wulfila bei der übertragung der evangelien benützt habe, dem Alexandrinus nahe verwandt gewesen sei. „Nicht ganz selten sind die stellen, wo sich als beleg für die gotische lesart nur jüngere griechische handschriften anführen lassen; indes habe ich mich nicht überzeugen können, dass solche übereinstimmung nicht auf rechnung des zufalls zu setzen und wirklich alte lesarten in diesen quellen enthalten seien, und in meinen griechischen text sind demnach nur lesarten der älteren uncialhandschriften aufgenommen worden“ (Vulfila p. XXXIX).

Dieser standpunkt kann heute nicht mehr verteidigt werden. Ich verweise im übrigen auf die arbeiten von D. Burgon (z. b. *The Quarterly Review* vol. 153, London 1882 s. 361 u. ö.) und erinnere nur an die wertschätzung, die man neuerdings nicht bloss den jüngeren uncialhandschriften, sondern vor allem den minuskelhandschriften hat angedeihen lassen; eine überlieferungsquelle, die Bernhardt bei seiner einseitig Tischendorf'schen richtung fast gar nicht in anschlag gebracht hat. Der text, der erst jüngst in der mit Φ bezeichneten uncialhandschrift des VI. jahrhunderts zu tage gekommen ist, war bisher durch die minuskelhandschriften 13. 69. 124. 346 vertreten; diese handschriften gehören dem 12.—15. jahrhundert an und wie wertvoll sie sind, davon überzeuge man sich aus dem von T. K. Abbott herausgegebenen buche: *A collation of four importants manuscripts of the gospels* by

W. K. Ferrar. Dublin 1877. Man ist heute nicht mehr in dem cultus einer einzigen, wenn auch noch so alten uncialhandschrift befangen. Von diesem textkritischen aberglauben ist die welt namentlich durch Lagardes Lucianstudien geheilt worden.

Die richtschnur bilden für uns die worte Lagardes, die er in seiner Ankündigung einer neuen ausgabe der griechischen übersetzung des alten testaments (Göttingen 1882) niedergelegt hat: „Ich halte fest an der durch mich zuerst ausgesprochenen ansicht, dass es sich nicht darum handeln kann, eine uncialhandschrift, heisse diese A oder B, nur darum, weil sie eine uncialhandschrift ist, als wertvollen text auszuposaunen oder vorzulegen, sondern zunächst nur darum, denjenigen text zur anschauung zu bringen, welcher in einer kirchenprovinz oder welcher in mehreren kirchenprovinzen gegolten hat (s. 25). Die kritik hat, da die Bibel in der kirche stets unter der controlle der bischöfe gestanden und stets die gestalt gezeigt hat, welche die bischöfe sie fragen zu lassen für gut fanden, zuerst zu fragen, welches die gestalt der Bibel in den einzelnen verwaltungsbezirken der kirche gewesen ist: einzelne handschriften, seien dieselben noch so alt, haben wert nur, sofern sie sich als die widergabe kirchlich gültiger texte erweisen: gehen sie ohne genossen, so muss man sie bis auf weiteres ungeschätzt lassen und nur ihre lesarten verzeichnen (s. 29)¹.

So geht es denn nicht mehr an, sich mit Bernhardt auf den cod. Alex. zu stützen. Es ist vielmehr zu bestimmen, welcher text im sprengel des Wulfila massgebend war.

Bernhardt ist ja in der bevorzugung von A so weit gegangen, dass er die lesarten der griechischen handschriften nur mit auswahl verzeichnet hat, vielfach nur dann, wenn der gotische text von A abweicht und auch dies mit beschränkung auf die ältesten und wichtigsten quellen, den Sinaiticus, BCDL. Dass dieses verfahren unzulässig ist, wird die folgende erörterung erweisen.

Der cod. Alexandrinus ist in der zweiten hälfte des 5. jahrhunderts geschrieben und enthält das Alte mit dem Neuen Testament. Es muss uns von vornherein stutzig machen, eine handschrift für das gotische Neue Testament zu grunde zu legen, deren Altes Testament zu den gotischen fragmenten des Alten Testaments in keiner näheren beziehung steht. Die einrichtung der handschrift ist beträchtlich von der des cod. arg. verschieden: A ist zweispaltig mit 49—51 zeilen auf der seite,

1) Nicht mehr benutzen konnte ich die jüngst erschienenen arbeiten von E. Nestle, Bibelübersetzungen (in der neuen auflage von Herzogs Realencyclopädie) und Einführung in das griechische Neue Testament. Göttingen 1897.

hat die sog. tituli, von interpunktionen zeigt sie nur den einfachen punkt, unter den Ammonianischen sectionen stehen die canones des Eusebius und die evangelien folgen in der herkömmlichen ordnung. Die handschrift ist in Ägypten geschrieben und bis in die neuzeit herein verblieben. Ich sehe keinerlei möglichkeit, die verbindung Wulfila's mit einem ägyptischen text zu erweisen und halte es von vornherein für unwahrscheinlich, dass die gotische Bibel in beziehung gebracht werden dürfe zu einer handschrift, die den brief des Athanasius an Marcellinus enthält: einen athanasianischen text dürften die gotischen Arrianer nicht wol zu rate gezogen haben. Man beachte ferner Joh. XIX, 40 *Θεοῦ Α* für *Ἰησοῦ* der übrigen codd.; es fehlt zwar die gotische übersetzung, aber man darf mit sicherheit behaupten, dass hier der Gote es nicht mit *A* gehalten hat. Eine einzige stelle dieser art ist aber wichtiger als hundert andere. Es gibt noch eine zweite auffallende lesart in *A*. 1. Tim. 3, 16 lesen wir in der gotischen Bibel *jah unsahtaba ist gagudeins runa saei gabairhtips warþ in leika, garaihts gadomips warþ in ahmin* usw. Dem entspricht in *A* *καὶ ὁμολογοῦμεν ὅτι μέγα ἐστὶν τὸ τῆς εὐσεβείας μυστήριον, Θεὸς ἐφανερωθή] ἐν σαρκί, ἐδικαιώθη ἐν πνεύματι* usw. *Θεός* steht in *A*, wie durch die sorgfältigste untersuchung der stelle über allen zweifel erhoben worden ist (vgl. Scrivener 2, 392; D. Burgon Quaterly Review bd. 152 (1881) s. 362) Hat es bei solchem sacheverhalt noch irgendwelche wahrscheinlichkeit, dass Wulfila einen *A* nächst verwandten griechischen codex zu rate gezogen haben sollte?

Bezüglich der stellung des cod. *A* innerhalb der gesamtüberlieferung verweise ich auf Hort, Introduction s. 152: by a curious and apparently unmotivated coincidence the text of *A* in several books agrees with the latin vulgate in so many peculiar readings . . . as to leave little doubt that a greek ms. largely employed by Jerome in his revision of the latin version must have had to a great extent a common original with *A* . . . *A* may serve us a fair example of the mss. that were commonest in the fourth century. Daraus ersehen wir, dass wir durchaus nicht der hs. *A* bedürfen, um die übereinstimmungen zwischen ihr und der gotischen übersetzung zu begreifen.

Den übereinstimmungen stehen nun aber auch noch so zahlreiche und bedeutsame verschiedenheiten der textfassung wie der textteilung gegenüber, dass man sich nicht länger mit der behauptung Bernhards zufrieden geben kann. Ich habe eine genaue collation vorgenommen, begnüge mich jedoch, da ein abdruck derselben in extenso kein bedürfnis zu sein scheint, mit dieser kurzen formulierung des resultat.

Ich bemerke noch, dass von den im cod. arg. erhaltenen partien der synoptiker in A Matth. V, 15—XXV, 38 und Joh. VI, 50—VIII, 52 fehlen. In diesen stücken hat Bernhardt, wie es scheint, die codd. *K**A* zu grunde gelegt. Er sagt nämlich s. LXVII der ausgabe er habe die lesarten der griechischen handschriften in der regel nur dann angegeben, wenn der gotische text des Matthäus, wo A nicht vorhanden, von *K**A*, der des Joh. Luc. Marc. von A abweiche. In seinen Kritischen untersuchungen (s. 27 fg.) hatte Bernhardt *A* als dem gotischen text am nächsten stehend bezeichnet. Ich finde nicht, dass Bernhardt sich irgendwo über seinen griechischen text zu Joh. VI, 50—VIII, 52 geäußert hätte; ebenso vermisse ich eine darlegung über das verhältnis von *K**A* zu A in denjenigen partien, in denen sie A zur seite gehen. Auch darin steht Bernhardt mit seinen früher verzeichneten auslassungen im widerspruch, dass er sich mit *K**A* für verhältnismässig junge handschriften entschieden hat, denn beide sind im 9. jahrhundert geschrieben. Man sieht also nicht ein, warum er in den hauptpartien des gotischen textes die jüngeren codd. von vornherein ausgeschlossen hat. Mit *K* hat Bernhardt auch insofern eine andere richtung eingeschlagen, als diese handschrift einen text repräsentiert, den Bernhardt selbst als asiatisch bezeichnet, von dem Gregory (Prolegomena s. 380) sagt: *prae plerisque codicibus textu Constantinopolitanis bonae notae est*. W. Bousset (Textkritische studien zum Neuen testament. Lpz. 1894) hat neuerdings im sinne Lagardes über die recension des Hesychius gehandelt (a. a. o. s. 74 fgg.) und im besonderen über die stellung der codd. *KIM* in den evangelien (s. 111 fg.). Er macht darauf aufmerksam, dass diese gruppe vielleicht nach Palästina gehöre. Wie es sich nun auch damit verhalten möge, es gilt eine reihe von unklarheiten zu beseitigen und die untersuchung von neuem aufzunehmen.

2. Die griechische vorlage des gotischen Matthäus-evangeliums.

Wenn man dem cod. Alexandrinus nicht die bedeutung für die gotische bibelübersetzung wird beimessen dürfen, die Bernhardt ihm vindiciert hat, wenn die von Piper (Germ. 20, 86 fgg.) gegebenen modifikationen die sachlage nicht verändert haben, erhebt sich die frage, auf welchem weg eine solidere textunterlage gewonnen werden könnte.

Man wird unmittelbar dort anzuknüpfen haben, wo Lagarde die quelle der alttestamentlichen fragmente gefunden hat. Nun sind aber die vorarbeiten, die Lucianische recension des Neuen Testaments zu

reconstruieren, über ansätze nicht hinausgediehen. Wir werden uns also an die quellenschriftsteller wenden müssen, welche die bibel Lucians benutzt haben. Unter diesen nimmt, wie bereits bemerkt worden ist (Zeitschr. 29, 312), Johannes Chrysostomus den ersten rang ein. Lagarde (*Librorum veteris Testamenti canonicorum pars prior* p. VII fgg.) hat constatiert, dass die von ihm mit dhfmp bezeichneten codd. mit der von Johannes Chrysostomus benutzten bibel übereinstimmen. Er hat nach dem zeugnis des Hieronymus feststellen können, dass die bibel des Chrysostomus keine andere gewesen ist als die des Lucian, die von Antiochien bis Constantinopel in kirchlichem gebrauch gewesen ist. Schon geographisch liegt es nahe, den gotischen text an diese antiochenisch-constantinopolitanische recension anzulehnen. Dass wir damit auf der richtigen spur sind, wird bei genauerem zusehen zu nachhaltiger überzeugung. Das von Johannes Chrysostomus benutzte Neue Testament (d. h. die in den sprengeln von Byzanz und Antiochien massgebende recension des Lucian) ist in der tat quelle der gotischen bibel.

Johannes ist in Antiochia um die mitte des 4. jahrhunderts geboren; als sein geburtsjahr pflegt man 347 anzusetzen. Im jahr 369 oder 370 ist er christ geworden, hat sich taufen lassen und ist in einen kreis streng orthodoxer, die Arrianer lebhaft befehdender männer eingetreten, unter denen uns Diodorus von Tarsus genauer bekannt ist. Von seinen gegnern ist der in des Philostorgius kirchengeschichte gefeierte Aetius der bemerkenswerteste, der vater derjenigen sekte der Arrianer, welche als Anhomioaner bezeichnet zu werden pflegen. Aetius stammte gleichfalls aus Antiochia und war durch die schule des Arrianerbischofs Paulinus gegangen, des freundes des Eusebius, der in der geschichte des Wulfila eine rolle gespielt hat. Nach dem tode des Paulinus wurden Athanasius von Anagastus, Antonius von Tarsus und Leontius seine lehrer, männer, die wir aus Philostorgius als unmittelbare schüler des Lucian von Antiochien kennen. Die orthodoxen Antiochener, Diodorus voran, protestierten, als Aetius a. 350 diacon wurde. Er musste daraufhin Antiochien verlassen, wandte sich nach Alexandrien und hat hier in Eunomius den wirksamsten vertreter seiner glaubenslehre gefunden (daher die Anhomioaner auch Eunomianer genannt werden). Nächst dem paganismus wurden die Anhomioaner in Antiochien, als Johannes Chrysostomus im jahre 381 diacon, im jahre 386 presbyter geworden war, der hauptsächlichste zielpunkt seiner angriffe. 397/98 ist er bischof in Constantinopel geworden. Die grosse rolle, die er hier nicht bloss als prediger und seelsorger, sondern auch

als politische persönlichkeit — unter anderem auch in der geschichte des Goten Gainas — gespielt hat, ist hier nicht weiter zu schildern. Das wichtigste für uns ist seine fürsorge für die Gotengemeinde in Constantinopel. Wir haben hierüber nachrichten in der kirchengeschichte des Theodoret V, 30: *ὄρων δὲ καὶ τὸν Σκνθικὸν ὄμιλον ἐπὶ τῆς Ἀρειανικῆς θρησκείας σαγήνης, ἀντεμηχανήσατο καὶ αὐτὸς καὶ πόρον ἄγρας ἐξήφθεν. ὁμογλώττους γὰρ ἐκείνων πρεσβυτέρους καὶ διακόνοους καὶ τοὺς τὰ θεῖα ὑπαναγινώσκοντας λόγια προβαλλόμενος μίαν τοῦτοις ἀπένειμεν ἐκκλησίαν καὶ διὰ τοῦτων πολλοὺς τῶν πλανομένων ἐθήρευσεν. αὐτὸς τε γὰρ τὰ πλεῖστα ἐκείσε φοιτῶν διελέγειτο, ἐρηγρευτῆ γρόμενος τῷ ἐκατέραν γλώσσαν ἐπισιαμένῳ τινι, καὶ τοὺς λέγειν ἐπισιαμένους τοῦτο παρεσκεύαζε δρᾶν. ταῦτα μὲν οἶν ἔνδον ἐν τῇ πόλει διετίλει ποιῶν καὶ πολλοὺς τῶν ἐξηπατημένων ἐξόργει τῶν ἀποστολικῶν κηρυγμάτων ἐπιδεικνὺς τὴν ἀλήθειαν.* Genauer sind wir über diese kurz nach ostern 398—99 fallenden dinge durch Chrysostomus selbst unterrichtet. Ich verweise auf seine *Ὁμιλία λεχθεῖσα ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ τῇ ἐπὶ Παύλου Γότθων ἀναγνόντων καὶ πρεσβυτέρου Γότθου προομιλήσαντος* (Migne XII, 499). Die homilie beginnt: *ἔβουλόμην παρεῖναι Ἑλλήνας σήμερον ὥστε τῶν ἀνεγνωσμένων ἀκοῦσαι καὶ μαθεῖν ... καὶ ἐν τῇ τῶν βαρβάρων γλώττῃ καθὼς ἠκούσατε σήμερον ἡλίου φανότερον διαλάμπει .. καὶ Σκέθαι καὶ Θορῆτες ... πρὸς τὴν οἰκίαν ἕκαστος μεταβαλόντες γλώττιαν τὰ εἰρημένα φιλοσοφοῦσι ταῦτα usw¹.*

Dass diese stellen bereits von graf Castiglione (Specimen s. XIV fg.) auf die gotische bibelübersetzung bezogen worden sind, ist von mir Zeitschr. 29, 312 hervorgehoben worden. Seine bemerkungen enthalten jedoch manches unrichtige. So ist es ganz verkehrt, aus diesen beziehungen des Chrysostomus zur gotischen gemeinde in Constantinopel den schluss zu ziehen, die gotische kirche überhaupt sei orthodox gewesen: das ist ebenso verkehrt, als wenn jemand aus der tatsache, dass Chrysostomus den Luciantext des Neuen Testaments benutzt hat, schliessen wollte, folglich müsse Chrysostomus Arriauer gewesen sein.

1) Vgl. die note zu der homilie bei Migne a. a. o. s. 469: *Homilia (octava) rom prorsus insolitam nobis exhibit atque inauditam. Tunc Gotorum pars maxima qui vel Constantinopoli vel circum erant, Arianismum sectabantur. Erant tamen Catholici gentis ejusdem non pauci. Cum autem in ecclesiam Sancti Pauli convenissent, jussit Chrysostomus Gotos aliquot loca quaedam scripturarum quae in Gothicam linguam conversae fuerant Gotice legere et postea Gotum presbyterum Gotice concionari. Car autem ita jussisset satis declarat in concione quam ipse continenter post Gotum presbyterum eadem in ecclesia habuit, ut videlicet graecos philosophos eorumque religionis sequaces et Iudaeos quoque pudore suffunderet.*

Mit der verschiedenheit der bekenntnisse hat der bibeltext an sich nichts zu schaffen.

Aber noch ein anderes factum ist von geschichtlichem interesse. Die Paulskirche, in der die Goten ihren gottesdienst hielten, war nicht die dem apostel Paulus geweihte kirche, die apostelkirche, in der Chrysostomus häufiger gepredigt hat, sondern jene Arrianerkirche, die erst unter Theodosius umgeweiht und nach dem in ihr bestatteten bischof von Constantinopel Paulskirche genannt worden ist. Wir sind hierüber sehr gut unterrichtet durch Sokrates V, 9 und Sozomenos VII, 10. Der gegner des Paulus, der semiarrianische bischof von Constantinopel, Macedonius, hatte diese kirche in grosser pracht aufführen lassen: offenbar ist es dieselbe kirche, in der zuvor die arrianischen, nunmehr die zum catholicismus bekehrten Goten ihren gottesdienst abgehalten haben. Diese kirche lag in der VII. region der stadt. In derselben region standen noch zwei andere kirchen: *ecclesia Irene* und *ecclesia Anastasia* (vgl. Du Cange, Constantinopolis Christiana p. 64. Banduri, Imperium Orientale II, 621). Diese letztgenannte Anastasiakirche (über die man Sozomenus VII, 5 nachlesen möge), war vermutlich arrianische Gotenkirche, denn wir wissen aus der einen der gotischen urkunden (Marini no. 119 s. 180 fgg.), dass die Goten in Ravenna als hauptkirche eine Anastasiakirche gehabt haben, von der schon Marini gesagt hat, dass sie offenbar nach der gleichnamigen kirche in Constantinopel (nicht nach der märtyrerin) ihren namen erhalten hat.

Damit sind aber die beziehungen des Chrysostomus zur gotischen kirche nicht erschöpft. Wir haben noch aus der zeit seiner verbanung zwei wichtige briefe, die sich mit krimgotischen angelegenheiten beschäftigen, nämlich Epist. XIV (bei Migne 3, 2, 618), aus der wir erfahren, dass Chrysostomus den Hunila zum bischof geweiht und ins Gotenland geschickt habe, und Epist. CCVII (bei Migne 3, 2, 726) mit der adresse *τοῖς μονάζουσι Γότθοις τοῖς ἐν τοῖς Προμώτων* (vgl. zu diesen beiden briefen F. Braun, Die letzten schicksale der Krimgoten s. 7 fg. R. Loewe, Die reste der Germanen am schwarzen meere s. 70 fgg.).

Von den werken des Chrysostomus kommen für die quellenkritik der gotischen bibelübersetzung nach dem heutigen stand der dinge in erster linie seine predigten über das Matthäusevangelium und seine predigten über die Paulinischen briefe in frage. Nur von diesen besitzen wir strengeren anforderungen genügende ausgaben.

Wir haben uns zunächst mit dem Matthäusevangelium zu beschäftigen. Noch zu Antiochia hat Chrysostomus wie über andere biblische bücher so auch über dieses gepredigt (nach der herkömmlichen

annahme zwischen a. 390 — 397). In seiner art behandelt er den bibeltext nicht bloss als thema seiner oratorischen künste, sondern zugleich als bibelexeget. Non concionatorem modo, sed etiam interpretem agit Chrysostomus. Sicubi enim series verborum evangelii quam explanationi suae praemittere solet sanctus doctor, aliquam prae se ferre videtur difficultatem circa tempus vel occasionem rerum gestarum aut circa evangelistarum eadem ipsa narrationem dicendi inter se varietatem, ex illa omnia sagaciter excutere solet, mit diesen worten beginnt Montfaucon seine charakteristik (bei Migne 7, 1, 4). In den 90 predigten, welche Chrysostomus dem Matthäusevangelium gewidmet, hat er fast den vollständigen wortlaut desselben mitgeteilt, es ist also ein leichtes, seinen bibeltext zu reconstituieren. Immerhin ist dies nicht mit absoluter vollständigkeit zu erreichen, wie in der natur der sache gelegen ist, denn der prediger wird mancherlei, was seinen homiletischen zwecken nicht dient, bei seite lassen und manches mal den bibeltext in einer form citieren, die nicht die urkundliche ist. Um ein beliebiges beispiel herauszugreifen, so beginnt Chrysostomus seine 22. predigt damit, dass er Matth. cap. VI, 28. 29 im wortlaut vorausschickt: *καταμάθετε τὰ κρίνα τοῦ ἀγροῦ πῶς αἰξάνει. οὐ κοπιᾷ οὐδὲ νήθει· λέγω δὲ ὑμῖν, οὐτι οὐδὲ Σολομῶν ἐν πάσῃ τῇ δόξῃ αὐτοῦ περιεβάλλετο ὡς ἐν τοῖς αὐτοῖς;* im verlauf der predigt citiert er die worte *ἐν πάσῃ τῇ δόξῃ αὐτοῦ* einmal als *δὲ ὕλης τῆς βασιλείας αὐτοῦ*, das andere mal als *ἐν πάσῃ τῇ βασιλείᾳ αὐτοῦ*. Vgl. auch die unten folgende bemerkung zu Matth. 9, 20. Lagarde (Ankündigung einer neuen ausgabe der griechischen übersetzung des alten testaments s. 26) hat bezüglich des in den homilien des Chrysostomus vorliegenden bibeltextes bemerkt: ein prediger wird auf der Kanzel das recht haben belivorse zu verkürzen und gelegentlich in sie seiner vorlage fremde wendungen einzutragen. Der wert der evangeliendpredigten für die bibelkritik wird aber dadurch nicht beeinträchtigt. Denn wir besitzen ja in unseren bibelhandschriften eine ausreichende controlle. Diese controlle kann selbstverständlich nie und nirgends entbehrt werden. Ist dann aber, so fahre ich mit Lagarde (a. a. o.) fort, durch eine induction der bei Chrysostomus vorkommenden citate ausgemacht, dass gewisse handschriften zu der für die gotische bibel vorauszusetzenden recension gehören, so werden jene handschriften als massgebend anzusehen sein. Sie werden es auch da sein, wo Chrysostomus anders citiert.

Ich benütze im folgenden die ausgabe: *Sancti Patris Nostri Joannis Chrysostomi archiepiscopi Constantinopolitani Homiliae in Mat-*

thaeum, textum ad fidem codicum mss. et versionum emendavit praecipuam lectionis varietatem adscripsit adnotationibus ubi opus erat et novis indicibus instruxit Fridericus Field (Tomus I. II Homiliae. III Adnotationes et indices Cantabrigiae MDCCCXXXIX). Ich bemerke, dass der text Fields auch bei Migne Patrologiae cursus series graeca tom. 57 (= Joannes Chrysostomus tom. 7, 1. 2) zu finden ist.

Um zu zeigen, wie evident das resultat einer vergleichung des griechischen Matthaeus des Chrysostomus mit dem gotischen Matthäusevangelium ist, wird das einfachste verfahren sein, die beiden texte nebeneinander zum abdruck zu bringen. Die identität dürfte auf diese weise am frappantesten zu tage kommen. Dem text des gotischen cod. arg. stelle ich die bei Field (und Migne) verzeichneten bibelverse gegenüber, wähle stillschweigend¹ unter den varianten diejenige aus, die mit dem gotischen wortlaut sich deckt, verzeichne genau die abweichungen und mache unter dem zeichen Evcodd. (d. h. sämtliche bibelhandschriften) auf diejenigen abweichungen aufmerksam, die allein darin begründet sind, dass wir eine predigtsammlung, nicht eine evangelienhandschrift vor uns haben, die also durchaus nebensächlich sind, und bei der übereinstimmung sämtlicher codd. des Matthaeus ohne weiteres ausscheiden. Wo sich tatsächliche differenzen der textfassung ergaben, sind jeweils diejenigen codd. verzeichnet (nach Tischendorf), welche gegen Chrysostomus mit der gotischen bibel sich decken.

Matth. 5.

15 . . . ak ana lukarnastarin jah liuhteif allaim þaim in þamma garda.

16 swa liuhtjai liuhaf izwar in andwairþja manne, ei gasaihvaina izwara goda waurstwa jah hauhjaina attan izwarana þana in himinam.

17 ni hugjaiþ ei qemjau gatairan witoþ aiþþau praufetuns; ni qam gatairan ak usfulljan.

ἀλλ' ἐπὶ τὴν λυχνίαν καὶ λάμπει πᾶσι τοῖς ἐν τῇ οἰκίᾳ.

οὕτω λαμπράτω τὸ φῶς ἡμῶν ἔμπροσθεν τῶν ἀνθρώπων, ὥστε ἴδωσιν ἡμῶν τὰ καλὰ ἔργα καὶ δοξάσωσι τὸν πατέρα ἡμῶν τὸν ἐν τοῖς οὐρανοῖς.

μὴ νομίσητε ὅτι ἦλθον καταλῦσαι τὸν νόμον ἢ τοὺς προφῆτας· οὐκ ἦλθον καταλῦσαι ἀλλὰ πληρῶσαι.

1) Ich bin hiervon nur in ausnahmefällen abgegangen und habe, wo es gesehen musste, so weit nur möglich, nicht nach der schwer zugänglichen, in Deutschland fast nur den lesern Lagardes bekannt gewordenen ausgabe von Field, sondern nach Migne citiert.

18 amen auk qīpa izwis und pātei usleiþīþ himins jah airþa jota ains airþau ains striks ni usleiþīþ af witoda unte allata wairþīþ.

19 iþ saei nu gatairiþ aina ana-busne þizo minnistono jah laisjai swa mans, minnista haitada in þiudangardjai himine; iþ saei taujiþ jah laisjai swa, sah mikils haitada in þiudangardjai himine.

20 qīpa auk izwis þātei nibai managizo wairþīþ izwaraizos garaihteins þau þize bokarje jah fareisaie ni þau qimiþ in þiudangardjai himine.

21 hausideduþ þātei qīþan ist þaim airizam: ni maurþrjai; iþ saei maurþreiþ, skula wairþīþ stauai.

22 aþþan ik qīpa izwis þātei hvazuh modags broþr seinamma sware skula wairþīþ stauai; iþ saei qīþīþ broþr seinamma raka, skula wairþīþ gaqumþai; aþþan saei qīþīþ dwala, skula wairþīþ in gai-ainnan funins.

23 jabai nu bairais air þein du hunslastada jah jainar gamuneis þātei broþar þeins habaiþ lva bi þuk

24 aflet jainar þo giba þeina in andwairþja hunslastadis jah gugg faurþis gasibjon broþr þeinamma jah biþe atgaggands atbair þo giba þeina.

ἀμὴν γὰρ λέγω ὑμῖν· ἕως ἄν παρέλθῃ ὁ οὐρανὸς καὶ ἡ γῆ, ἰῶτα ἐν ἧ μία κεραία οὐ μὴ παρέλθῃ ἀπὸ τοῦ νόμου ἕως ἄν πάντα γένηται.

ὁς ἐὰν οὖν λύσῃ μίαν τῶν ἐντολῶν τούτων τῶν ἐλαχίστων καὶ διδάξῃ οὕτω τοὺς ἀνθρώπους, ἐλάχιστος κληθήσεται ἐν τῇ βασιλείᾳ τῶν οὐρανῶν (das weitere fehlt).

λέγω γὰρ ὑμῖν ἐὰν¹ μὴ περισσείσῃ ἡ δικαιοσύνη ὑμῶν² πλέον τῶν γραμματείων καὶ φαρισαίων οὐ μὴ εἰσελθῆτε) — εἰσεσθε εἰς τὴν βασιλείαν τῶν οὐρανῶν.

1) Evccodd. οὐκ ἐστίν.

2) ὑμῶν ἡ δικαιοσύνη (mit Ausnahme von SU).

ἤκούσατε οὐκ ἐρρέθη τοῖς ἀρχαίοις· οὐ φρονέσεις (das weitere fehlt).

ἐγὼ δὲ λέγω ὑμῖν οὐκ ὀργιζόμενος¹ τῷ ἀδελφῷ αὐτοῦ εἰκῆ ἔνοχος ἔσται τῇ κρίσει. ὁς δ' ἂν εἴπῃ τῷ ἀδελφῷ αὐτοῦ ῥάκα ἔνοχος ἔσται τῷ συνεδρίῳ· ὁς δ' ἂν εἴπῃ μωρὲ ἔνοχος ἔσται εἰς τὴν γέενναν τοῦ πυρός.

1) Evccodd. παρὸ οργιζόμενος.

ἐὰν¹ προσφέρῃς τὸ δῶρόν σου ἐπὶ τὸ θυσιαστήριον, κάκει μνησθήσῃς οὐκ ὁ ἀδελφός σου ἔχει τι κατὰ σοῦ.

1) Evccodd. ἐάν σου.

ἄφες¹ τὸ δῶρόν σου ἔμπροσθεν τοῦ θυσιαστηρίου καὶ ἔπειθε πρώτον διαλλάγηθαι τῷ ἀδελφῷ σου καὶ τότε ἐλθὼν πρόσφερε τὸ δῶρόν σου.

1) Evccodd. ἄφες ἐκεῖ.

25 sijais waila hugjands anda-stauin þeinamma sprauto, und þatei is in wiga miþ imma, ibai lvan usw.

27 hausideduþ þatei qīþan ist: ni horinos.

28 aþþan ik qīþa izwis þatei hvazuh saei sailiþ qīnon du luston izos ju gahorinoda izai in hairtin seinamma.

29 iþ jabai augo þein þata tail-swo marzjai þuk, usstigg ita jah wairp af þus; batizo ist auk þus ei fraqistnai ains liþiwe þeinaize jah ni allata leik þein gadriusai in gaiainnan.

31 qīþanuh þan ist: þatei hvazuh saei afletai qen¹ gibai izai afstassais bokos.

1) *seina* durch versehen ausgefallen? vgl. v. 32.

32 iþ ik qīþa izwis þatei hvazuh saei afletiþ qen seinu inuh fairina kalkinassaus, taujiþ þo horinon, jah sa izei afsatida liugaiþ, horinof.

33 aftra hausideduþ þatei qīþan ist þaim airizam: ni ufarswarais, iþ usgbais frauin aiþans þeinans.

34 aþþan ik qīþa izwis ni swaran allis ni bi himina unte stols ist guþs,

35 nih bi airþai unte fotubaurd ist fotiwe is nih bi Jairusaulymai unte baurgs ist þis mikilins þiudanis;

Ἰσθι εὐνοῶν τῷ ἀντιδίκῳ σου τὰχὺ φως διου εἶ ἐν τῇ ὁδοῦ μετ' αὐτοῦ (das weitere fehlt, doch vgl. s. 291).

ἠκούσατε ὅτι ἐρρέθη τοῖς ἀρχαίοις¹· οὐ μοιχεύσεις.

1) fehlt Sin BDEKSUVTH al plus 100; vgl. v. 21. 33.

ἐγὼ δὲ λέγω ἡμῖν ὅτι πᾶς ὁ ἐμβλέπων γυναῖκα πρὸς τὸ ἐπιθυμῆσαι αὐτήν, ἤδη ἐμοίχευσεν αὐτήν ἐν τῇ καρδίᾳ αὐτοῦ.

ἐὰν¹ ὁ ὀφθαλμὸς σου ὁ δεξιὸς σκανδαλίξῃ σε, ἔξελε αὐτὸν καὶ βάλε ἀπὸ σου· συμφέρει γάρ σοι ἵνα ἀποληγῇ ἐν τῶν μελῶν σου καὶ μὴ ὕλον τὸ σῶμά σου βληθῇ εἰς γέενναν.

1) Evcoodd. u de.

ἐρρέθη δέ· ὁ¹ς ἂν ἀπολύσῃ τὴν γυναῖκα αὐτοῦ, δότω αὐτῇ βίβλιον ἀποστάσιον.

1) οτι ος EGKMSUVATH.

ἐγὼ δὲ λέγω ἡμῖν ὅτι ὁ¹ς ἂν ἀπολύσῃ τὴν γυναῖκα αὐτοῦ, παρεκτός λόγου πορνείας, ποιῆ αὐτὴν μοιχευθῆναι· καὶ ὁ¹ς ἂν ἀπολελειμένην γαμήσῃ, μοιχᾶται.

πάντα ἠκούσατε ὅτι ἐρρέθη τοῖς ἀρχαίοις· οὐκ ἐπιορκήσεις, ἀποδώσεις δὲ τῷ κυρίῳ τοὺς ὄρκους σου.

ἐγὼ δὲ λέγω ἡμῖν, μὴ ὀμόσαι ὕλως μήτε κατὰ τοῦ οὐρανοῦ ὅτι θρόνος ἐστὶ τοῦ θεοῦ.

μήτε ἐν τῇ γῆ ὅτι ἐποπόδιόν ἐστι τῶν ποδῶν αὐτοῦ, μήτε κατὰ Ἱερουσαλήμ¹ ὅτι πόλις ἐστὶ τοῦ μεγάλου βασιλέως.

1) Evcoodd. Ἱεροσολυμα.

36 nih bi haubida þeinamma swarais unte ni magt ain tagl hveit aipþau swart gataujan.

37 sijaiþþan waurd izwar ja ja ne ne, iþ þata managizo þaim us þamma ubilin išt.

38 hausideduþ þatei qiþan ist: augo und augin, jah tunþu und tunþau.

39 iþ ik qiþa izwis ni andstandan allis¹ þamma unseljin. ak jabai hvas þuk stautai bi taihswon þeina kinnu, wandeï imma jah þo anþara.

1) vgl. v. 34.

40 jah þamma wiljandin miþ þus staua jah paida þeina niman, aflet imma jah wastja.

41 jah jabai hvas þuk ananauþ-jai rasta aina, gaggais miþ imma twos.

42 þamma bidjandin þuk gibais jah þamma wiljandin af þus lei-hvan sis ni uswandjais.

43 hausideduþ þatei qiþan ist: frijos nehvndjan þeinana jah fiais fiand þeinana;

44 aþþan ik qiþa izwis: frijoþ fijands izwarans, þiupþaiþ þans wri-kandans¹ izwis, wailla taujaiþ þaim hatjandam izwis jah bidjaiþ bi þans usþriutandans izwis.

1) vgl. Bernhardt's anm. zur stelle.

μήτε κατὰ τῆς κεφαλῆς σου¹ ὅτι οὐ δύνῃσαι μίαν τρίχα λευκὴν ποιῆσαι ἢ μέλαιναν².

1) Evncodd. σου ὁμοσης.

2) λευκην η μελαιναν ποιησαι EKMS UV.III.

ἔστιν δὲ ὁ λόγος ἐμῶν τὸ καὶ ναὶ καὶ τὸ οὐ¹ οὐ¹, τὸ δὲ περισσὸν τοῦτων ἐκ τοῦ πονηροῦ ἐστίν.

1) Evncodd. ναὶ ναὶ οὐ οὐ.

ἠκούσατε ὅτι ἐρρέθη ὀφθαλμὸν ἀντὶ ὀφθαλμοῦ καὶ ὀδόντια ἀντὶ ὀδόντιος.

ἐγὼ δὲ λέγω ἐμῖν μὴ ἀντιστηραι τῷ πονηρῷ, ἀλλ' ὅστις σε ῥαπίξει εἰς τὴν δεξιὰν σιαγόνα¹, στρέψον αὐτῷ καὶ τὴν ἄλλην.

1) σου σιαγόνα EGKLSUV.III.

καὶ τῷ θελοντί σοι κριθῆναι καὶ τὸν χιτῶνά σου λαβεῖν, ἄφες αὐτῷ καὶ τὸ ἱμάτιον.

ἐάν¹ τις σε ἀγγαρεύῃ μίλιον ἔν, ἔπαγε μετ' αὐτοῦ δύο.

1) Evncodd. καὶ εἰν (σοις).

τῷ αἰτοῦντί σε δίδου καὶ τὸν θελοντῆ ἀπὸ σοῦ δανείσασθαι μὴ ἀποστραφῆς.

ἠκούσατε ὅτι ἐρρέθη ἄγαπήσεις τὸν πλησίον σου καὶ μισήσεις τὸν ἐχθρόν σου.

ἐγὼ δὲ λέγω ἐμῖν ἄγαπατε τοὺς ἐχθροὺς ἐμῶν¹ καὶ εἰχεσθε ἐπὲρ τῶν ἐπιθραζόντων ἐμᾶς (καὶ διωκόντων E), εὐλογεῖτε τοὺς καταρωμένους ἐμᾶς, καλῶς ποιεῖτε τοῖς μισοῦσιν ἐμᾶς.

1) es wird fortgeföhren εὐλογεῖτε τοὺς καταρωμένους ἡμᾶς καλῶς ποιεῖτε τοῖς μισοῦσιν ἡμᾶς DEKLSUV.III.

45 ei wairþaiþ sunjus attins izwaris þis in himinam unte sunnon seinan urranneþ ana ubilans jah godans jah rigneþ ana garaitans jah ana inwindans.

46 jabai auk frijoþ þans frijondans izwis ainans¹ lvo mizdono habaiþ? niu jah þai þiudo þata sama taujand?

1) fehlt im griech.

47 niu jah motarjos þata samo taujand.

48 sijaiþ nu jus fullatojai swaswe atta izwar sa in himinam fullatojis ist.

1 Atsailviþ armaion izwara ni taujan in andwairþja manne du sailvan im; aiþþau laun ni habaiþ fram attin izwaramma þamma in himinam.

2 þan nu taujais armaion, ni haurnjais faura þus swaswe þai liutans taujand in gaqumþim jah in garunsim ei haubjaindau fram mannam. amen qiþa izwis, audnemun mizdon seinu.

3 iþ þuk taujandan armaion, ni witi hleidumei þeina lva taujiþ tailswu þeina,

4 ei sijai so armahairtiþa in fulhsnja jah atta þeins saei sailviþ in fulhsnja usgibiþ þus in bairhtein.

5 jah þan bidjaiþ, ni sijaiþ swaswe þai liutans; unte frijond in gaqumþim jah waihstam þlapjo stan-

δπως γένησθε υἱοὶ τοῦ πατρὸς ὑμῶν τοῦ ἐν τοῖς οὐρανοῖς ὅτι τὸν ὕλιον αὐτοῦ ἀνατέλλει ἐπὶ πονηροῦς καὶ ἀγαθοῦς καὶ βρέχει ἐπὶ δικαίους καὶ ἀδίκους.

ἐὰν γὰρ ἀγαπήσητε τοὺς ἀγαπῶντας ὑμᾶς, τίνα μισθὸν ἔχετε; οὐχὶ καὶ οἱ τελῶναι τὸ αὐτὸ ποιοῦσι; (ἐθνικοὶ p. 272. 301).

(ingang fehlt) *οὐχὶ καὶ οἱ τελῶναι τὸ αὐτὸ ποιοῦσιν;*

γίνεσθε οὖν¹ τέλειοι ὡς ὁ πατὴρ ὑμῶν ὁ οὐράνιος².

1) Evccodd. *οὐν υμεις.*

2) *ο ἐν τοις ουρανοις τελειος εστιν E⁷KMS.III.*

Cap. 6.

Προσέχετε τὴν ἐλεημοσύνην ὑμῶν μὴ ποιεῖν ἔμπροσθεν τῶν ἀνθρώπων, πρὸς τὸ θεαθῆναι αὐτοῖς· οὐκ ἔχετε γὰρ¹ μισθὸν παρὰ τῆ πατρὸς ὑμῶν τῷ ἐν οὐρανοῖς.

1) Evccodd. *εἰ δε μηγε, μισθον ουκ εχετε.*

ὅταν οὖν ποιῆς ἐλεημοσύνην μὴ σαλπίσσης ἔμπροσθεν σου, ὥσπερ οἱ ἐποικριταὶ (das weitere fehlt).

(ingang fehlt) *μὴ γνώτω ἡ ἀριστερά σου τί ποιεῖ ἢ δεξιὰ σου.*

(ingang fehlt) *ὁ πατὴρ σου ὁ βλέπων ἐν τῷ κρυπτῷ, ἀποδώσει σοι ἐν τῷ φανερῷ*

καὶ ὅταν προσεύχησθε, οὐκ ἔσεσθε ὥσπερ οἱ ἐποικριταὶ, ὅτι φιλοῦσιν ἐν ταῖς συναγωγαῖς καὶ ἐν ταῖς

dandans bidjan, ei gaumjaindau mannam. amen qiba izwis, þatei haband mizdon seinā.

6 ip þu þan bidjais, gagg in hefjon þeina jah galukands haur-dai þeinai bidei du attin þeinam-na þamma in fulhsnja jah atta þeins saei sailviþ in fulhsnja usgi-biþ þus in bairhtein.

7 bidjandansuþ þan ni filuwaurd-jaiþ swaswe þai þiudo; þugkeiþ im auk ei in filuwaurdein seinai and-hausjaindau.

8 ni galeikoþ nu þaim; wait auk atta izwar þizei jus¹ þaurbuþ, faur-þizei jus bidjaiþ ina.

1) fehlt im griech.

9 swa nu bidjaiþ jus: atta unsar þu in himinam, weihnai namo þein.

10 qimai þiudinassus þeins, wair-þai wilja þeins swe in himina jah ana airþai.

11 hlaif unsarana þana sinteinan gif uns himma daga.

12 jah afflet uns þatei skulans sijajima swaswe jah weis affletam þaim skulam unsaraim.

13 jah ni briggaiss uns in fraistubn-jai ak lausei uns af þamma ubilin, unte þeina ist þiudangardi jah mahts jah wulþus in aiwins amen.

γωνίαις τῶν πλατειῶν ἰσιῶτες προσ-
εύχεσθαι ὑπὸς (ἀν) φανῶσιν τοῖς
ἀνθρώποις. ἀμὴν λέγω ὑμῖν, ἀπ-
έχουσι¹ τὸν μισθὸν αὐτῶν.

1) οτι ἀπέχουσι EKLMSU. III.

σὺ δὲ ὅταν προσεύχῃ, εἰσελθε εἰς
τὸ ταμιεῖόν σου καὶ κλείσας τὴν
θύραν σου πρόσευξαι τῷ πατρὶ σου
τῷ ἐν τῷ κρυπτῷ, ὁ πατὴρ γὰρ¹
σου ὁ βλέπων ἐν τῷ κρυπτῷ, ἀπο-
δώσει σοι ἐν τῷ φανερῷ.

1) Evccodd. καὶ ὁ πατήρ.

προσευχόμενοι γὰρ μὴ βαττολο-
γήσητε ὡς περ οἱ ἐθνικοὶ ποιοῦσιν¹,
δοκοῦσιν γὰρ ὅτι ἐν τῇ πολλολογίᾳ
αὐτῶν εἰσακουσθήσονται.

1) fehlt in den Evccodd.

μὴ ὄν μοιωθήτε αὐτοῖς, οἶδε
γὰρ ὁ πατήρ ἡμῶν ὅν χρεῖαν ἔχετε
πρὸ τοῦ ἡμᾶς αἰτῆσαι αὐτῶν.

οὕτως ὄν προσεύχεσθε ἡμεῖς·
πάτερ ἡμῶν ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς
ἁγιασθήτω τὸ ὄνομά σου.

ἐλθέτω ἡ βασιλεία σου, γενη-
θήτω τὸ θέλημά σου ὡς ἐν οὐρα-
νῷ καὶ ἐπὶ τῆς γῆς.

τὸν ἄρτον ἡμῶν τὸν ἐπιούσιον
δός ἡμῖν σήμερον.

ἄφεσι¹ ἡμῖν τὰ ὀφειλήματα ἡμῶν
ὡς καὶ ἡμεῖς ἀφίεμεν τοῖς ὀφειλέ-
ταις ἡμῶν.

1) Evccodd. καὶ ἀφεσι.

καὶ μὴ εἰσενέγκῃς ἡμᾶς εἰς πει-
ρασμὸν ἀλλὰ ὅσῃα ἡμᾶς ἀπὸ τοῦ
πονηροῦ, διὸ σοῦ ἐστὶν ἡ βασιλεία
καὶ ἡ δύναμις καὶ ἡ δόξα εἰς τοὺς
αἰῶνας ἀμήν.

14 unte jabai afletip mannam
missadedins ize afletip jah izwis
atta izwar sa ufar himinam.

15 ip jabai ni afletip mannam
missadedins ize ni þau atta izwar
afletip missadedins izwaros.

16 aþþan biþe fastaiþ ni wair-
þaiþ swaswe þai liutans gaurai,
frawardjand auk andwairþja seina
ei gasaih'aindau mannam fastan-
dans. amen qiþa izwis þatei and-
nemun mizdon seina.

17 ip þu fastands salbo haubip
þein jah ludja þeina þwah.

19 ni huzdjaiþ izwis huzda ana
airþai þarei malo jah nidwa frawar-
deiþ jah þarei þiubos ugraband jah
hlifand.

21 þarei auk ist huzd izwar, þa-
ruh ist jah hairto izwar.

22 lukarn leikis ist augo. jabai
nu augo þein ainfaþ ist, allata leik
þein liuhadein wairþip.

23 ip jabai augo þein unsel ist,
allata leik þein riqizein wairþip.
jabai nu liuhaþ þata in þus riqiz
ist, þata riqiz þvan filu?

24 ni manna mag twaim frauþam
skalkinon, unte jabai fjaiþ ainana

ἐὰν γὰρ ἀφῆτε τοῖς ἀνθρώποις
τὰ παραπτώματα αὐτῶν ἀφήσει
ὑμῖν καὶ¹ ὁ πατήρ ὑμῶν ὁ οὐρά-
νιος.

1) Evccodd. καὶ ἡμῖν.

Ἐὰν δὲ μὴ ἀφῆτε¹ οὐδὲ αὐτοῦς²
ὑμῖν ἀφήσει.

1) τοῖς ἀνθρώποις τὰ παραπτώματα
αὐτῶν BEGKLSMUV. III.

2) Evccodd. ὁ πατήρ ὑμῶν ἀφήσει τὰ
παραπτώματα ὑμῶν.

ὅταν δὲ νηστεύητε, μὴ γίνεσθε
ὥσπερ οἱ ὑποκριταὶ σκυθρωποί,
ἀφανίζουσι γὰρ τὰ πρόσωπα αὐτῶν
ὑπὸς φανῶσι τοῖς ἀνθρώποις νη-
στεύοντες (das weitere fehlt, vgl.
v. 5, desgl. v. 17. 18).

ὅταν νηστεύῃς¹ ἀλειψαί σου τὴν
κεφαλὴν καὶ τὸ πρόσωπόν σου
νίψαι.

1) Evccodd. σὺ δὲ νηστεύων.

μὴ θησαυρίζετε ὑμῖν θησαυροὺς
ἐπὶ τῆς γῆς ὅπου σῆς καὶ βρῶσις
ἀφανίζει καὶ ὅπου κλέπται διορύτ-
τουσι καὶ κλέπτουσι.

ὅπου γὰρ¹ ὁ θησαυρὸς τοῦ ἀν-
θρώπου² ἐκεῖ καὶ³ ἡ καρδία αὐτοῦ².

1) Evccodd. γὰρ ἐστίν.

2) ὑμῶν BEGKLSMUV. Γ. III.

3) Evccodd. ἐστὶ καὶ.

ὁ λύχνος τοῦ σώματός ἐστίν ὁ
ὀφθαλμός. Ἐὰν οὖν ὁ ὀφθαλμός σου
ἀπλοῦς ᾖ, ὅλον τὸ σῶμά σου φω-
τεινὸν ἔσται.

ἐὰν δὲ ὁ ὀφθαλμός σου πονηρὸς
ᾖ, ὅλον τὸ σῶμά σου σκοτεινὸν ἔσται.
εἰ δὲ τὸ φῶς τὸ ἐν σοὶ σκότος
ἔστί, τὸ σκότος πῶσον;

οὐδεὶς δύναται δεσὶ κυρίοις δου-
λεύειν ἢ γὰρ τὸν ἓνα μισήσει καὶ

jah anparana frijof aifpau ainamma ufhauseip ip anparamma frakann. ni maguþ guþa skalkinon jah mammonin.

25 duþþe qiþa izwis ni maurnaiþ saiwalai izwarai hva matjaiþ jah hva drigkaiþ nih leika izwaramma lve wasjaiþ. niu saiwala mais ist fodeinai jah leuk wastjom?

26 insailviþ du fuglam himinis þei ni saiand nih sneipand nih lisand in banstins jah atta izwar sa ufur himinam fodeip ins; niu jus mais wulþrizans sijuþ þaim?

27 ip hvas izwara maurnands mag anaaukan ana wahstu seinana aleina aina?

28 jah bi wastjos hva saurgaiþ? gakunnaiþ blomans haiþjos hvaiwa wahsjand; nih arbaidjand nih spinand.

29 qiþuh þan izwis þatei nih Saulaumon in allamma wulþau seinamma gawasida sik swe ains þize.

30 jah þande þata hawi haiþjos himma daga wisando jah gistradagis in auhn galagiþ guþ swa wasjiþ hvaiwa mais izwis leitil galaubjandans?

31 ni maurnaiþ nu qiþandans: hva matjam aifpau hva drigkam aifpau lve wasjaima?

32 all auk þata þiudos sokjand, waituh þan atta izwar sa ufur himinam þatei þaurbuþ . . .

τὸν ἕτερον ἀγαπήσει ἢ ἐνὸς ἀνθέξεται καὶ τοῦ ἑτέρου καταφρονήσει. οὐ δύνασθε θεῶν δουλεῖν καὶ μαμωνᾶ¹.

1) μαμμουα cff¹g¹h¹q.

διὰ τοῦτο λέγω ὑμῖν μὴ μερηνήσητε τῇ ψυχῇ ὑμῶν τί φάγητε (das weitere fehlt) οὐχὶ πλέον ἐστὶν ἢ ψυχῇ¹ τῆς τροφῆς καὶ τὸ σῶμα τοῦ ἐνδύματος;

1) Evccodd. ἡ ψυχὴ πλεον ἐστίν.

ἐμβλέψατε εἰς τὰ πετεινὰ τοῦ οὐρανοῦ ὅτι οὐ σπεύρουσιν οὐδὲ θερίζουσι.

τίς γὰρ ἐξ ὑμῶν μεριμνῶν δύναται προσθεῖναι ἐπὶ τὴν ἡλικίαν αὐτοῦ πηχυν ἕνα;

(eingang fehlt) καταμάθετε τὰ κριὰ τοῦ ἀγροῦ πῶς αὐξάνει, οὐ κοπιᾷ οὐδὲ (οὔτε) νήθει (hez. w. οὐ κοπιῶσιν οὐδὲ νήθουσιν).

λέγω δὲ ὑμῖν ὅτι οὐδὲ Σολομῶν ἐν πάσῃ τῇ δόξῃ αὐτοῦ περιεβάλετο ὡς ἓν τούτων.

εἰ γὰρ τὸν χόρτον τοῦ ἀγροῦ σήμερον ὄντα (καὶ αἴριον) εἰς κλίβανον βαλλόμενον ὁ θεὸς οὐτως ἀμφιένυσσι πολλῶ¹ μάλλον ὑμᾶς ὀλιγόπιστοι;

1) ποσω Α (vgl. Matth. 7, 11 ποσω sämtliche codd. des Chrys. mit ausnahme von zweien, die πολλω lesen, auch die Evccodd. bieten ausnahmslos ποσω).

μὴ οὖν μερηνήσητε λέγοντες τί φάγομεν ἢ τί πίνομεν ἢ τί περιβαλώμεθα;

πάντα γὰρ ταῦτα τὰ ἔθνη ἐπιζητεῖ, οἶδε γὰρ ὁ πατήρ ὑμῶν ὁ οὐράνιος ὅτι χερίζετε . . .

Cap. 7.

12 (tau)jaina izwis mans swa jah jus taujaiþ im; þata auk ist witof jah praufeteis.

13 inngaggaiþ þairh aggwu daur, unte braid daur jah rums wigs sa brigganda in fralustai jah managai sind þai inngaleiþbandans þairh þata.

14 lvan aggwu þata daur jah þraihans wigs sa brigganda in libainai jah fawai sind þai bigitan-dans þana.

15 atsailviþ sweþauh faura liugnapraufetum þaim izei qimand at izwis in wastjom lambe iþ innapro sind wulfos wilwandans.

16 bi akranam ize ufkunnaþ ins. ibai lisanda af þaurnum weinabasja aiþþau af wigadeinom smak-kans?

17 swa all bagme goduize akrana goda gatauiþ, iþ sa ubila bagms akrana ubila gatauiþ.

18 ni mag bagms þiuþeigs akrana ubila gataujan niþ bagms ubils ak-rana þiuþeiga gataujan.

19 all bagme ni taujandane akran god usmaitada jah in fon atlag-jada.

20 þannu bi akranam ize ufkun-naþ ins.

21 ni lvazuh saei qiþiþ mis frauja frauja, inn galeiþiþ in þiudangardja

... ποιῶσιν ἡμῖν οἱ ἄνθρωποι καὶ¹ ἡμεῖς ποιῆτε αὐτοῖς, οὗτος γὰρ ἔστιν ὁ νόμος καὶ οἱ προφηταί.

1) Evccodd. (mit Ausnahme von I) οὕτω κα.

εἰσέλθετε διὰ τῆς στενῆς πύλης ὅτι πλατεῖα ἡ πύλη καὶ εὐρύχωρος ἡ ὁδὸς ἢ ἀπάγουσα εἰς τὴν ἀπώ-λειαν καὶ πολλοὶ εἰσιν οἱ εἰσρχό-μενοι δι' αὐτῆς.

τί¹ στενὴ ἡ πύλη καὶ τεθλιμ-μένη ἡ ὁδὸς ἢ ἀπάγουσα εἰς τὴν ζωὴν, καὶ ὀλίγοι εἰσιν οἱ εἰσρχόν-τες αὐτήν.

1) Vgl. hiezu die note bei Field 3, 56: sic legendus est iste locus.

προσέχετε¹ ἀπὸ τῶν ψευδοπρο-φητῶν, ἐλεύσονται γὰρ² πρὸς ἡμᾶς ἐν ἐνθύμασι προβάτων ἵσθουεν δέ εἰσι λύκοι ἔρταγες.

1) προσέχει δε CEGKIMSUVX. III.

2) Evccodd. οπιως ισχοντια.

ἀπὸ τῶν καρπῶν αὐτῶν ἐπιγνώ-σεσθε αὐτούς. μήτι συλλέγουσιν ἀπὸ ἀκανθῶν σιραφελᾶς ἢ ἀπὸ τριβύλων σκα;

οὕτω πᾶν δένδρον ἀγαθὸν καρ-ποῦς καλοὺς ποιεῖ, τὸ δὲ σατρὸν δένδρον καρποῦς πονηροὺς ποιεῖ.

οὐ δύναιται δένδρον ἀγαθὸν καρ-ποῦς πονηροὺς ποιεῖν οὐδὲ δένδρον σατρὸν καρποῦς καλοὺς ποιεῖν.

πᾶν δένδρον μὴ ποιῶν καρπὸν καλὸν ἐκκόπτεται καὶ εἰς πῦρ βάλλεται.

ἄρα οὖν ἀπὸ τῶν καρπῶν αὐτῶν ἐπιγνώσεσθε αὐτούς.

οὐ πᾶς ὁ λέγων μοι κύριε κύριε εἰσελεύσεται εἰς τὴν βασιλείαν τῶν

himine ak sa taujands wiljan attins meinis bis in himinam.

22 managai qiband mis in jainamma daga: frauja frauja niu þeinamma namin praufetidedum jah þeinamma namin unhulþons uswaurpum jah þeinamma namin mahtins mikilos gatawidedum?

23 jah þan andhaita im þatei ni lvanhun kunþa izwis, afleiþiþ fairra mis jus waurkjandans unsibja.

24 sa lvazuh nu saei hauseiþ waurda meina jah taujiþ þo, galeiko ina waira frodamma saei gatimrida razn sein ana staina.

25 jah atiddja dalap rign jah qemun alvos jah waiwoun windos jah bistugqun bi þamma razna jainamma jah ni gadraus unte gasuliþ was ana steina.

26 jah lvazuh saei hauseiþ waurda meina jah ni taujiþ þo, galeikoda mann dwalamma saei gatimrida razn sein ana malmin.

27 = 25 + jah was drus is mikils.

28 jah warþ þan ustauh Iesus þo waurda biabridgedun manageins ana laiseinai is.

29 was auk laisjands ins swe waldufni habands jah ni swaswe bokarjos.

οὐρανῶν ἀλλ' ὁ ποιῶν τὸ θεῆλημα τοῦ πατρὸς μου τοῦ ἐν οὐρανοῖς.

πολλοὶ ἐροῦσά μοι ἐν ἐκείνῃ τῇ ἡμέρᾳ κύριε κύριε οὐ τῷ σῷ ὀνόματι προεφητεύσαμεν, καὶ τῷ σῷ ὀνόματι δαιμόνια ἐξεβάλλομεν καὶ δυνάμεις πολλὰς ἐποιήσαμεν; (s. 388).

1) Evncodd. καὶ τῷ ὄνοματι.

καὶ τότε ὁμολογήσω αὐτοῖς, ὅτι οὐκ οἶδα ἡμᾶς, ἀποχωρεῖτε ἀπ' ἐμοῦ οὐδέποτε ἔγνω ἡμᾶς¹ (vgl. auch s. 388).

1) Evncodd. ὅτι οὐδέποτε ἐγνων ἡμᾶς ἀποχωρεῖτε ἀπ' ἐμοῦ οἱ ἐργαζόμενοι τὴν ανομίαν.

πᾶς οὖν ὅστις ἀκούει μου τοὺς λόγους καὶ ποιεῖ αὐτοὺς ὁμοιωθήσεται¹ ἀνδρὶ φρονίμῳ (das weitere fehlt).

1) ὁμοιωσω αὐτον CEGKLSUVX. III.

κατέβη γὰρ¹ ἡ βροχὴ ἡλθον¹ οἱ ποταμοὶ, ἐπνευσαν¹ οἱ ἄνεμοι καὶ προσέτεσον τῇ οἰκίᾳ ἐλείνη καὶ οὐκ ἔπεσε, τεθεμελίωτο γὰρ ἐπὶ τὴν πέτραν.

1) Evncodd. καὶ κατέβη ... καὶ ἦλθον ... καὶ ἐπνεύσαν.

καὶ πᾶς ὁ ἀκούων μου τοὺς λόγους καὶ μὴ ποιῶν αὐτοὺς ὁμοιωθήσεται ἀνδρὶ μωρῷ ὅστις ἠκοδόμησε τὴν οἰκίαν αὐτοῦ ἐπὶ τὴν ψάμμον,

καὶ ἦν ἡ πεῦσις αὐτῆς μεγάλη.

καὶ ἐγένετο ὅτε ἐτέλεσεν ὁ Ἰησοῦς τοὺς λόγους τούτους ἐξεπλήρῃσεν οἱ ὄχλοι ἐπὶ τῇ διδασκίᾳ αὐτοῦ.

... ὡς ἔξουσίαν ἔχων ... (das weitere fehlt).

Cap. 8.

1 Dalaf þan atgaggandin imma af fairgunja laistidedun afar imma iumjons manags.

2 jah sai manna þrutsfill habands durinnands in wait ina qifands: frauja jabai wileis magt mik gahrainjan.

3 jah ufrakjands handu attaitok imma qifands: wiljau wairþ hrains. jah suns hrain warþ þata þrutsfill is.

4 jah qaf imma Iesus: sailv ei mann ni qifais ak gagg þuk silban ataugei gudjin jah atbair giba þoei anabauþ Moses du weitwodiþai im.

5 afaruh þan þata innatgaggandin imma in Kafarnaum duatiddja imma hundafaps bidjands ina.

6 jah qifands: frauja, þiumagus meins ligiþ in garda usliþa, harduba balwips.

7 ... ik qimands gahailja ina.

8 ni im wairþs ei uf hrot mein inngaggais ak þatainei qif waurda jah gahailniþ sa þiumagus meins.

9 jah auk ik manna im habands uf waldufnja meinamma gadrauh-tins jah qifþa du þamma gagg jah

καταβάνει γὰρ¹ αὐτῷ ἀπὸ τοῦ ὄρους ἠκολούθησαν αὐτῷ ὄχλοι πολλοί.

1) Evccodd. δε.

(eingang fehlt bezw. καὶ προσήλθε λειπρός) λέγων κύριε ἐὰν θέλῃς δύνασαί με καθαρίσαι.

καὶ τὴν χειρὰ ἐκτείνας¹ ἤψατο ... θέλω καθαρίσθῃμι (das weitere fehlt).

1) Evccodd. ἐκτείνας τὴν χειρὰ.

(eingang fehlt) ἔπαγε σαυτὸν δειξὸν ἱερεῖ καὶ προσένεγκε τὸ δῶρον ὃ προσέταξε Μωσῆς¹ εἰς μαρτύριον αὐτοῖς.

1) Μωσῆς ELMUVXF.1.

εἰσελθόντι δὲ¹ αὐτῷ εἰς Καπερναομ² προσήλθεν αὐτῷ ἐκατόνταρχος παρακαλῶν αὐτὸν.

1) post haec autem cum introisset bc fg, hq und DLQRE der Vulgata; doch beachte die parallelstelle Luc. 7, 1.

2) capharnaum it. vg.; vgl. Tischendorf zu Matth. 4, 13.

καὶ λέγων κύριε ὁ παῖς μου βέβηλται ἐν τῇ οὐλίᾳ παραλυτικὸς δεινῶς βασανιζόμενος.

ἐγὼ ἐλθὼν θεραπεύσω αὐτόν.

... οὐκ εἰμί ἰκανὸς (ἄξιος) ἵνα μου ἐπιτό τὴν στέγην εἰσελθῆς ἀλλ' εἰπέ λόγῳ μόνον¹ καὶ ἰαθήσεται ὁ παῖς μου.

1) Evccodd. ἀλλὰ μόνον εἶπε λόγῳ.

καὶ γὰρ ἐγὼ ἄνθρωπτός εἰμι ἐπὶ ἔξουσίαν ἔχων ἐπὶ ἔμμαντοῦ¹ στρατιώτας καὶ λέγω τούτῳ πορεύου

gaggiḫ jah anḫamma qim jah qimiḫ jah du skalka meinamma tawei ḫata jah taujiḫ.

10 ... ni in Israela swalauḫa galaubein bigat.

11 ... managai fram urrunsa jah saggqa qimand jah anakumbjand miḫ Abrahama jah Isaka jah Jakoba in ḫiudangardjai himine.

12 iḫ ḫai sunjus ḫiudangardjos uswairpanda in riqis ḫata hindu-misto ...

13 ... gagg jah swaswe galan-bides wairḫai ḫus. jah gahailnoda sa ḫiumagus is in jainai ḫeilai.

14 jah qimands Iesus in garda ḫaitraus gasalv swaiḫron is ligand-ein jah in heiton.

15 jah attaitok handau izos jah aflailot ija so heito; jah urrais jah andbahtida imma.

16 at andanahtja ḫan wanḫamma atherun du imma daimo-narjans jah uswarp ḫans ahmans waurda jah allans ḫans ubil habandans gahailida.

17 ei usfullnodedi ḫata gamelido ḫairḫ Esaiān pranfetu qḫandan sa ummahtins unsaros usram jah sauhtins usbar.

18 gasailvands ḫan Iesus managans hiuhmans bi sik haihait galeiḫan [siponjans¹] hindar marcin.

1) offenbar glosse zu *managans hiuhmans* aus v. 21. Luc. 8, 22; irrtümlicherweise in den text geraten.

(πορεύθητι) καὶ πορεύεται καὶ (τιῶ) ἄλλῃ ἔρχοι καὶ ἔρχεται καὶ τῷ δοῦλῳ μου ποιήσον τοῦτο καὶ ποιῶ.

1) vgl. Tischendorf zu dieser stelle.

οὐδὲ ἐν τῷ Ἰσραὴλ τοσαύτην κρίσιν εἶρον.

πολλοὶ ἀπὸ ἀνατολῶν καὶ δυσμῶν ἤξουσι καὶ ἀνακλιθήσονται μετὰ Ἀβραάμ καὶ Ἰσαὰκ¹ καὶ Ἰακώβ (das weitere fehlt, vgl. die note Field 3, 62).

1) *isak* Sin abhk.

οἱ δὲ υἱοὶ τῆς βασιλείας ἐκβλήθησονται εἰς τὸ σκότος τὸ ἐξώτερον (s. 611; das weitere fehlt).

Ἐταγε καὶ ὡς ἐπίστευσας γενήθητι σοι. καὶ ἰάθη ὁ παῖς αὐτοῦ ἐν τῇ ὄρῃ ἐκείνῃ.

καὶ ἔλθὼν ὁ Ἰησοῦς εἰς τὴν οἰκίαν Πέτρον εἶδε τὴν πενθερὰν αὐτοῦ βεβλημένην καὶ περὶέσσοισαν.

καὶ ἤψατο τῆς χειρὸς αὐτῆς καὶ ἀρῆγεν αὐτὴν ὁ περὶ τὸς καὶ ἀνέσθη (ἠγέρθη) καὶ διηκόνοι αὐτῆς.

ὁψίας δὲ γενομένης προσήγγισαν αὐτῷ δαιμονιζομένους πολλοὺς καὶ ἐξέβαλε τὰ πνεύματα λόγῳ καὶ πάντας τοὺς κακῶς ἔχοντας ἐθεράπευσεν.

ὅτιως πληρωθῆν τὸ ἐπὶ τοῦ προφήτου Ἠσαίου λεχθὲν ὅτι¹ τὰς ἀσθενείας ἡμῶν (ἀν)έλαβεν καὶ τὰς νόσους ἐβάστασεν.

1) Evcoodd. το ρηθεν δια Ησαίου του προφητου λεγοντος αυτος.

ἰδὼν δὲ ὁ Ἰησοῦς πολλοὺς ὄχλους περὶ αὐτὸν ἐκέλευσεν ἀπελθεῖν¹ εἰς τὸ πέραν.

1) discipulos it pler.

19 ... laisari laistja þuk þishva-duh þadei gaggis.

20 ... fauhou:8 grobos aigun jah fuglos himinis sitlans iþ sunus mans ni habaiþ hvar haubiþ sein ana-hnawjai.

21 ... frauja uslaubei mis frumist galeiþan jah gafilhan attan meinana.

22 ... let þans dauþans filhan seinans dauþans.

23 jah innatgaggandin imma in skip afariddjedun imma siponjos is.

24 jah sai wegs mikils warþ in marein swaswe þata skip gahuliþ wairþan fram wegin, iþ is saislep.

25 ... frauja nasei unsis fraqistnam.

26 ... hva faurhteip leitul galaub-jandans? ... jah warþ wis mikil.

27 iþ þai mans sildaleikidedun qiþandans hvileiks ist sa ei jah windos jah marei ufhausjand imma?

29 ... hva uns jah þus Iesu sunau guþs? qamt her faur mel bal-wjan unsis.

διδάσκαλε ἀκολουθήσω σοι ὅπου ἂν ἀπέρχῃ.

αἱ ἀλώπεκες φθλοὺς ἔχουσι καὶ τὰ πετεινὰ τοῦ οὐρανοῦ κατασκη- νόσεις ὁ δὲ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου οὐκ ἔχει ποῦ τὴν κεφαλὴν¹ κλίνῃ.

1) caput kumabeg₁. EQT u. a.; vgl. übrigens Luc. 9, 58.

κύριε ἐπίτρεψόν μοι πρῶτον ἀπελ- θεῖν καὶ θάψαι τὸν πατέρα μου.

ἄφες τοὺς νεκροὺς θάψαι τοὺς ἐαυτῶν νεκρούς.

ἐμβάντι δὲ¹ αὐτῷ εἰς τὸ πλοῖον ἠκολούθησαν αὐτῷ οἱ μαθηταὶ αὐ- τοῦ.

1) Evccodd. καὶ ἔμβαντι.

καὶ ἰδοὺ χειμὼν μέγας ἐγένετο ἐν τῇ θαλάσῃ ὥστε τὸ πλοῖον καλίπτεσθαι ἐπὶ τῶν κυμάτων, αὐτὸς δὲ ἐκάθειδεν.

κύριε σῶσον ἡμᾶς ἀπολλύμεθα.

τί θεилоὶ ἐστε ὀλιγόπιστοι; ... καὶ ἐγένετο γαλήνη μεγάλη.

ἐθαύμαζον γὰρ¹ λέγοντες, ποτα- πὸς ἐστὶν οὗτος ὅτι καὶ οἱ ἄνεμοι καὶ ἡ θάλασσα ὑπακούουσιν αὐτῷ;

1) Evccodd. οἱ δὲ ἄνθρωποι ἐθαύμα- σον.

τί ἡμῖν καὶ σοὶ Ἰησοῦ υἱὲ τοῦ θεοῦ; ἤλθες ὧδε πρὸ καιροῦ βασι- νῆσαι ἡμᾶς.

Cap. 9.

1 Jah atsteigands in skip ufar- laif jah qam in seinai baurg.

2 þanuh atherun du imma usli- þan ana ligra ligandan, jah gasai-

Καὶ ἐμβὰς εἰς τὸ πλοῖον διεπέ- ρασε καὶ ἤλθεν εἰς τὴν ἰδίαν πό- λιν.

καὶ ἰδοὺ προσήγγικαν αὐτῷ πα- ραλυτικὸν ἐπι κλίνῃς βεβημένον

hvands Iesus galaubein ize qaþ du þamma usliþin: þrafstei þuk barnilo afletanda þus frawaurhteis þeinós.

3 þaruh sumai þize bokarje qe- þun in sis silbam: sa wajamereiþ.

4 jah witands Iesus þos mitonins ize qaþ: dulve jus mitoþ ubila in hairtam izwaraim?

5 hvaþar ist raihtis azetizo qi- þan afletanda þus frawaurhteis þau qiþan urreis jah gagg.

6 aþþan ei witeiþ þatei waldufni habaiþ sa sunus mans ana airþai afletan frawaurhtins þaruh qaþ du þamma usliþin: urreisands nim þana ligr þeinana jah gagg in gard þei- nana.

8 gasailvandeins þan manageins ohtedun sildaleikjandans jah miki- lidedun guþ þana gibandan walduf- ni swaleikata mannam.

9 jah þairhleipands Iesus jain- þro gasah mannan sitandan at motai Maþþaiu haitanana jah qaþ du imma laistei afar mis jah us- standands iddja afar imma.

καὶ ἰδὼν δ' Ἰησοῦς τὴν πίστιν αὐτῶν εἶπε τῷ παραλυτικῷ θάρσει τέκνον ἀφρώνταί σου (σοι) αἱ ἁμαρτίαι.¹

1) σοι α ἁμαρτίαι σου EFKLSUVXΠ.
ἰδοὺ τινες τῶν γραμματιῶν ἐν ἑαυτοῖς εἶπον¹ οὗτος βλασφημεῖ.

1) Evccodd. εἶπον ἐν ἑαυτοῖς.
καὶ εἰδὼς δ' Ἰησοῦς τὰς ἐνθιμῆ- σεις αὐτῶν εἶπεν· ἰναὶ ἐνθυμείσθε ἑμεῖς¹ πονηρὰ ἐν ταῖς καρδίαις ἑμῶν;

1) υμεῖς ἐνθυμείσθε EFKLSUVX. III.
τί γὰρ εὐκοπώτερον ἐστίν¹ εἰπεῖν ἀφρώνταί σοι αἱ ἁμαρτίαι ἢ εἰλεῖν ἔγχειραι καὶ περιπάτει.

1) Evccodd. εἶπεν εὐκοπώτερον.
Ἰνα δὲ εἰδῆτε ὅτι ἐξουσίαν ἔχει δ τὸς τοῦ ἀνθρώπου ἐπὶ τῆς γῆς ἀφιέναι ἁμαρτίας τότε λέγει τῷ παραλυτικῷ ἐγέρθεις ἄρον τὸν κράβ- βατόν σου καὶ ἔλαγε εἰς τὸν οἶκόν σου.

ἰδόντες γὰρ οἱ ὄγλοι ἐθαύμασαν¹ καὶ ἐδόξασαν τὸν θεὸν τὸν δόντα ἐξουσίαν τοιαύτην τοῖς ἀνθρώποις.

1) admirantes timuerunt. εγερθησαν SinBD. ohtedun beruht auf den parallel- stollen Mc. 2, 12. Luc. 5, 26, was um so sicherer ist, als hauhidedun miki- jandans Marc. 2, 12 auf demselben wege sich erklart: man kann nicht für Matth. 9, 8 auf den cod. Brixianus verweisen und Mc. 2, 12 unerklart lassen: beide stellen müssen auf ein und dieselbe weise ihre aufklärung finden.

καὶ παράγων δ' Ἰησοῦς ἐκεῖθεν εἶδεν ἄνθρωπον ἐπὶ τὸ τελώνιον καθήμενον¹ Μαθθαῖον² λεγόμενον καὶ λέγει αὐτῷ ἀκολούθει μοι (das weitere fehlt).

1) Evccodd. καθήμενον ἐπὶ το τελων- νιον. 2) Μαθθαιον SinBD.

11 ... dulve miþ motarjam jah fra-
waurhtaim matjip sa laisareis izwar?

12 ... ni þaubun hailai lekeis
ak þai unhaili habandans.

13 aþþan gaggaiþ ganþmiþ hva
sijai: armahairþa wiljau jah ni
huns!, niþ-þan qam laþon uswaurh-
tans ak frawaurhtans.

14 ... dulve weis jah Fareisai-
eis fastam filu iþ þai siponjos þei-
nai ni fastand?

15 ... ibai magun sunjus bruþ-
fadis qainon und þata hveilos þei
miþ im ist bruþfaþs.

iþ atgaggand dagos þan afni-
mada af im sa bruþfaþs jah þan
fastand.

16 aþþan ni hvashun lagjip du¹
plata fanan þarihis ana snagan fairn-
jana

1) *du*: hat der Übersetzer fälschlich
ei- als Präposition gefasst? vgl. den irr-
tum v. 15. 18.

17 niþ þan giutand wein niu-
jata in balgins fairnjans ...

18 miþþanei is rodida þata du
ima þaruh reiks ains qimands inwait
ina qiþands þatei dauhtar meina nu
gaswalt, akei qimands atlagei handu
þeina ana ija jah libaiþ.

*) Der fall ist genau derselbe wie Matth. 11, 2, wo es sich gleichfalls um
änderung nach der parallelstelle handelt, welche in der dem got. übersetzer vorlie-
genden griechischen hs. nicht vollzogen war.

διατί μετὰ τελωνῶν καὶ ἀμαρτι-
ῶν ἐσθίει ὁ διδάσκαλος ὑμῶν;
οὐ χρεῖαν ἔχουσιν οἱ ἰσχύοντες ἰα-
τροῦ ἀλλ' οἱ κακῶς ἔχοντες.

πορευθέντες δὲ μάθετε τί ἐστιν
ἔλεος θείου καὶ οὐ θυσίαν οὐκ ἴλ-
θον καλέσαι δικαίους ἀλλ' ἁμαρ-
τωλοὺς εἰς μετένοian².

1) Evccodd. *ov γαρ*.

2) beruht auf Luc. 5, 32*); vgl. Mc. 2,
17 (a quo ad Matthaëum et Marcum trans-
ferre iam antiquitus adamarunt Tisch-
endorf).

διατί ἡμεῖς καὶ οἱ φαρισαῖοι
νηστεύομεν πολλὰ οἱ δὲ μαθηταί
σου οὐ νηστεύουσι;

μη δύνανται οἱ υἱοὶ τοῦ νυμφῶ-
νος¹ νηστεύειν² ἐρ' ὅσον μετ' αὐτῶν
ἐστὶν ὁ νυμφίος; — Mc. 2, 19.

1) *νυμφιον* D itvg.

2) Evccodd. (mit ausnahme von Dit
pler.) *πενθειν*.

ἐλεύσονται¹ ἡμίραι ὅταν ἀπαρθῇ
ἀπ' αὐτῶν ὁ νυμφίος καὶ τότε νη-
στεύουσι.

1) Evccodd. *ελευσονται δε*.

οὐδεὶς γὰρ ἐπιβάλλει ἐπιβλημα
θάκος ἀγράφου ἐπὶ ἱμανίρ παλαιῦ.

οὐδὲ βάλλουσιν οἶνον νέον εἰς
ἀσκοὺς παλαιούς.

ταῦτα αὐτοῦ λαλοῦντος αὐτοῖς ἰδοὺ
ἄρχων εἰς ἐλθῶν προσεκίνησε αὐτοῦ
λέγων ὅτι ἡ θυγάτηρ μου ἄρτι ἐτε-
λεύτησεν ἀλλὰ ἐλθῶν εἰσίδες τὴν
χεῖρά σου ἐπ' αὐτήν καὶ ζήσεται.

20 jah sui qino bloparinnandei .ib. wintruns duatgaggandei aftaro attaitok skauta wastjos is,

21 qarub auk in sis: jabai pat-
ainei atteka wastjai is ganisa.

22 ... þrafstei þuk dauhtar ga-
laubeins þeina ganasida þuk ...

23 jah qimands Iesus in garda
þis reikis jah gasaihvands swigl-
jans [jah haurnjans haurnjandans¹]
jah managein auhjondein qarþ du im.

1) als glossem zu *swigljans* in den
text geraten.

24 afleipþiþ unte ni gaswalt so
mawi ak slepiþ. jah bihlohun ina.

27 jah hvarbondin Iesua jainþro
laistidedun afar imma twai blind-
dans hropjandans jah qifandans
armai uggkis sunau Daweidis.

28 qimandin þan in garda duat-
iddjedun imma þai blindans jah
qarþ im Iesus gaulaubjats þatei
magjau þata taujan? qeþun du im-
ma jai frauja.

29 þanuh attaitok augam ize qi-
þands bi galaubeinai iggqarai wair-
þai iggqais.

30 jah usluknodedun im angona.
jah inagida ins Iesus qifands sai-
lvrats ei manna ni witi.

καὶ ἰδοὺ γενῆ ἐν ῥέσει αἵματος
δώδεκα ἔτη ἔχουσα προσῆλθεν ὕπι-
σθεν καὶ ἰήσαιο τοῦ κρασπέδου
τοῦ ἱματίου αὐτοῦ.

1) Evccodd. γενῆ αἰμορροῦσα δώδεκα
εἰη προσεῖλθουσα ὀπισθεν (vgl. hiezu die
note Field 3, 71 fg.); Chrysostomus de suo
dedit γενῆ ἐν ῥέσει αἵματος (ex Marci
relatione) δώδεκα ἔτη ἔχουσα ex loco
Joannis sumsisse videtur. Tam diligen-
tes ergo sunt patres Graeci cum locum
ex professo ut aiunt interpretantur.

ἔλεγε γὰρ ἐν ἑαυτῇ ἔὰν μόνον
ἐψωμαι τοῦ ἱματίου αὐτοῦ σωθή-
σομαι.

Θάρσει θιγάτηρ ἡ πίστις σου
σίσωκέ σε.

ἐλθὼν δὲ¹ εἰς τὴν οἰκίαν τοῦ
ἄρχοντος καὶ ἰδὼν τοὺς ἀλητιάς
καὶ τὸν ὄχλον θορυβοῦμενον ἔλε-
γεν².

1) Evccodd. καὶ ἐλθὼν ὁ Ἰησοῦς.

2) λέγει αὐτοῖς CEFGKLMSTUΓ. III.

ἀποχωρεῖτε οὐ γὰρ ἀπέθανε τὸ
ζοράσιον ἀλλὰ καθεύδει. καὶ κατε-
γέλιον αὐτοῦ.

καὶ παράγοντι ἐξεῖθεν ἐπὶ Ἰησοῦ
ἠκολούθησαν αὐτῷ δύο τυφλοὶ κη-
ζοντες καὶ λέγοντες ἐλέησον ἡμᾶς
ὅτι Δαβὶδ.

ἐλθόντι δὲ αὐτῷ¹ εἰς τὴν οἰκίαν
προσῆλθον αὐτῷ οἱ τυφλοὶ καὶ λέ-
γει αὐτοῖς ὁ Ἰησοῦς πιστεῖτε ὅτι
δέναμαι τοῦτο ποιῆσαι; λέγουσιν
αὐτῷ καὶ, κέριε.

1) fehlt in Evccodd.

τότε ἤσαιο τῶν ὀφθαλμῶν αὐτῶν
λέγων καὶ ἂν τὴν πίστιν ἑμῶν γενῆ-
θῆτω ἑμῖν.

καὶ ἀνεύχθησαν αὐτῶν οἱ ὀφθαλ-
μοί. ἐνεβριμήσατο γὰρ¹ αὐτοῖς ὁ

1) Evccodd. καὶ ἐεβριμήσατο.

31 iþ eis usgaggandans usmeridedun ina in allai airþai jainai.

32 þanuh biþe ut usiddjedun eis sai atberun inuma mannan bau-dana daimonari.

33 jah biþe usdribans warþ unhulþo rodida sa dumba jah silda-leikidedun manageins qiþandans: ni aiw swa uskunþ was in Israela.

34 ... in fauramaþlja unhulþono usdreibiþ unhulþons.

35 jah bitauh Iesus baurgs allos jah haimos laisjands in gaqumþim ize jah merjands aiwaggeljon þiudangardjos jah hailjands allos sauh-tins jah alla unhailja.

36 gasailvands þan þos mana-geins infeinoda in ize unte wesun afdauidai jah frawurpanai swe lamba ni habandona hairdeis.

37 þanuh qaf du siponjam seinaim asans raihtis managa iþ waurstwjans fawai.

38 bidjiþ nu fraujan asanais ei ussandsjai waurstwjans in asan seinu.

Ἰησοῦς λέγων ὁρᾶτε μηδεὶς γινωσκέτω.

οἱ δὲ ἐξεληθόντες διεφύμισαν αὐτὸν ἐν ὄλῃ τῇ γῆ ἐκείνῃ.

αὐτῶν δὲ ἐξερχομένων ἰδοὺ προσήγγεζαν αὐτῷ ἄνθρωποιον κωφὸν δαιμονιζόμενον.

ἐκβληθέντος γὰρ¹ τοῦ δαίμονος (δαίμονιον) ἐλάλησεν ὁ κωφός, οἱ δὲ ὄχλοι ἐθαύμασαν² λέγοντες οὐδέποτε ἐφάνη οὕτως³ ἐν τῷ Ἰσραὴλ.

1) Evccodd. καὶ ἐκβληθέντος.

2) Evccodd. καὶ ἐθαύμασαν οἱ ὄχλοι.

3) οὕτως ἤμαθι D itpler. vg.

ἐν τῷ ἄρχοντι τῶν δαιμονίων ἐκβάλλει τὰ δαιμόνια.

(καὶ περιήγεν ὁ Ἰησοῦς) τὰς πόλεις πάσας καὶ τὰς κώμας διδάσκων ἐν ταῖς συναγωγαῖς αὐτῶν καὶ κηρύσσων τὸ εὐαγγέλιον τῆς βασιλείας καὶ θεραπεύων πᾶσαν νόσον καὶ πᾶσαν μαλακίαν.

ἰδὼν γὰρ τοὺς ὄχλους ἐστελαγχιόσθη περὶ αὐτῶν ὅτι ἦσαν ἐσκυμένοι καὶ ἐρριμμένοι ὡς πρόβατα μὴ ἔχοντα ποιμένα.

τότε λέγει τοῖς μαθηταῖς αὐτοῦ ὁ μὲν θερισμὸς πολὺς, οἱ δὲ ἐργάται ὀλίγοι.

θεήθητε οὖν τοῦ κυρίου τοῦ θερισμοῦ ὅπως ἐκβάλῃ ἐργάτας εἰς τὸν θερισμὸν αὐτοῦ.

Cap. 10.

1 Jah athaitands þans twalif si ..

καὶ προσκαλεσάμενος τοὺς δώδεκα μαθητάς ...

23 ... þizai baurg þliuhaiþ in anþara amen auk qiþa izwis ei ni ustiuhiþ baurgs Israelis unte qimiþ sa sunus mans.

(ὅταν δε διώκωσιν ἡμᾶς ἐν) τῇ πόλει ταύτῃ φεύγετε εἰς τὴν ἐτίραν· ἀμὴν γὰρ λέγω ἡμῖν οὐ μὴ τελέσητε τὰς πόλεις τοῦ Ἰσραὴλ ἕως ἂν ἐλθῇ ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου.

24 nist siponeis ufar laisarja nih skalks ufar frauġin seinamma.

25 ganah siponi ei wairġai swe laisareis is jah skalks swe frauġa is. jabai gardawaldand Baiailzaibul haihaitun und h'an filu mais ġans innakundans is.

26 ni nunu ogeiġ izwis ins. ni waiht auk ist gahuliġ ġatei ni and-hulġaidau jah fulġin ġatei ni uf-kunnaidau.

27 ġatei qġa izwis in riqiza qġaiġ in liuhada, jah ġatei in auso gabauseiġ merġaiġ ana hrotam.

28 jah ni ogeiġ izwis ġans us-qimandans leika ġatainei iġ sai-walai ni magandans usqiman, iġ ogeiġ mais ġana magandan jah saiwalai jah leika fraġistġan in ġai-ainnan.

29 niu twai sparwans assarġau bugianda? jah ains ize ni ġadriu-siġ ana airġa inuh attins izwaris wilġan.

30 aġġan izwara jah tagla hau-bidis alla ġarapana sind.

31 ni nunu ogeiġ; managaim sparwam batizans siġuġ jus.

32 sa h'azuh nu saei andhaitiġ mis in andwairġja manne andhaita jah ik imma in andwairġja attins meinis saei in himinam ist.

οὐκ ἔστι μαθητὴς ἐπέρ τοῦ δι-
δασκάλου οὐδὲ δοῦλος ἐπέρ τοῦ κυ-
ρίου αὐτοῦ.

ἀρκιτὸν τῷ μαθητῇ ἵνα γένηται
ὡς ὁ διδάσκαλος αὐτοῦ καὶ ὁ δοῦ-
λος ὡς ὁ κύριος αὐτοῦ. εἰ τὸν
οἰκοδοσεύτην Βεελζεβοῦλ ἐκάλεσαν
πόσῳ (πολλῷ) μᾶλλον τοὺς οἰκει-
ακοὺς αὐτοῦ;

μηδὲν φοβεῖσθε αὐτούς. οὐδὲν
γὰρ ἔστι κεκαλυμμένον ὃ οὐκ ἀπο-
καλυφθήσεται οὐδὲ¹ κρυπτόν ὃ οὐ
γνωσθήσεται.

1) Evccodd. κα.

ὃ λέγω ἡμῖν ἐν τῇ σκοτίᾳ εἶπατε
ἐν τῷ φωτί καὶ ὃ εἰς τὸ σὺς ἀκού-
ετε κηρύσσετε ἐπὶ τῶν θυμάτων.

μη¹ φοβηθῆτε ἀπὸ τῶν ἀποπτε-
ρόντων τὸ σῶμα, τὴν δὲ ψυχὴν μη
δυναμένων ἀποκτείνειν, φοβηθῆτε
δὲ μᾶλλον τὸν δυναμέον καὶ ψυχὴν
καὶ σῶμα ἀπολέσαι εἰς γένναν (vgl.
p. 402).

1) Evccodd. κα μη.

οὐχὶ δύο στροφία ἀσαρίον πω-
λεῖται; καὶ ἐν ἑξ αὐτῶν οὐ πωσεται
ἐπὶ τὴν γῆν ἄνευ τοῦ πατρὸς ἡμῶν
τοῦ ἐν οὐρανοῖς¹.

1) Evccodd. fehlt; sine voluntate pa-
tris vestri itpler. u. a. vgl. Wordsworth-
White zur stelle.

ἡμῶν δὲ καὶ αἱ τρίχες τῆς κεφα-
λῆς πᾶσαι ἠριθμημένοι εἰσί.

μηδὲν φοβηθῆτε πολλῶν στρο-
φίων διαφέρετε ἡμεῖς.

πᾶς ὃν ὕστις ὁμολογήσει ἐν ἡμοῖ
ἔμπροσθεν τῶν ἀνθρώπων ὁμολο-
γήσω καὶ ἐν αὐτῷ ἔμπροσθεν τοῦ
πατρὸς μου ἐν οὐρανοῖς (vgl. v. 33).

33 ip þishvanoh saei afaikiþ mik in andwairþja manne afaika jah ik ina in andwairþja attins meinis þis saei in himinam ist.

34 nih ahjaiþ þatei qemjau lagjan gawairþi ana airþa, ni qam lagjan gawairþi ak hairu.

35 qam auk skaidan mannan wiþra attan is jah dauhtar wiþra aiþein izos jah bruf wiþra swaihron izos.

36 jah fijands mans innakundai is.

37 saei frijoþ attan aiþþau aiþein ufar mik, nist meina wairþs; jah saei frijoþ sunu aiþþau dauhtar ufar mik nist meina wairþs.

38 jah saei ni nimiþ galgan seinana jah laistjai afar mis nist meina wairþs.

39 saei bigitiþ saiwala seinana fraqisteiþ izai jah saei fraqisteiþ saiwalai seinai in meina bigitiþ þo.

40 sa andnimands izwis mik andnimiþ jah sa mik andnimands andnimiþ þana sandjandan mik.

41 sa andnimands praufetu in namin praufetaus mizdon praufetis nimiþ jah sa andnimands garaih-tana in namin garaih-tis mizdon garaih-tis nimiþ.

42 Jah saei gadragkeiþ ainana þize minnistane¹ stikla kaldis watins þatainei in namin siponeis amen qiþa izwis ei ni fraqisteiþ mizdon seinai.

1) vgl. Math. XXV, 42.

ὅς δ' ἂν ἀρνήσῃται με ἔμπροσθεν τῶν ἀνθρώπων, ἀρῆσομαι κατὰ αὐτὸν ἔμπροσθεν τοῦ πατρὸς μου τοῦ ἐν οὐρανοῖς.

μὴ νομίσητε ὅτι ἤλθον βαλεῖν εἰρήνην ἐπὶ τὴν γῆν, οὐκ ἤλθον βαλεῖν εἰρήνην, ἀλλὰ μάχαιραν.

ἤλθον γὰρ διχάσαι ἄνθρωπον κατὰ τοῦ πατρὸς αὐτοῦ καὶ θυγατέρα κατὰ τῆς μητρὸς αὐτῆς καὶ νύμφην κατὰ τῆς πενθερᾶς αὐτῆς. ἔχθροί¹ τοῦ ἀνθρώπου οἱ οἰκειακοὶ αὐτοῦ.

1) Evccodd. καὶ ἐχθροί.

ὁ φίλων πατέρα ἢ μητέρα ἢ πῆτερ ἐμὲ οὐκ ἔστι μου ἄξιος καὶ ὁ φίλων υἱὸν ἢ θυγατέρα ἢ πῆτερ ἐμὲ οὐκ ἔστι μου ἄξιος.

καὶ ὅς οὐ λαμβάνει τὸν σταυρὸν αὐτοῦ καὶ ἀκολουθεῖ ὀπίσω μου οὐκ ἔστι μου ἄξιος.

ὁ εἰρῶν τὴν ψυχὴν αὐτοῦ ἀπολέσει αὐτήν καὶ ὁ ἀπολέσας τὴν ψυχὴν αὐτοῦ ἔνεκεν ἐμοῦ εἰρήσει αὐτήν.

ὁ δεχόμενος ἐμᾶς ἐμὲ δέχεται καὶ ὁ ἐμὲ δεχόμενος δέχεται τὸν ἀποστείλαντά με.

ὁ δεχόμενος προφήτην εἰς ὄνομα προφήτου μισθὸν προφήτου λήψεται καὶ ὁ δεχόμενος δικαίον εἰς ὄνομα δικαίου μισθὸν δικαίου λήψεται.

ἢ¹ ὅς ἐὰν ποιήσῃ ἕνα τῶν μικρῶν² τούτων ποιήριον ψυχροῦ³

1) Evccodd. καὶ.

2) ελαχίστων Dittg.

3) aquae frigidae itvg. ψυχροῦ υδατος D; aber auch Chrysostomus selbst fährt fort: καὶ ποιήριον ψυχροῦ υδατος δψς ... vgl. got. *watins* Marc. 9, 41.

μόνον εἰς ὄνομα μαθητοῦ, ἀμὴν
λέγω ὑμῖν οὐ μὴ ἀπολέσῃ τὸν μισ-
θὸν αὐτοῦ.

Cap. 11.

1 Jah warþ biþe usfullida Iesus
anabiudands þaim twalif siponjam
seinaim ushof sik jainþro du lais-
jan jah merjan and baurgs ize.

2 iþ Johannes gahausjands in
karkarai waurstwa Xristaus insand-
jands bi¹ siponjam seinaim.

1) Was bedeutet in Bernhards note
die berufung auf Chrysostomus?

3 qaþ du imma þu is sa þimanda
þau anþarizuh beidaima?

4 ... gaggandans gateihþ Jo-
hanne þatei gahauseiþ jah gasai-
hþ.

5 blindai ussaihþand jah haltai
gaggand þrutskillai hrainjai wair-
þand jah baudai gahausjand jah
dauþai urreisand jah unledai wai-
lamerjanda.

6 jah audags ist hvazuh saei ni
gamarzjada in mis.

7 at þaim þan afgangandam du-
gann Iesus qþan þaim manageim
bi Johannen: hva usiddjeduþ ana
auþida sailvan? raus fram winda
wagidata.

8 akei hva usiddjeduþ sailvan?
mannan hnasqjaim wastjom gawa-
sidana? sai þaici hnasqjaim wasi-
dai sind in gardim þiudane sind.

καὶ ἐγένετο οὕτε ἐτέλεσεν ὁ Ἰησοῦς
διατάσων τοῖς δώδεκα μαθηταῖς
αὐτοῦ, μετέβη ἐκείθεν τοῦ διδάσ-
κειν καὶ κηρύσσειν ἐν ταῖς πόλεσιν
αὐτῶν.

ἀκούσας δὲ Ἰωάννης¹ ἐν τῷ δεσμω-
τηρίῳ τὰ ἔργα Χριστοῦ πέμψας δύο²
τῶν μαθητῶν αὐτοῦ (= Luc. 7, 19).

1) Evccodd. ο δε Ιωαννης ακουσας.

2) δια Sin BC*DPZ. h.

ἠρώτα αὐτὸν λέγων¹ σὺ εἶ ὁ ἐρ-
χόμενος ἢ ἕτερον προσδοκῶμεν;

1) Evccodd. ειπεν αυτω.

πορευθέντες ἀπαγγέilate Ἰωάννη
ὅ ἀκούετε καὶ βλέπετε,

τυφλοὶ ἀναβλέπονσι καὶ χολοὶ
περιπατοῦσι, λεπροὶ καθαρῖζονται
καὶ κωφοὶ ἀκούουσι καὶ νεκροὶ ἐγεί-
ρονται καὶ πτωχοὶ εὐαγγελίζονται.

καὶ μακάριος ὁς ἐὰν μὴ σκανδα-
λισθῇ ἐν ἐμοί.

τούτων δὲ πορευομένων ἤρξατο
ὁ Ἰησοῦς λέγειν τοῖς ὄχλοις περὶ
Ἰωάννου· τί ἐξήλθετε εἰς τὴν ἔρη-
μον θεάσασθαι (ἰδεῖν); κάλαμον
ἐπὶ ἀνέμον σαλευόμενον.

ἀλλὰ τί ἐξήλθετε ἰδεῖν; ἄνθρω-
πον ἐν¹ μαλακοῖς ἱματίοις ἡμψισ-
μένον; ἰδοὺ οἱ τὰ μαλακὰ φοροῦν-
τες ἐν τοῖς οἴκοις τῶν βασιλέων
εἰσὶ.

1) fehlt D* itvg.

9 akei lva usiddjedup sailvan?
praufetu? jai qīpa izwis jah mana-
giza praufetau.

10 sa ist auk bi þanei gameliþ
ist: sai ik insandja aggilu meinana
faura þus saei gamanweiþ wig þei-
nana faura þus.

11 amen qīpa izwis ni urrais
in baurim qinono maiza Johanne
þamma daupjandin; iþ sa minniza
in þudangardjai himine maiza
imma ist.

12 framuh þan þaim dagam Jo-
hannis þis daupjandins und hita
þudangardi himine anamahtjada jah
anamahtjandans frawilwand þo.

13 allai auk praufeteis jah witoþ
und Johanne fauraqefun.

14 jah jabai wildedeiþ miþni-
man sa ist Helias saei skulda qi-
man.

15 saei habai au haus-
ja ..

16

17 ... swigloedum izw(is jah)
ni pliusideduþ huf ni qai-
nodeduþ.

18 qam raihtis Johan jands
nih drigkand þand unhulþ
.....

19 ... sa sunus mans drig-
kands j na afetja jah af...
kja .. tarje frijonds jah frawaurhtaize
jah uswaurhta gadomida warþ han-
dugei fram barnam seinaim.

ἀλλὰ τί ἐξήλθετε ἰδεῖν; προφή-
την; καὶ λέγω ὑμῖν καὶ περισσό-
τερον προφήτου.

οἷτος γὰρ ἐστὶ περὶ οὗ γέγραπ-
ται ἰδοὺ¹ ἀποστείλλω τὸν ἄγγε-
λόν μου πρὸ προσώπου σου ὃς
κατασθενάσει τὴν ὁδὸν σου ἔμπροσ-
θέν σου.

1) Evcoodd. ἰδου εγω!

ἀμὴν λέγω ὑμῖν οὐκ ἐγήγρηται
ἐν γεννητοῖς γυναικῶν μεϊζων Ἰω-
άννου τοῦ βαπτιστοῦ, ὁ δὲ μικρό-
τερος ἐν τῇ βασιλείᾳ τῶν οὐρανῶν
μεϊζων αὐτοῦ ἐστί.

ἀπὸ δὲ τῶν ἡμερῶν Ἰωάννου τοῦ
βαπτιστοῦ ἕως ἄρτι ἡ βασιλεία τῶν
οὐρανῶν βιάζεται καὶ βιασται ἄρ-
παζοῦσιν αὐτήν.

πάντες γὰρ οἱ προφῆται καὶ ὁ
νόμος ἕως Ἰωάννου προεφήτευσαν.

εἰ¹ θεέετε δέξασθαι, αὐτός ἐστιν
Ἡλίας ὁ μέλλων ἔρχεσθαι.

1) Evcoodd. και ει.

ὁ ἔχων ὕδα ἀκούειν ἀκούειτω.

ἠέλθσαμεν ὑμῖν καὶ οὐκ ὠρχή-
σασθε, ἐθρηνήσαμεν (ὑμῖν) καὶ οὐκ
ἐκόψασθε.

ἦλθε γὰρ Ἰωάννης μῆτε ἐσθίων
μῆτε πίνων καὶ λέγουσι δαιμόνιον
ἔχει.

ἦλθεν ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου ἐσ-
θίων καὶ πίνων καὶ λέγουσιν ἰδοὺ
ἄνθρωπος φάγος καὶ οἰνοπότης
τελωνῶν φίλος καὶ ἁμαρτωλῶν καὶ
ἐδικαιώθη ἡ σοφία ἀπὸ τῶν τέκ-
νων αὐτοῦ.

20 þanuh dugann idweitjan baurgim in þaimei waurþun þos managistons mahteis is

21 mah(teis þos waur)þanons in izwis (airis þ)au in sakkau jah azgon odedeina.

22 sweþauh qi Tyrim jah Seidonim irþiþ in daga stau

23 jah þu Kafarna min ushauhida a galeiþis Saudaumjam þe... ahteis þos waurþanons in izwis¹ aiþþau eis weseina und hina dag.

1) vgl. v. 21.

24 sweþauh qiþa izwis þatei airþai Saudaumje sutizo wairþiþ in daga stauos þau þus.

25 inuh jainamma mela andhaf

41 gaggiþ fairra mis jus fraqiþanans in fon þata aiweino þata manwido unhulþin jah aggilum is.

42 unte gredags was jan ni geþuþ mis matjan afþaursiþs was jan ni dragkideduþ mik.

45 ... jah þanei ni tawideduþ ainamma þize leitilane mis ni tawideduþ.

1 jah warþ biþe ustauh Iesus alla þo waurda qaþ siponjam seinaim.

τότε ὁ Ἰησοῦς¹ ἤρξατο ὀνειδιῆσαι τὰς πόλεις ἐν αἷς ἐγένοντο αἱ κλεισταὶ δυνάμεις αὐτοῦ.

1) fehlt Sin BDEFGMSUVXΓ.Γ.

αἱ δυνάμεις αἱ γινόμεναι ἐν ἡμῖν πάλαι ἂν ἐν σάκκῳ καὶ σποδιῷ μετενόησαν.

πλὴν λέγω ἡμῖν Τύρω καὶ Σιδῶνι ἀνεκτότερον ἔσται ἐν ἡμέρᾳ κρίσεως.

καὶ σὺ Καπερναοῦμ¹ ἡ ἕως τοῦ οὐρανοῦ ἔψωθεῖσα ἕως ἄβδου καταβιβασθήσῃ (καταβίβῃ) ὅτι εἰ ἐν Σοδόμοις ἐγένοντο αἱ δυνάμεις αἱ γινόμεναι ἐν σοί, ἔμειναν ἂν μέχρι(της) σήμερον.

1) καφαρναουμ Sin BD itvg.

πλὴν λέγω ἡμῖν οὐκ ἐστὶν ἁρτίον Σοδόμων ἀνεκτότερον ἔσται ἐν ἡμέρᾳ κρίσεως ἢ σοί.

ἐν ἐκείνῳ τῷ καιρῷ ἀποκριθεῖς

Cap. 25.

πορεύεσθε ἀπ' ἐμοῦ οἱ καταραμένοι εἰς τὸ πᾶρ τὸ αἰῶνιον τὸ ἡτοιμασμένον τῷ διαβόλῳ καὶ τοῖς ἀγγέλοις αὐτοῦ.

ἐπέινασα γὰρ καὶ οὐκ ἐδώκατέ μοι φαγεῖν, ἐδίψων καὶ οὐκ ἐποιήσατέ με (p. 736).

ἐφ' ὅσον γὰρ οὐκ ἐποιήσατε ἐνὶ ταύτων τῶν ἐλαχίστων οὐδὲ ἐμοὶ ἐποιήσατε.

Cap. 26.

καὶ ἐγένετο ὅτε συνετέλεσεν ὁ Ἰησοῦς τοὺς¹ λόγους ταύτους, εἶπε τοῖς μαθηταῖς αὐτοῦ.

1) παντας τους sämtliche codd. mit ausnahme von EG.

2 wituþ þatei afar twans dagans paska wairþiþ jah sa sunus mans atgibada du ushramjan.

3 þanuh ...

66 lva izwis þugkeiþ ... skula dauþaus ist.

67 þanuh spiwun ana andawleizn is jah kaupastedun ina sumaiþ þan lofam slohun.

68 qiþandans praufetei unsis Xristu lvas ist sa slahands þuk.

69 iþ Paitrus uta sat ana rohsnai jah duatiddja imma aina þiwi qiþandei: jah þu wast miþ Iesua þamma Galeilaiu.

70 iþ is laugnida faura þaim allaim qiþands: ni wait lva qiþis.

71 usgaggandan þan ina in daur gasahv ina anþara jah qaf du þaim jainar jah sa was miþ Iesua þamma Nazoraiu.

72 jah aftra afaiaik miþ aiþa swarands þatei ni kann þana mannan.

73 afar leitil þan atgaggandans þai standandans qeþun Paitrau bi sunjai jah þu þize is jah auk razda þeina bandweiþ þuk.

74 þanuh dugann afdomjan jah swaran þatei ni kann þana mannan jah suns hana hrukida.

75 jah gamunda Paitrus waurdis Iesusis qiþanis du sis þatei faur hanins bruk þrim sinþam afaikis mik. jah usgaggands ut gaigrot baitraba.

οἴδατε ὅτι μετὰ δύο ἡμέρας τὸ πάσχα γίνεται καὶ ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου παραδίδοιαι εἰς τὸ σταυρωθῆναι.

τότε ...

τί ὑμῖν δοκεῖ; ἔνοχος θανάτου ἐστί.

τότε ἐνέκτευσαν εἰς τὸ πρόσωπον αὐτοῦ καὶ ἐκολάφισαν αὐτὸν, οἱ δὲ ἐρράπισαν

λέγοντες προφήτευσον ἡμῖν Χριστέ, τίς ἐστὶν ὁ παίσιος σε;

ὁ δὲ Πέτρος ἐκάθητο ἐν τῇ ἀλλῇ ἔξω¹ καὶ προσήλθεν αὐτῷ μία παιδίσκη λέγουσα καὶ σὺ ἦσθα μετὰ Ἰησοῦ τοῦ Γαλιλαίου.

1) ἐξω ἐκαθητο ACXΓ.ΠΠ.

ὁ δὲ ἠρνήσατο ἔμπροσθεν αὐτῶν πάντων λέγων οὐκ οἶδα, τί λέγεις.

ἐξελεθόντα δὲ αὐτὸν εἰς τὸν πυλῶνα εἶδεν αὐτὸν ἄλλη καὶ λέγει ἐκεῖ¹ καὶ σὸς ἦν μετὰ Ἰησοῦ τοῦ Ναζωραίου.

1) τοὺς ἐκεῖ Sin BDE⁷GKSH⁷.

καὶ πάλιν ἠρνήσατο μεθ' ὄρου (das weitere fehlt).

μετὰ μικρὸν δὲ προσελθόντες οἱ ἐσιῶτες εἶπον τῷ Πέτρῳ ἀληθῶς καὶ σὺ ἐξ αὐτῶν εἶ καὶ γὰρ ἡ κλιθία σου δηλὸν σε ποιεῖ.

τότε ἤρξατο καταθεματίζεσθαι καὶ ὁμνῆσαι οὐκ οἶδα τὸν ἀνθρώπον καὶ εὐθέως ἀλέκτωρ ἐρώνησε.

καὶ ἐμνήσθη ὁ Πέτρος τοῦ ὀήματος τοῦ Ἰησοῦ εὐρηκότος αὐτῷ ὅτι πρὶν ἀλέκτορα φωνῆσαι τρίς ἀπαρήση με. καὶ ἐξελεθὼν ἔξω ἔκλανσε πικρῶς.

Cap. 27.

3 þanuh gasailvands ludas sa galewjands ina þatei du stauai gatauhans warþ idreigonds gawandida þans þrins tiguns silubreinaize gudjam ..

4 qifbands frawaurhta mis galewjands bloþ swikn iþ eis qeþun lva kara unsis þu witeis.

5 jah atwairpands þaim silubram in alh aflaiþ jah galeiþands ushailah sik.

6 iþ þai gudjans nimandans þans skattans qeþun: ni skuld ist lagjan þans in kaurbanaun unto andawairþi bloþis ist.

7 garuni þan nimandans usbauhtedun us þaim þana akr kasjins du usfilhan ana gastim.

8 duþþe baitans warþ akrs jains akrs bloþis und hina dag.

9 þanuh usfullnoda þata qifþano þairh Jairaimian praufetu qifþandan: jah usnemun þrins tiguns silubreinaize andawairþi þis wairþodins þatei garahnidedun fram sunnum Israelis.

10 jah atgebun ins und akra kasjins swaswe anabaup mis frauja.

11 iþ Iesus stoþ faura kindina jah frah ina sa kindins qifbands: þu is þiudans Judaie? iþ Iesus qaþ du imma: þu qifþis.

τότε ἰδὼν Ἰούδας ὁ παραδιδούς αὐτὸν οὐ κατεκρίθη μεταμεληθεὶς ἀπέστρεψε τὰ τριάκοντα ἀργύρια τοῖς ἀρχιερεσιν ..

καὶ λέγει ἡμαρτον παραδοὺς αἷμα ἀθῶνον οἱ δὲ εἶπον τί πρὸς ἡμᾶς; σὺ ὕψει.

1) Evccodd. λεγων.

καὶ ῥήσας τὰ ἀργύρια εἰς τὸν ναὸν ἀνεχώρησε καὶ ἀπελθὼν ἀπέηξαστο.

οἱ δὲ ἀρχιερεῖς λαβόντες τὰ ἀργύρια εἶπον οὐκ ἔξεστι βαλεῖν αὐτὰ εἰς τὸν κόρβοναν ἐπεὶ τιμὴ αἵματος ἐστὶ.

καὶ συμβούλιον¹ λαβόντες ἠγόρασαν ἐξ αὐτῶν τὸν ἀγρὸν τοῦ κερραμέως εἰς ταφήν τοῖς ξένοις,

1) συμβουλιον δε sämtliche codd. mit ausnahme von HM.

διὸ ἐλήθη ὁ ἀγρὸς ἐκεῖνος ἀγρὸς αἵματος ἕως τῆς σήμερον.

τότε ἐπληρώθη τὸ ῥηθὲν διὰ Ἰερεμίου τοῦ προφήτου λέγοντος καὶ ἔλαβον τὰ τριάκοντα ἀργύρια τὴν τιμὴν τοῦ τετιμημένου (das weitere fehlt).

καὶ ἔδωκαν αὐτὰ εἰς τὸν ἀγρὸν τοῦ κερραμέως καθὰ συνέταξέ μοι κύριος.

ὁ δὲ Ἰησοῦς ἔστη ἐμπροσθεν τοῦ ἡγεμόνος καὶ ἐπληρώθησεν αὐτὸν ὁ ἡγεμὼν λέγων σὺ εἶ ὁ βασιλεὺς τῶν Ἰουδαίων; ὁ δὲ Ἰησοῦς ἔφη¹ σὺ λέγεις.

1) εφη αυτω ABXΓ. III unc^o.

12 jah. miþþanei wrohiþs was fram þaim gudjam jah sinistam ni wait andhof.

13 ... niu hauseis þvan filu ana þuk weitwodjand?

19 sitandin þan imma ana stauastola insandida du imma qens is qiþandei ni wait þus jah þamma garaihtin ...

42 ... Israelis ist atsteigadau nu af þamma galgin ei gasailvaima jah galaubjam imma.

45 fram saihston þan hveilai warþ riqis ufar allai airþai und hveila niundon.

46 iþ þan bi hveila niundon ufhropida Iesus stibnai mikilai qiþands: Helei Helei lima sibakþanei þatei ist guþ meus guþ meus dulve mis bilaist?

47 iþ sumai þize jainar standandane gahausjandans qeþun þatei Helian wopeiþ sa.

48 jah suns þragida ains us im jah nam swamm fulljands aketis jah lagjands ana raus draggkida ina.

50 iþ Iesus aftra hropjands stibnai mikilai aflailot ahman.

52 ... managa leika þize ligandane weihaize urrisun.

53 jah usgaggandans us hlaiwasnom afar urrist is inn atgaggandans in þo weihon baurg jah ataugidedun sik managaim.

καὶ ἐν τῇ κατηγορεῖσθαι αὐτὸν ἐπὶ τῶν ἀρχιερέων καὶ πρεσβυτέρων οὐδὲν ἀπεκρίνατο.

οὐκ ἀκούεις πόσα σοῦ καταμαρτυροῦσιν οὗτοι;¹

1) fehlt in den Evccodd.

καθήμενον δὲ αὐτοῦ ἐπὶ τοῦ βήματος ἔπεμψε πρὸς αὐτὸν ἡ γυνὴ αὐτοῦ λέγουσα· μηδὲν σοι καὶ τῷ δικαίῳ τούτῳ.

εἰ βασιλεὺς Ἰσραὴλ ἔστι καταβάτω νῦν ἀπὸ τοῦ σταυροῦ.

ἀπὸ δὲ ἕκτης ὥρας σκότος ἐγένετο¹ ἐπὶ πᾶσαν τὴν γῆν ἕως ὥρας ἐνάτης.

1) ἐγένετο σκοτος U.G.A.

περὶ δὲ τὴν ἐνάτην ὥραν ἔκραξεν ὁ Ἰησοῦς φωνῇ μεγάλῃ καὶ εἶπεν¹· ἤλι ἤλι λιμα σαβαχθανι² τοῦθ' ἔστι· θεέ μου, θεέ μου ἵνατί με ἔγκατέλιπες;

1) Evccodd. λεγων.

2) sibachthani q (vgl. Mc. 15, 34).

τινὲς δὲ τῶν ἐκεῖ ἐστῶτων ἀκούσαντες ἔλεγον ὅτι Ἥλιαν φωνεῖ οὗτος.

καὶ εὐθέως δραμὼν εἰς ἐξ αὐτῶν καὶ λαβὼν σπόγγον πλήσας τε ὄξους καὶ περιθεὶς καλάμῳ ἐπότιζεν αὐτόν.

ὁ δὲ Ἰησοῦς κράζας¹ φωνῇ μεγάλῃ ἀφῆκε τὸ πνεῦμα.

1) παλιν κραζας sämtliche Evccodd. mit ausnahme von FL.

πολλὰ σώματα τῶν κεκοιμημένων ἁγίων ἠγέρθη.

εἰς τὴν ἁγίαν πόλιν καὶ πολλοῖς ἐνεφανίσθησαν¹.

1) Evccodd. ἐνεφανίσθησαν πολλοῖς.

55 wesunuh þan jainar qinons managos fairraþro sailvandeins þozei laistidedun afar Iesua fram Galeilaia andbahtjandeins imma

56 in þaimei was Marja so Magdalene jah Marja so Inkobis jah Iosez(is) aiþei jah aiþei suniwe Zai-baidaiaus.

61 wasuh þan jainar Marja Magdalene jah so anþara Marja sitan-deins andwairþis þamma hlaiwa.

62 iftumin þan daga saei ist afar paraskaiwein gaqemun auhumistans gudjans jah Fareisaieis du Peilatan

63 qipandans frauja gamunddedum þatei jains airzjands qaþ nauh li-bands afar þrins dagans urreisa.

64 hait nu witan þamma hlaiwa und þana þridjan dag ibai ufto qimandans þai siponjos is binimaina imma jah qipaina du managein urra-rais us dauþaim jah ist so spedi-zei airzþa wairsizei þizai frumein.

65 ... habaiþ wardjans gaggiþ witaidnh swaswe kunnuþ.

66 iþ eis gaggandans galukum þata hlaiw faursigljandans þana ...

ἦσαν δὲ ἐκεῖ γυναῖκες πολλαὶ μακρόθεν θεωροῦσαι αἴτινες ἠκολούθησαν ... διακονοῦσαι αὐτῷ.

(ἐν αἷς ἦν) Μαρία ἡ Μαγδαλίνη καὶ Μαρία ἡ Ἰακώβου καὶ Ἰωσήμῃτηρ καὶ ἡ μήτηρ τῶν τῶν Ζεβεδαίου

ἦν δὲ¹ Μαρία ἡ Μαγδαλίνη καὶ ἡ ἄλλη Μαρία καθήμεναι ἀπέναντι τοῦ τάφου.

1) δε εκει sämtliche Evccodd. mit ausnahme von F.

τῇ δὲ ἐπαύριον ἦτις ἐστὶ μετὰ τὴν παρασκευῆν, συνήχθησαν οἱ ἀρχιερεῖς καὶ οἱ φαρισαῖοι πρὸς Πιλάτου.

λέγοντες· κίριε ἐμνήσθημεν ὅτι ἐκεῖνος ὁ πλάνος εἶπεν ἔτι ζῶν μετὰ τρεῖς ἡμέρας ἐγείρομαι (ἀναστήσομαι).

κέλευσον οὖν ἀσφαλισθῆναι τὸν τάφον ἕως τῆς τρίτης ἡμέρας μήποτε ἐλθόντες οἱ μαθηταὶ αὐτοῦ κλέψωσιν αὐτὸν καὶ εἰπωσὶ τῷ λαῷ, ὅτι¹ ἠγγέθη (ἀνέστη) ἀπὸ τῶν νεκρῶν καὶ ἔσται ἡ ἐσχάτη πλάνη χείρων τῆς πρώτης.

1) fehlt Evccodd.

ἔχετε κοιτωδίαν,¹ ἀσφαλίσαθε ὡς οἴδατε.

1) † υπαγετε Evccodd.

καὶ¹ ἠσφαλίσαντο τὸν τάφον σφραγίσαντες τὸν λίθον ...

1) Evccodd. οι δε πορευθεντες.

Die vorstehende textform gibt noch zu einigen bemerkungen anlass. Man wird bemerkt haben, dass im Matthäus die entsprechung zwischen gotisch und griechisch ebenso weit geht wie bei den alttestamentlichen bruchstücken. Einige wenigo einzelheiten bleiben als eigenart der gotischen übersetzung unaufgeklärt hier wie dort, aber diese differenzen verschwinden auf der breiten fläche der identitäten.

Die abweichungen des griechischen textes von dem, den Bernhardt seiner ausgabe beigegeben hat, sind nicht von grossem belang. Bernhardts verfahren war ja darauf gerichtet, unter allen umständen eine griechische version zur darstellung zu bringen, die möglichst genau der gotischen übersetzung parallellaufe. Er brachte die seinige so zu stande, dass er unbekümmert um die herkunft und den charakter der einzelnen codices eklektisch die mit dem gotischen wortlaut übereinstimmenden lesarten aufgriff, wo immer sie sich boten. Er fand (vgl. zu Matth. 6, 1), der regel nach gehe der gotische text mit den griechischen codd. *AK*. Bousset hat zuletzt (in der oben s. 148 citierten schrift) über die durch K vertretene recension gehandelt. Die handschrift stammt aus Cypren und ist um die mitte des 9. jahrhunderts geschrieben. *A* ist der bekannte Graeco-Latinus aus St. Gallen (herausg. von Rettig, Zürich 1836) und vermutlich ein werk irischer mönche des 9. oder 10. jahrhunderts. Häufig genug ist Bernhardt von *KA* abgegangen (vgl. z. b. 7, 29. 8, 3. 5. 20. 26. 9, 4. 8. 9. 15. 33 usw. usw.), er hat dann die codd. SinBCD bevorzugt, aber ganz nach freier wahl ohne geschichtlich begründetes textkritisches princip.

Der bibeltext des Chrysostomus bietet jetzt eine grundlage für die gotische bibelübersetzung, welche uns aller jener willkürlichkeiten überhebt, offenbar eine einheitliche recension darstellt und noch dazu in einigen fällen genauer als der Bernhardtsche griechische text dem gotischen entspricht, z. b. *hwazuh saei aſletai qen*, *gibai icai afstasais bokos* 5, 31: *ὁς ἐν ἀπολύσει τὴν γυναικα αὐτοῦ δότω αὐτῇ ἀποστασίον*. *Da afstasais bokos* nicht auf *ἀποστασίον* als quelle zurückgeführt werden kann, zog Bernhardt die lateinische übersetzung des cod. f und der Vulgata heran (*libellum repudiij*). Wir sehen jetzt, dass es dessen nicht bedarf, denn auch die bibel des Chrysostomus lautete an der betreffenden stelle *δότω αὐτῇ βιβλίον ἀποστασίον*. Ebenso überflüssig ist es, sich fernerhin für 5, 46 auf f zu berufen, wenn für *hai þiudo* auch dem Chrysostomus *οἱ ἐθνικοί* geläufig war, was allerdings nicht über allen zweifel erhaben ist. *weinabasja* 7, 16 geht nicht auf *σταφυλήν*, sondern auf *σταφυλάς*, *uf waldufnja meinamma* 8, 9 geht nicht auf *ἐπ' ἐξουσίαν ἔχων ἐπ' ἐμαντόν* bezw. auf den lat. cod. Brixianus, sondern auf *ἐπὸ ἐξουσίαν ἔχων ἐπ' ἐμαντοῦ* zurück, *þarhih* 9, 3 geht auf *ἰδοῦ*, nicht auf *καὶ ἰδοῦ*, *ana hrotam* 10, 27 nicht auf *ἀπὸ τῶν δωμάτων*, sondern auf *ἐπὶ τῶν δωμάτων* (doch liegt vermutlich hier wie an andern stellen, die ich nicht berücksichtige, druckfehler vor), *saei in himinam ist* 10, 32 geht nicht auf *τοῦ ἐν οὐρανοῖς*, sondern auf *ἐν οὐρανοῖς* zurück (wie v. 33 beweist).

Ein widerstreit zwischen Chrysostomus und der gotischen bibel besteht zunächst 5, 27. 31. 39. 48. 6, 21. 7, 15. 24. 8, 4. 20. 9, 2. 15. 23. 10, 42. 11, 8. 20. 25, 45. 26, 71. 27, 6.

Eine grössere anzahl dieser abweichungen hängt jedoch damit zusammen, dass wir es mit bibelsprüchen zu tun haben, die aus dem zusammenhang heraus vom prediger citiert worden sind. Der gotische text findet in diesen fällen seine entprechung in uns erhaltenen bibelhandschriften. Ich mache auf folgende liste aufmerksam.

5, 27	entspricht der gotischen fassung die lesart der codd.	ESUV.
5, 39	" " " " " " " " "	EGSUV.
5, 48	" " " " " " " " "	E ² S.
6, 21	" " " " " " " " "	EGSUV.
7, 15	" " " " " " " " "	EGSUV.
7, 24	" " " " " " " " "	EGSUV.
8, 4	" " " " " " " " "	EUU.
9, 2	" " " " " " " " "	EFSUV.
9, 23	" " " " " " " " "	EFGSU.
11, 20	" " " " " " " " "	EFGSUV.
26, 71	" " " " " " " " "	E ² GS.

Nehmen wir die durch die handschriftengruppe EFGSUV vertretene bibel zur hülfe, so reduciert sich die zahl der abweichungen von 18 auf 7. Verfolgen wir aber die herkunft der durch die codd. EFGSUV dargestellten bibel, so ergibt sich das verblüffende resultat, dass wir gerade mit dieser bibel wiederum nach Constantinopel geführt werden. Seit Semler und Griesbach ist es gemeingut der neutestamentlichen bibelkritik, dass wir in den genannten codd. einen constantinopolitanischen text zu sehen haben (Gregory, Prolegg. s. 189 fgg.), der uns allerdings nur in verhältnismässig später überlieferung zugänglich ist. E stammt aus dem 8., FV aus dem 9., GU aus dem 9.—10., S aus dem 10. jahrhundert (ist 949 geschrieben).

Wir haben also in dieser handschriftengruppe EFGHSUV den wichtigsten anhalt, wenn es darauf ankommt, die constantinopolitanische bibel des 4. jahrhunderts mit hilfe der homilien des Chrysostomus zu reconstruieren.

Es dürfte jetzt über allen zweifel hinaus erwiesen sein, dass der Gote, dem wir den Matthäus verdanken, als vorlage den griechischen text benützt hat, der in der diöcese von Byzanz üblich war.

Die abweichungen, welche nach einer andern richtung weisen könnten, kommen nicht in betracht. Vermutlich ist 5, 31 nur aus

versehen *gen* statt *gen seina* (wie 5, 32 steht) geschrieben oder *gen* statt *gen seina* beruht auf einer freiheit des übersetzers wie umgekehrt *haubiþ sein* : *κεφαλήν* 8, 20¹; zweifellos ist *korbanann* 27, 6 für *korbanan* verschrieben, welches, wie ich mit bezug auf Zeitschr. 29, 311 bemerke, auch die bei Josephus belegte form des wortes ist.

Nicht in anschlag zu bringen sind jene leichten differenzen in der wortstellung, die ich nur der vollständigkeit halber anführe: 5, 20. 36. 9, 33. 26, 69. 27, 45 u. ähnl.

Eine genauere erörterung soll noch denjenigen stellen gewidmet werden, deren klarstellung nicht bereits im text gegeben ist. Matth. 9, 15 zeigt in der griechischen vorlage eine unterscheidung zwischen *νύμφων* und *νύμφιος*, die im gotischen sich nicht findet. Beide wörter sind durch *brufþafs* widergegeben. Ebenso liegt die sache Luc. 5, 34. Marc. 2, 19. Bernhardt erklärt, das beruhe darauf, dass der gotische übersetzer die lesarten der lateinischen bibel, und zwar der Itala, herangezogen habe, in der nur *sponsus* steht. Man könnte sich eventuell damit zufrieden geben, wenn die schwierigkeiten gehoben wären. Das ist aber nicht der fall: denn die Itala liest *jejunare*, die gotische bibel *quinon*! Mit der berufung auf die Itala wird also auch in diesem fall nichts geleistet, indem eine schwierigkeit eine neue gebiert². Aller wahrscheinlichkeit nach hat der gotische übersetzer den unterschied zwischen *νύμφων* und *νύμφιος*; nicht beachtet und gerade so darüber geurteilt wie Augustin, der zu Marc. 2, 19 bemerkte: *Marcus filios nuptiarum appellavit quos Mattheus sponsi quod ad rem nihil interest* (vgl. Wordsworth-White zu Marc. 2, 19). Ein ganz analoger fall ist der folgende. 10, 42 entsprechen sich *þize ministane*: *τῶν μικρῶν* und 25, 45 *þize leitilane*: *τῶν ἐλαχίστων*. Zu jener stelle bemerkt Bernhardt: vielleicht ist nach dem lateinischen geändert, zu dieser: „ungenau“ und an der dritten analogen stelle Luc. 16, 10 *in leitilamma*: *ἐν ἐλαχίστω*: „schwerlich nach der Itala

1) Nicht ausgeschlossen ist, dass für *gen* 5, 31 die parallelstelle Marc. 10, 2 verantwortlich; Luc. 9, 58, parallelstelle zu Matth. 8, 20, bietet auch der Gote *haubiþ* : *κεφαλήν*. Bernhardt vermutet bei Matth. 8, 20 einfluss von seiten der Itala: *caput suum* finde sich in den codd. a b c g¹; ich bemerke, dass es auch in einer anzahl von Vulgatahandschriften belegt ist. Luc. 9, 58 findet sich *suum* aber desgleichen in einzelnen Itala- und Vulgatahandschriften; man wird also auf diese gotische variante kein gewicht legen dürfen.

2) Ähnlich verhält es sich mit Matth. 11, 8, wo Bernhardt, ohne Luc. 7, 25 zu berücksichtigen, sich für die Itala entscheidet, während die sache so liegt, dass im einen fall genauer anschluss an die griechische vorlage, im andern gotischer sprachgebrauch vorliegt (vgl. Matth. 6, 31).

geändert⁴. Ganz anders ist sein verfahren Luc. 19, 17 *in leitilamma: ἐν ἐλαχίστω*: „vielleicht lag dem übersetzer in seiner griechischen hs. eine nach Matth. 25, 21 (*ἐπὶ ὀλίγα*) geänderte lesart vor.“ Welcher von diesen vier verschiedenen erklärungen wird man bepflichten? Ich denke: keiner. Marc. 9, 42 lesen wir in der gotischen bibel *hize leitilane: τῶν μικρῶν*, die parallelstellen Matth. 18, 6. Luc. 17, 2 fehlen uns leider, aber man nehme zu den genannten diese hinzu, verfolge die entsprechungen in den lateinischen texten (*pauca, minora, minima*) und man wird dann willig auch den griechischen codd. ein schwanken in synonymis zugestehen (vgl. auch *so spedizei: ἡ ἐσχάτη* Matth. 27, 64).

Eine besondere bewandnis hat es meiner ansicht nach mit den stellen:

- 6, 24 *mammoinin: μμωνῖ*.
 8, 5 *Kafarnaum: Καπερναούμ*.
 8, 11 *Isak: Ισαάκ*¹.
 27, 46 *sibakpani: σαβαχθανί*.

Es handelt sich in diesen fällen um orthographie der fremdsprachlichen eigennamen. Die mit der gotischen schreibweise identischen formen finden sich nur in lateinischen handschriften, wie zu den einzelnen stellen bemerkt worden ist. Auf diese rein orthographischen merkmale, die offenbar erst in italienischer zeit, d. h. im 6. jahrhundert von der hand des jüngsten schreibers in die gotische bibel gekommen sind, scheint sich der einfluss lateinischer bibeltexte zu beschränken. Es ist namentlich übereinstimmung mit der im 6. jahrhundert geschriebenen hs. q der Itala bemerkbar (herausgegeben von White in den *Old Latin biblical texts* vol. III. Oxford 1888). Dass wir aber auch in diesem fall uns nicht an eine einzige handschrift klammern dürfen, liegt auf der hand. Ich bin der ansicht, dass auch die form *Mappaius* 9, 9 italienischer herkunft ist, kann sie allerdings in Italahandschriften nicht belegen, wol aber in dem bekanntlich gleichfalls in Italien entstandenen cod. D; *Matpauis* Marc. 3, 18 ist vermutlich die zufällig erhaltene originalform des übersetzers.

Es liegt durchaus keine nötigung vor, irgend eine textliche veränderung auf einfluss der Itala zurückzuführen, denn die stelle, die allein in betracht käme, Matth. 8, 5 wird ebenso leicht durch beeinflussung der parallelstelle Luc. 7, 1 erklärt; über 8, 20. 9, 8. 15. 11, 2

1) Ich bemerke jedoch, dass wie *Kafarnaoum* durch cod. X so *Isak* durch Josephus (ed. Niese) 1, 191 bezeugt ist.

ist bereits gehandelt; auch 10, 42. 11, 8 ist die übereinstimmung im wortlaut zufällig.

Als hauptresultat der quellenkritischen untersuchung darf schon an dieser stelle ausgesprochen werden, dass wir bei den bisher behandelten alttestamentlichen fragmenten und bei dem Matthäusevangelium eine und dieselbe übersetzungstechnik gefunden haben und dass diese technik durchaus derjenigen verwandt erscheint, die wir aus der alt-hochdeutschen Evangelienübersetzung zur genüge kennen. Die schriftstellerische leistung des übersetzers ist nicht so hoch anzuschlagen, wie sie bisher veranschlagt worden ist.

KIEL.

FRIEDRICH KAUFFMANN.

ZUR ALTSÄCHSISCHEN GRAMMATIK.

3. gikilla oder ikilla?

Vergil. glossen 89^b Georg. 3, 366 findet sich „stiria i. e. *ihilla*“ (Ahd. gl. 2, 726, 36). An derselben stelle steht in den Pariser Vergilglossen (Ahd. gl. 2, 703, 20) *kichilla*. Im jüngeren niederdeutschen ist das wort nicht mehr belegt; wol aber erscheint es im englischen *icicle*, mittlengl. *ikel*, *iskel*; und im hochdeutschen vgl. Diefenb. gloss. i. v. stiria *kichela* (für *ichela*); *ichel von yse*, *ihila* wol verdorben aus *isichila*). Ags. lautet das wort *gicel*, *isgicel*, adj. *gicelig* (glacialis) mit derselben bedeutung. Was hat man für das altsächsische anzunehmen, *ikilla*, *jikilla* oder *gikilla*?

Im mnd. findet sich in dieser bedeutung *jokele*, *isyokele*, nom. pl. *isyokelen* entsprechend altn. *jökull* (woneben *jaki*), schwedisch (dial.) *ikkil*.

Im altnordischen kann anlautendes *j* nicht ursprünglich sein, die wortform weist also auf ein älteres **ekul* hin, woneben **ikkil* als ablautsform im schwed. belegt ist, doch auch in nnd. engl. *ikel*, hochd. *ichel* sich widerfindet. Wenn dieses richtig ist, so muss mnd. *jokel*, md. *jochele* davon getrennt werden.

Auf älteres *ek-* geht auch altnord. *jaki*, *jakaför* usw. zurück. Das verhältnis von *jaki* zu *jökull*, **ekau-* zu *ikilla* kann sein das von simplex zu deminutivum.

Es bleibt noch ags. *gicel*. Vielleicht ist das wort nicht direkt verwandt, sondern nebst dem oben angeführten mnd. *jokel* u. a., wie Stokes-Bezenberger im keltischen sprachschatz zu Ficks Wörterbuch s. 222 angeben, mit kelt. *iagi* zusammenzubringen (mit anlau-

tendem etymologischen j). Nicht unmöglich ist es aber auch, dass das *gi* in *gicel* auf dieselbe weise entstanden ist wie ags. *gi* in *gif*, alts. *ef*. Ist dies der fall, dann sind alle germanischen wörter identisch, ausgenommen ahd. *kichilla*. Hierfür wird man wohl eine verbindung mit mnl. *kekele*, Diefenb. *kikele*, *kekel*, *kechel* annehmen dürfen; auch diese bedeuten *stiria*, eiszapfen. Diese gehören wol zu einer andern, selbständigen familie, über welche im Deutschen wörterbuch s. v. kegel (eiskegel sp. 38 fg.) gehandelt ist.

4. tandstuthli oder tanstüthli?

Prudent. gl. (Düsseldorf) s. 56° Pass. Romani 934 wird *dentium de pectine* im altsächsischen durch *fán thémo tánstüthlia* übersetzt. Letzteres wert ist, soviel ich weiss, noch nicht erklärt. M. Heyne in seinem glossar nennt es nicht und auch Schade, Ahd. wb. hat es nicht aufgenommen.

Es handelt sich hier weniger um die bedeutung des wortes, als um die etymologie. Es muss ein collectiv von zahn sein, die obere und untere reihe der zähne = gebiss. Etymologisch kann man es nehmen als ein compositum von *tan* und *stuthli*: „pfosten der zähne“. Dagegen könnte man anführen, dass im älteren hochdeutsch in den mit *xand* zusammengesetzten wörtern das *d* meist geblieben ist (ich citiere nur diejenigen, wo das zweite wort mit *s* anfängt) wie mhd. *xantsiechtuom*, *xantsmerze*, *xantsmer*, ahd. *xandswero*. Wenn es also ein auf solche weise gebildetes compositum wäre, so würde man erwarten, dass auch as. das *d* bewahrt wäre.

Dem gegenüber stehen mnd.: *tenensere*, *tenenslach* und *tenenworm* neben *tand*. Es ist also eine altndd. nominativform *tan* neben *tand* denkbar. Dagegen spricht, dass *tan* in compositis nur erscheint in der jüngeren form *tenen* (*sere*). Ferner macht es für die übersetzung doch immer einen unterschied, ob das wort bedeutet „die stütze, der pfosten der zähne“, oder „das gebiss“, „die beiden zahnreihen“, wie es bei Prudentius heisst:

„Vis vocis expressa intimo
Pulmone et oris torta sub testudine
Nunc temperetur dentium de pectine.“

Eher werden wir also annehmen dürfen, dass wir in dem wort ein collectivum von *zahn* zu suchen haben. Solche collectiva können gebildet werden durch reduplication mit oder ohne ablaut, wie z. b.

ahd. *querkala*, *muoma*, an. *kuoykuer*, niederd. *kwekwe*, griech. *ἀρωμή*, ind. *gargas* u. a. So könnte *tanstuthli* entstanden sein aus **tanstundli* < *dont dyltio* (vgl. Osthoff, Zur gesch. des perfekts, 506; Nooreen, Abriss, s. 174, 225), also eine zusammenstellung, wobei der wiederholte begriff *zahn* erst in starker stammform als **dont*, dann in schwacher als **dnt* erscheint. Letztere form erscheint ausser in got. *tunfus* auch Ahd. gl. 3, 430, 31 Cod. Marburg. *thes mannes gethunge*, Cod. Amplon. *gethunc'e*, was wol mit Steinmeyer (l. c.) gelesen werden muss *getunthe*; (und in ags. afri. *tusk* aus *tüdsk*, mit ausfall von *ð* vor *s* † cons., obwol es möglich ist, dass hiermit auch die zwei augenzähne gemeint sind, als urspr. *tusk* aus *twusk*).

Die frage, warum bei *tanstüthli* in der ersten silbe *n* vor spirant nicht ausgefallen ist, während das der zweiten ausfiel, wage ich nicht zu entscheiden. Das niedersächsische (resp. mittel- und neuniederdeutsche) hat mehrere solche abweichungen, wie z. b. *gans* neben *gos* im nom. sg. in einigen dialecten, in anderen hat der sg. *gans* einen plural *gōze*, oder *genze*, *ganse* neben sich, während ableitungen, wie *genserik*, *genzemeneken* häufig sind. Das simplex lautet im as. *tand* (Hel.); altfri. *tond* neben *tōth*, ags. *tōth* (*tond* nur in *Tondberc* bei Beda, s. Kluge, Angels. lesebuch 6, 24), vgl. as. *ōdar* neben *andar*, *andari*. Es kann sein, dass der ausfall des *n* nur in einem der niederd. dialecte vollständig durchgeführt und in andere dialectgebiete übernommen ist; oder dass er ursprünglich nur unter bestimmten umständen stattgefunden und sich auf dem wege der formübertragung ausgebreitet hat.

UTRECHT, MÄRZ 1897.

J. H. GALLÉE.

ALEMANNISCHE

I

A 1 § Signvm magnum apparuit in celo mulier amicta sole et luna sub
 (ab) áine frówn div wc vmbe clédit m' dem s'nnen. ¶ háte den manen
 vf ir hoibit von zvelf st'nen vñ het in ir libe vñ schre als div gibérn
 svlnt ir m'kin driv ding. div g'vt zi wizíne sít. Der máne l'vhtet fu d'
 5 er hat o'ch ain flekin in íme er ist o'ch vnstéte. wan e' wandilt
 biz an ain vóllvn schf'bvñ. So nímít e' ab ¶ biginet ab' ziwáhzen.
 ist kált ¶ l'vhtet in d' naht. kált is siv als d' g'vt iob sp'chit De

Latcinischer text

1 Apoc. 12, 1. Stark abgekürzte citate wurden aufgelöst. 5 fgg. vgl. 114 fgg.
 lücken, da das pergament hier abgerieben ist. 22 fgg. 1. Cor. 2, 9. 25 Matth. 25, 11.
 wol durch die aussprache veranlasst: irstim = ir ez dem.

PREDIGTBRUCHSTÜCKE.

I

pedibus eius et in capite eius corona stellarum XII. sante iohanes sach **A 1**
 vñdir ir fñizen. ¶ aine crone
 wil. Nota tria ī lvna. an dem mānen
 naht āne hñze. wan e' ist kalt' nat'e
 alle die zft. er biginēt wahzin von aneenge. 5
 Hiem' ist bizāichint div svndigiv welt div
 cuius utero egressa est glacies? et gelv de celo quis genvit?
 vñ wez brñsten ist de vñ kōmen. ¶ wer gibār den
 vrōst von hñmel. De ist also gimāinet als ob e' sp'eche.
 uon grōzem iām'. Ei h're got dv gischvfe die wēlt. in 10
 dem fivre ¶ in d' hñze dñn' hāiligvn mñne. wie ist div
 von dir gifallen in den frōst d' sñnd. dez ewigen dōdis
 von dem frost sp'chit salo. propter frigus piger arare noluit et c.
 Dvrch die kēlti wōlte d' trēge nit ze āgger gan. dez
 mñz e' beteln ze sēm' so in git man im nit. Mit d'm 15
 agg' gānge sīt bizāichīt gvītiv w'ke. de ist wachen vñ
 vasten. frv vf sten. sin ebinc'sten mñnen. den nakend'n
 klēdin. den hvngerend'n spñsen. ¶ die sñchen bischōwen.
 D' w'ke wil div svndigiv welt nit dñn. Des mñz siv
 m'. da ez niem' naht 20
 wirt da da d' riphe noch d'
 sne noch d' frost kain givalt hat. da div frovde ist
 die nie vge gisach die nie ore gihorte noch ka'n mēsche
 ir trahten mohte. De ist de ewige rñche. Da sol div
 svndigiv welt beteln. als da gischribin stat Domine, domine 25
 aperi nobis h're got svln die svnd' sp'echin am ivngesten da-
 ge. h're got dñ vns vf. ¶ laze vns in. So sol in iam'clich
 virseft w'den. Amen dico vobis, nescio vos. Ich sāge iv fvr war
 sp'ch' got. ich irkeñe ivwir nit. Mich hvng'te ¶ gabīt
 mir nit zēssen. mich d'rste. ¶ in tranctēt mich nit. ich 30
 we sieche. ¶ insāhit mich nit. So biginnēt si zilōgen
 ¶ sp'chint h're got wenne sāhen wir dich hñng'e ¶ astan
 dich nit. dvrstic ¶ tranedan dich nit. So sp'ch' e'. Do irst
 dim dvrftigen nit datēt. do indatent ir mirs nit.

7 Job 38, 29. 13 Prov. 20, 4; Schönbach Altd. pred. 1, 175, 18 fgg. 20. 21
 28 Matth. 25, 12. 29—35 Matth. 25, 41—44. 33 irst die schreibung ist

A 1

Lateinischer text

60 in d' welt. De sp'ngen háizit d'rnferen. dánzan. hárphan v̄ videlin.
 mēschin sine sinne nfm̄st v̄ in trv̄nkin machit v̄ zivhit z̄v̄ d' vpikait
 in slafen in den svnd'n. So ist e' worden ain sp̄ze d' tivfil wan
 bizen. ī d' helle. Die als^o trv̄nkin sint in dem gilv̄ste v̄ sláfint in
 also d' pph'e sp'ch' ys. Ad me clamat ex seir. Custos quid de nocte?
 65 z̄v̄ mir r̄v̄ifet d' wáht' von d' c̄nnen v̄z d' r̄v̄we. Wie spricht e'.
 z̄v̄ mit'naht also die livte slafint. v̄ die viende kóment v̄ die stat
 ziscrigen von d' cinnvn v̄ wekie die livte dc si fliehen vom dode.
 v̄f die cinnen an dc e'ee v̄ r̄v̄ifit iem'liche vz d' r̄v̄we dc ist vz dem
 war r̄v̄ifit e'. In die welt z̄v̄ d'n svnd'ne. Die slafint im dode. We
 70 naht. kom̄t. sv̄ch̄t ir so sv̄ch̄t. als e' sp'che. Ez ist nv dac. wellint

38 vgl. *Gold. schmiede* 672. v. d. Hagen MS. 2, 224^a. Seuse *ed. Denifle* 1, 227.
 in der welte, vgl. 60. 51 fgg. über die sirenen s. A. Salzer *Die sinnbilder und*
mir sonst nicht begegnet. 53 lies ain? nach 59 eine unbeschriebene zeile.

Gánt ir virfvicheten in de ewige fvir. also wirt in virseit ze svm'. D' nv dvr die kólti nit zi agg' gan wil Also ist div welt kált' nat'e. also d' mane. † lvhtit in d' naht de ist in den svnd'n; als de f'le holz de lvhtit ī d' naht. Als ab' d' dac kvmit. so siht man de ez fvil ist. de da scháin. Ain náht. † ain vinst'nisse. ist elliv div zit dirre welte. von dirre naht sp'ch' sante pavl ⁹ Qui dor- mivnt, nocte dormiunt: et qui ebrii sunt, nocte ebrii sunt. Die da sla- sláfet du nahtis. † die trvken sīt. die sīt nahtis [fent die trvken. Aín g'ldin tranc schēkit div welt dem svd' de tranc de háizit ir gilvst. de ist also svize. de ez d'm mēschen sine sinne nimet. † in trvkin machat † slafin tvt in den svnd'n. von dem svizen slafe sp'ch' d' pph'e ysa. ain hohez wort. Syrene et honocentavri salie- bant in babilone. et habitabāt demonia in domibus eius. Div dier div da haizent syrene die sp'ngent d' welte. ain' hād dier sint vf dem mer. div haizint syrene. div hant ivnefrowen antl'otte † mēschlichen lip biz an den nabil. nid' báz gilfchēt si ain vogil. Diz essint nit wā mēschen fláiz † sint d' nat'e de si als wol singent swel vogil im lvfte ir stimme hōrit. d' m'vz sich da nid' lan † mit in billbin. Swel schif da fvr gat † den sanc irhōrit de mvz da gīstan. † von d' svizi wirt d' lvite sin trvken † insláfet. so cerrint si die dier † fres- sint si. Disiv tier mainet d' pph'e † sp'ch'. Si springēt Div stfme ist also svize de siv dem † allirmáist z'v d' vnkvzi † dvt die svln fem' die sele † sinen lip nagen † den svnd'n die wekit got m' sin' stimme custos quid de nocte? Venit mane et nox: si quæritis, quærite Ez ist dage † nahte svichint ir. so svichit an stózint. so bigīnit d' waht' iam'liche Dirre waht' ist got vns' h're d' ist gistigī sper. vz den nageln. † vz d' dvrnivn e'ne rvifit e'. venit mane et nox. Ez ist dage vñ ir got gisvchin † sin riche so svichint ez	40 45 50 55 60 65 70
---	--

41 1. *Thessal.* 5, 7. 48 ungenaues citat, vgl. *Isai.* 13, 22. 34, 14. 50 lies
beicorte Mariens in der deutschen litt. s. 527 anm. 1; der inhalt von 55 fg. ist
64 ys = *Isai.* 21, 11. 12. 67 lies wekit. 69 lies sunderen? vgl. 108.

- A 1** nv. wan hêr nache kvmit áin naht des ewigen dodis in d' ez nie
 (cd) div svndigiv welt nit. warÿbe. furor illis secundum similitudinem ser
 hande slage ist. d' ist gÿt zv erzindie. e' hailit die mtsilsvht. Dizin
 so d' slange dc irhorit. so biginnet e' doben ð stekit ain ore in die
 75 wispils it hóre. also ingát er dem arzat. also dÿt ðch div welt. Siv
 ches d' gitikait in dc and' stekit si den zagil dc ist d' gilust d'
 stíme gotis niht div da iam'liche rvfit von dem c'ce von dez pre
 hodie si vocem eius et cetera. Owi sp'eh' e' irhorint ir hivte sine
 got selbe. Laboravi clamās. Ich han gisruwn dc
 80 mine gwmen haisir sint. vnde han giwainet
 dc miniv ðgen virsigen sint. ð horit ez div welt
 nit. also ist div welt kaltir natvre. als d' máne.
 ð l'htit in den svnden im golde im silbir in
 den schonen cleidirn als dc fvlv holz in d' naht.
 85 Mvdº lvcet ī peccatis v' put' dÿ lignv ī nocte. vñ als d'
 dac kvmit des ivngesten vrtailis d' allis dc offint
 dc ie virborgen wart. so silt d' svnd' dc ez allis áin
 fvlhait ð ain vvrainekait ist allis dc e' íe giminnet
 vf d' erde. also l'htit dez manen helle. § der mane
 90 hat ðch ainen flekin in im. also hat div welt ain
 nen flekin d' wirt niemir abgiweschen. D' fleke
 háizit c'sten gilöbe. den hat siv íphanen von c'sto.
 xpc sp'chit gisalbat. wan er hat die welt gisalbet
 § mit sin' martyr ð m' snem hailigem blÿte. § fides
 95 sine opb. wan ab' div welt d' w'ke nit dÿt. ð doch
 gisalbet mit dem glöbin ist. dez mÿz siv im' mere
 vñ sérer b'nnen denne siv nit gisalbet w'e als si
 got nie irkant heite. D' haiden hat gotis kai-
 ne kvnd. e' bétet an stáin ð holze. d' b'nnet in d' hel
 100 le. D' ivde hat gotis bessir kvnd. d' b'nnet me
 dēne d' haiden. d' cristen hat gotis rehte kvd
 ð vollen gilovben. d' b'nnet diefir dēne d' ivde

72 Ps. 57, 5. 73 lies släge; über den wurm aspis s. Schönbach zu predigten in Ms. 1063 der Leipziger universitätsbibliothek rom j. 1385 bl. 122^c sy sint dy slange ist gut den erzetzen, wanne ir abir der arzet ruffit mit der (122^d) phiffin und dem zailo, das sy den ruf icht hore; so tut auch der sündler. Mezenberg 262, Vaterunser 4147 fgg. Lauchert Gesch. des Physiologus s. 22 anm.; über die heilung s. 192. 76—83 am rande der länge nach, jedoch durch fortschneiden nur zum Griesehaber 2, 77. 90 fg. ain neu lies ainen 93 vgl. Schönbach zu den Altd. pred. 1,

man vindin mac dez serien dez ī horit
 pentis. Si gibārēt sp'chit d' pph'e als d' doben^{di} slāge. ain'
 svichet der arzat m' ainem wīspil.
 őrde. in de andir den zagil de e' dez
 stekit ain ore in die mīne dez ertri-
 svnd. ǝ virgiscit ir endis. also horit si d'
 digers mǝd. Darǝbe sp'ch' d' pph'e.
 stīme. so bistǝpent iwiriv oren nit vǝ sp'chit

75

Lateinischer text

den Altd. pred. 1, 33, 35 fgg. Grieshaber Deutsche pred. 1, 20 fg. Deutsche
 toub also dy slange und vorstopphin ere oren. nu worumme spricht er das? trawin
 sy wil van, so leit sy ein ore hart uf dy ordin und vorstopphit das ander ore mit
 21 fgg. v. d. Hagen MS. 2, 325*. Martina 46, 21 fgg. Heinrich von Křolewiz
 des aussatzes durch schlangengenuss s. Wackernagel-Toischer Der arme Heinrich
 teil noch erhalten: Mǝd⁹, lucet īpccis (85). 78 Ps. 94, 8. 79 Ps. 68, 4, vgl.
 311, 3. 94 fg. Jac. 2, 20. 26.

- A 1** odir der haiden. De mainet div saibe⁷ gotis bl̄fte
 de im an gitrichen ist. Dar̄be sp'ch' got in dem
 105 pph'en Nvnq' avis discolor h'editas mea m' Sol ain
 missivar vogil sp'chit got. min h'bi sin. Als er
 spreche. Náuin. De allentalp nit vertic ist. de ist
 misse war. De ist div sele des svnderis. d' allain
 cristen gilovbin inphangen hat. † cristenlich' w'ke
 110 nit d̄vit d' ist ðch gotis erbe nit. ab' d' rehten gi
 lōben hat. † rehtiv w'ke d̄vt. d' ist in gotis bl̄fte
 giverwet. den bikēnet e' ðch. d' sol ðch sin riche bi-
 sizin iem' ane ende. Diz ist d' fleke in dem máne.
 § de ist d' gilōbe in d' welt. § D' máne ist ðch vnstéte
 115 er wandilt sich zi allen citen. † wahsit von anegē-
 ge biz an ain vollvn schibvn. danach so bigin̄it er
 zirgan vñ bigin̄it ab' danach wahsen. also ist es ī d'
 welt. Siv ist vnstete siv wahsit von anogenge bis
 an ain vollun schibvn. Nv sehen wir welhes diz
 120 anogenge si. Nach got ist vnsir ielliches anegēge
 sin vat'. w' ab' dirre vat' si. de seit vns d' ḡvte iob
 § pvtredini dixi pat' mevs es. Mvnd⁹ instabilis īstar ro¹⁰
 Ich sp'ch z̄v d' fvli. dv bis min vater. Merkint ob ez nit
 ain fvle vñ ain vnrainikait si von dem d' mēsche
 125 inphangen wirt in sin' m̄ter libe. von dem iam'-
 lichen anogenge wahsit d' mēsche bis an aine vol-
 le scibvn. doch ist me sciben defie ainiv. si s̄it ab'
 niht vol. In allen den sciben lovfit div welt v̄be
 biz siv kvmit an die vollvn scibvn. § Ez ist ain
 130 scibe dirre zit von d' sp'chit salo. vidi afflictionē
 svb sole q^m dedit do⁹ filijs hominū v^t distātant^v ī rota. Ich sach vnd'
 div ist gebin in d' scibun. Als man den diep marteran wil. so
 also dvt d' divvil d' welt. wélis ist ðisiv scibe. Nach óstern kómint
 nahten. div vasnaht. nah den kóment abir óst'n. Diz sint die dáge.
 135 vmbe. † lidet des dievils martyr. siechetagen. drvrikait. zorn. nit. †
 ángestet wie si ez gihalte. lidet grozen sm'zen so siv ez virlivzit.

104 lies gistrichen. 105 Jerem. 12, 9. 106—113 am rande der länge
 5 fgg.; über den mondandel s. Schönbach zu priester Arnolts Juliana, Wiener
 rande der länge nach: M̄d⁹ instabilis/īstar ro¹⁰ in xcei zeilen (122). 122 Job 17, 14.
 132). 130 Ecclē. 3, 10. 131 lies distendantur. 132 lies und zunit in in
 166, 23 fgg.

Lateinischer text

d' svnnvn aine martyr. die látit div welt
 dent man in. ¶ z'nit in die scibvn.
 die phingestín. nach d' érnde. h'best. nach winhē
 die wóchen. ¶ div iar. In den lovfít div welt
 haz. Arbeit vmme g'vt. wie si ez giwinne.
 also lovfet siv vmbe also d' wétirhan. an

135

nach: lvna instabilis (114). 108 war: also var zu lesen. 114 fgg. vgl.
sitzungsber. 101, 476, 482, 484 und *Altld. pred.* 1, 125, 19 fgg. 115 — 121 *am*
 124 — 143 *am rande der länge nach*: Rota t'p'ris ī q' 'fringvntur m'ib' latrois (130).
 d. sc? oder so dent man und z. in in d. sc. 136 vgl. *Joh. Veghe ed. Jostes*

A 1 dem winde. † kvmit doch von d' stat niht. von den svnden. de
 sp'chit salo. Siē hostiv v'titv i cardine svo. sic pig' i lecto svo. Als
 sich d' drēge in dem bētte. Diz ist div scibe d' zit in d' div welt
 140 et molaris § Ez ist ōch ain and' scibe. div haizit d' gilvst div gilfchet
 m'lrade. De m'lrat gat fōrnan nīdir † vāhit de wass' † hīndinan
 † ist doch lere. d' arbaite gin'vsit ez nit. wan de ez sich selben
 ist bizai d' gilvst d' svnde. De wass' trūnken die von egypte laude.

B
 (1 a)

 wan dez dages do got an dem c'ce hi'nc we ain mēsche nit
 5 d' rehten gilovbin heti. ane vns' frow s. Meriv. div we
 ain svil div den gilovbin † die c'stinhait vf ir h'eb. Dar
 nach kan de fiver von himel d' hailiegaist † star-
 kiti die apostln de si niem' me gizwiveln mohton. wan si
 wrdin do ain fvlīmvd des gilovben † d' c'stinhait. § Oriones.
 10 Do bigvd'n vf gan die and'n st'ne oriones die den svden
 wint b'ngēt de waren die hailigen martyre die
 kamin nach den apostln. Do die giborn wrdin in die
 c'stinhait do bigvde d' zorne des dievils wegur doben.
 † witen. Ime lvfte i d' erde † vf d'm mer. wan wie. si
 15 dobiten † witen vbir die hailigen. de i kvdint gi-
 sagin alle die ie wrdin ir heitint ez defie selbe
 gisehin. si smalzitan si in bli. si brieten si i olei. si
 rostan si vf den kolon. si ho'ptatan si. si schvndin si.
 si slvgen si m' striken dvrech den lip. si hiegen si an
 20 galgen. si hiēgen in staine an d'n hals † wurfin si
 (1 d)

138 *Prov.* 26, 14. 143 *lies* bizaichint, *vgl. unten* II, 35. B 6 *vgl. Salzer
 lium lib. 9 c. 11 (Migne 75, 866 fg.)*, wo es unter benutzung von S. Eucherii *Liber*
 in ipso pondere temporis hiemalis orientur, —. quid igitur post Arcturum per Orionas
 coeli faciem quasi in hieme venerunt — bene autem protinus Hyadas subdit, quae
 ostenduntur. — qui itaque post Orionas Hyadum nomine nisi doctores sanctae Ecclesiae
 quo fides clarius elucet et, repressa infidelitatis hieme, altius per corda fidelium sol
 tatis, tunc sanctae Ecclesiae exorti sunt, cum ei iam per credulitatis verum lucidior
 112, 1013. 1087) und desselben *De universo lib. 9 c. 14 (Migne 111, 273 fg.)*. 10. 12
 c. 8 (*Migne 76, 406*) possunt quoque per stellas pluviae sancti apostoli designari,
nes und Hyades vorhergeht. Nach andern (Migne Indices 2, 177) hiess es Pleiades
bach Alld. pred. 3, 251, 9 fgg. und Wiener sitzungsberichte 94, 216, 21 fgg.

si m'ke wc si lde. † ir schépher irkeñe. Darvbe
 div dër sich wéndft in dem ángen. also wéndit
 vmbe lovfet. div ist niht vol. § Rota volvptatis
 d' div in dem wass' vmbe lovfit. bi dem
 vf † lát ez varn. ez schépfít alle wege
 félit von d' fvihtin. Mit dem wasser
 do si got gíslágen hete mit zéhen

A 1

140

B

Zwischen B 7 und B 8 fünfundzwanzig zeilen lateinischer text

s. 328, 33. 576, 20. *Migne Indices* 2, 505. 9 fgg. vgl. *S. Gregorii M. Mor-*
formularum spiritualis intelligentiae c. 3 (*Migne* 50, 742) *heisst*: Oriones quippe
 nisi martyres designantur? qui — pondus persequentium molestiasque passuri ad
 iuvenescente verno ad coeli faciem prodeunt et cum iam sol caloris sui vires exerit,
 designantur? qui subductis martyribus eo iam tempore ad mundi notitiam venerunt,
 veritatis calet. qui remota tempestate persecutionis, expletis noctibus longae infideli-
 annus aperitur. *Vgl. auch Rabani Mauri Allegoriae in sacram scripturam* (*Migne*
an erster stelle waren die apostel behandelt; von ihnen sagt Gregor a. a. o. lib. 27
während lib. 9 c. 11 (*Migne* 75, 865 fg.) Arcturus qui Ecclesiam significat den Orio-
 designant electos. 17 fgg. vgl. *Wackernagel Altd. pred. XXVIII*, 23 fgg. *Schön-*

B † holze † and' creat'ere nit wolt an beten. Also vaht d' dievil
 25 vf d' erde do die st'ne oriones vf gīgen do die mart'ere
 giborn wrdin. § Do d' stvrn gilag † die martyr'e fvr
 kamen. † d' gilovbi gibreitet wart do bigvnden vf gan
 die driten st'nen yades. die d'n svmir bringēt † die hai
 svn svnvn † den sv'izen regen. dc waren die hailigen
 30 biht'e. bredig'e. † die hailigen lerere gaistliches lebens
 † die hailigen megide. Diz bigv'dan leren div sv'iziv
 wort von d' himilsvn irl'm. vñ datin grvnen vñ
 blvgen von gotis mīne. allis dc gotis minne hate. Diz
 sit die svnd'lichē frīvd gotis. Die pat'arche. die pph'en.
 35 die apostyl'n. die martyrere nvnvn mnchi. megid.
 biht' die frowēt sich alle hivte. † div hailige c'stinhait
 in dem brinnindem chor S'raphyn.
 § Mvlier amicta sole et c. Also ist div frowe die. s. ioh's
 sach vmmecledit mit d' svnvn. m' d' engilschn natvre

40 in dem himel † d'n manen d' welte vnd' ir frēizen v'sma^{hit}
 (2ab)

nie gilvstis sat wart vf d' erde. dc sol in dem schonem padysi allir
 45 horen d'n sv'izen sengir d' alle die sv'izen stime gisphafin hat. die vf
 wrd'n in menegem elainem fogilin. div elliv wol singent als div
 vf d' fid'lv' † d' flōtvn. † ī menegem wol singed'm mēschen. D'

Lateinischer text

38 Apoc. 12, 1. 40 lies frizen. 45 lies gischafin. 47 lies fidelun.
 dunivm. § ad quinque sensus V pertinent [ad, hierauf ³ala unterstrichen, also getilgt;
 trotz vielem suchen die quelle dieser symbolik zu ermitteln. 59 das pergament

B

Lateinischer text

64 Recipe] Rz 69 *fg. lies kvndi iv oder kundiv [iv]? doch vgl. 46 diu lerchiu (und). In festo omnium sanctorum sermo IV (Migne 183, 475), wo über corporis gloriosi iam non moritur, mors illi ultra non dominabitur. sed quid proderit, si forte contingat santes corruptibile hoc corpus affligitur; et si non semel, utique semper moritur? habeat nostrum etiam levitatem, secundum eam nimirum quam habet ex aere portionem, ne vel tas beatorum, ut possint, si velint, absque omni mora seu difficultate ipsam quoque corporis beatitudinem? sola utique pulchritudo. — sic ergo replebit animas nostras Deus, maiestate eius omnis terra, cum fuerit corpus incorruptibile, impassabile, agile, configu-* *Deutsche pred. 36, 4 fgg. u. a. mit berufung auf S. Gregorii M. Moralium lib. 14 XXXVIII, 29 und Salzer s. 71 fgg. 85 fg. vgl. 1. Corinth. 15, 42. Lexer 1, 337. Altd. pred. 3, 77, 16. Grieshaber Ältere noch ungedr. deutsche sprachdenkmale s. 18. in illa vita pulchritudo iustorum solis pulchritudini quum (cui?) septempliciter quam*

zw martyr d' mir ain schone dinc zōgiti de **B**
 ich sere mīnnefe. † ez mir dēne nit gebe. dc **60**
 kelti min h'ce. Darūbe sol div sele got sehen
 also schonen. wie schonen. we also menic s̄vne
 et c'. Recipe igitur. Also schonen sol siv in ōch sehin † mī
 nen also sere. wan als groz div schonhait ist **65**
 also groz ist ōch div minne. Siv sol in ōch brv-
 chen giwaltlich. wie allis dc siv wil. dc wil er.
 vñ nit and's. dc ist ain groz dinc dc d' almehtigot
 nit andirs wil wan dc d' sele liep ist. wer kvn-
 div iv iemer nv gisagen die frovde d' sele so siv **70**
 gotis riche hat † alle sine h'schaft. † darvbir in
 selben also schonen † also sere mīnet. vñ nach
 ir willen brvchen. De sīt dri selikait d' sele. got
 sehen. mīnen. † brvchen. § Qvatuor dotes corpis
 § Der lip sol vier han. D' sol werdin vnlidic. also **75**
 dc e' niem' me smerzen irlid'n mac. ietime dēne
 d'm lvfte we d̄t ob dv in m' aime swerte wndes.
 ietime mac d' lip smerzen irlid'n. De ist ain groz
 selikait. Er sol ōch w'din listic als div svne div dvrch
 dc glaz schinet † de glaz doch ganz bilibit. also **80**
 mac d' lip varin dvrch aine stehilinvn want. dc
 er doch ganz bilibit. dc ist ain groz selikait.
 Er sol ōch w'd'n snel alse d' blic. d' bigīnet da div
 s̄vne vf gat † ist zibant da si vndir gat menic
 d̄vsint mile. De ist ē gischehen dēne ain ōge **85**
 brawe die and' birv̄re. also snel sol d' lip w'din.
 De ist ōch ain groz selikait. § Er sol ōch w'den
 svbinwarbe schönir dēne div s̄vne. Nv m'kit

73 lies brvchet. 75 fgg. es wäre hier allenfalls zu verweisen auf S. Bernardi
 quattuor dotes folgendermassen gehandelt wird: Resurgens enim corpus nostrum
 in aeternum vivere in miseris et aerumnis passibilitatis huius, qua nimirum inces-
 certe etiam aliquando omnimodam impassibilitatem. — sed iam desiderat corpus
 ipso onere sit molestum. tanta itaque futura credenda est corporum levitas et agili-
 cogitationum nostrarum sequi ad omnia velocitatem. quid ultra deest ad perfectam
 cum perfecta in eis scientia fuerit, perfecta iustitia, perfecta laetitia. sic replebitur
 ratum denique corpori claritatis suae. Vgl. auch den schluss einer predigt bei Leyser
 e. 57 (Migne 75, 1080). 76. 78 ietime = iht me. 79 fg. vgl. zu Denkm.
 Germ. 11, 501. Zs. f. deutsches Altertum 41, 76. Denkm. XXX^b, 6, 6. Schönbach
 87 fgg. vgl. Grieshaber Deutsche pred. 1, 154 da von spricht S. Anshalmus (wo?):
 modo sit splendor erit adequabitur.

B

Lateinischer text

- 100 scriet si drier laige stīme. Div ersti ist von frōd'n. div and' von
 hat giborn iezent alle die hailigen sele die sich h'vite frowent in
 frōden. wie als man singet ꝥ lizet ī d' c'stinhait von dem s'vizen
 so inwart nie kain h'ce also herte ez innvizi iameren. also scrient
 si zem himel giborn hat. Si hat ōch die giborn die iezent in d'
- 105 Da sp'chit iob Desperavi nequaquam consolabor. Ich han virzwivelt.
 niem' gitrostit. wan ir wirt niem' rat. an dem karfritage so man de
 hait iem'liche ꝥ bitet fvr alle die vf ertriche sit. fvr die ivden. fur
 dem gilo'bin. Ab' fvr die armen die in d' helle sit bit si nit. noch
 von in virzwifilt vⁿ owi h're gotis svn. werin si slangen adir creten
- 110 Darvme sp'chit d' verdānot in d' helle als giscriben stat in iob. percat
 wlva mortuus svn. D' dag in dem ich giborn wart m'vize virderben
 r'viche ꝥ gid'nki *sin* niem' mer. Die naht in d' ich inphangen wart
 (2cd)
- 115 starb ich in dem
 me wart ich inphangen vf div eniwe. ꝥ gisevget von den brvsten.
 helle ist. den div c'stinhait nit scriet noch claget in d' welte. § De
 die frowe div c'stenhait. Wc gibirt siv. Den flvche vron even. Do
 do sp'ch got zv ir. In dolore paries. In dolore maledictio est. parie'
- 120 spreche. Dv solt m' gilvst inphabin dez m'vst dv m'
 sm'ze gibern. Also gibirt div c'stinhait nv m' grozem
 sm'zen de si wilon mit gilvstin inphienc. Wc we de. S'vd
 ꝥ vpikait schoniv cleid' tragen. Ezen ꝥ trinken. spiln
 ꝥ danzon. l'vdiron. ꝥ h'vron. ꝥ sinen willen han. De in
- 125 phienc si m' groizem gilvste. darvme gibirt si nv
 haize r'vwe mit groizem sm'ze. Si scriet ꝥ wainet.

97 Apoc. 12, 2.

105 Job 7, 16?

109 vⁿ nicht sicher; im pergament

ain groz wndir. Div s̄ne hat alle die w'lt ir-	B
lvhtit † irvillit mit ir schine. Sol nv ains ie-	90
elichen menschen antlvhte sviben warbe schon'	
w'd'n dēne div s̄ne. wie groz div schonhait si. so al-	
le die libe zisamme komēt die daz ewige riche gotis	
bisizen svln. De ist div crone m' d'n zwelf ḡimen	
v̄f d' frowen hoibit. Z̄v̄ d' crone † z̄v̄ d' selikait m̄v̄-	95
zen wir kom. p̄ante dno n̄ro ih'v̄ x̄ AM.	
Itē de eod'm. Dar nach gat dc si im libe hat † scri-	
et als div gibern wil. Si hat giborn † gibirt ie-	
zent. † hat im libe † sol nôch gibern. Dar̄be	
r̄v̄we. div dritte von vorhten. Si	100
dem ewigen riche. Die scrient v̄o	
dode d' hailigen martyre	
si von fr̄d'n die selen. die	
helle br̄nēt. d' scriet si nit. war̄be?	
Ich wird niem' gitrostit. an d'n wirt si	105
ammit d̄v̄t so wainet div c'st̄f	
die haiden dc si got bikeri z̄v̄	
gid'nkit ir nit war̄be? Da hat siv	
wordin do si giborn wrden	
dies in qua natus svm et c'. vsque: quare non in	110
† vinst' w'd'n. got hab sin kaine	
m̄v̄ize virflvchet sin. Si w'de	
.	
.	
.	
. <i>war̄v̄</i>	115
also scriet d' arme d' in d'	
partv̄ eve. Si gibirt ōche iezōt	
v̄ro eve virwort hat dc padysi	
benedictio Dv solt m' sm'zen gibern. als er	

Latınischer text

- B** wachet ¶ vastet. si treit grawe rücke an. ¶ lidet gro
ze pin. Darvme sp'ch d' wize salo. Brevis in volatilibus
est apis et initium dulcoris habet. Div bin ist ain kvrzes vogili vñ
130 hat ain anegeuge d' svizikait wan si treit de hóneç
.
. wan si treit den angel in dem zugil
de ist de ende. Dize bin mainet die welt wan si ist
curze. wan si wert nit lange. D' gïlvst hat ain svize*
- 135 anegeuge. waizgot de end^e ist ab' vil bit'. So de h'ze rivwe
inphahit ¶ b'vize vñ d' lip arnet allis de im ie zi gimache
wid' ffer. Darvme sp'chit d' pph'e von d' svnd'. In many eius
statera dolosa. Div svnde ist ain vnreht chovf wip. wie.
Da git si ain claine maze. ¶ nint si ain groze widir.
- 140 Si schenkit d'm svnd' ainen kvrzen gilvst an d' h'bet
svnde div schiere zirgangin ist. die m'vz e' doch läge
scrien vñ wainen. bihten ¶ b'vizen. Also gibirt div
frowe div c'stinhoit iezont m' sm'zen an den rivw'n.
de si mit gilvst inphieuc an d'n svnd'n. § Sî hat öch im
- 145 libe ¶ sol noch mer gibern biz aⁿ d'n ivngesten dag menic
dvzent mensche. darvme scriet si von vorhten. Si mac
wol. wan h're salo. sp'ch'. Driv dinc sint. div mir vnkunt
sint ¶ vmme de vierde waiz ich öch nit. De erste ist der
wee des slangen vf dem staine. war d' gange. De and' ist
- 150 d' wee des schifes in dem mer wa de gilende. De dritte
ist d' wee des arn in d'm lvfte. Disiv driv dinc sint mir
vnkunt. De vierde ist d' wee des menschen in sin' ivgëde.
da von inwaiz ich bitalle niht. De erste sp'ch' e' ist d' släge
vf d'm staine. Mit d'm slägen ist bizaichët d' dievil. M' d'm
- 155 staine. sin vestinve. wels ist div. De ist sin listigiv nature
wan e' wart im himel gischafin. ¶ sach die wishait
des almechtingotis ¶ lernete die. Als d' pph'e eze. sp'chit
ain groz wort. Tv signaculum similitudinis plenus sapientia. Dv bist
ain sloz. gotis gilichenzze. De man allir liebest hat de bi-
- 160 haltet man vnd' d'm slosse. Diz liebest de d' himelsche vater
hete alde ie giwan. de ist sin svn ihe x^c. d' ist sin bilde ¶ sin

128 *Eecli.* 11, 3. 131 *fg.* das pergament ist zerstört. 133 so gelüufig
fähigkeit der welt ist, so vermag ich doch nicht aus der patristischen litteratur die
schlagen der *Migne Indices* 4, 555 citierten stellen versagte. *Vgl.* auch *Salzer a. a. o.*
1, 92 wird der sündler mit der biene verglichen. 137 *Oscac* 12, 7. 147 *Pror.*

Lateinischer text

auch der damaligen litteratur die beziehung von honig und stachel auf die hindeutung der biene auf die unbeständige welt direkt nachzuweisen. Ein nachs. 490; Lauchert *Gesch. des Physiologus* s. 182. Bei Grieshaber *Deutsche pred.* 30, 18 fg. 151 vgl. A 2, 4. 157 *Ezech.* 28, 12.

B gilichnisse. wan e' ist alle m' im. † m' d'm hailigin gaiste ain nat'e
 vñ ain wesin. wie ab' d' himilsche vat' disen svn gibere vñ
 giwnne de wisse lvcif' allaine. † bisloiz die kvnst vor allem
 165 den engeln die in d'm himel sīt. † vor allen d'n hailigon die
 vf de ertriche ie giborn wrd'n. wan allir dirre kainir bi
 vandes nie dikain' gerliche. wie de si. de got von sin' got-
 hait ainen svn giwnne. vñ giborn hat. ie vñ ie. vor d' zit
 † ane anegege. † dis gischehin ist. † doch nie bigvnnen
 170 wart. De himel † erde gischafin ist. de ist war. des wart
 ðch bigvnnen. de got ainen svn giborn hat † giwnnen de
 ist war. ez wart ab' nie bigvnnen. an den worten ist manie sin un
 wisse lvcif' † virstvnt ez wol. † von d' kvnst het e' alle die glorige
 wan de we im allis vndirtanic. hie von sp'ch' sante g' ain hoch †
 175 litudinis d'i similis fvit. We selikait het nit sprich'. s. g'. von lvei
 svn † allis sin golt † sin silb' bislossen in miner giwalt so moht
 also hete lvcif' alle die selikait die im himel ist. do e' gotes wishait
 ti me † wolte got sin. Do d' gidanc giborn wart. do we sin val
 schaft † die seligvñ kvnst. Er bibielt ab' d'n list d' kvnst wan als
 180 kait † allir wishait. also ist e' nv ain sloz † ain gilichenisse all' vn
 kait ist sin vestinvnge. m' d' e' † bit † schafat de sinen wec. nieman
 te wishait. wan allis de ie gifloz od' giflðic. des nat'e irkand e' †
 lis de ie gischah † noch gischehin sol. er wisse de div welt v'loren
 w'den wolte von ain' megide. † an ain c'ce irhangen w'den wolte

A 2 de wissen wir ðch wol. wan si gilendint alle am dode die
 (a) nieman. wan aine gat vf den galgen. d' and' vf die hvrt
 to irtrinkit. d' sehste wirt lebende bigrabin. als iam'lich
 nit irkād § Er irkād ðch nit d'n wec dez árn in d'm l'ft
 5 an die erde zv d'm aze. † bizaichēt vnsirn h'ren ih'm xpm
 als d' pph'e sp'ch' Qui sedes super chervbin. et c'. h're got dv sicis
 gidanc so snel noch so vol wishait d' dar gilagin mohte. d

(z. 8—59 lateinischer text)

60 m'gēt ir vragen we mīne sie. de wil ich iv sagen. †
 ne. ain mīne ist zwischen wip † man. ain zwischen

164 lies allen. 174 egl. S. Gregorii M. Moraliū lib. 32 c. 23 (Migne
 der länge nach via aq'le. 1—4 scheinen anzuknüpfen an Prot. 30, 19 viam navis in
 Grimm RA 682. 699. 696. 694; zu hurt ausserdem J. Grimm Kl. schr. 2, 247.
 7 lies gilāgin. 9 von A2^b sind nur folgende buchstaben an zeileneingang erhal-
 t'plici/amore.

B

Lateinischer text

sinnic word'n † menic sel v'däpuit. De wort
 die got ie gischv̄f in d'm himel v̄n vf d' erde.
 ain groz wort. Quid boni non habvit qui signaculo simi-
 f'o. d' gotis wishait bislossen hete. hete ich des kaiz" 175
 ich wol sprechin. dc ich allis dc heiti dc e' hat.
 bislossen hete. De bignv̄gite im allis nit er wol-
 biraite † viel † virloz alle die gl'e † die her-
 e' do we ain sloz † ain gilichenisse allir seli-
 kv̄i'chi † all' schalkait. Div listigiv schal- 180
 irkēnet. herre adam hete all' d' wel-
 gab im sinen namen. Er wisse ðch al-
 w'den solte. † darv̄me got giborn
 † gimartiret. Diz wisse e'. e' inwis-

. **A 2**
 (b)

 5

 † si
 (z. 9—59 sind fortgeschnitten)
 60

76, 665). 175 lies kaizers. 178 gl'e = glorie vgl. 173. A 2 1—4 am rande
 medio mari, vgl. B 150. 2 d' aine? zu den hier genannten strafen vgl.
 3 lies d' fvnfte intrinkit 4 Prov. 30, 19, vgl. B 151. 6 Daniel 3, 55.
 ten: 12 § 14 n 16 d° vor z. 60 am rande des lat. textes: De

.	A 2
.	
.	65
.	
.	70
D	
.	
len. min kám' han ich bispráitit m ^t dépid ⁿ . kem m ^t mir. †	(d)
die svndigvn welt. div bigegit aime ieclichen affen d' si miñet	
in svnd ⁿ ainiv vnd' allen svnd ⁿ . Div gitekait warf den engel	75
vse ervállin. Si warf ðch d ⁿ mēschin v ^z d ^m padysi. si virriet	
znd die vf d ^m erdriche ie gischáhe. de gotis svn ie gimar-	
zh'c bi d ^m mér gisáz mit sinen ivngern. do kan Maria	
we also édil. de von ir smáke de h ^z allis irfullit wart.	

Lateinischer text

A 2

100

. d'n
 n
 ést'
 ie
 v
 105

 el

 110

 m (?)

 115 t'
 v
 lá
 di
 fi
 120 vil

 án
 te

 125
 v̂
 d⁹
 t

 130 ait.
 r h'
 t

 135

 pad

Lateinischer text

Da von kere dc ðge von d' vpikait. war̄me. Quia non licet
 g^{el}vstē. dc ist ðch dir angestlich ziseh̄ne. wan vro eve
 wan sis giluste. darūme az sin. Darūme ist ðch hivte menie
 Diz sint alle vz dem padysi givarn als d' rappe vz d' arke 135
 m padyso. † sahen dc az d' welte die svnd' sp'ch ich † sīt ir
 yso. adir in d'm himel. heite vro eve dc ðge kerit von

A 2

140

138 *Thren.* 3, 51.141 fgg. *Ecclesiasticus* 27, 24? *Denudare autem amici*

II

II

[solis substant] sive via

(A 1')

De occultis iudiciis] de ain *girihti*. ist gihazin sin gi-

rihtikait. secunda via est. sive iusticia sva mis'i

cordia. *sin girihtikait* ist also reht. de si

5 nieman. birefzin mac als d' pph'e sp'ch' Quis est

qui posset dic'e cur *ita* facis. w' ist d'. d' zi got gi-sp'chin *mac warvbe d'v'ist* dv de Breche e d'himmel ¶ de *ertriche* von niwem ald' liez

e' es vnge it . ez insp'che nieman. h're got

10 *war vbe* dvst dv de. Er west vor de adam vallē

srhte ¶ alle die welt virliezen ¶ mohte es safte

han irwert ¶ *gihancte* es im v inmac doch

nieman insp'chin h're war z'v' dethe dv de.

Die *selen die* hvite b'nnet i d' helle

15 die irkante e' alle e' si ie giborn wrdin ¶ wisse wol

de ir wrd ¶ gischvf si doch z'v' d' ewigvn

marter ¶ sp'ch doch nieman h're war zv' det dv de.

h're *isac* het zwene svn. ain' hiez *iacob*. d' and' *esav*

1 unmittelbar nach den letzten (oben eingeklammerten) worten der lat. interlinearversion, welche einige griechische worte im Boethiustexte (Peiper III, 29 var. singularis subsistunt) commentiert. setzt II ein; nach via ein freier unbeschriebener raum; De occultis iudiciis ist als überschrift zu fassen, dennoch ist der eingang fragmentarisch und es fällt auf, dass der schreiber nicht den zur verfügung stehenden zeilenzwischenraum oberhalb der erwähnten lat. interlinearversion verwertete; man muss annehmen, dass der eingang auf dem A 1 voraufgehenden blatte stand. 3 sive iusticia kann doch wol nur an falscher stelle stehende glosse zu sin girihtikait sein und es folgt dann secunda via est sua misericordia. 5 Job 9, 12. II selte, o wol weniger wahrscheinlich. 16 nach ir hat ein rieliecht mit w beginnendes wort gestanden.

Min ðge hat mich biroubet mfn' sele. D' lip des mēschen **A 2**
 disen cinnen sizit ain ivncfrowe. haizit div sele. div brvit
 zaht ꝥ dag. ꝥ frigit im selben die gotis gimahelvn ob e' mag. 140
 si. d' dievil. an d'n vz'en gib'dn des libes. Darūme ist da gisc'bē
 cis. Es ist dibāin dinc angestlich' zischad'n. dene d' hainlich
 intragen. d' v'mēldet ꝥ rviget die sele d'm dievel zi allen
 gēr. swez in giluste. sīt im alles wid'. warūme. Septē
 mysteria, desperatio est animae infelicis. 142 *lies* dēne.

(A 1^d) Esav s̄hte gotis gnad° mit wainēd'n ðgen vil inni- **II**
 cliche ꝥ invant ir nit. Warūbe? Got sp'ch Jacob dilexi, Esav avtem 20
 odio abvi. De sp'ch'. Ich het iacobin liep. ꝥ hazzat esav.
 Owi h're got w' gitar dich nv birefsen ꝥ sp'chin we
 wisse dv den armen d'n dv hassetost e e' ie giborn
 wrd. Darūbe sp'ch' d' pph'e ivdicia tua abissus multa.
 Gotis vrtail ist ain abgrvnd° als e' sp'che Ez ist ain 25
 grvnt. wan ez inmac dikain sin irgrvnd'n. Sapientia
 vbi invenitur? non invenitur in terra swaviter viventium. Abissus dicit:
 non est in me:

et mare loquitur: non est mecum. Die wishait div gotis
 vrtail irkeñet. wa vint man die. Nit in dem
 land° da man sanfte lebit. Er sp'ch' wāre. wan 30
 die senfte lebin hant. die angestent wenic. wed'
 si got hassen od' mifen. Diz abgrvnd° sp'ch' ðch sin
 ist ī mir nit. De abgrvnd° mainet e' die helle. da ī ist
 disiv wishait nit. De mēr sp'ch' ðch si ī ist m' mir nit.
 De mēr ist bit' ꝥ bizai. die iezont zi gotis f̄ven 35
 ligent ꝥ ir svnd° wainētt ꝥ gnad° svelēt. m' d'n ist ðch
 disiv wishait nit de si wissin ob ir got girvche
 wan er sp'ch' ī d'm pph'en. Ego dominus misereor cuius voluero et
 econverso.

Ich he'e mīne d'n ich wil. ꝥ d̄vn d'n gnad°. ꝥ hasse d'n
 ich wil. ꝥ d̄vn d'n dikafne. De ist ain angistlich wort. 40

20 *Malach.* 1, 2 *fg.* (*Rom.* 9, 13). Jacob dilexi *übergeschrieben mit verweis.*
 22 h're: re *übergeschrieben.* 24 *Ps.* 35, 7. 26 *Job* 28, 12. 27 *Job* 28, 13 *fg.*
 35 *lies* bizaichint, *rgl.* A 1, 143. 38 *Exod.* 33, 19? dominus] d'.

III a

- (B1*) Una mulier hebraea et cetera. Magnum nomen sibi acquireret quod nunquam posset oblivioni tradi si quam parvus et modicus et debilis fortissimum adletham et astudissimum et nominatissimum superaret in campo certaminis: hoc facit virgo quaelibet, quia diabolus in mundo
 5 superat. Augustinus dicit Quanto fragilior sexus quanto infirmius vasculum quod reportat ab hoste triumphum tanto maior approbatio confusionis diabulo induitur, tanto mirabilior deus in sanctis suis agnoscitur. propterea sibi magnum nomen [sibi] faceret, qui pro amico suo delicias divicias et honores magnos pro nichilo reputaret et pro ipso paupertati
 10 et vilitati se subiceret. Sic faciunt virgines. unde ab ipsis cantatur Regnum mundi et omnem ornatum saeculi contempni.

1 *Jud.* 14, 16, *vgl. Salzer s.* 492, 29 *fgg.* 4 q¹a 5 Augustinus] Ag; *ich habe das eitat nicht ausfindig machen können.* 11 Regnum — contempni (propter amorem domini mei Jesu Christi); *worte bei der benedictio et consecratio virginum nach dem Pontificale romanum.*

III b

- (B1*) bescentia ex qua turbata viso et audito angelo. Quarta fuit ex qua cognate elizabeht servivit et vino in nuptiis deficiente filio suo dixit: vinum non habent. propter has quatuor virtutes dicitur: Dominus tecum. alias quatuor virtutes habuit ex parte corporis. prima fuit maternitas
 5 sine corruptione. secunda virginitas cum fecunditate seu fecunditas cum virginitate. Tercia fuit gravitas sine gravamine. Quarta fuit partus sine dolore. propter has dicitur: Benedicta tu in mulieribus. Sequitur et in utero habens filium dei spiritaliter et corporaliter quia statim ut credidit et consensit ipsum concepit et in utero habuit. § Moraliter.
 10 Mulier amicta sole potest dici religio induta celesti conversatione. unde paulus ad phi. Nostra conversatio in celis est. Et luna sub pedibus eius id est mundus quem religio contempnendo conculcat. De quo iterum beatus paulus dicit Omnia arbitratus sum ut stercora, ut xristum lucrifaciam. Et igitur de bene vivere quasi nichil abere et omnia
 15 posse id est sub pede tenentes. § Et in capite eius corona stellarum xij id est quatuor cardinales virtutes, quarum quaelibet triplicata in species. fiunt xij. prima videlicet prudencia. tres habet species id est

1 *vgl. Schönbach Altd. pred.* 3, 30, 31 *fgg.* *Zs. f. deutsches altertum* 38, 341 *fg.*; *lies* erubescencia? 3 *Luc.* 1, 28. 7 *Luc.* 1, 28. 31. 9 Moraliter] *Moz.* 10 *Apoc.* 12, 1. 11 *Phil.* 3, 20. 13 *Phil.* 3, 8. 14 *be' nich' abē.* 15 *pos.* 16 *vgl. Augustini De diversis quaestionibus octoginta tribus lib. 1 cap. 31 (Ciceronis De inventione rhetorica lib. 2, 159 fgg.; Migne 40, 20 fg.).*

memoriam intelligentiam et providentiam. prima respicit vitam praeteritam, secunda praesentem, tertia futuram. Item temperantia tres habet species scilicet abstinentiam, continentiam, modestiam. prima gulam moderatur. secunda renes. tertia lagunam. Item fortitudo tres habet species. scilicet magnanimitatem in aggressu *bonorum*, patientiam in tolerantia malorum, longanimitatem (B 1^d) in exspectatione premiorum. Item iusticia habet tres species id est humilitatem, equitatem et benignitatem. prima ordinat ad superiores, secunda ad equales, tertia ad inferiores. § Et habens in utero duas filias, congratulationem et compassionem. Et clamabat orando vigilando ieiunando consolando quasi parturiens suspirando et gemendo cruciatur ieiunando vigilando ut pariat filios et filias servientes xristo.

20 gvla.

21 lagvā.

27 vigilado

9solado.

28 vigilado.

Im jahre 1893 übergab mir bei gelegenheit eines besuches auf der Münchner staatsbibliothek herr dr. Keinz die im vorhergehenden zum abdruck gebrachten, aus egm. 257 abgelösten predigtenfragmente, die jetzt mit der signatur egm. 5250, 6^b versehen sind. Ich durfte dann, dank dem mir nun schon so oft erwiesenen entgegenkommen der direction der staatsbibliothek, die zum teil stark abgeblichenen und deshalb schwer lesbaren (namentlich gilt dies von B 2^{c,d}) stücke in Tübingen entziffern, sie auch mit nach Halle wandern lassen und will nun nicht länger mit der veröffentlichung säumen, obwol ich bekennen muss, durchaus nicht in allen punkten befriedigende auskunft über die bruchstücke geben zu können. Es handelt sich um zwei zweispaltige pergamentdoppelblätter in 4^o (A B), doch hat sich von B 1 und A 2 nur eine spalte (B 1^{a,d}, A 2^{a,d}) erhalten, wodurch die ursprüngliche blattbreite von 18,6 cm. (so bei A 1. B 2) auf 9,7 resp. 9, 4 cm. reduziert wurde. Die ursprüngliche höhe betrug 23,3 cm.; sie musste aber erst wiederhergestellt werden, denn die buchbinderscheere hat oben ein stück von 5,4 cm. abgeschnitten und zu fünf falzen verwandt; die höhe der in einem stück vorliegenden blätter beträgt daher nur 17,9 cm. Bei B gieng ausserdem ein falz und zwar der, welcher den seitenanfang bot — es sind die drei ersten zeilen — verloren, so dass hier nur vier falze, zusammen 4,2 cm. hoch, bewahrt geblieben sind. Die blätter zeigen als ältesten eintrag das fragment eines lateinischen textes, der schön und deutlich von einer hand des ausgehenden 11. jahrhunderts geschrieben ist. Aus dem inhalt ergibt sich,

dass B das mittelste doppelblatt einer lage bildete: der textanfang auf B 2^a knüpft unmittelbar an den schluss von B 1^d an; dagegen besteht zwischen A und B keine direkte verbindung: zwischen A und B lag ursprünglich ein weiteres, nun abhanden gekommenes doppelblatt, wie aus dem lateinischen texte hervorgeht. Dieser umfasst 25 zeilen auf der seite, doch ist immer nur eine spalte beschrieben: A 1^a, B 2^a, und so auch bei den jetzt fragmentarischen blättern B 1, A 2: trotz ihrer halbierung ist der lateinische text auf ihnen vollständig bewahrt geblieben, B 1^d setzt B 1^a, A 2^a A 2^a fort. — Ausserdem ist oben und unten ein breiter rand gelassen. Was den inhalt des lateinischen textes betrifft, so gehört er, wie dr. G. A. Wolff in München fand und mir freundlichst mittheilte, zu des Boethius Liber contra Eutychem et Nestorium (ed. Peiper. Boetii Philosophiae consolationis libri quinque, Lipsiae 1871, s. 186 fgg.). A 1 enthält cap. III 28—55, B cap. III, 87—IV 55, A 2 cap. IV 86—118. Das abhanden gekommene doppelblatt zwischen A und B bot cap. III 55—86. IV 55—86. Über das früher mit unrecht dem Boethius abgesprochene werk, s. Teuffel-Schwabe Gesch. der römischen litteratur⁵ 1234¹. Die abweichungen von Peipers text sind unbedeutend, höchstens verdient ein einschub in roter majuskelschrift nach subiecta (III 54) ercähmung: Grecis non deesse uerba et ab ipsis quoque substantiam prosopa nuncupari et solis eam rationabilibus tribui.

Aus diesen bemerkungen wird drutlich geworden sein, dass der schreiber des lateinischen textes nicht mit dem pergament kargte; es ist bei seiner eintragsweise viel freier rann übrig geblieben, den eine andere hand nachträglich gut auszunutzen verstanden hat und dies gibt den fragmenten für uns erst ihre bedeutung. Von einer hund des 12. jahrhunderts sind in enger schrift deutsche predigten (I) auf dem oberen rande über beide spalten hin fortlaufend, dann auf dem mit den 25 zeilen des lateinischen textes correspondierenden, frei gelassenen spaltenraum und endlich auf dem unteren rande, wieder über beide spalten sich fortziehend eingetragen und zwar in 72 zeilen auf der seite, die sich folgendermassen verteilen: der obere rand gestattete raum für sieben langzeilen, dann folgen 52 zeilen zur ausfüllung der freigeblichenen spalte, endlich wider 13 langzeilen auf dem unteren rande. Bei B, dem der obere, fünfte falz abhanden kam, fehlen mithin die drei ersten zeilen auf der seite. Da von A 2

1) Die a. a. o. ercähnte abhandlung von C. Krieg steht im Jahresbericht der Görres-gesellschaft für 1884 (Köln 1885) s. 23 fgg.

sich nur die spalten ^{ad} mit lateinischem text erhalten haben, fehlen hier z. 8—59 und die zeilen 1—7. 60—72 liegen in A 2^a nur in ihrer ersten, in A 2^d nur in ihrer zweiten hälfte vor. Von den zeilenausgängen auf A 2^c haben nur einige buchstaben der scheere widerstand geleistet. B 1, an umfang A 2 gleich, muss schon, bevor der deutsche text eingetragen wurde, seiner einen blathälfte (B 1^h) verlustig gegangen sein, da inhaltlich nichts fehlt: die erste zeile am unteren rande (B 8. B 28) schliesst unmittelbar an die letzte des oberen (B 7. B 27) an.

Von derselben hand, jedoch mit anderer feder geschrieben, stammt ein weiterer, dem Boethius eingefügter interlineartext auf bl. A 1^{ad}, eine deutsche predigt (II), 18 zeilen auf A 1^a; 22 zeilen auf A 1^d füllend; diese muss auf dem A 1 vorangehenden blatte begonnen haben, denn sie setzt fragmentarisch ein in unmittelbarem anschluss an die lateinische interlinearübersetzung einer griechischen stelle des Boethiustextes (III 30—32, vgl. das variantenverzeichnis bei Peiper).

Endlich findet sich noch ein dritter, lateinischer eintrag, wider von derselben hand des 12. jahrhunderts, wol gleichzeitig mit II gemacht, auf bl. B 1^a. Er steht der länge nach am inneren zeilenrande (auf sechs zeilen von ungleicher ausdehnung, IIIa), sodann zwischen den zeilen des alten lateinischen textes (auf 24 zeilen) und kommt auf B 1^d, wo er sich an gleicher stelle in sieben zeilen fortsetzt, zum abschluss (IIIb); IIIb beginnt auf bl. B 1^a mitten im wort — (eru?)bescentia — ein beweis, dass dies stück bereits auf dem B 1 vorausgehenden, nun verlorenen blatte begonnen hatte, was übrigens auch aus dem inhalt hervorgeht.

Zum inhalt der fragmente weiss ich nur folgendes beizubringen. Der deutung von Apoc. 12, 1. 2 sind drei deutsche predigten oder lectionen (vgl. B 97 im eingang eines neuen stückes Dar nach gat usw.) gewidmet: A 1, 1—143 befasst sich mit drei eigenschaften des mondes, B 38—96 ist eine allegorische auslegung der zwölf sterne, B 97—184 lässt sich über die mulier pariens (Apoc. 12, 2) aus. Auch das lateinische auf Mariae verkündigung bezügliche fragment IIIb knüpft an den eingang von Apoc. 12 an. Es scheint sich also um eine systematische commentierung der Offenbarung Johannis zu handeln und es mag daran erinnert werden, dass man vom ostermontag bis zur pfingstoctave in den klöstern in den horen die apostelgeschichte und die katholischen briefe oder die Offenbarung Johannis zu lesen pflegte, oder auch, wie z. b. in Alemannien, alle drei nach einander; nach einem andern monument der alemannischen liturgie wurde die Apo-

calypse schon in den zwei letzten wochen vor ostern zusammen mit Jeremias zur lectüre gewählt und dann wider nach himmelfahrt. Vgl. E. Ranke Das kirchliche pericopensystem (Berlin 1847) s. 15. 25. 20. 21. Nach dem Comes Theotinchí (s. ebenda s. 144 fgg. und s. LXXXIII fgg. des anhangs) las man von der zweiten woche nach pfingsten ab acht wochen hindurch die Offenbarung und hierauf den Hebräerbrief abschnitt für abschnitt (s. 147), insbesondere Apoc. 12, 1—13, 10 an der feria quinta hebdomadae VI post Pentecostem (s. LXXXIX). Unsere stücke weisen nun aber in eine andere zeit. B 97—184 dürfte wegen des hiute in z. 101 eine predigt auf Allerseelen (2 nov.) sein und dann auch B 38—96 (vgl. B 97 Item de eodem, und ebenfalls II 14?), die unmittelbar vorhergehende B 1—37 dagegen sich auf Allerheiligen (hiute B 36) beziehen. Aus dem hiute A 2, 134 wage ich nicht einen irgendwie sicheren schluss zu folgern.

Die geläufigste ältere deutung der mulier in der Apocalypse c. 12 ist die als Ecclesia, die der zwölf sterne ihrer krone auf die apostel. Vgl. S. Victorinus (Migne 5, 336), Ambrosius (17, 875), Augustin (35, 2434; mulier = civitas Dei 37, 1846), Primasius 68, 872 fg.), Paterius und Alulfus (79, 1114. 1410), Beda (93, 165 fg.), Walafrid Strabus (114, 732), Haimo (117, 1081), Anselmus Laudunensis (162, 1543), Bruno Astensis (165, 667), Richard von S. Victor (196, 798 fg.), Martinus Legionensis (209, 365). Bei Alcuin (100, 1152 fg.) findet sich auch schon die beziehung von mulier auf Maria, eine deutung, die dann durch die entwicklung des Mariencults, aber freilich erst viel später, die verbreitetste wurde, vgl. A. Salzer Sinnbilder und beiworte Mariens s. 373 fgg. Rupert von Deutz (169, 1041) identificiert die zwölf sterne zunächst mit den patriarchen, dann mit den aposteln, aber auch mit den zwölf stämmen Israels. Der dem S. Hildefonsus zugeschriebene Libellus de corona Virginis, in dem die zwölf sterne ihrer krone zwölf edelsteine bezeichnen (vgl. Kolumbeisterl. VI, 765 fgg.), nimmt nicht Apoc. 12, 1, sondern Ecclesiasticus 45, 14 zum ausgangspunkt. Der h. Bernhard handelt in der predigt Dominica infra octavam assumptionis beate virginis Mariae auf grund von Apoc. 12, 1 de duodecim prerogativis beate virginis Mariae (183, 429 fgg.). Für Petrus Cantor sind die zwölf sterne duodecim opera misericordiae (Pitra Spicil. 3, 106, 20 fgg.). Aus der deutschen predigtliteratur sei auf die allegorische auslegung bei Grieshaber 1, 152 fgg. verwiesen; vgl. auch Myst. 2, 342, 34 fgg. Mit luna sub pedibus ist die welt gemeint: mundus quem Ecclesia despiciendo calcet, ut liberius ad coelestia tendat (Ambrosius, der aber, quia luna

noctem illuminat die deutung auf scriptura sacra bevorzugt, sine cuius lumine in nocte huius saeculi per vias rectitudinis incedere non valeamus; quia (luna) mortalitatem crescentis et decrescantis carnis virtute calcabat (*Augustinus* 37, 1846, luna = homines ficti et mali Christiani 35, 2434); luna = mutabilitas mortalitatis, temporalitatis (*Alulfus, Paterius, Beda, Alcuin* 100, 1152 fg., *Haimo*); = mundus quia deficit et crescit (*Anselmus Laudunensis*); luna mundi huius bona mutabilia significat (*Rupert von Deutz*); vgl. noch *Petrus Cantor* (*Pitra Spicil.* 3, 106, 14 fgg.), *Pitra a. a. o.* 3, 474 und *Schönbach Altd. pred.* 1, 125, 19 fgg.

Der mond als symbol der welt ist auch den deutschen bruchstücken bekannt (A 1—143), doch wissen diese noch nichts von der deutung der mulier und ihrer sternenbesetzten krone auf Maria und deren tugenden oder auf die seele (*Jostes M. Eckhart und seine jünger* 101, 33 fgg.). Die apokalyptische frau (B 97—184) ist die christenheit (B 118. 121. 143, so auch bei *Grieshaber Deutsche predigten* 1, 153). Den zwölf sternen entsprechen B 38—96 zwölf seligkeiten, die unser im paradiese warten, von denen fünf auf die fünf sinne, drei auf die seele und vier auf den körper verteilt sind, eine auslegung, deren quelle ich ebenso wenig habe auffinden können wie die direkten vorlagen der anderen stücke. [Nachträglich (9. VI. 97) schreibt mir *Schönbach*: „die technik der fragmente weist meines erachtens sicher auf die blüte der französischen predigt. Alle einzelnen sachen sind mir bekannt, den zusammenhang vermag ich nicht nachzuweisen“.]

Über die alemannische herkunft der fragmente gibt die folgende grammatische übersicht auskunft.

Die vokale in stammsilben. a für o (AG 11): adir B 109. A 2, 137 neben odir A 1, 103. — Umlaut des a: e: menic B 84. 172. A 2, 134 neben manic B 172. menegem B 46. 47. megide B 31. 35. 184. Meriun B 5. sengir B 45. kelti B 62. zwivelteic A 2, 63. giverwit A 1, 112. senfikait B 52. schepfit A 1, 141. gerliche B 167. erzindie A 1, 73. stehilinun B 81. elliu A 1, 40. B 46. abgiweschen A 1, 91 vgl. *Paul Mhd. gr.*⁴ § 40 anm. 10; aber ohne umlaut starkiti B 7 fy. smalzitan B 17. — Umlaut des â: e: drege A 1, 139. lere A 1, 142. unstete A 1, 114. wegur B 13. martyre B 11. 102. iemerliche A 1, 68. B 107 neben iamerliche A 1, 67. 77. — e für i (AG 14): seht B 57. ê = ö s. o. e für ei (AG 36. *Braune Ahd. gr.* 44 anm. 4): ummedledit A 1, 2. B 39. cledin A 1, 18. o für ie (AG 37): we B 63 neben wie. — i für e in der pronominalform dim A 1, 34 (vgl. *Wackernagel* APIV, 33) in folge der

unbetontheit im satze. i für ie (AG 40): sichen A 1, 18 (*sonst* siech).
 flihen A 1, 67. gingen B 25. i aus ibe: git B 139. A 1, 15. —
Der umlaut dex kurzen o erscheint einmal in der schreibung e: rëcke
 B 127, *der von ô in der schreibung oi* (AG 69): boize A 2, 63; *sonst*
aber ist letzterer nicht bezeichnet: schonen B 63. schoniu B 123. horen
 B 45. grozer groste A 2, 62. o für ou *in* frouwe *vor eigennamen:*
 vro A 2, 65. 133. vron A 2, 66. — u (ü) für i *durch labialen ein-*
fluss in subin B 88 (suiben B 91), *vgl. Beitr. 14, 474 fg.* *Der umlaut*
des u bleibt meist unbezeichnet: upic upikait antlutte sunden funt
 brusten durninun, *er begegnet in der schreibung vi* (AG 31. *Beitr.* 11,
 292) *in* irfvillet B 90 *neben* fvlit A 1, 142. u für o *in* du A 1, 43
ist vermittelt durch uo (AG 78). u für uo (AG 48): dut A 1, 133.
 grunen B 32. slugen B 19. muz A 1, 57. fluche B 118. virfluchet
 B 112. gwmen A 1, 80. u für üe: blugen B 33. gischufe A 1, 10.
 u für iu (AG 47): unkuzi A 1, 61 (*neben* ui). luhit A 1, 37. 38 (*neben*
 ui). irluhtit B 90. fule A 1, 123. 124. zunit A 1, 132. — ai für ei
 (AG 49) *durchgehends in stamm- und ableitungssilben, nur* B 27 *gi-*
breitet. ai für â (AG 49): laizin A 2, 67. — ei aus age (AG 56):
 treit B 127. 130. 132. virseit A 1, 28. 36. seit A 1, 121; *über* heite
s. unten bei der conjugation. — eu umlaut von ou (AG 61): giseuget
 B 116, *sonst aber ist der umlaut von ou nicht ausgedrückt:* froude
 B 44. 70. frowent B 101. — ie: dievil *allgemein, nur* A 1, 62. 133
 tiufil; — ictime = iht me B 76. 78. — oi für œ *s. oben bei o;* für
 ô: bisloiz B 164. groizem B 125. 126; für ou: hoibit A 1, 3. B 95;
 für ei: cristinhoit B 143; — *die schreibung ði in* giflôic B 182. —
 ou *im lehnwort* flötun B 47. — \hat{v} = uo: birvre B 86. svchint A 1, 70.
 dît A 1, 75. B 106. lvdiron B 124; \hat{v} = iu (AG 78): rîwe B 100. 126
 (*neben* iu B 135. 143). — $\hat{v}e$ = uo (AG 77) hveb B 6. fver B 137. —
 vi = ü (AG 76): brvit A 2, 139. svil B 6. fvil A 1, 39 *neben* fvle
 A 1, 38. 84. fvlhait A 1, 88. — vi (AG 76) *und* $\hat{v}i$ = iu: unkvischit B 180
 (*neben* u). fvihtin A 1, 142. lvihtet A 1, 4. 7. lvite A 1, 57. hvite
 B 101. — vi (AG 76. *Beitr.* 11, 298) *und* $\hat{v}i$ = uo üe: virflvicheten
 A 1, 35. rvigit A 1, 77. rvigit A 2, 143. svichet A 1, 73. inmvizi
 B 103. fvizen A 1, 2. B 40. svize A 1, 45. 47; svichit A 1, 65. dvit
 A 1, 110. mviter A 2, 67. 69. rviche B 112. bvize B 136. mviz
 B 141. witen B 14. 15. mvize B 111. sviziv B 31. 45. svizikait
 B 130. birvrinde B 52. bvizen B 142. — *Vgl. auch* fvir A 1, 35 *neben*
 fiver B 7. fiure (*dat.*) A 1, 11. — *Lautschwächung:* sis, sin = sie es,
 si in A 2, 134. sin ist = si inist II, 32 *fg.* — mirs A 1, 34. irst
 dim = ir ez dem A 1, 33 *fg.* — druz A 2, 65. — in(de)me B 14. im

A 1, 83. B 97. 144. 156. 177. A 2, 64. am A 2, 1. vom A 1, 67. zem B 104.

Die vokale in nebensilben. 1. *praefixvokale.* *Ausnahmslos erscheint i in den praefixen:* in(t)-, ir-, bi-, gi-, vir-, zir; *auch heisst es immer zi:* zi A 2, 72. zihant A 2, 69. zisehinne A 2, 133. — dihain dikain B 167. A 2, 142. — *Die negation lautet in-:* inkundint B 15. inmuizi B 103. — 2. *In ableitungs- und bildungssilben begegnet i ebenfalls ausserordentlich häufig:* zagil A 1, 74. B 132. edil A 2, 79. dievil A 2, 141. 143. nabil A 1, 53. wispil A 1, 73. 75. vogil A 1, 53. fogili(n) B 46. 129. misilsuht A 1, 73. stehilinun B 81. himilsche B 48. 163. engilschun B 39. virzwifilt B 109. wandilt A 1, 5. 115. — silbir A 1, 83. sumir B 28. wundir B 89. sengir B 45. cleidirn A 1, 84. wetirhan A 1, 136. haisir A 1, 80. andir A 1, 74. andirs B 69. unsir A 1, 120. unsirn A 2, 5. iuwir A 1, 29. iwiriu A 1, 78. adir B 109. A 2, 137. abir A 1, 134. niemir A 1, 91. ubir B 15. 71. undir B 84. 174. widir B 139. nidir A 1, 141. gimartiret B 184 (martyr B 60). — subin B 88. dusint B 85. ebincristen A 1, 17. cristinhait B 13. 36. A 2, 68. cristinlicher A 1, 109. hindinan A 1, 141. bigegin(t) A 2, 72. 74. bizaichint A 1, 6. 16. offtit A 1, 86. — amnit B 106. — depiden A 2, 73. megide B 31. 35. 184. hoibit A 1, 3. B 95. — fullimund B 9. — gitikait A 1, 76 *neben* gitekait A 2, 75. sūizikait B 130. unrainikait A 1, 124. drurikait A 1, 135. — wurzigartin B 49. ietime B 76. 78. — *i der ableitung ist unterdrückt in* himilsche B 48. 160. 163. himilsun B 32. engilschun B 39. — *Vgl. auch* apostln B 8 *neben* apostoln B 12. apostyln B 35. 3. *Vokale der endsilben in der conjugation.* *Auch hier ist i nächst o der häufigste vokal, vgl. Beitr. 14, 504.* 2. *sing. ind. praes.* sicis A 2, 6. 3. *sing. ind. praes.* sižit haizit A 2, 139. 1, 45. sprichit A 1, 65. virgiscit A 1, 76. vabit A 1, 141. inphahit B 136. loufit A 1, 128. ziuhit A 1, 61. irtrinkit A 2, 3. bilibit B 80. 82. kumit A 1, 39. 71. nimit A 1, 61. mainit A 2, 66. ruifit A 1, 77. fūlit A 1, 142. wekit A 1, 63. 67. stekit A 1, 74. 75. 76. frigit A 2, 140. schenkit B 140. horit A 1, 55. 76. machit A 1, 61. hailit A 1, 73. gidenkit B 108. biginnit A 1, 5. 66. 2. *plur. ind. praes.* sūichint A 1, 65. 70. irhorint A 1, 778. 3. *plur. ind. praes.* gilendint A 2, 1. sprechint A 1, 32. haizint A 1, 50. 51. essint A 1, 53. fressint A 1, 58 *fy.* slafint A 1, 63. cerrint A 1, 58. 3. *sing. conj. praes.* gidenki B 112. bikeri B 107. 3. *sing. ind. praet.* starkiti B 7 *fy.* wolti B 177 *fy.;* *vgl.* bignūgite B 177. 2. *plur. ind. praet.* gabint A 1, 29. sahint A 1, 31. 3. *plur. ind. praet.* wurdin B 9. 12. 16. kamin B 12. wurfin B 20. schundin B 18. datin B 32; *vgl. auch*

dobiten B 15. 1. *sing. conj. praet.* heiti B 176. 3. *sing. conj. praet.* heti B 5. 2. *plur. conj. praet.* heitint B 16. 3. *plur. conj. praet.* we-
rin B 109. kundint B 15. 2. *plur. imp.* komint A 1, 70. merkint
A 1, 123. B 88. suochint A 1, 70. *Infinitiv:* sprechin A 1, 26. sla-
fin A 1, 47. wahzin A 1, 5. laizin A 2, 67. ervallin A 2, 76. sehın
B 64. werdin B 75. 79. 86. varin B 81. inphahin B 120. bisizin
A 1, 10. vindin A 1, 71. bilibin A 1, 56. wesin (*subst. inf.*) B 163.
gisuochin A 1, 70. videlin A 1, 60. merkin A 1, 4. cledin A 1, 18.
gilangin A 2, 7. gisagin B 16. zisehinne A 2, 133. zi wizinne A 1, 4.
Part. praes. dobendi A 1, 72. *Part. praet.* gischafin B 45. 47. 156.
170. bigrabin A 2, 3. gebin A 1, 132. gistigin A 1, 67. gischribin
A 1, 25. gisehin B 17. wordin B 109. gischehin B 169. zirgangin
B 141. trunkin (*adj.*) A 1, 46. 61. bispraitit A 2, 73. inswebit A 2,
64. gihorit B 45. irfullit A 2, 79. irlultit B 90. gitrostit B 105 *fg.*
kerit A 2, 137. verdampnit B 172. versmahit B 40. — *Vgl. auch*
kundiu iu B 69 *fg. und lesarten.* — *a vgl.* AG 10. *Beitr.* 14, 505.
3. *sing. praes.* schafat B 181. machat A 1, 46. 1. *sing. praet.* hazzat
II, 21 (*mit ableitungs-a = ô*). 1. *plur. praet.* astan A 1, 32. tranedan
A 1, 33. 3. *plur. praet.* smalzitan rostan höptatan B 17. 18 (*aber brie-*
ten schundin slugen hie(n)gen wurfin B 17. 18. 19. 20, vgl. Braune
Ahd. gr. 320 *ann.* 2. *Beitr.* 7, 552). bigundan B 31. *Infinitiv:* dan-
zan A 1, 60. harphan A 1, 60. marteran A 1, 132. *Part. praet.* gisal-
bat A 1, 93. *o vgl.* AG 26. *Beitr.* 14, 500 *ffg.* 2. *sing. praet.* has-
setost II, 23. 3. *plur. praet.* mohton B 8. *Infinitiv:* danzon lvdiron
hvron B 124. *Part. praet.* verdampnot B 110. *Volle vokale sind also*
erhalten geblieben im plural der schwachen praeterita und bei den ver-
ben auf -ön; die starken verbformen sowie die der ersten und drit-
ten schwachen conjugation zeigen e resp. i (s. oben), die übrigens
ebenso und nicht minder häufig in denselben formen auftreten, die
die volleren vokale a und o bieten. Vgl. Beitr. 7, 551 *ffg.* 13, 469 *ffg.*
14, 497 *ffg.* — 4. *Vokale der endsilben in der declination.*
I vgl. Beitr. 14, 509. *Feminalabstracta auf i:* unkiuschi A 1, 61. B 180.
suizi A 1, 57. fuli A 1, 123. kelti A 1, 14. 36; *ausserdem nom. sing.*
herbi A 1, 106. giloubi B 27. kainir B 166. welis A 1, 133. diu
ersti B 100. *Gen. sing.* gotis A 1, 77. B 33. 34. 71. A 2, 77. 140.
sunis gaistis B 51. sunderis A 1, 108. gilustis B 34. dodis A 1, 12.
urtailis A 1, 86. endis A 1, 76. nahtis A 1, 43. kaltir A 1, 82. allir
B 44. *Dat. sing.* menschin A 1, 61. giloubin B 108. hailigin B 162.
Vgl. auch paradysi B 44. A 2, 76. 135 *neben* paradyso A 2, 136. *Acc.*
sing. flekin A 1, 5. 90. wurzigartin B 49. menschin A 2, 76. gilou-

bin A 1, 109. B 5. 6. dizin A 1, 73. allis B 33. 67. 136. *Vgl.* paradyssi B 118. *Nom. plur.* munchi B 35. phingestin A 1, 133. *Gen. plur.* allir B 159. 166. *Dat. plur.* gilustin B 122. — *Vgl. noch* diu lerchiu (und) B 46, s. B 69 *fg. lesarten.* o *vgl. Beitr.* 14, 508. *Dat. plur.* kolon B 18. hailigon B 165. u (AG 404 *vgl. Beitr.* 13, 485). *Gen. sg. fem.* hailigun A 1, 11. *Dat. sing. fem.* harphun B 46. fidelun B 47. flötun B 47. sunnun A 1, 131. B 39. cinnun A 1, 67. scibun A 1, 132. himilsun B 32. engilschun B 39. durminun A 1, 68. *Acc. sing. fem.* gimahelun A 2, 140. Meriun B 5. haisun sunnun B 29. vollun scibun A 1, 6. 116. 119. 127. 129. hailigun A 2, 68. sundigun A 2, 74. stehilinun B 81. seligun B 179. *Nom. plur. fem.* (AG 405) nunnun B 35. — *Ausserdem wären noch zu verzeichnen (vgl. Beitr.* 14, 498 *fg.):* fornan, hindinan A 1, 141. — allis (*adv.*) A 2, 79; *die comparative* diefir A 1, 102. schonir B 88. bessir A 1, 100. — wilon (*adv.*) B 122. iezont B 117. 143 (*neben* iezent B 98 *fg.* 101. 104). II, 35. — wegur (*comp.*) B 13. — *Endlich ist der gelegentlichen unechten anfügung von e erwähnung* (AG 20) *zu tun.* *Sie liegt vor in:* öche B 117. nahe A 1, 71. — zorne (*nom.*) B 13. bluote (*nom.*) A 1, 103. dagē (*nom.*) A 1, 65. 69. nahte (*nom.*) A 1, 65. fluche (*acc.*) B 118. holze (*acc.*) A 1, 99? B 24? *Vgl. Beitr.* 14, 515. — gischahe A 2, 77. *Dem gegenüber steht synkope des e:* gibern B 119. 145. arn B 151, *doch vgl.* sunderis A 1, 108; — hungere A 1, 32. apostln (apostoln apostyln) B 8. 12. 35. violn B 50. gezwiveln B 8. virzwivelt B 105. spiln B 123. sulnt A 1, 4. suln A 1, 62. beteln A 1, 15. 25. nageln A 1, 68. — gisruwn A 1, 79. frown A 1, 2. B 95. — 3. *sing.* rviift A 1, 68. bit B 108. arbit(et) A 1, 135; — aime A 2, 72. 74. B 77. zisamme B 93.

Consonanten. Labiales. bredigere B 30 *neben* predigers A 1, 77 (AG 153). — *Inlautendes p steht für zu erwartendes ph* (AG 151. *Beitr.* 14, 512) *in* bistopent A 1, 78. p *ingeschoben* (AG 149): verdampnit B 172 *gegenüber* B 110. *Gegenüber pp, der verhärtung von b* (AG 152) *in* rappe A 2, 135 *vereinfacht sich* pp *zu p in* upic A 2, 72. upikait A 1, 61. B 123. A 2, 132. ph (AG 158): riphe A 1, 21; f (AG 158): schafat B 181. gischaftin B 47. 156. schifes B 150. — v = w (AG 163): zvelf A 1, 3. — w *bildungslaut* (AG 164): gisruwn A 1, 79. — *mm für mb* (AG 167): ammit B 106. umme A 1, 135. B 39. 148 *neben* umbe A 1, 2. 136. warumme A 2, 132. 144 *neben* mb A 1, 72. B 104. 108. darumme B 110. 125. 128. 137. 146. 183. A 2, 134. 141 *neben* mb B 62. 99.

Dentales. Fast ausnahmslos steht im anlaut d für t (AG 179): dode B 102. A 2, 1. diefir A 1, 102. depiden A 2, 73. dac, dag A 1, 39. B 111. 145. A 2, 140. dages B 4. dage A 1, 26. dievil B 13. A 2, 141. 143 *neben* tiufil A 1, 62. dier A 1, 50. 51. 58 *neben* tier A 1, 59. dur A 1, 138. doben A 1, 74. B 13. 15. dobendi A 1, 72. danzon A 1, 60. B 124. durnieren A 1, 60. düt A 1, 75. 133. B 106. datin B 32. datent A 1, 34. drurikait A 1, 135. drege A 1, 139. — dusint B 85. 146; *aber* trinken B 123. trunkin A 1, 46. 143. tranctent A 1, 30. tranedan (*inlautend d nur hier, vgl. AG 180*) A 1, 33. tranc A 1, 44. 45. — *Vgl. auch* irtrahten B 53. gitrostit B 105 *fg.* — *Auslautend d* (AG 183): irkanø B 182. A 2, 4. bivandes = bivand es B 166 *fg.* — *t unverschoben* (AG 171): antlutte A 1, 52. *t für später gewöhnliches tt*: biter B 135. II, 35. dritte B 28. A 2, 62 *neben* tt B 100. 150. miternacht A 1, 66. — *t an die 3. plur. praet. unorganisch angefügt s. unter conjugation. Abfall* (AG 177): mer A 2, 78 *für* mert meröt. — *z steht für tz*: hize A 1, 4. 11; *nach kurzem vokal für später gewöhnliches zz*: wizinne A 1, 4. ezen B 123; *für s* (AG 189): lizet B 102. wize B 128. aze A 2, 5. dizin A 1, 73. virliuzit A 1, 136. duzent B 146 (*neben s* B 85). spize A 1, 62. kaizers B 175. wahzin A 1, 5. 6. glaz B 80. virloz B 178. iz A 1, 8. wez A 1, 8. diz A 1, 53. A 2, 135 *und oft*. dez A 2, 4. huz A 2, 79. *zz für ss*: gilichenuzze B 159 (ss: B 162. 179. 180). *z für sch*: fl aiz A 1, 54. unkuzi A 1, 61 (*neben sch* B 180). — *Andererseits c für z* (AG 184): cerrint A 1, 58. citen A 1, 115. cinnen A 1, 65. 67. 68. 2, 139. dc. wc (B 122) = daz waz; *für tz* (AG 186): sicis A 2, 6; *für s*: wc = was B 4. 122. A 2, 65. 79 *und öfter*. — *s für z* (AG 187): haisun B 28 *fg.* bis A 1, 118 (*neben z* A 1, 116). giniusit A 1, 142. welis A 1, 133. ss *für zz* slosse B 160. bislossen B 175. 176. essint A 1, 53. bessir A 1, 100. wisse II, 23. — *sc, s für sch* (AG 192. 190): scibun A 1, 127. 129. 132 (*neben sch* A 1, 6. 116. 119). himilsun B 32; scr, sr *für schr*: scri(g)en A 1, 67. B 142. scriet B 97 *fg.* 100. scriendez A 1, 71. gisruwn A 1, 79 *neben schre* A 1, 3. gisriben B 110. A 2, 141. — *sc für zz* (AG 187): virgiscet A 1, 76. — *l für ll*: fulit A 1, 142 *neben* irfullit A 2, 79; *ll für l* (AG 162): allaine B 164. — *n für m* (AG 203. *Beitr.* 14, 511): kan B 7. A 2, 78. nint B 139. hainlich A 2, 142. sturn B 26. *Ausfall des n* (AG 200): hiegen B 19 *neben* hiëgen B 20, *vgl. Kraus zu Tundalus* XI, 455. safte II, 11 *neben* sanfte II, 30; *in unbetonter silbe* singedem B 47 *vgl. Beitr.* 14, 512; *in erzindie* A 1, 73 *liegt wol eher eine Mischung von arzedie und erzenie als einschub eines n vor, in winhēnahen* A 1,

133 (AG 201) *vermutlich ein schreibfehler. Über die 2. plur. auf ent s. unter conjugation.*

Gutturales. kurze B 134 *neben* kurzen B 140. cniwe B 116. claine B 139. creten B 109. choufwip B 138. — k für ck: fleke flekin A 1, 5. 90. 91. smake A 2, 79. stricken B 19. nakenden A 1, 17. wekit A 1, 63. 67. stekit A 1, 74 *fg.* — *Auslautend g neben c* (AG 213): dag A 2, 140. mag A 2, 140. gilag B 26 *neben* wec A 2, 4. gg (AG 209): agger A 1, 14. 16. 36. g *im inlaut nach vokalen an stelle von j* (*Braune Ahd. gr.* 117. AG 215): frigit A 2, 140. scrigen A 1, 67 *neben.* scrien B 142. blugen B 33. laige B 100; *vgl. auch* glorige B 173. — *Vortritt des hauchlautes h vor vokalischen anlaut* (AG 230): herbi A 1, 106 *neben* erbe A 1, 110, *vgl. Garke QF* 69, 49 *fgg.* 97 *fg.* h *ist phonetisch bedeutungslos eingeschoben in* antluhte B 91 (*neben* antlutte A 1, 52), *einer schreibung, die auch in Grieshabers predigen und in Rudolfs Barlaam ed. Pfeiffer* 96, 30 *lesa. vorkommt, vgl. Beitr.* 14, 513. h *ist unterdrückt* (AG 234) *in:* swel A 1, 55. 56. welis A 1, 133. wels B 155. dur A 1, 36. virwort B 118. nit A 2, 4 *und oft, nur* B 153. A 1, 128 *steht niht.* it A 1, 75, *vgl. ietime* B 76. 78. — allentalp A 1, 107.

Zur conjugation. 2. *sing.* wundes B 77. — 2. *plur auf ent* *nt* (*Beitr.* 14, 517): komint A 1, 70. gant A 1, 35. merkint A 1, 123. B 88. irhorint A 1, 78. suochint A 1, 65. 70. bistopent A 1, 78. mugent A 2, 60. sulnt A 1, 4. wellint A 1, 70. gabint A 1, 29. trancent A 1, 30. sahint A 1, 31. datent A 1, 34. heitint B 16. — 3. *plur. praet. mit t* (*Beitr.* 14, 517): kundint B 15. — *Participialformen ohne ge:* gebin A 1, 132. wordin B 109. kerit A 2, 137. — *Von scrien* B 142. scrigen A 1, 67 *sind zu belegen:* 3. *sing. praes.* scriet B 97 *fg.* 100; 3. *plur.* scrient B 101. 103; *part. praes.* dez scriendez A 1, 71; *praet.* schre A 1, 3; *part. praet.* gisruwn A 1, 79. — *versihen: part.* virsigen A 1, 81. — *Verbum substantivum:* du bis A 1, 123. 3. *sing. conj.* sie A 2, 60. — tuon: 2. *sing. praet.* dethe II, 13. det II, 17. — haben: 3. *plur.* hant A 1, 51; *inf.* han B 49; *die praeteritalformen* hate A 1, 2. B 33. hete A 1, 143. B 161. 175. 181. heti B 5. het B 175. heiti B 176. heite A 1, 98. B 58. A 2, 137. heitint B 16. *Vgl. Weinhold Mhd. gr.*² s. 425. *Kraus Vom rechte* s. 7. *Jüng. Judilh* 164, 18. — gan (AG 336. *Braune Ahd. gr.* 382): 3. *sing.* gat B 84. 97. 3. *plur.* gant B 55. 3. *sing. conj.* gange B 149. 2. *plur. imp.* gant A 1, 35. — 3. *sing. stat* B 110. — du solt B 119 *fg.* sulnt (2. *plur.*) A 1, 4. — wellint (2. *plur.*) A 1, 70. — *Praet.* wisse B 164. 173. 182 *fgg.* — 1. *plur.* muozen B 95 *fg.*; *praet.* muose A 2, 76.

Zur *declination*. *Plur.* die libe B 93. — der slange A 1, 72. B 149. 153. 154. — dem mane A 1, 113, *sonst immer schwach*, z. b. A 1, 3. — sunne (*masc.*) A 1, 2. (*fem.*) B 39. 79. 84. — *Plur.* sterne (*stark*) B 10. 25. sternen (*schwach*) B 28. — mit smerzen B 119. 122. 143. mit smerze B 121. 126. dem brinnendem chor B 37. dem scho-nem paradysi B 44. — in menegem clainem fogilin B 46. in mene-gem wol singedem menschen B 47.

Wortbildung. gilichenuzze B 159 *neben* gilichenisse B 162. 179. 180. vinsternisse A 1, 40 (AG 252. *Weinhold Mhd. gr.*² 268). *Wort-schatz.* ab weschen A 1, 91. affe = thor A 2, 74. ze agger gan A 1, 14. 36. aggerganc A 1, 16. alde B 161, vgl. *Weinhold Mhd. gr.*² 331. *Kauffmann Gesch. d. schwäb. mundart* s. 258. *Schweiz. idiot.* 1, 187 fg. der almehtigot B 68, des almehtingotes B 157, vgl. *Denkm.*³ 2, 449. *Kraus, Deutsche ged. des 12. jhs. zu* 1, 107. daz ammit duon B 106. anegege A 1, 5. 115 fg. 118. 120. 126. B 130. 135. ange *schw. masc. türangel* A 1, 138. angel B 132. angesten A 1, 136. II, 31. angestlich A 2, 133. 142. II, 40. die stat an stozen A 1, 66. antlutte, antluhte A 1, 52. B 91. arnen B 136. arzat A 1, 73. 75. æzen: *praet.* astan A 1, 32. beteln A 1, 15. 25. bigeginen A 2, 72. 74. bignügen B 177. birefsen II, 5. 22, vgl. *Spec. eccl. s.* 119. birürde B 52. bispreiten A 2, 73. bistop(f)en A 1, 78. bivinden B 166 fg. bitalle B 153, vgl. *Gramm.* 3, 106. *Mhd. gr.*² 161. *Wilmanns Deutsche gramm.* 2, 620 *anm.* 1. blic B 83. bruchen B 57. 66 fg. 73 fg. denen *foltern* A 1, 132. draht *geruch* B 49, vgl. *J. Grimm Kl. schr.* 7, 199. durnin A 1, 68. ebincristen A 1, 17. inslafen A 1, 62. insweben A 2, 64, vgl. *Diemer zum Joseph* 223. erbe herbi „hereditas“ A 1, 106. 110. ernde A 1, 133; *die form ist später beim Marner und in der Mar-tina belegt, vgl. auch Schweiz. idiot.* 1, 464 fg. irtrahten A 1, 24. B 53. ervallen A 2, 76. erzindie A 1, 73. galge B 20. A 2, 2. gi-berde A 2, 141. gilangen A 2, 7. gilenden B 150. A 2, 1. giliche-nusse gilichenisse B 159. 162. 179 fg. gelust A 1, 45. 140. B 44. 120 u. öfter. gelusten A 2, 133 fg. 144. gimechit A 2, 67. 68. gerliche B 167. gimme B 53 fg. 94. giriltikait II, 2 fg. 4. gitekait A 1, 76. 2, 75. glorige B 173 vgl. 178. grunen B 32. gwmen = guomen (*phur.*) A 1, 80, vgl. *Beitr.* 11, 297 fg. harphan *verb.* A 1, 60. hailic-gaist B 7, vgl. *oben zu* almehtigot. hainlich = heimlich A 2, 142. hin-dinan A 1, 141. horen *c. gen.* A 1, 71. 76. houpten B 18. huoron B 124. hurt A 2, 2. *Himm. Jerusalem* B 32. ietime B 76. 78. iezent iezont B 98 fg. 101. 104. 117. 143. II, 35. kelten B 62. choufwip B 138. creten B 109, *phur. von krete* s. *Lexer* 1, 1750; *nachtr.* s. 284.

Deutsches wb. 5, 2414. kund *st. fem.* A 1, 99 *fgg.* Die *biene ain* kurz-
 zos *vogili „brevis in volatilibus“* B 129. im *libe han „in utero habere“*
 A 1, 3. B 97. 99. *listic* B 79. 155. *lougon* A 1, 31. *luodiron* B 124.
mer(t) = merôt merâte abendmahl A 2, 78, *vgl. Mhd. wb.* 2, 1. 139^a.
Lexer 1, 2108. 2115; *nachtr. s.* 314. *misilsuht* A 1, 73. *missivar*
 „*discolor*“ A 1, 106. 108. *mulrat* A 1, 141. *nagen* A 1, 62. in *olei*
braten B 17. *ougebrawe* B 85 *fg.* *owi* B 109. II, 22. *phingestin*
 A 1, 133. *riuwære* B 143. *uf den kolon rostan* B 18. *ruoche sorge,*
acht B 112. *ruogen mit dem dat. der person und acc. der sache* A 2,
 143. *sat werden* B 44. *saten* B 50. *schalkait* B 180. *schinden* B 18.
scrien c. acc.: drier laige stimme B 100, *beklagen, bejammern* B 117.
 142; *c. gen.* B 104. *sengir* B 45. *serer* A 1, 97. *subin warbe* B 88.
 91. *siechetage* A 1, 135. *smac* A 2, 79. B 50. *smelzen in bli* B 17.
stehilin B 81. *sterken* B 7 *fg.* *sudenwint* B 10 *fg.* *depit* A 2, 73.
doben A 1, 72. 74. B 13. 15. *trenken* A 1, 30. 33. *durnieren* A 1,
 60. *undirtanic* B 174. *unkiuschi* B 180. A 1, 61. *unlidic „impassa-*
bilis“ B 75. *unreht „dolosus“* B 138. *unsinnic* B 172. *upic* A 2, 72.
upikait A 1, 61. B 123. A 2, 132. *daz iungeste urtail* A 1, 86. *vas-*
naht A 1, 134. *vermelden* A 2, 143. *versihen* A 1, 81. *vertic* A 1,
 107. *verwen* A 1, 112. *virzwifeln: ich han virzwivelt (von)* B 105.
 109. *vestinunge* B 155. 181. *videlin* A 1, 60. *fuhtin?* *vgl. Lexer*
 3, 376, *dat. fuihtin* A 1, 142. *flecke* A 1, 5. 90 *fg.* *flöte* B 47. *frigen*
freien A 2, 140. *fulhait* A 1, 88. *fule = viule* A 1, 123. 124. *sich*
fu(l)len A 1, 142. *fullimund* B 9. *wachen und vasten* A 1, 16 *fg.*
 B 127. *wegur = wæger (comp.)* B 13. *wetirhan* A 1, 136. *waizgot*
 B 135. *sinen willen han* B 124. *wispil* A 1, 73. 75, *vgl. Schmeller*
 2, 1042. *wizen c. dat.* II, 23. *wüeten* B 14. 15. *wurzigarte* B 49.
zagil A 1, 74. B 132. *cinne* A 1, 65. 67 *fg.* 2, 139. *ziunen flech-*
ten A 1, 132. *zougen* B 60. *zwiveltic* A 2, 63.

HALLE, MÄRZ 1897.

PHILIPP STRAUCH.

BEMERKUNGEN ZU SCHÖNBACHS STUDIEN ZUR GESCHICHTE DER ALTDEUTSCHEN PREDIGT.

Wie in seinen Altdeutschen predigten hat Anton Schönbach auch in seiner neuesten schrift: Studien zur geschichte der altdeutschen predigt. Erstes stück. Über Kelles „Speculum ecclesiae“ (= Sitzungsber. der kaiserl. akad. d. wissenschaften in Wien, philos. histor. klasse. Bd. CXXXV) eine altdeutsche predigtsammlung des XII. jahrhunderts auf ihre quellen und vorlagen hin zu prüfen gesucht. Zu dem Speculum ecclesiae oder, wie es auch sonst noch citiert wird, zu den Benediktbeurer predigten war schon von dem herausgeber Kelle auf Honorius von Autun hingewiesen worden als vorlage für einige kleinere stücke (vgl. Specul. eccl. einleitung VI fg.). Eine gründlichere forschung nach den quellen wurde aber erst vorgenommen von Cruel in seinem trefflichen werke: Geschichte der deutschen predigt im mittelalter s. 169 fg. In noch umfassenderer weise hat nun Schönbach in seinen Studien I die untersuchung fortgesetzt. Er hat Cruels ermittelungen nicht nur durch erschliessung neuer quellen überboten, sondern auch hie und da berichtigt. Überhaupt ist hier Schönbach in das studium der ältern lat. litteraturdenkmäler, aus denen der verfasser des Speculum bald längere, bald kürzere abschnitte übersetzte oder nachahmte, eingedrungen wie kaum ein zweiter unter den lebenden germanisten. Alles, was er auf diesem beschwerlichen wege entdeckte, finden wir in seinem buche ausführlich angegeben.

Damit haben wir gleichsam einen sachlichen commentar erhalten, der für den künftigen leser des Specul. unentbehrlich sein wird. Denn nun erst wird es möglich sein, über den wert dieser redegattung in litterarischer und kulturhistorischer beziehung zu einem festen und sichern urteile zu gelangen.

Neben der sachlichen seite ist von Schönbach natürlich auch die sprachliche nicht ausser acht gelassen worden. Auch hier hat er gelegenheit gehabt, den deutschen text an vielen stellen teils zu bessern, teils zu erklären.

Auf diese sprachliche seite des buches ist in den vorliegenden bemerkungen vorzugsweise rücksicht genommen. Es sollen deshalb mehrere stellen, in denen ich mit der deutung oder vermutung des verfassers nicht ganz übereinstimmen kann, im folgenden einer nähern erörterung unterzogen werden.

Schönb. s. 8 würde die hübsche vermutung *sunftecliche* (hs. *sunteglische*) *böseheit* (Spec. eccl. 11, 22) entsprechend dem lateinischen

lutum luxuriae vel alicujus voluptatis fetidae noch annehmbarer scheineu, wenn in den vorhergehenden zeilen (Spec. 11, 18) auch *lutosa* mit *sunftich* und nicht mit *lettich* übersetzt worden wäre.

Schönb. s. 10, Spec. 13, 27 fgg. *Zuo der lösunge wolte er (= got) deheinin engil sentin, wande er wol wisti, dax die engel ouch é geuallin wârn. von ir ubirmuote. niemen wolte er sentin, von diu dax er wol wisti, dax der armi mennische brôdir natüre wâre, dax er lihti sunti; dannin was sin nôtdurft, dax er den santi, der nimmir suntin mahti.* Hierzu bringt Schönb. s. 18 den wortlaut der lat. vorlage aus Hildebert: *Adam purus homo fuit et ideo ex humana fragilitate tentationibus diabolicis succubuit; et propterea purus homo ad redemptionem mittendus non foret, qui vel per se, vel, cum tentaretur, peccare potuisset. Angelus tamen non erat mittendus in hac militia, quia peccare poterat, qui prius peccavit in superbia. Necessario igitur mittendus erat, qui peccare non poterat. Missus est ergo Filius.* Hiernach erwartet man statt *niemen* im deutschen texte einen andern ausdruck, wie Schönb. nach meiner auffassung richtig erkannt hat. Nur will mir das, was er dafür einsetzt: *deheinen reinen menschen* nicht recht einleuchten. *Purus homo* bedeutet doch nach dem zusammenhange bei Hildebert so viel als: bloss ein, nur ein, nichts weiter als ein mensch; *purus* entspricht in diesem sinne dem mhd. *itel*, für das seit dem ende des 15. jahrhunderts auch *pür* aufkam, wie man an den beispielen wahrnehmen kann, die Lexer im Dwb. VII, 2252 aus Keisersberg und Luther vermerkt hat. Das naheliegende wort *rein* hat aber der übersetzer wol absichtlich vermieden, sei es, dass es ihm hier zweideutig erschien, oder dass es ihm in diesem sinne noch nicht geläufig war; er redet nur von einem armen menschen: *rein* in dem sinne, den hier das wort *purus* hat, finde ich erst in einer stelle bei Graf Wernher von Honberc in den Schweizer minnesängern XXVI, 6, 9 *der eine, der des niht enwaere wert, dax er laege uf reinem strô.* Ich schlage daher vor zu lesen *deheinen man*, woraus sich die verkürzung *niemen*, die sich der schreiber erlaubt hat, leicht erklären lässt. *Man* = mensch im gegensatze zu *engel* und dem *der wâr got unde wâr mensche* ist, war ohnehin hier an seinem platze; vgl. Spec. 20, 1—2; 26, 20.

Schönb. 13, Specul. 16, 3. *des andern morgins wart, dô hete diu gerte Aarons bluomin unde este — giuwinin.* Dazu bemerkt Schönb. 13 „wahrscheinlich: *do iz des andern morgins wart.*“ Hierbei ist wol übersehen, dass es auch Spec. 123, 17 heisst: *Vil sciere wart, der ê uil uinster unde uil sundiger in dax munster gienc. der selbe gienc*

urölichen wider drüz; ferner 76, 31 *Dō wart ane dem vierzigistim tage* —, *do ruochte er mit in ze exzin*; 87, 25 *dō des morgins wart, dō chom ein boti*; 89, 30 *Danāch wart ze cinir uespir zit, dō der herre Zacharias rouch hete geleit in ein rouchvaz* — —, *do erschein dem gotim ewarti der gotis boti*, und vielleicht hiess es auch 107, 29 *dō des morgenes wart*, — — *dō hete diu durre gerte Aarones este* usw., wo *wart* in der handschrift ausgefallen sein kann. *Ex* ist (wie das relative *dō*) in solchen die rede einleitenden zeitbestimmungen in dem erzählenden stil des mittelalters entbehrlich, wie ich an einer reihe von beispielen in der German. 22, 34 nachgewiesen habe. Ich füge hinzu Kunrat v. Ammenhausen ed. Vetter 3584: *dō in der naht wart*, — — *dō slief er niht*; 8894 *dō ze einem mäle wart*, — — *do entschuldiget er sich dāmite*; Wisse und Colin, Parz. 281, 28 *reht an der nōne zit wart, sach er einen ritter uf der vart*; R. Merwin, Buch von den zwei mannen ed. Lauchert 21, 16 *des andern tages des morgens rehte früge wart, do koment aber dise zwei*; 40, 30 *des ersten in der naht wart, do viel ich nider*; Des Bühelers K. tochter 3297 *als morgen wart, do reit ich hin*; 6601 *in derselben nacht da wart, macht man do der künigin xart cleider*; Aleman. 13, 72 *darnach über fünfrzig tage wart, do vant man*; 15, 156 *do ains tages wart, do hatt si grosse begird*; 158 *do nach der complet ward, do ward si gar müd von den arbeiten*; 160 *do einer nacht ward, do kam neisswas xuo ir bett*; 161 *do mornund ward, do schied si sülklich von dirr welt*; 162 *do eines tages ward, do kam ein swester*; 166 *do in einer nacht ward, do was ir vor wie neisswas xuo ir kēme*; 175 *do eines tages ward, do hueget si*; 177 *do mornund ward, do fragt ich*; 179 *do in dem tag ward, do gieng sin swester xuo ir bett* usw.

Schönb. 15, Specul. 17, 27 *dax er die erlöste, die untir der ē wārn, dax ouch wir den wunsch siner kinde enphiengin* (= Römerbrief 8, 15; Galater 4, 5). Zu dem „seltsamen“ ausdrück *den wunsch siner chinde*, womit *adoptionem filiorum* (ἰοθεσία, ankündigung) übersetzt ist, konnte von Schönb. 15 noch verwiesen werden auf die unter Keros namen gehende interlinearversion der Regula S. Benedicti cap. 2, aus der Graff Sprachsch. I, 905 *wunsk chindo* citiert hat. Dieselbe stelle lautet nach der Engelberger Benedictinerregel ed. Troxler 16, 19 *ir hānt* — — *impfangin den geist dix wunschiz dir chindon*; nach der Hohenfurter (Ztschr. f. d. a. 16, 228) II, 6 *ir habet phannen den geist kint wunschunge*; nach der Münchener (Schönbachs Mitth. IV, 15) *den geist der erwunschten sune*; nach der Admonter (ed. Kaeferbeck) *ein geist der erwunschten chinde*; nach der Oxforder (ed. Sie-

vers 3) *den geist der irwunscher kinder*; vgl. *gewünschte kint*, aus- erwählte kinder gottes bei Preger Gesch. d. d. mystik II, 438; viel- leicht ist auch *wunsch* in dem worte *wunschmuoter* hierher zu ziehen, das Vilmar in seiner abhandlung über Rudolfs Weltchronik s. 26 mit „pflgmutter“ übersetzt hat.

Schönb. 18, Spec. 19, 20 *daz schuln wir geloubin unde gedin- gen, daz unsich niwet eine nôt heilet von den sunten sunder ioch von dem ewigen tōde*. Schönb. 18 will *daz (er) unsich niwet einost heilet* usw. Aber was sollte hier *einost* bedeuten? Ausser bei Heinrich d. Gleissner 774 (*einost noch*) ist mir diese wortform nur noch in Lassbergs LS. II, s. 27, 103 (*ainost oder zwir*) und im Schwa- bensp. nach Schilteri Thesaur. tom. II, 64, 13 (neben *anderst*) begeg- net = *einest*, lat. *semel*. Gemeint ist doch wol *einigenôte* — *sunter*, wie Kelle schon gesehen hat im glossar zum Spec. s. 206. Der aus- druck kehrt hier noch öfter wider, so *niht aingenote* — *sunder* 41, 22; *niht eine genôte* — *sunder* 107, 20; *nith einegenôte* — *ouch* 121, 30 — 32; *eine genôte niht, sunder* 181, 34; *daz enhilft einiginôte niht* — *dane sin ouch dei guotin werch* 74, 3; auch 59, 4 *niwet eini- ginôte* (hs. *cinigmûte*) — *sunder* gehört hierher; vgl. Lexer I, 524 aus Reg. des H. Benedict ed. Troxler 62, 29 *eingnote nut* — *wan* und 63, 1 *nut eingnôte* — *want ioch*; Schönbach Prodd. III, 128, 12 *niht eingnôteclich* — *sunder*, und 212, 16 *niht aingenötlichen* — *sun- der*. Bei *niwet eine nôt* — *sunder ioch* im Spec. 19, 27 lässt sich übrigens auch denken an Williram ed. Seemüller 48, 22 *niht ze einero nôto* — *nobe* (var. *sunder*) *ioh*; 61, 3 *niht zeiner gnôte* (var. *note*) *sunder*; Spec. 42, 16 heisst es *niht eine lebet der mennisk des brôtes, sunder von dem gotes worte*; hier könnte man versucht sein anzuneh- men, der schreiber habe *genôte* nach *eine* ausgelassen, zumal da 181 zeile 2 v. unten derselbe gedanke widerkehrt mit den worten *der men- nesce lebet eine genote des brôtes niht, sunder des gotes wortes*. Indessen schon bei Notker liest man nach Graff Sprachsch. I, 313 *niht ein* — *nobe (nûbe)* sowie *niht ein* — *sunder; nals ein* — *nube nûr* und bei Troxler l. I. 11, 18 *nuwit ênic* — *sunder*; dem schliesst sich an, dem ahd. entsprechend, bei Leyser, D. predd. 7, 7 *aleine niht* — *halt*; im Passionale und im Väterbuch findet sich öfters *niht alleine* — *sunder ouch*, vgl. C. Franke Das veterbuch s. 84 und Gesta Rom. ed. Keller 45, 30.

Schönb. 22, Spec. 22, 6. *ze trôste allen den, die heinen gedingen heten*; Schönbach will *deheinen* für *heinen*. Die verkürzte form *hein* tritt im 12. jahrhundert nicht so selten auf als es nach dem Mhd. wb.

I, 422*, 32 scheint und bedarf wol der schonung; ausser den dort herangezogenen stellen vgl. Sct. Trudberter H. lied 62, 26 *ze heineme werseme dinge*; Anticrist 123, 40 *ir heinis wirt rät*; Roland 84, 6 *ze heiner stunde*; 113, 34 *ze heinen sinen sachen*; Altd. predd. von St. Paul ed. Jeitteles 20, 18 *ze heiner wile*; Altd. predd. ed. Schönb. III, 52, 29 *ze heinen untriuwen noch ze heiner unkiusche*; Kaiserkr. s. 6739 und 10123 *ze hainer nôt*; 8174 *ze hainer stunde*; 8483 *ze hainer rede*; 15189 *ze haim tagedinge*; 16963 *ze hainen grôzen arbeiten*; H. v. Veldeke in MSFr. 57, 16 nach der Heidelb. hs. *dur heinen boesen krank*; Hartmanns Klage 1636 *ze heime hazze*; Gregor 838 *ze heiner stunde*; Schönb. Predd. III, 48, 25 *ze heim dienste*; Weist. IV, 636 a. 1374 (aus Niederflörsheim, westlich von Worms) *henirley schade*. Auch Spec. 64, 30 lautete vielleicht ursprünglich: *daz er dem schâchâre ê sin paradyse ûflet den heinim* (hs. *dcheinim*) *sinem heiligin*, wenn nicht *ê vor deheinem* zu ergänzen ist, wie es Spec. 71, 15 heisst: *der sich selbin ê hungirn lie ê sine schalche* und 85, 29 *umbe waz der heilige geist ê uf der erdi gegeben wurde ê von himele*. — Ebenso verhält es sich mit *enphâhen*, auch davon findet sich eine verkürzte form *phâhen* im Spec. 119, 26 und 125, 35, die Schönb. 101 (wie schon Schaper § 37, 6) beanstandet hat; vgl. die beispiele, welche Lexer II, 222 angeführt hat, und Hohenfurter B. regel 2, 6 *ir habet phannen*; 2, 86 und 92 *daz er phanen hat*; 2, 24 *sver einis abbetis namen phêhit*.

Schönb. 48, Spec. 45, 5 heisst es, dass *Nabuchodonosor* Jerusalem einnahm und *erstuoch die [!]uweristen alle die dâ wârû*, blendete den kônig, tötete seine kinder *unde vuorte in do blintin mit allin den die da frume wârû ze babylonia*. Für *die dâ frume wârû* vermutet Schönb. 48 *die da vore wâren*. Die *principes Judaeorum qui remanserant* = *die tuweristen*, von denen kurz zuvor die rede war, können aber damit nicht wider gemeint sein. Ich verstehe: die da tauglich, brauchbar, verwendbar waren, die besseren gegenüber dem gewöhnlichen *volch*, das, wie es in den folgenden zeilen heisst, erst später durch *Nabuzardan* nach Babylon übergeführt wurde. Die darstellung des, wie es scheint, bloss aus dem gedächtnis referierenden predigers deckt sich hier nicht genau mit dem wortlaut der erzählung bei Ivo 877 C, den Schönbach zur vergleichung herangezogen hat; auch nicht mit den biblischen schriften Regum lib. IV, 25; Paralip. II, 36; Jorem 39 u. 52.

Schönb. 49, Spec. 47, 1: *alle die immer gesehen wellent die himelischen Jerusalem, die muozzin fleische bitteln von suntichlichen girdin, die daz fleisch uil gerne hânt*: für *fleische* vermutet Schönb. 49 mit Kelle *daz fleische*; wahrscheinlicher ist mir *ir fleisch ê*.

Schönb. 49. Ohne durch eine lateinische vorlage genötigt zu sein, will Schönb. s. 49 die worte *der dax ane denchet* in Spec. 46, 14 in *der dar ane denchet* verändert wissen, ebenso s. 53 was im Spec. 51, 24 steht *denchet dax ani ir da* verändert in *denchet dar ane di ir da*. Daneben ist gegen Spec. 27, 29 *dô er die kraft sinés grôzes gewalles andâhte* und 71, 19 *nu denchit dax an* sowie 123, 29 *nu denchet dax ane* und 130, 25 *wir sculn ane denchen wie* usw. von Schönbach kein einspruch erhoben.

Über das zeitwort *anedenken* und seine construction findet sich leider in den mhd. wörterbüchern nichts vermerkt; von *anedenken* kennt Lexer I, 591 nur eine stelle aus Dietrichs flucht 8723 *ob got liht die saelde min angedenket*; beiden begegnet man aber, zumal im 12. jahrhundert, nicht ganz selten. Schon althochd. ist *anedenken* vorhanden bei Graff V, 158 *anadenchin diner gnâde* und *anatenchi, atende*. Öfter in der D. interlinearvers. der Psalmen ed. Graff, so in den Windb. ps. 16, 1 *ane denche (intende) dige mine* und St. Gall. ps. *sih ana mina digi*; Wind. ps. 39, 1 *er anedâhte mir (intendit mihi)* = Tr. ps. *anedate mir*; Wind. ps. 60, 1 *andenche gebete mineme (intende orationi meae)* = Tr. ps. *andenke gebede mine*; Wind. ps. 68, 22 *anedenche selc miner* = Tr. ps. *anedenche selen mine*; Wind. ps. 85, 5 *anedenche dere stimme dige miner* = Tr. ps. *anedenche stimmen gebetis mines (intende voci deprecationis meae)*. Wie hier so wechselt die construction der genannten verba zwischen dat. und acc. auch in den Trebnitzer psalmen ed. Pietsch, vgl. dort die einleitung s. XXV. Ausserdem siehe Kraus DG. XIII, 14 (Andreas) *daz sie ane denkinde sin die stimme der dige min*; Breviarien v. St. Lambrecht in Ztschr. f. d. a. 20, 142 *swaz ir ouch gûtes haber gefrumet, daz sult ir andenchen*; Urkd. v. Meissen II, nr. 517 (a. 1366) *wir haben angedacht unsir heil*; der mystiker Albrecht (der lesemeister) in Ztschr. f. d. a. 8, 237 *daz er muge andenken unsers herren wârheit*. Durch diese reihe von beispielen ist *anedenken* mit acc., wie es die überlieferung hier an mehreren stellen bezeugt, im Spec. hinlänglich gedeckt und eine ânderung des textes, wie ich glaube, unnötig geworden.

Schönb. 53, Spec. 51, 24: *Denchet dax ani. ir da uil verre uon gote uon iwern suntin entwîchen birt*. Schönb. glaubt bessern zu dürfen durch ergänzung des relativpronomens *di* vor *ir*. Dass vielmehr dies pronomens *ir* zur bildung relativer sätze im 12. jahrhundert auszeichnend war, habe ich schon einmal hervorgehoben unter berufung auf Grimm, Pfeiffer und Behaghel in der Ztschr. 25, 258—259. Auch

im Spec. 53, 17 liest man noch *gesegent sistu herre, dû dâ komen bist in dem gotes namen*; 68, 4 *bistu chomin, heilant, du den lebentigen in der werelt antlâz ir sundin gist*; vgl. auch 18, 25 *wir dâ* usw. (?).

Schönb. 61, Spec. 63, 27 *vil fruo dô der tac enran*; Schönb. 61 will gelesen haben *erran* statt *enran*, obwol diese form noch zweimal im Spec. erscheint: 103, 24 *ist enrunden*, 14, 30 *inrunnîn*; vgl. auch das citat aus den Monseer gl. bei Graff II, 515 *inrinnit, generatur*; H. lied v. St. Trudbert 78, 6 *alsô enrunden wir unde wôhsen*; dazu das subst. *enrunst* = *ortus, origo* in den Windb. ps. s. 151, 222 und 534.

Schönb. 65, Spec. 67, 22 *alle die, die é gewîvelet hetin, die uarnt nû in die froude*. Schönb. fordert hier *verzwîvelet hetin*, weil in der vorlage steht *qui antea fuerant desperati*. Gleichwol muss er s. 4 bekennen, dass in dem Spec. 8, 12 und 11, 11 die einfachen worte *zwîveln* und *zwîvel* gebraucht sind, um *desperare* und *desperatio* zu übersetzen. Demnach liesse sich auch hier die überlieferung halten.

Schönb. 68, Spec. 70, 20 *Daz gotis ingebot wart geseit dem künige*; Schönb. will hier lesen *daz got in gebot*. Indessen *ingebot* kann echt sein, vgl. *inbot, imbot* bei Graff Sprachsch. 3, 79 und im Mhd. wtb. 1, 183; in der Kaiserchron. 11854 ed. Schröder, in den Windberger psalmen nach Wallburg s. 29 kann es *mandatum, commonitorium* bedeuten; in dem Rechtsbuch Joh. Purgolds ed. Ortloff V, 23 steht es im sinne von *vurbot, vurgebot* (md. *vorgebot*): *ab ich* (d. i. der gerichtsbüttel) *das ingebot mit rechte gethûn mochte* und weiter ebenda *umb das ungerechte ingebot mus her dem gerichte wetten*; ebenso in den varianten zu dem Rechtsb. nach distinktionen ed. Ortloff III, 2, 7; bei Schröder, Voc. 1249 *induccio* (l. *indictio*) *ingebot*.

Schönb. 68, Spec. 71, 9 steht *gehugte sines gewaltis*, wo die lat. vorlage bei Maximus hat *nec potentiae suae meminit*; Schönb. 68 setzt daher *er ne gehugte s. g.*, vielleicht liegt auch eine falsche lesung des schreibers vor für *gedagte*.

Schönb. 74, Spec. 79, 3 fg. *mîn trehtin ze himele vuor vor allin sinin iungirn unde vor manigim wibe unde manne — — die des urchunde wâr, daz er in deme selbim bilde so er zehimile vuor, daz er alsô chunflich ist zerteilin tötin unde lebintigin al nâch ir werchin*. Die verwirrung in diesem texte ist, wie Schönb. 74 bemerkt, dadurch entstanden, dass ein grösserer passus ausgefallen. Der ausfall fand aber nicht nach *urchunde wâr*, sondern erst nach den darauf folgenden worten *daz er in deme selbim* statt, wie man deutlich ersieht aus der überlieferung dieser predigt nach der Leipz. hs. bei Schönb.

Altd. predd. I, 209, 35 fg. *die des urkunde wärn, dax er an deme selbin libe als er irstanden was vonne töde, dax er ouch also wider vuor zu himele und wart ouch da gekündigt den heiligen engelen, die da zu gegenwortich wärn, dax er noch also chumen soli in dem selbin bilde als er zu himele vuor zu irteilende al menschlich kunne, töt und lebende, al näch sin werken.* Der schreiber des Spec. ist, wie Schönb. hier schon gesehen hat, von *an demselben libe* auf *in dem selbin bilde* überggesprungen. Darnach hat man also nicht mit Schönb. anzunehmen, dass nach *dax er* mindestens ein sätzchen fehlt wie: *wir gelouben — wixzen.*

Schönb. 75, Spec. 80, 18 *do chom der heilige geist unde erschein den hêrin botin mit rîwerinin zungin. allir zungin.* Die lücke zwischen *zungin* und *allir zungin* auszufüllen verweist Schönb. auf Spec. 86, 33—87, 2; was aber ursprünglich hier ausgefallen, lässt sich viel sicherer erschliessen aus 83, 4, wo der redner sich auf obigo stelle ausdrücklich bezieht und das hier gesagte recapituliert mit den worten: *nu habît ir uernomin, vil liebin, dax der heilige geist erschein — ob den zwelf botin users herrin in rîvinin zungin unde gab in dax gewîzzin allir slahte zungin.*

Schönb. 75, Spec. 79, 25 *Von diu selbin liute. ix ist ein vil michel dinc. dax geheizzin ist: uns ist geheizzin dax himitriche.* Schönbach vermutet *lieben liute* für *selbin l.*, wofür ich früher *seht lieben l.* vermutet hatte (vgl. 87, 7 *seht liebin*); *selgin* (= *saeligin*) l. würde die verderbnis noch besser erklären, auch dem sinne der folgenden worte durchaus nicht widersprechen. In der anrede findet man es auch Spec. 173, 15 und 21, 9; bei Hartmann im Gregor 3563 *ir vil saeligen liute*; in Grieshab. Predigten II, 46 z. 27 *sâtigen kint*, vgl. auch Spec. 110 z. 4 v. u. Wegen *ê = ae* siehe auch Schaper s. 15, wo die formen *unselig* und *selecheit* vermerkt sind; vgl. *seleckeit* Spec. 164 und *die unseligen* 174.

Schönb. 76, Spec. 81, 33 *Diu zewei brôt dei zeghugedi dem tage usw.* Dazu bemerkt Schönb. s. 76: nach *gehugdi* ist einzuschalten *gesetzit wâren*; hier ist ausser acht gelassen die lesart des Münchener bruchstückes nach Strauch 208 *zwei br. diu si zi gihugide opherten.*

Schönb. 77, Spec. 82, 23 *dax sie dà gerivestîn, dax viragezzint si danne = Gregor Homil. i. evang. 30 nach Schönb. s. 77: hoc ipsum, quo compuncti fuerant, obliviscuntur.* Schönb. will *geriwetin*; aber *gerivestîn* ist doch ein alt und gut bezeugtes wort, vgl. ausser Berthold Predd. 67, 23 noch Graff, Windb. ps. 34, 26 *compuncti, riuwesente*; St. Trudberter H. lied 66, 1 *siu riuwesoton same siu offene*

sundare waren; im Spec. 135, 21 *der — sine sunde riuset*; Schönb. Predd. III, 237, 30 *die dā waiuent unde riusent*; *reusen* in den Altd. predd. ed. Strauch II, 41; dazu *beriusen* bei Diemer Beitr. IV, 61; Schönb. Predd. II, 57, 11. Ottokar 32934; 36244.

Schönb. 78, Spec. 83, 27 ist *omnis virtus cornu* nach der hs. übersetzt mit *alli dri tugindī*; Schönb. s. 78 will *die* für *dri*; das Münchener bruchstück (Ztschr. f. d. a. 38, 208) hat *ir* für *dri*; daher vielleicht *die ir* statt *dri* zu setzen ist.

Schönb. 78, Spec. 84, 6 *an den schächäre an dem cruce erhan- ginir dingite, des lougenôte uf der erde der nu da vil uorhtliches gemuotis was*. Mit recht vermisst Schönb. vor *schächäre* ein *der* (wie schon Kelle Einleit. X salū), aber das vorhergehende relativpronomen *den* kann nicht in *dem* verwandelt werden, da bei *dingen* die praeposition *an* nur den acc. nach sich hat; auch bedarf die folgende rede keines *er* nach *lougenote*, da der folgende satz *der nu — was* die stelle des subjektes vertritt, vgl. Spec. 110, 22. Mit dieser auffassung stimmt auch die von Schönb. selbst angeführte vorlage: *Petrus negarit in terra, cum latro confiteretur in cruce*.

Schönb. 79, Spec. 85, 19 *ze allerēste wart er* (der heilige geist) *in uf der erde gegeben von gote. dō er lieblichin mit samit in wonte* = Gregor 1227 B. bei Schönb. 79 *spiritus — legitur discipulis datus, prius a Domino in terra degente, postmodum a Domino coelo praesidente*. Darnach will Schönb. *liplicheu* für *lieblichen*; wahrscheinlicher ist mir *lebelichen*.

Schönb. 82. Wenn Spec. 90, 25 *der altin ē unde der niuwin ē ein wāriu swegile* zurückzuführen ist auf die lat. vorlage in Pseudo-Augustin 2117: *Legis et Gratiae fibula, quae diploidem summi sacerdotis sancto Patri iungebat in corpore*, so hat die annahme Schönbachs s. 82, dass der bearbeiter *fibula* trotz des beisatzes für *fistula* gehalten hat, ihre gute berechtigung, doch ist die möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass erst der schreiber ein in seiner vorlage stehendes *spengele* = *spengel*, *spengelin* missverstanden und so *wārez spengele* geändert hat in *wāriu swegele*. Sonst könnte man auch an *spenele*, f., denken, das bei Graff ebenfalls mit *fibula* übersetzt wird. Den des lateins kundigen übersetzer möchte ich für eine so gedankenlose verwechslung nicht verantwortlich machen. Für *surgite* bei Schönb. 82 muss es heißen *swegele*.

Schönb. 89, Specul. 100, 17: *same luzzel helfen den suntaere! unde vil guoter werche, der ni einen āne ist*. Schönb. ändert *ni einen* in *nie einer*, besser wol Schaper s. 24 anm. in *niemen*. Statt des

unverständlichen *unde uil g. w.* liesse sich ein teil *g. w.* vermuten, was der lat. vorlage *aliqua bona opera* entsprechen würde.

Schönb. 90, Spec. 101, 30 fg. *an disme tage ist eruollet diu scrift des wisen salemonis. durc des munt der heil. geist ldt unser vrowen: Veni proxima mea, speciosa mea* usw. (Cantic. 6, 3). Für *ldt* will Schönb. *lobet*. Allein wenn man erwägt, dass es gleich darauf heisst: *mit den worten uorderote der heil. crist sine trüt muoter, er sprach: chum her zuo mir*, oder dass im weitem verlauf der rede (102, 18) mit ausdrücklichem bezug auf obige stelle gesagt wird: *uon sô gelanec angest unde truobesalunge ladet unser herre sine trüt muoter mit den worten also wir ê sprachen; Veni amica mea!* — so wird man gegen *luot* als starkes præt. zu *laden (invitare)* kaum noch ein bedenken hegen. *Luot = ladete* kommt viel früher vor, als die beispiele bei Weinhold, Gr.² § 426 vermuten lassen.

Schönb. 98, Spec. 114, 27 *Driu leben. als uns seit diu heilige scrift sint. in eineme lebenne lebeten die lûte. ananie. von adâme. unze an moysen. Uon moyse unze an christes geburt. was dax ander leben. mit starcher ê beuangen. Dax dritte leben werte von christes geburt unze anz urtaile. dax heizzet dax leben under der gnade.* Schönb. will, dass man *dax eine* für *ananie* lese. Allein das liegt doch von dem überlieferten texte zu weit ab. Auch scheint der logische zusammenhang damit noch nicht wider hergestellt, denn man vermisst hier die angabe eines merkmals, durch welches sich das erste leben von den beiden andern unterscheidet. Das dritte leben (= *tertium mundi tempus* nach der lat. vorlage bei Schönb.) stand unter der gnade, das zweite war unter einem starken gesetz, das erste war — man kann kaum etwas anderes für den zusammenhang erwarten — noch unter keinem gesetz. Ich vermute daher: *In eineme lebenne lebeten die lûte ân ain ê (âne ein ê) von A. unze an M.* Ausserdem möchte *wert* für *werte* zu lesen sein. Zu der bedeutung, welche *leben* hier hat, vgl. Thomasin von Zirclaria 5236 *noch wil ich iu des bilde geben im alten und im niuwen leben.*

Schönb. 103, Spec. 121, 10 *der ubele ticuel der tagelichen ruoete*, ebenso 18 *ein ander engel uor gote ubellichen ruoete*; Schönb. will dafür *ruogte*; aber Schaper s. 41 bringt noch andere beispiele aus dem Spec., in denen das *g* vor *t* zu *c* geworden ist.

Schönb. 99, Spec. 115, 32 *diu lenge bezeichent, dax wir lancstaete seulen sin mit guoten werchen; wan leider der eine wile guot tuot, dax nehilfet niemen, ênt er uol staete wird dar ane.* Für *lancstaete*, das auch 105, 13 überliefert ist, verlangt Schönb. *vol staete*;

in der lat. vorlage liegt keine nötigung dazu; auch wird das *lanستاete sîn* gestützt durch den gegensatz *eine wîle guot tuon*, vgl. übrigens Bigger von Steinach in den Deut. liederd. ed. Bartsch XVII, 14 *der site müeze ouch lanستاete sîn* und die anm. dazu.

Schönb. 103, Spec. 122, 18 *ein wirt phlanzete einen wingarten unde zânte darumbe einen zûn. Der win ist der almahtige got.* Mit recht wird *win* von Schönb. beanstandet; aber statt *winzurl*, das er vorschlägt, scheint mir *wirt* (*paterfamilias* nach Matth. 21, 33) noch angemessener.

Schönb. 130, Spec. 173, 21 *Can der cit sô er chumet, so churzent die tage.* Für *Can* verlangt Schönb. *Van*. Aber diese form für *von* ist im Spec., wenn ich recht beobachtet habe, mit ausnahme der corrupten stelle 63, 16 nicht gewöhnlich. Wahrscheinlicher ist mit Schaper § 11,3; § 18, 3; § 22, 9 *cân = gân, gagen, gegen* zu nehmen; derselbe verweist noch auf die hier vorkommenden schreibweisen *kahes, caz, cökelare, hûschmôze*.

Schönb. 131, Spec. 174, 12 *daz er erhangen wart unde uunf wunden wunt wart*; Schönb. nimmt an, dass vor *uunf* die präp. *von* ausgefallen sei; doch vgl. Suchenwirt 9, 9 *daz er ward vir wunden wunt*; Paul Mhd. Gr.³ § 259 *drier wunden wunt*; Mhd. wb. III, 823^b, 36.

Schönb. 136. Zu *teillunftech* Spec. 180, 7 verlangt Schönb. zu lesen *teilnunftech*; die form *teilnuftech* scheint mir näher zu liegen wie sie Spec. 78, 31 überliefert und schon von Schaper § 15, 6 beanstandet ist; vgl. *teilnüstic* in den Predd. III, 8, 32; ebenso hat dort 25, 11 und 13 der herausg. statt des überlieferten *tailünftic* gebessert; *teilnuftech* bietet auch die hdschr. bei Lamprecht v. Regensburg in St. Franc. 4011 statt des in den text gesetzten *teilnümftic = teilnuftech*, ferner die Admonter Benedictinerregel ed. Käferbeck s. 12.

Zum schluss bemerke ich noch folgendes zu dem text von Kelle. 15, 23 lies *der quote_wille* statt *diu quote wîle*; — 21, 9 lies *Saelich sit ir geborn, ob ir in nü (hs.rîu) sô getriwelichen zuo iu geladet*, vgl. 21, 16 *daz wir in nü zuo uns geladen*; — 55, 14 lies *dâ wir erstên subn mit sêle unde lîbe ze (fehlt in hs.) den êwigen gnâden*; — 76, 14 lies *die heiligen poten — gertin (hs. gereitin) andirs niht, wan daz si in habin mit in muosin*; — 76, 21 *sone wunschit ir niht wan (hs. wâr) mîne gesprâche*; — 81, 16 lies *unsir herri crist (hs. ist) der ist daz wære lamp*; — 82, 23 *daz verâgezint si danne*; hier ist das zwischen den beiden gliedern des compositums *verâgezint* stehende *a* schwerlich mit Schaper s. 29 als svarabhakti zu fassen; die

beispiele bei Braune Ahd. gr. § 69 gewähren dafür streng genommen keine analogie. Ich bleibe daher bei meiner auffassung in der Germ. 4, 499 und verweise jetzt noch auf *âgezôn* = *oblivisci* in den beispielen aus Boeth. de consolat. philos. bei Graff IV, 280; *âgezælon* im Ged. v. himmelreich 326, herausg. von Schmeller in Haupts ztschr. 8, 145 fg.; *âgezlungē*, *oblivio* in Windb. Ps. s. 411; *verâgezles*, *oblivisceris* ebenda s. 35; *âgezælheit*, Münch. B. regel bei Schönb. Mitth. IV, 22 und 63; *abgezæl* = *âgezæl* adj. bei Schönbach, Über eine Grazer hs. lat. deut. predd. s. 95; — 88, 32 lies *daz sich der man* (fehlt in hs.) *siner sundin inneclich beclagin mach*; dieselben worte kehren wider 89, 2; doch könnte auch *sünder* ausgefallen sein. — 98, 19 ist *von de* zu streichen. — 175, 6 lies *bihete* für *bite*.

ZEITZ, MÄRZ 1897.

FEDOR BECH.

ZU LESSINGS HAMBURGISCHER DRAMATURGIE.

(Lessing und Rapin.)

1.

Die erklärung, die Lessing im 78. stück der Hamburgischen dramaturgie von der lehre des Aristoteles von der tragischen katharsis gibt, hat lange ein fast uneingeschränktes ansehen genossen. Mag aber auch jetzt, namentlich seit dem erscheinen der epochemachenden schrift von Jakob Bernays der glaube an ihre richtigkeit, trotz der immer wider auftauchenden rettungsversuche, erschüttert sein: an ihrer selbständigkeit hat meines wissens bisher noch niemand zu zweifeln gewagt. Max Zerbst wies zwar 1887 in seiner Jenaer dissertation „Ein vorläufer Lessings in der Aristotelesinterpretation“ auf spuren derselben auffassung bei Heinsius¹ in der übersetzung der poetik und in der abhandlung „De tragoediae constitutione“ hin, erkannte aber doch s. 52 an, dass Lessing unabhängig von ihm zu seinen resultaten gelangt sei. Auch betrifft die übereinstimmung beider mehr die bestimmung des gegenseitigen verhältnisses von furcht und mitleid, die auch Heinsius durch heranziehung der Aristotelischen rhetorik gewann, als die erklärung der katharsis selbst, bei der Heinsius recht unklar die begriffe *expatiō* und *purgatio* vermischt.

1) Ohne bedeutung ist die ähnlichkeit in der erklärung des Castel vetro (1570), die Döring, Die kunstlehre des Aristoteles (Jena 1876) s. 267 anführt.

Lessing stellt seine auffassung in scharfen gegensatz zu der herrschenden französischen, wie sie durch Corneille vertreten ist, nach der „uns die tragödie vermittelt des schreckens und mitleids von den fehlern der vorgestellten leidenschaften reinigen soll“ (St. 77). Zwar erkennt er an, dass Dacier in seiner 1692 erschienenen übersetzung der poetik die reinigung der leidenschaften bereits richtig auf furcht und mitleid selbst bezogen habe. Aber er vermisst die klare und consequente durchführung dieser erklärungs. Dacier war doch wider auf Corneilles standpunkt zurückgeglitten, indem er „der tragödie neben der reinigung von furcht und mitleid auch die reinigung aller übrigen leidenschaften beilegte.“ Vor allem aber hat er nicht erkannt, wie jene erstere und nach der richtigen deutung des Aristoteles einzige wirkung der tragödie sich vollzieht. Dacier hatte angeführt, dass der anblick der furchtbaren tragischen schicksale, in die „unsergleichen durch nicht vorsätzliche fehler gefallen sind“, uns vorbereite, die allerwidrigsten zufälle mutig zu ertragen, und auch die allerelendesten noch geneigt mache, sich in vergleich zu dem dargestellten unglück noch für glücklich zu halten. So hat er höchstens gezeigt, wie „das tragische mitleid unsere furcht reinigen“ könne. Seine nachfolger haben, wie Lessing ausdrücklich betont, „was er unterlassen, auch im geringsten nicht ergänzet.“

Die forderungen, die Lessing hier erhebt, hatte aber unmittelbar vor Dacier bereits ein anderer, vielgenannter französischer ästhetiker erfüllt. Ja es ist mir nicht zweifelhaft, dass Dacier, dessen commentar zur poetik mir leider nicht zur hand ist, seine neue auffassung der Aristotelischen definition, nur unvollständig und unklar, diesem vorgänger entlehnt hat. 1671 hatte der jesuitenpater René Rapin seine „Réflexions sur la poétique d'Aristote et sur les ouvrages des poètes anciens et modernes“ Paris 12^o veröffentlicht. Die originalausgabe kenne ich nicht. Sie sind abgedruckt in den Oeuvres du P. Rapin, Amsterdam 1709 Tome II; wonach ich im folgenden citiere. Bald nach ihrem erscheinen wurden sie sehr heftig von einem anderen jesuiten Vavasour in seinen „Remarques sur les nouvelles Réflexions du R. P. Rapin Jésuite touchant la Poétique“ angegriffen (abgedruckt mit der Réponse du R. P. Rapin in Francisci Vavassoris Opera omnia in unum volumen collecta, Amstelodami 1709 fol. s. 680—712).

Wie Lessing¹ ist Rapin von der höchsten bewunderung gerade dieses teils der poetik erfüllt; er nennt ihn s. 159 denjenigen „qu'Aristote

1) Vgl. namentlich VII, 420 L.-M. (St. 101—4).

a traitée le plus à fond, et où il paroît le plus exact.“ Um so mehr bedauert er, dass seine lehre von dem „dessein de la tragédie ... n'a point été expliqué comme il le mérite par ses interprètes: qui n'en ont pas peut-être assez compris le mystère, pour le bien démêler.“ Auch für ihn handelt es sich in der definition des Aristoteles ausschliesslich um die reinigung von mitleid und furcht — auch er übersetzt „crainte“, wie bekanntlich schon Corneille getan hatte, und nicht „terreur“, wogegen Lessing St. 74 polemisiert. Was aber das wichtigste ist: auch er versteht unter dieser reinigung eine quantitative umänderung dieser affekte, eine zurückführung des zuviel oder zuwenig von mitleid und furcht auf das rechte mass.

Und nun ergeben sich ihm ganz consequent — wie Lessing — daraus für die tragische katharsis vier mögliche fälle. Die tragödie kann den menschen zunächst aus seiner sicherheit aufschrecken und 1) die furcht vor dem allgemeinen menschenschicksal in ihm erwecken, 2) die fähigkeit des mitgeföhls in ihm entwickeln. „Car elle rend l'homme modeste, en luy representant des Grands humiliez; et elle le rend sensible et pitoyable, en luy faisant voir sur le theatre les étranges accidens de la vie, et les disgraces imprévües auxquelles sont sujettes les personnes les plus importantes.“ Sie kann aber auch umgekehrt 3) das übermass der furcht wie 4) das des mitleids beschränken. „Parce que l'homme est naturellement timide, et compatissant, il peut tomber dans unë autre extrémité, d'être ou trop craintif, ou trop pitoyable: la trop grande crainte peut diminuer la fermeté de l'ame, et la trop grande compassion peut diminuer l'équité. La Tragedie s'occupe à regler ces deux foiblesses: elle fait qu'on s'apivoise aux disgraces, en les voyant si frequentes dans les personnes les plus considerables, et qu'on cesse de craindre les accidens ordinaires, quand on en voit arriver de si extraordinaires aux Grands. Et comme la fin de la Tragedie est d'apprendre aux hommes à ne pas craindre trop foiblement des disgraces communes, et à ménager leur crainte: elle fait état aussi de leur apprendre à ménager leur compassion, pour des sujets qui la méritent. Car il y a de l'injustice d'être touché des malheurs de ceux qui meritent d'être miserables.“

Mit dieser von Rapin gegebenen zerlegung der wirkung der tragödie vergleiche man die combination der in betracht kommenden begriffe, die Lessing s. 329 (L.-M.) aufstellt! Beide stimmen im wesentlichen überein; dass Lessing die hier denkbaren verhältnisse mit mathematischer genauigkeit scheidet, war sicher kein vorzug, da dadurch, wie schon mit recht bemerkt ist, der organische zusammenhang von

furcht und mitleid zerrissen wird. — Rapins erklärung, wie die reinigung beider affecte in jedem falle sich vollzieht, erscheint uns heute zum teil recht trivial; Lessing ist auf diese frage überhaupt nicht eingegangen.

Wenn beide auch, wie wir sahen, von einer bessernden wirkung der tragödie mit bezug auf die in ihr dargestellten leidenschaften nichts wissen wollen, sondern diese wirkung streng auf die von ihr im zuschauer geweckten empfindungen der furcht und des mitleids beschränken, so halten beide doch an dem moralischen charakter dieser wirkung fest, und beide bestimmen ihn in ganz gleicher weise. Schon Rapin fasst nämlich diese beiden affecte als „passions“ auf, und durch ihr „régler“, durch das zurückführen ihrer „extrémités“ auf das rechte mass wird ihm die tragödie zu einer „leçon publique, plus instructive, sans comparaison, que la philosophie: parce qu'elle instruit l'esprit par les sens, et qu'elle rectifie les passions par les passions mêmes, en calmant par leur émotion le trouble qu'elles excitent dans le coeur.“ Von da aus war dann der schritt nicht mehr weit, den Lessing tat, indem er mit diesen vorstellungen die begriffe der Aristotelischen Ethik kombinierte: Tugend ist die mitte zwischen zwei extremen, mithin das endziel der tragödie: die verwandlung der leidenschaften in tugendhafte fertigkeiten. Er glaubte dadurch, dass er die wirkung in diese form presste, sie tiefer, klarer, schärfer zu erfassen; wie gewaltsam aber diese hereinziehung der ethischen terminologie des Aristoteles war, wie verschwommen der begriff der extreme wie der der tugendhaften fertigkeit ihm blieb, wie unlebendig, ja im grunde unfassbar seine ganze definition schliesslich ist — das alles braucht heute nicht erst ausgeführt zu werden.

2.

Hat Lessing Rapins Reflexions benutzt oder nicht?

Dass ihm die schrift des französischen ästhetikers bekannt war, lässt sich nachweisen. Im 16. der kritischen briege von 1753 erwähnt er, dass Klopstocks anrufung seiner „unsterblichen seele“ bereits in Dante's Inferno eine analogie finde, und bemerkt dazu: „Hat nicht einer der grössten französischen kunstrichter, Rapin, ihn deswegen getadelt? Wollen Sie aber sagen: Ja, hier ist mehr denn Rapin! hier ist Meyer! so zucke ich die achseln und gehe weiter.“ Der herausgeber der Hempelschen ausgabe gesteht (bd. VIII s. 209), er habe die betreffende stelle in den beiden bänden der Oeuvres de Rapin vergebens gesucht. Sie steht aber vol. II p. 135 — also nicht weit von den oben citierten ausführungen über die tragödie. Rapin tadelt an

Dante den mangel an bescheidenheit, weil er „invoque son propre esprit pour sa divinité.“

In den untersuchungen über das epigramm beschäftigte Lessing sich auch mit der schrift von Rapins leidenschaftlichem gegner, dem „wortreichen“ Vavasseur. Er zog damals auch dessen „Remarques sur les Reflexions du P. Rapin“ mit heran. Und diese scheinen ihn dann auf Rapin selbst zurückgeführt zu haben. Zu anfang der abhandlung über Catull bemerkt er: „Es kommen unter seinen kleineren gedichten allerdings verschiedene vor, welche den völligen gang des sinngedichtes haben. Allein darum alle seine kleineren gedichte zu epigrammen zu machen, da er selbst diesen namen ihnen nicht gegeben; von ihnen ohne unterschied eine besondere gattung des epigramms zu abstrahieren und es als ein problem aufzuwerfen, ob diese Catullische, wie man sie nennet, feinere gattung der Martialischen spitzfindigen gattung nicht weit vorzuziehen sei: das ist mir immer sehr sonderbar vorgekommen.“ Es ist bisher noch nicht gefragt, wer der ungenannte ästhetiker sei, gegen den Lessing hier polemisiert. Es ist Rapin. Dieser unterscheidet II, 188 zwischen dem griechischen epigramm, das „roule sur un tour de pensée naturel, mais fin et subtil“, und dem lateinischen, das „par un faux goût ... cherche à surprendre l'esprit par un mot piquant, qu'on apella une pointe.“ „Catulle suivit la premiere maniere qui est d'un caractere plus fin ... Martial fut en quelque façon auteur de l'autre maniere, sçavoir est, de terminer une pensée ordinaire par quelque mot surprenant. Après tout, les gens du bon goût preferent la maniere de Catulle à celle de Martial: parce qu'il y a plus de vraye delicatesse dans l'une que dans l'autre.“

3.

Auch von anderer seite wurde Lessing die auffassung der Katharsis bei Rapin nahe gebracht. In Lyon's Ztschr. bd. XI, s. 442—461 habe ich gezeigt, welchen tiefgehenden einfluss auf Lessings tragik, besonders in der Emilia Galotti, die behandlung des tragischen problems in der Clarissa gehabt hat. Wie er in seinem schafften durch Richardson, den er unter allen zeitgenössischen dichtern am höchsten bewunderte¹, sich bestimmen liess, so wird er selbstverständlich auch an dessen theorie des tragischen, die er in dem postscript zur Clarissa vol. VIII p. 365 fg.² aussprach, nicht achtlos vorübergegangen sein. Richardson kämpft gegen „the chimerical notion of poetical justice.“ Er folgt

1) Vgl. Muncker, Lessings persönliches und litterarisches verhältnis zu Klopstock s. 201. 2) Ich citiere nach der Londoner ausgabe von 1785.

dabei im wesentlichen dem vorgange Addisons in nr. 40 und besonders in nr. 548 des Spectator, geht aber am schluss s. 374 fg. auf Rapins erklärung der Aristotelischen lehre von der wirkung der tragödie zurück.

Wie aufmerksam Lessing diese ausführungen las, mag man u. a. daran erkennen, dass eine eigentümliche bemerkung Addisons über die zur erregung der tragischen wirkung notwendige beschaffenheit der tragischen charaktere in seiner dramaturgie widerkehrt. In der von Richardson s. 371 ausgehobenen nr. 548¹ verwirft er zunächst mit Aristoteles die einföhrung ganz vollkommener oder ganz lasterhafter menschen, nicht bloss weil „ein solcher charakter nicht nur kein mitleid erregen kann, sondern — setzt er hinzu — weil es auch in der ganzen natur dergleichen nicht gibt.“ Er findet aber „dass die lehre und moral viel feiner sein muss, wenn ein ziemlich tugendhafter held in not gerät und am ende des trauerspiels in unglück verfällt; als wenn man ihn glücklich und siegend vorstellt.“ „Auch der vollkommenste mensch hat noch laster genug an sich, sich strafen auf den hals zu ziehen und die vorsehung bei allem elende, was ihn befallen kann, ausser schuld zu setzen Ein solches beispiel bringt den hochmut der menschen zu rechte, es erweicht die gemüter der zuschauer mit erbarmen und mitleiden.“ Ich lege selbstverständlich keinen wert darauf, dass Lessing in st. 74 zweifelt, dass einen vollkommenen bösewicht wie Richard III. „die erde wirklich getragen habe.“ Wol aber ist zu beachten, dass er in st. 82 die lehre des Aristoteles, man solle den helden eher besser als schlimmer wählen (Poetik XIII s. 1453, 17), ganz in der weise Addisons begründet: „Die ursache ist klar; ein mensch kann sehr gut sein und doch mehr als eine schwachheit haben, mehr als einen fehler begehen, wodurch er sich in unabsehliches unglück stürzt, das uns mit mitleid und wehmuth erfüllet, ohne im geringsten grässlich zu sein, weil es die natürliche folge seines fehlers ist.“

Ob Lessing, als er die betreffenden kapitel der Hamburgischen dramaturgie schrieb, seine vorgänger — ich denke namentlich an Rapin — vor augen gehabt habe oder sich auch nur der abhängigkeit von ihnen bewusst gewesen sei, muss natürlich zweifelhaft bleiben. Aber unzweifelhaft hat er durch ihre ausführungen, die er nachweislich gelesen hatte, wesentliche „fermenta cogitationum“ (um seinen bekannten ausdruck zu gebrauchen) empfangen, die in seinem geiste weiter keimten.

1) Ich citiere die stelle nach der übersetzung des Zusebauers von der Göttschedin (Leipzig, Breitkopf 1739—42) bd. VII s. 367.

MISCELLEN.

Ein brief Gleims an Klopstock.

In meinem besitze befindet sich folgender brief Gleims an Klopstock, den ein studienfreund im ersten bande einer ausgabe der werke des Halberstädter kanonikus¹ eingeklebt fand und mir gütigst zur verfügung stellte. Ich habe den brief noch nirgend veröffentlicht gefunden, und so mag er denn jetzt seine auferstehung feiern. Er verdient es jedesfalls, denn im gegensatz zu dem nichtssagenden getändel, das sonst die meisten briefe Gleims anfüllt, bringt er manche interessante facta und erwähnt eine fülle von personen.

Herr dr. Schüddekopf war so liebenswürdig, auf meine anfrage hin, mich mit rat und tat zu unterstützen. Ich gebe den brief in der originalschreibung, nur die abkürzungen löse ich auf.

Z

Halberstadt den 10^{ten} Jan. 1771.

Herr Dohm, ein hoffnungsvoller Jüngling gehet nach Altona zu seinem Lehrer Basedow! Wie könt' ich, mein lieber Klopstock, ihn reisen lassen, ohne diese zwey zeilen ihm mit zugeben? Voll Verlagsens, unsern Milton-Homer zu sehen, wird er eilen sie Ihnen einzuhändigen, und Sie, mein [lieber] Freund, bitt' ich mit ihrer Antwort zu eilen, und, in zweyen Zeilen mir zu sagen, was aus dem Geh. R. Wassersleben in Coppenhagen geworden ist! Sein hiesiger Bruder hat keine Nachricht von ihm, und ich habe ihm versprochen, ihm welche zu schaffen.

Von Berlin hab' ich seit meinem letzten keine Briefe gehabt, und weis also nicht, ob die Abtey zu Closterbergen dem Steinbart noch ertheilet ist²; vielleicht waren Spaldings Nachrichten aus der dritten Hand; weil sie bisher sich nicht bestätiiget haben, so hab' ich noch einige Hoffnung für unsern Cramer!

Was macht er? Sie wissen, wie sehr ich ihn liebe! Vor einigen Tagen war ich bey unserer Mama Klopstock; Einen Abend und einen Tag und zweene Nächte war ich mit der Tante-Nichte³ bey ihr. Der Oheim und die Nichte sangen der vortreflichen Mutter das neue Jahr. Ich war krank, aber doch sehr aufgeräumt, nach alter Weise, denn Sie wissen doch noch, dass ich, mit einem Fuss' im Grabe der lustigste Mensch bin. Die vortrefliche Mutter klagte, dass sie von Ihrem geliebtesten Sohn in langer Zeit keine Briefe gehabt hätte. Gesunder, als das letzte mahl, da ich sah⁴, fand ich sie! Schreiben Sie doch der unverg[leichlichen] Mutter öfterer. Sie wird dann noch gesunder.

Was macht unser Alberti? hat er seinen Gleim nicht ganz vergessen, so grüssen sie ihn von Ihrem Gleim!

Basedow will nach Russland gehen? Und warum? Der grossen Kayserin die Hand zu küssen? Wenn die grosse Kayserin ihn nur dem Vaterlande wiedergiebt!

1) J. W. L. Gleim's sämtliche werke. Erste originalausgabe aus des dichters handschriften durch Wilhelm Körte. 8 bände. Leipzig 1811—1813.

2) Darauf spielt Klopstock an in einem briefe an Gleim vom 16. 11. 1770, den Pawel veröffentlicht hat Viertelj. f. Litt. II, 128; über Steinbart vgl. A. D. B. 15, 687.

3) Gleminde.

4) Das objekt sie ist ausgelassen.

Ich kan es nicht leiden, dass unsere grossen Leute nicht lieber in ihrem Vaterlande verhungern¹.

Wann wird doch einmahl eine Hamb[urgische] Post meine liebsten Oden² mir mitbringen? Herr Bode schrieb neulich an Herrn Jacobi, sie wären unter der Presse, Jacobi stände mit auf der Liste derer, die diese meine liebsten Oden Bogenweise bekommen solten. Steht auf dieser Liste nicht auch Gleim, dann m[ein] J[ie]ber] Klopstock Krieg mit Boden, Krieg mit Ihnen!

Empfehlen sie mich Ihrem jüngsten Herrn Bruder. Man erwartet ihn in Quedlinb[urg]. Wenn Sie mich ihm empfehlen, dann reist er nicht vorbey.

Ewig Ihr

Gleim.

BERLIN, FEBRUAR 1897.

WILHELM LUFT.

1) Diese worte nehmen sich im munde des in den behaglichsten verhältnissen lebenden kanonikus besonders gut aus! In den biographien über Basedow habe ich übrigens nichts über diese seine beabsichtigte reise nach Russland gefunden.

2) Oden ist unterstrichen.

Homunculus in Goethes Faust.

Von hause aus ein gebilde der alchemistischen speculation, erfährt der homunculus im verlaufe der laboratoriumsscene eine völlige umgestaltung seines wesens. Er wird nämlich zur verkörperung der gedanken des schlafenden Faust, die nach dem in Helena offenbarten griechischen schönheitsideale hinstreben, und vermittelt damit den übergang zur klassischen walpurgisnacht. War diese humanistische seite des männleins, wie wir sie nennen möchten, von vornherein mit der alchemistischen vereinigt? Die frage lässt sich auch so wenden, ob die homunculuscene erst als einleitung und vorbereitung zur walpurgisnacht gedichtet wurde oder bereits vor dieser und unabhängig von ihr bestand. Die lösung des schon öfters gestellten problems ermöglicht nach unserm dafürhalten der älteste entwurf zu den antecedentien der Helena aus dem jahre 1826¹, wo es unter ziffer 8—11 heisst: „8. Fausts leidenschaft zur Helena bleibt unbezwinglich. Mephistopheles sucht ihn durch mancherley zerstreungen zu beschwichtigen. 9. Wagners laboratorium. Er sucht ein chemisch menschlein hervorzubringen. 10. Verschiedene andere ausweichungen und ausflüchte. 11. Antike Walpurgisnacht in Thessalien auf der Pharsalischen ebene.“

Der teufel führt also Faust in das laboratorium, um ihn durch vorführung des homunculus von der liebe zur Helena zu heilen. Die aregung zur fahrt nach Griechenland kann nach diesem entwurfe um so weniger von dem männlein ausgegangen sein, als zwischen die laboratoriumsscene und die walpurgisnacht noch andere versuche des Mephisto, Faust von seinem vorhaben abzubringen, eingeschoben sind. Erst als Goethe diese weiteren ausflüchte fallen liess und die erschaffung des männleins unmittelbar an die classische wundernacht heraufrückte, schien der kleine seiner natur nach die geeignete persönlichkeit zu sein, um den schwierigen übergang auf die folgende scene zu vermitteln. War er doch nach der „ankündigung“ vom december 1826² als ein allgemeiner historischer weltkalender gedacht, der in

1) Weimar, ausg. 15², 99 s. 189.

2) A. a. o. 123, 81 fgg. s. 201.

jedem augenblicke anzugeben wisse, was seit Adams bildung bei gleicher sonn-, mond-, erd- und planetenstellung unter menschen vorgegangen sei. Aus solchem wissen des zwerges ergab sich leicht die möglichkeit, den hinweis auf die in der nacht seiner entstehung stattfindende thessalische feier durch ihn erfolgen zu lassen.

Merkwürdig ist es, wie der homunculus, eigentlich dazu bestimmt, Faust zu zerstreuen und von der Helena abzulenken, später in das gegenteil umschlägt und das streben nach dem klassischen ideale verwirklicht. War aber die ganze scene ursprünglich unabhängig von der walpurgisnacht, so spricht alle wahrscheinlichkeit dafür, dass sie vor ihr gedichtet ist. Denn die walpurgisnacht gehört bekanntlich zu den jüngeren bestandteilen der dichtung; nach der urskizze des zweiten teiles, die Goethe im jahre 1816 für das achtzehnte buch von „Dichtung und wahrheit“ niederschrieb, sollte die gewinnung der Helena durch Mephisto selbst erfolgen. Schon damals aber waren versuche des teufels, den erhaltenen auftrag zu vereiteln, vorgesehen¹. Wir weisen also den homunculus einer früheren phase der dichtung zu, etwa dem letzten jahrzehnte des vorigen jahrhunderts. Und wirklich hatte Goethe schon in jener zeit die absicht, seinen helden im verlaufe des zweiten teiles einmal in das alte gelehrtenheim zurückzuführen: damals wurde ja die baccalaureusscene gedichtet, die jetzt den anfang des zweiten aktes bildet. Nichts kann gegen solches alter unserer scene beweisen die bezugnahme auf die von dem Würzburger professor Wagner im anfang unseres jahrhunderts aufgestellte theorie, dass es der wissenschaft noch einmal gelingen müsse, menschen durch crystallisation zu bilden. Denn da die anspielung auf diese lehre nur beiläufiger art ist und nichts mit dem alchemistischen probleme von der künstlichen zeugung zu tun hat, so wird sie erst bei der weiteren ausführung der scene hinzugefügt sein.

Mit der humanistischen wesenserweiterung war die entwicklung des homunculus noch nicht abgeschlossen. Freilich führt bereits die schon oben erwähnte ankündigung zur Helena vom december 1826 den kleinen in der walpurgisnacht vor, aber dennoch besteht zwischen ihr und der abgeschlossenen dichtung ein tiefgreifender unterschied über das wesen des männleins. In unserem Faust ist der homunculus ein noch nicht zu vollkommener menschwerdung gelangtes wesen, das in seiner phiole daherschwebt und bei dem nicht einmal das natürliche geschlecht bestimmt ist. An geistigen eigenschaften fehlt es ihm nicht, wol aber an greiflich tüchtighaften, daher ihn denn Eckermann später, angeblich nach andeutungen Goethes, als die roine entelechie, die vom menschen bei der geburt mitgebrachten geistigen anlagen im sinne Kants gefasst hat.

Ganz anders die „ankündigung“. Hier zersprengt der kleine im laboratorium sofort den leuchtenden glaskolben und tritt als bewegliches, wolgebildetes männlein auf. Wagner, der nach dieser version die reise nach Griechenland mitmacht, steckt den homunculus in die rechte brusttasche, in die linke aber die phiole, um die zu einem chemischen weiblein nötigen elemente zusammenzufinden. In der walpurgisnacht führt uns der entwurf das zwerglein nur ein einziges mal vor. Es klaubt nämlich phosphorescierende atome aus dem boden, um auf diese weise zu seinem weiblichen gegenstücke zu kommen, aber der versuch misslingt. Nach diesem plane ist also der homunculus bereits in das leben und die wirklichkeit übergetreten.

1) A. a. o. 63, 67 fgg. s. 175: Es finden sich schwierigkeiten . . . Faust steht ab, Mephistopheles unternimmt.

Der grund dafür, dass das männlein in der abgeschlossenen gestalt der dichtung ein nur zur hälfte existierendes wesen geworden ist, liegt auf der hand. Diese zweite umformung des homunculus steht im zusammenhange mit den kosmischen theorieen, die im verlaufe der walpurgisnacht vorgetragen werden. In dem streite zwischen Thales und Anaxagoras stellt Goethe bekanntlich den gegensatz zwischen Neptunisten und Vulcanisten dar und bekennt sich, wie auch sonst, entschieden zu der ansicht, dass die bildung des anorganischen und organischen auf das wasser zurückzuführen sei. Der homunculus unserer walpurgisnacht, der von dem drango getrieben wird, aus seiner halbexistenz in das wirkliche dasein überzugehen, ist eine probe auf diese theorie, ein naturphilosophischer begriff. Im feuchten elemento regte sich zuerst jener dunkle drang, der zur bildung lebendiger wesen den anstoss gab und im grunde dasselbe ist, was bei den entwickelten geschöpfen mit liebe bezeichnet wird. Das ist der sinn der liebessuche des homunculus zur Galateo oder zur Venus, wie es früher hiess¹. An ihrem wagen zerschellt er, nicht etwa, um in das nichts zu versinken, sondern um in den entwickelungsgang organischen lebens einzutreten, wie es ihm in den darwinistisch klingenden worten des Thales vorausgesagt war:

„Gieb nach dem löblichen verlangen
 Von vorn die schöpfung anzufangeu!
 Zu raschem wirken sei bereit!
 Da regst du dich nach ewigen normen
 Durch tausend, abertausend fornen,
 Und bis zum menschen hast du zeit.“

Was aber war die bedeutung des männleins im ursprünglichen plane? Der grund für seine einföhrung lässt sich nur unter heranziehung der einleitenden scenen des ersten theiles verstehen. Angeekelt von toter gelehrsamkeit hat Faust sich der magie ergeben, um in das innerste wesen der dinge einzudringen. Die grosse frage nach der quelle alles lebens hat ihm keine wissenschaft lösen können. Antwort soll ihm der erdgeist geben, dessen element das wechselnde weben zwischen geburt und grab ist. In seine schranken zurückgewiesen, sucht Faust im leidenschaftssturme des ersten, im tatendrange des zweiten theiles das streben nach erkenntnis zu vergessen. Da, als er schier unmögliches von Mephisto verlangt, führt ihn dieser in die alte behausung zurück und sucht seinen sinn in die frühere gedankensphäre zurückzusetzen. Gleichsam im spiele und mit magischen mitteln wird die frage nach dem ursprunge alles lebendigen durch die bildung des homunculus gelöst. Die mitwirkung des teufels bei dieser erschaffung ist von Goethe selbst bezeugt und noch in unserer fassung erkenntlich. Homunculus redet den Mephisto mit „herr vetter“ an, und dieser erklärt, dass er der mann sei, Wagnern das glück zu beschleunen.

Aber der Faust, der uns an der schwelle des dritten aktes entgegentritt, ist ein anderer geworden; er hat erkannt, dass das letzte wissen, selbst bei anwendung übernatürlicher mittel, dem menschen doch verschlossen bleibt. Als freier mann will er der natur gegenüberstehen — nach dem ältesten plane verzichtet er bereits am hofe des kaisers auf zauberei — und nicht mehr im gebiete der erkenntnis, sondern im reiche des schönen seine befriedigung suchen.

1) A. a. o. 124, 20 s. 215; 125, 23 s. 216.

Zu Eree 6S95.

Hier ist wol zu lesen:

*der mäne böt in schæne naht,
der dô der wolken was enbläht.*

Die handschrift bietet: *bedackht*; Haupt: *der dô was unbedacht*; Bech: *der dô der wolken was endacht*.

Die stelle Er. 1769 *die sterne waeren unbedacht* (hs. *überdakt*), auf die Haupt hinweist, rechtfertigt nicht die ausscheidung des handschriftlichen *der wolken*. Aber auch Bechs *endacht* anstatt *bedacht* ist nicht unbedenklich. *be* statt *en* ist in der Ambraser hs., die ich bei gelegenheit meiner ausgabe des Mantel-gedichts von Heinrich von dem Türlein durchforscht habe, nirgends nachzuweisen. Wol aber konnte der schreiber, der die negation *en* wegzulassen gewohnt war, auch die vorsilbe *en* von *enbläht* fortlassen und *bläht*, mit verwechslung von *l* und *d*, als ein seiner mundart entsprechendes *bdaht* lesen und mit *bedackht* widergeben. Der graphische unterschied von *l* und *d* ist gering genug.

Der genitiv bei *enblecken* ist zwar nicht belegt, ebenso wenig aber bei *endecken*. Zulässig ist er gewiss bei beiden verben. Das particip *enbläht* ist bei Hartmann, dem im reime die formen *erwaht*, *gestaht*, *bedacht* geläufig sind, so wenig wie *endaht* zu beanstanden. Vgl. Lachmann zu Iw. 7967. — Ich vergleiche obiger stelle noch Minnes. Fr. 136, 7 *geblecket rehte alsam ein voller mäne*.

BEUTHEN o/s.

OTTO WARNATSCH.

Zu Wulfila Luc. I, 10.

*Καὶ πάν τὸ πλῆθος ἦν τοῦ λαοῦ προσερχόμενον ἕξω τῆ ὥρᾱ τοῦ θυμίου-
ματος* (Vulgata: et omnis multitudo erat populi orans foris hora incensi) ist widergegeben mit: *jah alls hiuhma was manageins beidandans uta keilai bymiamins*.

Es liegt nahe, statt *beidandans* — *bidjandans* zu lesen, da Wulfila *προσεχθεαι* stets mit *bidjan* übersetzt (vgl. Mt. 6, 5. 6. 7. 9. Mc. 1, 35. 11, 24. 25. 13, 18. Luc. 3, 21. 5, 16. 6, 12. 9, 18. 28. 29. 18, 1. 10. 11 usf.) und da der graphische unterschied von *bidjandans* und *beidandans* gering ist. Er besteht nur in der vertauschung von *j* und *e*, die leicht verwechselt werden konnten (so lasen z. b. Gabelentz und Loebe Mc. 11, 30 *andhaseiß*, wo jetzt nach Uppström *andhaffiß* gelesen wird), und in der umstellung des fraglichen buchstabs: in *bidjandans* steht er nach, in *beidandans* vor *id*. Hatte der schreiber der vorlage das *j* aus versehen fortgelassen und später beigefügt, so konnte der kopist den buchstab leicht an falscher stelle unterbringen, zumal wenn hierdurch ein singemässes wort entstand. Vgl. zu unserer stelle v. 21: *jah was managei beidandans Zakariius — καὶ ἦν ὁ λαὸς προσδοχῶν τὸν Ζαχαρίαν* — et erat populus expectans Zachariam.

Trotzdem halte ich eine andere besserung der stelle für wahrscheinlicher. Röm. 9, 3 lesen wir *usbida* statt des gewöhnlichen *usbidja*. Grimm Gramm. 4, 101 will allerdings hier *usbilja* herstellen, und Massmann und Bernhardt haben letzteres ohne weiteres in den text eingesetzt, während schon Gabelentz-Loebe, desgl. Heyne *usbida* belissen. Neben dem mit suff. *ja* gebildeten präsenstamm *bidja* bestand jedoch einfaches *bida*¹. Den mit *-ja* gebildeten ahd. *siltan*, *likkan* entsprechen der form *bidan* an die seite zu setzende got. *ligan*, *sitan*.

1) Streitborg, Got. elementarbuch § 208.

Das nur einmal in den resten der got. bibelübersetzung uns entgegentretende *bidan* zeugt jedesfalls für das wenig gebräuchliche dieser form. Erschien diese nun ursprünglich auch an unserer stelle, wie leicht konnte da der kopist sich verleiten lassen, in dem *bidamlans* ein *beidandans* zu erkennen, zumal da er letzteres in ähnlichem satzgefüge einige zeilen nachher (v. 21) wirklich vorfand. Übrigens sehen wir in den got. handschriften bisweilen einfaches *i* an stelle des gewöhnlichen *ei* gesetzt, um den langen vokal auszudrücken, so Röm. 9, 20 *digandin* für *deigandin*¹, Luc. 6, 40 *laisaris* für *laisareis* u. a. Was natürlicher als dass der kopist die seltene form *bidandans* (προσενχόμενον) für *beidandans* (προσδεχόμενον) ansah und nach der gewöhnlichen schreibung mit *beidandans* wiedergab!

Doch noch eine dritte möglichkeit ist vorhanden. Die ständige übersetzung von *προσείχεσθαι* ist, wie oben gesagt, *bidjan*. *beidan* hingegen ist Mc. 15, 43. Luc. 2, 25 übersetzung von *προσδέχεσθαι* (Luc. 2, 38 *usbeidan*). Wulfila konnte nun statt *προσενχόμενον* — *προσδεχόμενον* gelesen haben, was er mit *beidandans* übersetzte, oder auch seine griechische vorlage konnte diesen fehler enthalten. Der unterschied von

ΗΠΟΣΕΥΧΟΜΕΝΟΝ
und **ΗΠΟΣΔΕΧΟΜΕΝΟΝ**

besteht nur in der umstellung des *E* und in der verwechslung von *Y* mit *I*.

Dennoch ist diese dritte von Bernhardt vertretene annahme in jeder hinsicht gewagter als die an zweiter stelle vorgeschlagene besserung *bidandans* (im sinne von *bidjandans*) an stelle des handschriftlichen *beidandans*.

1) *digandin* wird, worauf mich herr dr. Jiriczek in Breslan freundlichst aufmerksam machte, von Streitberg, Urgerm. grammatik (Heidelberg 1896) s. 292 als form mit schwundstufenvokal erklärt. Ich kann mich dieser erklärung nicht anschliessen.

BRUTHEN o/s.

OTTO WARNATSCH.

Jammerschade.

Dies wort wird ziemlich allgemein als durch einfache zusammensetzung entstanden gedacht. Moritz Heyne bemerkt im Deutschen wörterbuch der brüder Grimm IV/2. 2259, dass es „im vorigen jahrhundert aus der formel *jammer* und *schade* zusammengeflossen“ sei. Das wird so weit richtig sein, als die heutige form der redensart erst durch quellen des vorigen jahrhunderts belegt erscheint; allein das wort selbst, bezw. die wörter, aus welchen es gebildet ist, geht viel weiter zurück. Es ist meines erachtens entstellung und umdeutung aus älterem *iemer schade* (*ie iemer schade*, *iemer ein schade*), das jahrhunderte lang als feststehende redensart galt und noch in schriften des 17. jahrhunderts vorkommt¹. Auf diese entstehung hat schon Adelbert von Keller in seiner ausgabe der „Translazioni“ von Niclas Wyle (s. 367)

1) Inr eigentlichen mittelhochdeutschen weiss ich sie nicht nachzuweisen; dagegen finde ich die analoge redensart *iemer schade* in den Nibelungen, strophe 2249:
Dô sprach der Bernere: vil reht ist iu geschehen,
dô ir mich fruntscheft den reken hörtet jehen,
daz ir den fride dô brächent, den ich in het gegeben.
het ichs niht immer schande, ir soldet fieszen daz leben.

Und ebenso in Alpharts tod str. 24 (DHB II, 5):

Neinā, rürste rîche, sprach Heime der küene man.
des müeste ich sicherliche immer schande hân.

flüchtig hingewiesen. So nahe diese auffassung liegt, so scheint sie den etymologen doch entgangen zu sein. Sonst hätte Andresen in seinem buche „Deutsche volks-etymologie“ und Friedr. Kluge im „Etymologischen wörterbuch der deutsch. sprache“ das wort anzuführen nicht unterlassen. Ich bin nun in der lage zur bekräftigung der aufgestellten etymologisierung noch eine reihe weiterer belege aus schriften des 15.—17. jahrhunderts beizubringen; der übersicht halber möge aber vorerst die stelle in Wyles „Translazioni“ (Bibl. des litter. vereins in Stuttgart. Bd. LVII, s. 9—10) hier wiederholt werden. Sie lautet:

Nr hab ich vor etlichen Jaren die colores rethoricales ains tails getransferyeret end in ain verstantlich tütsche gebracht; vnd wird yetz von vilen gebetten darjnne ze volfaren, die es: ze machen end gedruckt hin nach zegeen lassen, so sint ander gelert, die mir das wider ratent, sagende das yemer schad were, dar mancher ungelertter grober laye dise loblichen kunst von marco tulio cicerone vnd andern so kostlich gesetzt, erfolgen vnd ruderricht werden süll ane arbeit.

Thomas Murner, Narrenbeschwörung. Strassb. 1512. (Neudrucke deutscher litteraturwerke, nr. 119—124) s. 168

*Es ist doch yemer mer ein schadt,
Das man nun den esel ladt;
Man findt doch wol ein stercker thier,
Das trieg vil me dann der esel vier.*

Hans Sachs. Herausg. von A. v. Keller und E. Götze. Bd. 14. (Bibliothek des litt. vereins in Stuttgart. CLIX.) S. 74, 14:

*Ach, bist so ellendt dort, mein man,
Hast nit ein pfenning in ein badt?
Nun its mir leidt, auch immer schadt,
Das du sollt solche armut leiden.*

Hans Sachs, Fabeln und schwänke (Neudrucke d. litteraturwerke, nr. 110—117) bd. I, s. 80:

*Die haußmaidt sprach: Ja, das ist gut.
Sollt man nicht auch noch finden gellen,
Die nach gut vnd nach ehren stellen,
Redlich gegen der weeldt end gott,
Die sich nit an die losen rot
Keren, das wer je immer schad.*

Ebd. 486: *Sant Petter sprach: Das wöll got nit!
O herr, das wer ie imer schad.*

Johannes Mathesius, Postilla symbolica oder Spruchpostill. Leipzig, Joh. Beyer, 1588. Vorrede des buchdruckers:

Vnd ist freylich jimmer schade, das solche vnd andere dieses seligen mannes gute schriften vnd sehr tröstliche lehrbücher so eine lange zeit . . . von den gelerten hin vnd wider inn fragmentis, ohne druck, tanquam priuata scripta, in priuatum rsum, end mehr ad ostentationem proprij sui ingenij, verhalten blieben.

Jul. Wilh. Zinegref, Der Teutschen scharpsinnige kluge sprüch. Strassburg 1626—31. Tl. I, 182:

Es were immer schad, das diese leut mit solchen schönen strimpfen nicht auff dem kopff gehen könten.

H. J. Chr. v. Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus. Nach der ausgabe vom jahre 1609. (Neudrucke, nr. 19—25). S. 116:

Ach sehet nur, wie hat sie so eine schöne glatte stirn; ist sie nicht feiner gewölbet als ein fetter kunstbacken? und weisser als ein todenkopff, der viel jahr lang im wetter gegangen; immer schad ist es, daß ihre xarte haut durch das haar-pulver so schlim bemackelt wird.

Ebd. 266: *Aber, herr, seyd versichert, daß mir eure, als meines guthüters, zeitliche wolffahrt auß christlicher liebe so hoch angelegen ist, als ob ihr mein eigener sohn wäret; immer schade ist es, und ihr kömmt es bey euerm himlischen vater in ewigkeit nicht verantworten, wan ihr euer talent, das er euch verliehen, vergrabet . . .*

Ebd. 296: *Es wäre immer schade, daß ich nicht die Frantzische sprache könte, er wolte mich soust treflich wol beym könig und der köigin anbringen.*

H. J. Chr. v. Grimmelshausen, Simplicianische schriften. (Deutsche dichter des 17. jahrhunderts. Herausg. von K. Goedeke und J. Tittmann. Bd. X—XI.) Teil I. S. 226:

Du albere alte hundsputt, du bist weder meiner noch dieses kleinods werth, und es wäre auch immer schad, wann du anderster als in armuth und bettelei dein leben zubringen solltest.

Zwei belegstellen endlich hole ich aus dem Deutschen wörterbuch selbst, das sich die folgerung aus denselben entgehen liess. Bei J. B. Schuppius, Lehrreiche schriften (Frankf. 1684) s. 117 (Grimm, Dwb. IV/2, 2069) heisst es:

Da beklagte der penal das pferd, daß es immer schade sei, daß es in der schindergruben liege.

Und ebd. 203: *Es ist immer schad, daß du nicht an einem solchen ort sein sollt.*

In allen diesen belegen steht *immer schade* an stelle unseres *jammerschade*, nur dass letzteres durch volksetymologische umgestaltung verschärfte bedeutung erlangt hat. Der hang zur joterung, der sich in dem nhd. *je, jeder, jedeweeder, jemand, jedoch, jetzt* offenbart, hat aller wahrscheinlichkeit nach, obgleich sonst *iemer* schon seit der mittelhoch-deutschen zeit in *immer* verwandelt wurde, aus missverständnis und mangelhafter aussprache der redensart *iemer schade* unser heutiges *jammerschade* unter anlehnung an das substantiv *jammer* erzeugt.

GRAZ.

A. JEITTELES.

Zu Fr. Hebbels drama Agnes Bernauer.

R. Sprenger spricht Ztschr. 27, 389 die vermutung aus, Hebbel habe in seiner Agnes Bernauer jenen besonderen zug ihrer schönheit, dass der rote wein durch ihren hals hindurchleuchte, wenn sie solchen trinke (akt 3, scena 8) einer erzählung im 1. bande von v. d. Hagens Gesamtabenteuern (Der borte von Dietrich von Glaz entlehnt, wo es von einer jungen frau heisst, *ir kel was ein lüter vel, didurch sach man des weines swane, swenne diu schoene vrouwe tranc*. Aber dieses motiv bei der schilderung weiblicher schönheit findet sich im mittelalter auch sonst. So geradezu bei der schilderung der Agnes Bernauerin in einer anonymen deutschen bearbeitung des Chronicon Boioariae von Veit Arnepek (gedruckt bei M. v. Freyberg, Sammlung histor. schriften und urkunden. 1. teil. Stuttg. u. Tüb. 1827), wo zum jahre 1436 (Freyb. 174) nach der erzählung von ihrem tode und ihrer bestattung berichtet wird: *Man sagt, dass sie so hübsch gewesen sey, wann sie roten wein getrunckhen hett, so hett man ihr den wein in der khel hinab*

*sehen gehen*¹. Ohne zweifel haben wir hier die unmittelbare quelle Hebbels für jenen zug².

In der älteren hauptschrift über Agnes Bernauerin von F. J. Lipowsky (A. B. München 1801), die Hebbel gewiss auch kannte, findet sich bei der schilderung der äusseren gestalt der Agnes etwas derartiges nicht angegeben. Riezler in seiner untersuchung über „Agnes Bernauerin und die bairischen herzoge“ (Sitzungsber. d. Münch. ak. d. w. hist. kl. vom 6. juni 1885, s. 289) meint, dieser zug sei im mittelalter für die charakteristik zarter weiblicher schönheit besonders beliebt gewesen, ohne jedoch auf andere stellen als auf jene bei Freyberg 1, 174 zu verweisen. Die habilitations-schrift von Alw. Schultz, *Quid de perfecta corp. pulchritudine Germani* sacc. XII. et XIII. senserint (1866) die vielleicht für die ältere zeit noch weitere belege beibringt, ist mir nicht erreichbar gewesen. Für die spätere zeit weist mein freund dr. H. A. Lier in Dresden mich darauf hin, dass man von Philippine Welsler denselben zug erzählte (vgl. Wendelin Boeheim, Ph. W. Innsbruck 1896. 4.) s. 41).

1) Diese stelle ist ein zusatz des deutschen bearbeiters. Das latein. chronicon Arnecks (Pez, Thesaurus anecdotorum novissimus. Ang. Viind. 1721, sp. 439) enthält keine solche angabe.

2) Vgl. auch den brief Hebbels an Dingelstadt 12. dec. 1851 (Hebbels briefwechsel herausg. von F. Bamberg 2, 17), wo der dichter von seinem drama sagt: „Ich habe eine einfach rührende, menschlich schöne handlung, treu und schlicht, wie der chronist sie überliefert, in die mitte gestellt“ Mit diesem „chronisten“ scheint Hebbel diese deutsche bearbeitung Arnecks zu meinen.

ZITTAU.

ALFRED NEUMANN.

Über die schrift des Hieronymus Wolf *De orthographia Germanica, ac potius Suevica nostrate*.

Der kleine tractat steht bekanntlich in einem anhang zu der Augsburger bearbeitung der lateinischen grammatik des Joannes Rivius. Seit Rudolf von Raumer (Germ. 1, 160 fgg. = Ges. sprachw. schr. 319 fgg.) ist allen erörterungen über die schrift der druck von 1578 zu grunde gelegt worden. Nebenher läuft aber die nachricht von einer früheren ausgabe. Raumer verwies darauf, dass Hoffmann, Die deutsche philologie im grundriss s. 146 einen druck von 1556 erwähnt, Hanns (Jahrbücher f. phil. und päd. 1881 2. abt. s. 78) setzt die editio princeps ins jahr 1558. Ich will nun zeigen, dass diese angaben, soweit sie den anhang mit dem tractat *De orthographia* betreffen, falsch sind.

Es ist allerdings richtig, dass die ausgabe von 1578 nicht die erste ist. Der Augsburger Rivius muss in den jahren 1557—58 oder im jahr 1558 selbst zweimal aufgelegt worden sein. Das ergibt sich aus folgenden erwägungen. In der ed. 1578 steht zwischen der einleitung des Rivius und dem beginn der eigentlichen grammatik eine vorrede des Matthias Schenckius, Wolfs collegen am Augsburger gymnasium. Sie ist vom 12. september 1558 datiert. Aber auch die ausgabe, auf die sie sich ursprünglich bezog, war nicht die erste. Es geht dies u. a. aus folgender stelle hervor: *Ad editionem ipsam hanc quod attinet, praeter annotationes priores, etiam alias paucas, hoc signo ¶ notatas, libello addidimus . . . Interpretatio Germanica, certo consilio, nec sine iusta causa, antea addita, ne nunc quidem omissa est.* Dazu hätte man, was Wolf in seiner lebensbeschreibung sagt (Reise, Oratores graeci VIII, 865): *Dum ergo in aedibus Huldrici Fuggeri dego, exaudendum*

curari Rivianum opus cum nonnullis additamentis et meis et aliorum, a Philippo Ulhardo Augustae anno 1557, si recte memini, aut certe 58 initio. Auch hieraus ergibt sich, dass noch vor der ausgabe, für die die vorrede des M. Schenckius bestimmt war, ein druck des Augsburger Rivius muss vorhanden gewesen sein, denn zu einem buch, das spätestens in anfang des jahres 1558 erschien, wurde sicher am 12. september 1558 keine vorrede geschrieben.

Ich kenne nun zwei Ulhard'sche drucke der Augsburger Riviusbearbeitung. Beide sind undatirt. Der eine (B) enthält die vorrede des Schenckius, der andere (A) nicht!. Es ist mir wahrscheinlich, dass A, in dem alle mit ¶ bezeichneten bemerkungen von B fehlen, die editio princeps ist, B entweder die erste ausgabe mit der vorrede oder ein späterer abdruck. Keine von beiden enthält den tractat De orthographia.

Die jahreszahl 1556 aber muss schon deshalb falsch sein, weil Wolf erst 1557 die leitung des Augsburger gymnasiums übernommen hat und erst auf sein betreiben die grammatik des Rivius in dieser schule eingeführt wurde. Doch wäre es a priori denkbar, dass 1556 druckfehler für 1557 oder 1558 ist und eine von A und B verschiedene ausgabe des Rivius den anhang mit dem tractat enthielt. Allein Hoffmann entnahm seine datierung nur einem artikel der (Gottschedischen) Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache (6. 355 fgg.) und dieser artikel, der eine inhaltsangabe der Wolfischen schrift De orthographia bietet, erzählt dinge, die in einem buche, das in den jahren 1556—58 erschien, nicht gestanden haben können. Das soll im folgenden gezeigt werden.

1. „Den Anfang macht eine poetische Überschrift Pauli Schedii Melissi, auf die üble Schreibart unter dem gemeinen Volke in Deutschland, welche hier verdient gelesen zu werden.“ Cr. Beytr. 356. Es folgt auf s. 357 das epigramm. Sein text stimmt, von orthographie und interpunktion abgesehen, ganz mit dem von ed. 1578 s. 584 gebotenen überein.

Dieses epigramm ist nun aber offenbar mit einer leichten änderung aus Schedes 1575 erschienenen Schediasmatum reliquiae abgedruckt, wo es s. 185 fg. zu finden ist. Es ist dort an den kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz gerichtet und nimmt bezug auf Schedes eigene orthographie, wie er sie in der 1572 erschienenen psalmenübersetzung angewandt hat. Die letzten vier zeilen lauten nämlich:

*DI melius. recta juste rationis amussi
Lex Orthographiae nititur aequa meae.
Nil volo deficiat; volo nil Friderice redundet:
Que caret hoc parvuli norma tenore bona est.*

1) A: IOANNIS | RIVII ATTHEN- | DORIENSIS LIBER | primus, de primis | Grammaticae | rudimen- | tis. | AVGVSTAE | Vindelicorum, Phi- | lippus Vlhardus | excudebat. So hat jedes der 8 bücher seinen besonderen titel. Am schluss jedes der ersten sieben bücher: AVGVSTÆ RHETICÆ PHILIPPVS VLHARDVS, in platea Templaria, D. Huldrichi, excudebat. Exemplar in Göttingen. Dass die vorrede des Schenckius nicht etwa bloss herausgerissen ist, ergibt sich aus dem custoden des der s. 1 vorhergehenden blattes. — B: INSTIV- | TIONVM GRAM- | MATICARVM IOAN- | nis Rivij Athen- | doriensis libri | octo | AVGVSTÆ Vin- | delicorum Philippus | Vlhardus excu- | debat. Exemplar in Graz (universitätsbibl.). — G. C. Mezger, Memoria Hieronymi Wolfii (Aug. Vind. 1862) s. 78 erwähnt nur eine ausgabe vor der von 1578. Nach seiner beschreibung ist es A, unklar ist mir aber die bemerkung s. 79, dass die vorrede des Schenckius in der ed. 1578 *ex priore repetita* sei. Denn A enthält ja diese vorrede nicht.

Im text der ed. 1578 und der Cr. Beytr. steht in der vorletzten zeile *Studiosae* statt *Fridericee*, wodurch die verse einen bezug auf den folgenden tractat De orthographia bekommen.

Es wäre freilich denkbar, dass *studiosae* die ursprüngliche lesart ist und das epigramm nicht von haus aus an den kurfürsten gerichtet war. Es liesse sich dann annehmen, dass es für Schedes Introductio in liugam Germanicam bestimmt war. Doch würden wir auch dann nur bis zum jahr 1568 geführt werden¹. Dass sich Schede vorher mit orthographischen reformen befasst hat, ist unerweislich². Wäre das gedicht schon 1556—58 entstanden, so müsste es wol eigens als motto für den tractat De orthographia verfasst worden sein. Bedenkt man aber, dass Schede 1556—58 ein siebzehn- bis neunzehnjähriger, gänzlich unbekannter jüdling war, so wird man es für unmöglich halten, dass man sich an ihn um ein solches motto gewandt oder auch nur ein etwa schon vorhandenes, handschriftlich umlaufendes epigramm des abdrucks an dieser stelle gewürdigt haben soll.

2. „... und erinnert gleich anfangs: dass er erst in seinem Alter genauer auf diese Sache Acht gegeben“ Cr. Beytr. 357 = ed. 1578 s. 595 *Senex demum hoc observare coepi paulo diligentius*. Der verfasser des tractats De orthographia Hieronymus Wolf war 1556—58 40—42 jahre alt, konnte also unmöglich damals sagen, dass er erst in seinem alter auf diese dinge aufmerksam geworden sei, wol aber konnte er sich 1578 als *senex* bezeichnen.

3. „Hierauf gehet er auf die Betrachtung der Buchstaben fort, wo er bemerkt, dass Petrus Ramus den Unterschied unter und (!) *i* und *j*, und unter *u* und *v*, so fern jenes ein selbstlautender, dieses ein mitlautender Buchstabe ist, zuerst eingeführt habe“ Cr. Beytr. 359. Der inhalt dieser bemerkung stimmt ganz zu ed. 1578 s. 601. Nun hat aber Ramus die scheidung von *u* und *v*, *i* und *j* zuerst in seiner lateinischen grammatik durchgeführt und in seinen Scholae grammaticae empfohlen³. Beide werke erschienen 1559, folglich kann die sache nicht in einem buch aus den jahren 1556—58 erwähnt sein. Ganz im einklang damit ist folgendes. In ed. 1578 p. 7 heisst es: *Duae uocalium fiunt consonantes, i et u, tum scilicet quum amittunt uocem, hoc est, per se syllabam non faciunt, ut uiuo, uiuo. Ac tum ab accuratioribus etiam caractere distinguuntur. Nam i consonantem iod appellant, addita infernè cauda breuicula: u consonantem, uau, et clausam, non apertam pingunt, ut, in iuro, uiro, ius, vis. Quae ratio multas sanè mendas cauet*. In A und B fehlt an den entsprechenden stellen s. 5, resp. s. 6 der mit *Ac tum* beginnende zusatz.

Ich glaube das bis jetzt vorgebrachte genügt vollkommen, um die von den Cr. Beytr. gegebene datierung als unmöglich zu erweisen und auch die annahme eines druckfehlers in der letzten ziffer der jahreszahl als nicht genügend zur behebung

1) Vgl. meine ausgabe von Schedes psalmenübersetzung s. IV fg.

2) Die in den Cantiones quatuor et quinque uocum von 1566 enthaltenen deutstücke zeigen noch keine spur von Schedes späterer orthographie.

3) Vgl. Goujet Bibliothèque française (A la Haye 1740) t. I p. 42 fg., Livet La grammaire française et les grammairiens au XVI^e siècle p. 199 a. 2, Ch. Waddington, Ramus p. 348 a. 2. Wegen der datierung der lat. grammatik des Ramus vgl. Waddington p. 458. — Noch in den 1559 erschienenen schriften von Ramus De moribus veterum Gallorum und De Caesaris militia, ist *i* für vokal und consonant gesetzt, *r* im anlaut, *u* im inlaut ohne rücksicht auf den lautwort.

aller schwierigkeiten erscheinen zu lassen¹. Allerdings ist es wahrscheinlich, dass 1556 für 1557 oder 1558 vorgedruckt ist, allein diese zahlen hat der verfasser des artikels auf keinem titelblatt eines Wolfschen Rivius gelesen². Die zahl 1558 konnte er der vorrede des M. Schenckius entnehmen, die ja auch in ed. 1578 abgedruckt ist, die zahl 1557 der von ihm gekannten und citierten dissertation Jacob Bruckers³. Übrigens sei hier noch erwähnt, dass M. Crusius Annales Suevici II, 697 den beginn der lehrthätigkeit Wolfs in das jahr 1556 setzt.

Eine andere frage wäre, ob die ausgabe, welche dem referat in den Cr. Beytr. zu grunde liegt, mit der von 1578 identisch ist. Es ist nicht meine absicht, diese frage hier zu behandeln. Nur so viel bemerke ich, dass sich zwar verschiedene differenzen zwischen dem text von 1578 und dem referat der Cr. Beytr. zeigen, die mehrzahl derselben aber der flüchtigkeit oder dem irrtum des referenten zugeschrieben werden müssen⁴. Dies macht auch gegen die abweichungen misstrauisch, die an und für sich auf einer verschiedenheit der texte beruhen könnten.

Wolfs schrift hat das interesse der germanisten hauptsächlich wegen der äusserungen ihres verfassers über die schriftsprache und wegen seiner mitteilungen über deutsche mundarten auf sich gezogen. Nur Hanns a. a. o. hat sich auch auf das eigentlich orthographische eingelassen. Doch ist Wolfs stellung etwas präciser zu bestimmen. Er gehört zu den im 16. jahrhundert sehr wenig zahlreichen doctrinären orthographiereformern. Dass er in der durchführung seines princips — des phonetischen — inconsequent ist, seine eigenen vorschriften nicht befolgt und dem usus vielfältige concessionen macht, steht damit nicht in widerspruch. Sein platz ist neben Ickelsamer und Schede.

Er hat auch wol sicher kenntnis von den bestrebungen dieser männer gehabt. Bildet doch das oben besprochene epigramm Schedes das motto für seine eigene abhandlung⁵. In Schedes psalmenübersetzung konnte er die ligaturen æ und æ fin-

1) Die oben unter 1) und 2) erörterten tatsachen gestatten natürlich auch nicht den ansatz 1559.

2) Es ist schon von vornherein wahrscheinlich, dass die ed. princeps keine jahreszahl enthielt, da sonst Wolfs zweifel über das jahr ihres erscheinens unbegreiflich wäre. Auch das spricht für die annahme, dass A ein exemplar der ed. princeps ist.

3) Jacobi Bruckeri Dissertatio Epistolica ad ... Wolfg. Jacobum Sulzerum ... quae ... Hieronymi Wolfii Vitae ab ipso confectae nec dum editae Synopsis exhibet. Tempe Helvetica T. IV. Vgl. p. 530 „Itaque in aedibus Huldrici Faggeri Rivianum opus cum suis et aliorum annotationibus Aug. Vind. 1557 edidit“.

4) Ich führe einige beispiele an: Cr. B. 359 „von a, kömmt ae, als Mann, Männer“ vgl. id. 1578 p. 603 „a gignit æ quamvis non receptam apud nos. Sed quid vetat, Man | plurali numero scribere männer | quod vulgò notant aut e imposito, männer | aut duobus punctis, männer“. Cr. Beytr. ib. „eor ist ein Bayrischer Doppellaut, feor statt feur“. Vgl. ed. 1578 p. 604 *Ex Bavarica diphthongus est, ut uester eur, Bavaricè eor. Ignis feür | feor.* Cr. Beytr. 360 „Oi brauchen einige für ai oder ei, Oimer für Eimer, oder Aimer“. Wolf erwähnt natürlich ei nicht. Cr. Beytr. ib. „Va ist kein Doppellaut, sonderu eine Sylbe, und so viel, als das digamma Aeolicum.“ Das ist der helle unsinn. Vgl. ed. 1578 p. 605 fr. *Va non tam diphthongus est, quàm syllaba è vau et a, ut pater vater. Annotatum est à Ramo veteres Latinos iò vau, id est, v consonantem què pronunciassent ac nos sono literæ F asperiore, quam veteres digamma Aeolicum appellarunt.*

5) Ausserdem citiert er, worauf schon Hanns a. a. o. s. 80 anm. 231 hingewiesen hat, Schede als gewährsmann für eine etymologie. — Wolf war übrigens mit Schede auch persönlich bekannt und befreundet.

den, die er zur bezeichnung der umlaute von *a* und *o* empfiehlt. Schede ist ferner der erste, der die Ramistische unterscheidung von *v* und *u*, *j* und *i* in deutschen texten durchgeführt hat; Wolf zählt unter den deutschen buchstaben auf: **i uocalis, j consonans siue lod . . . u uocalis, v consonans, siue vau** (p. 601). Freilich führt er selbst im texte die unterscheidung nicht durch. Zu Schedes praxis stimmt Wolfs polemik gegen die bezeichnung der vokallänge durch verdopplung oder nachgesetztes **h** (s. 597, 602, 608 fg.), gegen **w** statt **u** im diphthong **au** (s. 597), gegen **dt** für auslautendes **d** (s. 608), sowie die bemerkung, dass man in **gedeneken** wol das **e** auslassen könnte (s. 609).

Wenn Wolf **y** für überflüssig erklärt (s. 597, 601), so hat er dabei an Ickelsamer, der übrigens ebenso wie Schede **dt** und die vokalverdopplung verworfen hatte, einen vorgänger. (Vgl. Müller, Quellenschriften s. 138, 154). An einigen stellen polemisiert Wolf gegen Ickelsamer. Zwar die bemerkung (s. 597): *Sunt qui negent in fine geminandas esse literas. Sed aliud nos docet ratio pronuntiationis et apocope, qua plerumque e terminalis litera, studio breuitatis abijcitur* könnte sich auch gegen Schede richten, aber wenn Wolf bemerkt (s. 609): **¶ in eadem syllaba scribi, non displicet, cum acrior est pronuntiatio, ut spes hoffnung | aliter certè sonat, quàm aulicus hofman: idque propter geminatum ¶ potius, ut opinor, quàm propter o breue aut longum**, so bezieht sich das offenbar auf die ausführungen Ickelsamers, Müller s. 154 fg.

Wolf eigen ist die meinung, dass es vernünftiger wäre, **i** statt **u** zu schreiben, ohne rücksicht auf die etymologie (s. 614). Von den vorschritten Wolfs, die nichts mit seinem reformprincip zu tun haben, sondern sich im geleise der alten schreibertraditionen bewegen, ist interessant die äusserung, dass **v** statt **f**, ebenso wie vor consonant, auch vor diphthong zu vermeiden sei. Damit vergleiche man die bemerkung Meichssners (Müller s. 162): „Wann ein vocal dem *f* nachuolyt | so geet das *v* in kraft des *f* | Es were dann | das . . . dry vocales eff einander louffen | so lassen wir das *f* blyben | damit . . . die dry vocales nū jrrung gebern.“

Die kleine schrift Wolfs verdiente wol vollständig abgedruckt zu werden.

WIEN, IM MÄRZ 1897.

M. H. JELLINEK.

LITTERATUR.

Volkslieder von der Mosel und Saar. Mit ihren melodien aus dem volksmunde gesammelt von **Carl Köhler**, mit vergleichenden anmerkungen und einer abhandlung herausgegeben von **John Meier**. I. band: texte und anmerkungen. Halle, Max Niemeyer. 1896. VI, 474 s. 10 n.

An den herausgeber lebender volkslieder werden heutzutage sehr vielseitige anforderungen gestellt. Er soll in erster linie philolog sein, die texte mit derselben akribie behandeln wie die in drucken oder handschriften überlieferten denkmäler (wenn es sich hier auch nicht um kritische ausgaben, sondern sozusagen nur um diplomatische abdrücke handeln kann), er muss ferner musikalisches gehör und die fähigkeit die melodie niederzuschreiben besitzen, er bedarf einer ausgedehnten belesenheit in der gerade in den letzten jahren ausserordentlich angewachsenen volkstümlichen litteratur und noch über diese hinaus in den verwandten gattungen der kunstpoesie, um die bereits früher gedruckten versionen einzelner lieder zu notieren und womöglich

die kunstmässigen quellen zu eruieren, mit einem wort, er soll nicht nur sammler, sondern auch kritiker und gelehrter sein. Gerade diejenigen aber, welche an den centren der wissenschaft leben und am ehesten in der lage sind den letzteren anforderungen zu entsprechen, haben oft am wenigsten gelegenheit, das volkslied an der quelle zu belauschen, und umgekehrt steht den sammllern, welche in der umgebung des singenden volkes, draussen auf dem lande oder in kleineren städten wohnen, nur in seltenen fällen die notwendige bibliographische kenntnis oder auch nur die bequeme benutzung einer grösseren bibliothek zu gebote: gerade einige sonst sehr treffliche und anerkanntswerte sammlungen der neueren zeit liessen in dieser richtung, in der ausnutzung der schon früher erschienenen litteratur, manches zu wünschen übrig. So ist es nur ganz natürlich, wenn sich einmal zwei männer zusammentun, um eine alle anforderungen gleichmässig berücksichtigende sammlung herauszugeben: herr lehrer Carl Köhler als sammler und herr privatdocent dr. John Meier als bearbeiter. Gerade die lehrer, welche entweder selbst unmittelbar oder durch ihre schüler aus dem frischen born des volksliedes schöpfen können, sind ja in erster linie berufen zu sammeln, was heute noch in deutschen landen gesungen wird, und wer die neueren publikationen auf diesem gebiete eingermassen verfolgt hat, wird wissen, wie viel wir hier den lehrern zu verdanken haben. Jahrelang hat herr Köhler gesammelt, er hat beinahe systematisch die dörfer seiner umgebung abgesucht, wort und weise getreu aufgezeichnet und so aus einem verhältnismässig kleinen gebiet ein reiches, zuverlässiges, wertvolles material zusammengebracht. Herr dr. John Meier hat dasselbe dann gesichtet, geordnet, die einzelnen lieder mit überschriften versehen und vor allem die umfang- und inhaltreichen anmerkungen hinzugefügt. Sammeln und herausgeben sind zwei verschiedene tätigkeiten, die sich gegenseitig ergänzen müssen, und jeder der beiden mitarbeiter hat auf seinem gebiet sein bestes geleistet.

Die gegend, in welcher die hier publicierten lieder verbreitet sind, ist im südwestlichen teil der Rheinprovinz gelegen, an der Mosel ist es namentlich der kreis Bernkastel, an der Saar die kreise Saarbrücken, Saarlouis und Ottweiler, also ein gebiet, das auch von Karl Becker in seinem „Rheinischen volksliederborn“¹ mit in rücksicht gezogen worden ist. Dass aber Beckers sammlung die vorliegende keineswegs einschliesst oder überflüssig macht, lehrt schon ein flüchtiger blick in die 368 nummern zählende sammlung von Köhler und Meier, welche nicht bloss viele interessante versionen zu bekannten und auch bei Becker mitgeteilten liedern, sondern auch eine grosse menge lieder enthält, die dort völlig fehlen.

Naturgemäss ist die grössere zahl der hier gedruckten lieder auch anderwärts bekannt. Auch hier finden wir die fast überall gesungenen balladen und lieder wieder wie „Es stand ein schloss in Österreich — Es wohnt' ein pfalzgraf wol über dem Rhein — Ist alles dunkel, ist alles trübe — Es wollt' ein jäger wol jagen.“ Aber doch ist es nicht ohne interesse, der verbreitung der einzelnen lieder zu folgen. Sind eine anzahl derselben wie die eben genannten gemeingut der deutschredenden lande, so stehen daneben andere, die nur in bestimmten gegenden vorhanden oder wenigstens bis jetzt bekannt geworden sind. Wenn wir finden, dass ein an der Saar gesungenes lied sonst nur noch für Schwaben, ein anderes für Anhalt, ein drittes für Westpreussen bezeugt ist, so wird man die möglichkeit offen lassen müssen, dass künftige sammlungen aus den zwischenliegenden landschaften aufzeichnungen

1) Neuwied 1892. Eine zweite, stark vermehrte auflage soll demnächst erscheinen.

derselben lieder beibringen. Aber ebensogut — und in vielen fällen gewiss mit recht — erklärt sich die weite entfernung der verbreitungsorte von einander durch sprunghafte übertragung des liedes, wie sie durch handwerker sowie durch den militärdienst infolge des starken austausches von ort zu ort, von land zu land leicht möglich ist und durch die modernen verkehrsverhältnisse nur begünstigt wird. Bei anderen, und nicht wenigen liedern hingegen lässt sich wirklich eine lokale beschränkung constatieren: so finden wir hier namentlich viele lieder, welche sonst nur noch für Rheinland (vgl. die sammlungen von Simrock, Zurmühlen, Becker), oder aus dem benachbarten Nassau und Hessen (Böckel, Lewalter, Wolfram), oder auch aus dem Elsass (Mündel) bekannt geworden sind. Wir haben es da mit liedern zu tun, welche nicht gemeindeutsch sind, sondern speciell diesen südwestdeutschen oder westmitteldeutschen gebieten angehören, hier ihren ausgangspunkt gehabt haben und somit als charakteristisch für diese betrachtet werden dürfen.

Schliesslich bringt die neue sammlung auch eine reihe von liedern, die bis jetzt überhaupt noch nicht aus dem volksmund aufgezeichnet worden sind. Wenn auch dieses und jenes in den nächsten jahren noch aus anderen gegendern nachgewiesen werden mag¹, zum grossen teile eignen sie zweifellos dem in frage stehenden gebiet, und so oder so bilden sie auf jeden fall ein schätzenswertes material als produkte der modernen volksdichtung. Litterarhistorisch betrachtet sind es zunächst ein paar parodien, sodann eine anzahl kunstmässige dichtungen (vgl. die nummern 64, 271, 165, 237 usw.), weiter mehrere lieder, die man wohl als reminiscenzen an bekannte lieder bezeichnen kann: Nr. 58 Vergiss mein nicht („Auf jenen bergen möcht' ich weilen, dieweil mein schatz mir untrou ist“ — vgl. das lied „Von diesen bergen muss ich scheiden, wo's doch so lieblich ist und schön“, auch die melodie zeigt anklänge), oder nr. 315 Der landwehrmann (wo schon die melodie auf beziehungen zu Hauffs „Steh' ich in finstrer mitternacht“ deutet). In den übrigen hier neu auftretenden liedern finden sich natürlich im einzelnen viele motive, die aus älteren liedern geläufig sind, als ganzes betrachtet sind sie aber zumeist originell, und zwar sind es vorwiegend die lieder mehr humoristischen inhalts, welche eigenartiges und neues bieten (vgl. z. b. nr. 143 Allerhand geschichten, nr. 198 Das mädel mit dem hut, nr. 202 Buben müssen's sein), aber auch unter den ersteren findet sich manches hübsche, empfindungsvolle und dabei echt volksmässige lied: ich nenne vor allen „Mein eigen soll er werden“ (nr. 74), „Ewige liebe“ (nr. 113), „Heimatlos“ (nr. 157), „Erfolgslos suchen“ (nr. 262). Unglückliche liebe, abschied, trennung bilden hier die meistbehandelten themata (vgl. noch nr. 40. 100. 104 u. a.). Zwei mordgeschichten (Nr. 22 und 265) in nüchtern erzählendem ton, ein wie eine operneinlage anmutendes lied von der „Schönen bäuerin“ (nr. 226) vertreten weniger glücklich das balladenhafte element. Zwei bisher unbekannte historische lieder steuert der kreis Saarbrücken bei: „Die helden von Missunde“ (nr. 296) und „Das X. jägerbataillon bei Weissenburg“ (nr. 305).

1) So ist mir nr. 310 (Napoleon im schweinestall) für Bruchsal bezogen, nr. 240 (Da schlag' ein donnerwetter drein) in einer kürzeren, pointierteren fassung mit einer dort fehlenden zotigen schlusstrophe aus der garnison Tübingen bekannt, von nr. 265 (Der mörder) habe ich seinerzeit aus dem liederbuch eines Magdeburger musketiers (26. inf.-reg.) eine ausführliche — 17 stropfen zählende — version notiert, wo die mordgeschichte in Erfurt lokalisiert ist und zum schluss der mörder und angebliche dichter sich selbst und seine geliebte nennt: danach hiess er Karl Christian Necke, sie Luise Hagmann.

Einzelne dieser lieder, welche ganz auf lokalen beziehungen beruhen (nr. 129 Thal-Veldenz, 328 Lebach ist ein schönes städtchen, 329 Die grosse reise, nr. 363, auch die streiklieder 366—368) kann man mit sicherheit speciell für dieses gebiet in anspruch nehmen, und auch von den liedern allgemeineren inhalts mögen noch manche hier nicht nur ihre verbreitung, sondern auch ihren ursprung haben. Aber auch ausser diesen einzelnen liedern findet sich noch manches charakteristische. Da sind vor allem die zahlreichen bergmannslieder (nr. 320 fgg., 366 fgg.), welche jene gegend zumeist zwar noch mit anderen näher oder weiter gelegenen gebieten teilt, welche aber doch für das dortige berufsleben charakteristisch sind. Matrosen- und schifferlieder sind heutzutage, wo sämtliche deutschen binnenprovinzen mannschaften zur marine stellen und auch sonst so viele „landratten“ sich dem seemannsdienste widmen, im inneren Deutschlands keine seltenheit mehr (wie ich z. b. nr. 318 der sammlung „Seemannsleben“ einmal von einem seefahrenden landsmann in Thüringen gehört habe), hier finden sie sich aber doch in so erheblicher anzahl beisammen (siehe nr. 188, 215, 317—319), dass man sie wol als ein besonderes charakteristicum der besagten gegend betrachten darf. Jäger- und soldatenlieder sind hier wie anderwärts stark vertreten. Lieder geistlichen inhalts finden sich nur wenige (nr. 1 bis 3), dafür desto mehr lustige und burleske, welche den sentimentalen und romantischen liedern, welche Beckers sammlung ein so besonderes kolorit geben, gut die wage halten. Eine — nicht sehr grosse — anzahl vierzeiler bestätigt nur, dass das eigentliche verbreitungsgebiet dieser dichtungsgattung anderwärts zu suchen ist. Die sprache der lieder ist fast ausschliesslich die hochdeutsche, der dialekt erscheint nur in einem teile der vierzeiler und sonst noch sozusagen sporadisch in einzelnen wenigen liedern, so am anfang und schluss von nr. 199 („Angeführt“) und in einigen versen von nr. 208 („Es is nix schlimmes auf der welt, als wenn ä alt frau schnubt“).

Ein besonderes gepräge, das indes nur teilweise mit dem landschaftlichen charakter der sammlung zusammenhängt, erhältieselbe durch die aufnahme vieler sogenannter volkstümlicher oder auch kunstmässiger lieder. Princip, nach dem gesammelt wurde, war: „alles musste aufgezeichnet werden, was das volk sang oder recitierte und selbst als „volkslied“ betrachtete, einerlei ob es die forschung auch als kunstlied nachwies.“ So finden wir hier Eichendorffs „In einem kühlen grunde“, Schillers „Mädchen aus der fremde“, Geibels „Zigeunerbube im norden“ u. a. m. Für das sammeln ist dies zweifellos die richtige norm, da nur so festgestellt werden kann, was das volk singt. Wo vollends solche lieder noch besondere veränderungen und umformungen im volkmunde erfahren haben, sind sie von nicht geringem wert für die beurteilung des verhältnisses zwischen kunstdichtung und volksgesang. Bei versionen hingegen, die nur in unerheblichen äusserlichkeiten oder gar nicht von den originalen abweichen, würde wol eine notiz über das vorhandensein der lieder in der betreffenden gegend genügen, wovon z. b. Wolfram in seiner sammlung Nasaischer volkslieder ausgiebigen gebrauch gemacht.

Dem gleichen princip wol verdanken ihre aufnahme eioe nicht geringe anzahl lieder, die man genau genommen weder als volkmässig noch als kunstmässig bezeichnen möchte: die sogenannten coupletlieder (vgl. z. b. die nr. 164, 190, 204, 212, 213). Sie zeichnen sich vor den eigentlichen volksliedern dadurch aus, dass in dem refrain fast immer eine gewisse pointe liegt, dass der refrain stets in intimen logischen zusammenhänge mit jeder einzelnen strophe steht, während er dort in der regel nur die allgemeine stimmung angibt oder bloss zu den einleitenden stropfen wirklich passt. Mit einem wort, es ist der tingeltangeltypus, und wenn man den-

selben auch nicht gerade gern im volke sich ausbreiten sieht, so ist es doch wichtig, sein vorhandensein und seine verbreitung in bestimmten gegenden zu constatieren.

Ein besonderer wert liegt in den anmerkungen, welche beinahe 100 seiten einnehmen. Es sind zunächst eine reihe bemerkungen, die vom sammler herrühren und sich auf verbreitung und verwendung der lieder bei besonderen gelegenheiten beziehen. Für das leben der einzelnen lieder ist es nicht ohne belang zu wissen, ob ein lied nur an wenigen orten aufgezeichnet oder „überall bekannt und viel gesungen“ ist, ob es heute noch allgemein verbreitet ist oder nur noch der älteren generation bekannt (wie z. b. nr. 3 und 135), und, ebenso wenn mehrere melodien zu demselben lied vorhanden sind, welche die ältere, welche die neuere ist. Das eine lied („Maria wollt auswandern gehn“) wird besonders von kuchen erbittenden bettlern am kirnesmontag gesungen, ein anderes, ganz ernstes lied: „Heinrich schief bei seiner neuvermählten“ (nr. 28) wird gern als spottlied auf einen, der Heinrich heisst, gesungen, und so findet sich noch manche dieser bemerkungen (vgl. z. b. noch nr. 42, 359), die man in den liedersammlungen gern häufiger antreffen möchte, als dies im allgemeinen der fall ist — oft genug geben sie erst das rechte verständnis für die auffassung, welche das volk von dem betreffenden lied hat.

Der hauptteil der anmerkungen rührt naturgemäss vom herausgeber her, welcher hier ein passendes feld seine ausgedehnten bibliographischen kenntnisse zu verwerten. Die parallelversionen werden so sorgfältig und vollständig als nur möglich verzeichnet. Sehr zu loben ist die praktische bezeichnung derselben: nicht wie üblich nach den namen der herausgeber, sondern unter voranstellung der landschaft, welcher die betreffende sammlung angehört, so dass man mit einem blick das verbreitungsgebiet des einzelnen liedes überschauen kann. Wo sich kunstdichtungen als vorbilder einzelner lieder nachweisen liessen, ist es überall bemerkt, zunächst mit verweisen auf Hoffmann von Fallersleben (Unsere volkstümlichen lieder) und Böhme (Volkstümliche lieder der Deutschen im 18. und 19. jahrhundert), wo ja schon erheblich vorgearbeitet ist. In zahlreichen fällen jedoch ist es erst dem herausgeber gelungen, bisher unbekannte litterarische modelle nachzuweisen: so Gottlieb Konrad Pfeffel, Justinus Kerner¹, W. Gorhard, Joh. Christoph Rost, Christian Felix Weisse u. a. (vgl. die nummern 15, 25, 43¹, 85, 92, 107, 109, 135, 187, 320 usw.). Anderwärts hat John Meier ältere, bisher nicht beachtete versionen aus fliegenden blättern und alten drucken aufgestöbert und durch neuen abdruck bequem zugänglich gemacht. Welch reichhaltiges material zur geschichte der lieder hier zusammengetragen ist,

1) Das original des liedes nr. 43 wird auf grund einer Löwenstammischen composition Justinus Kerner zugeschrieben, ist jedoch in dessen werken bisher noch nicht nachgewiesen. Was die bibliotheken von Tübingen und Stuttgart an Kernerschen dichtungen enthalten, habe ich so ziemlich alles nachgesehen (die verschiedenen auflagen der „Gedichte“, resp. „Lyrischen gedichte“ 1826—54, „Der letzte blütenstrass“ 1852, „Winterblüten“ 1859, „Ausgewählte poetische werke“ Stuttg. 1878), habe jedoch das fragliche gedicht nicht gefunden. Auch dem sohne des dichters, herrn dr. Theobald Kerner in Weinsberg, dem ich für seine gütige auskunft zu dank verpflichtet bin, ist dieses angebliche gedicht seines vaters unbekannt. Falls es sich daher nicht noch nachträglich irgendwo finden sollte, möchte ich am ehesten an irgend einen irrtum, vielleicht seitens des componisten, glauben, da sich unter Kerners gedichten ein solches mit ganz ähnlichem anfang („Geh ich einsam durch die schwarzen gassen, Schweigt die stadt, als wär sie unbewohnt“, Gedichte 1826, s. 114) findet. Der wahre dichter unseres, gewiss kunstnässigen liedes, wäre dann noch zu ermitteln.

mag man z. b. in den anmerkungen zu lied nr. 35, 48, 66, 71, 92, 94, 109, 110, 119 und vielen anderen nachlesen.

Der kritik bleibt solcher arbeit gegenüber wenig zu tun übrig, und nur um mein interesse an derselben zu betätigen, will ich hier die wenigen bemerkungen, die ich zu machen habe, folgen lassen. Neben Mirbachs „Liederbuch für soldaten“ durfte wol auch das „Soldatenliederbuch, ausgegeben von kgl. preussischen kriegsministerium. Berlin, Mittler und sohn. 1882“, citiert werden, welches viele echte soldatenlieder bringt, teilweise sogar deren ersten abdruck darstellt und namentlich reich an melodien ist. Nicht mehr benutzt werden konnte von Meier der aufsatz von dr. Karl Weller über „Württembergische soldatenlieder“, enthalten in „Besondere beilage des staatsanzeigers für Württemberg“ nr. 15 und 16, 18. sept. 1896, s. 243—256, wo unter anderem neue versionen zu nr. 17, 248, 291 unserer sammlung sich finden. Wie weit man kommersbücher in die bibliographie einbeziehen soll, ist schwer zu sagen; ich würde aber seinerzeit durch eine zuschrift an die „Preussischen jahrbücher“ darauf aufmerksam gemacht, dass das lied vom „Ritter Ewald“ (bei Köhler und Meier nr. 183), welches ich erst in neueren volksliedersammlungen zum ersten mal gedruckt glaubte, schon lange vorher seinen platz im Lahrer kommersbuch gefunden hatte¹. Eine anzahl lieder schliesslich, zumeist soldatenlieder, sind mir persönlich in mehr oder minder abweichenden versionen aus anderen gegenden bekannt, ich sehe jedoch von nachträgen derart an dieser stelle ab, in der hoffnung, das des druckens werthe material aus meinen sammlungen in absehbarer zeit einmal im zusammenhang vorlegen zu können.

Noch einige kurze notizen: Die anfangsstrophe von „Elterntreue und kindesliebe“ (nr. 159) ist in ein in den Preuss. jahrh. bd. 77, s. 216 fg. abgedrucktes soldatenlied „Der brüder liebe“ eingesprengt worden. Zu den „Drei jungfrauen“ (nr. 99) wäre noch die ins geistliche gewendete variante aus Böhmen (Hruschka und Toischer nr. 25) zu nennen. Der verfasser des „Hohenzollerliedes“ (nr. 316) ist, zufolge Schwäbischem Merkur 1895 nr. 45, jetzt in einem geborenen Hechingen namens Konstantin Kielmaier, gegenwärtig in Fraulautern ansässig, ermittelt worden. Die wenn auch nicht coupletmässige, so doch stark pointierte und kunstmässige „Storchgeschichte“ (nr. 194) ist mir bekannt als „Storchlied. Für eine singstimme mit pianofortebegleitung von G. König (Georg Fürst). Leipzig, Martin Oberdörffer“, nur zählt das lied hier bloss drei strophen (die abweichungen im text sind ganz unerheblich), und in der tat ist der abschluss mit der pointe am ende der dritten strophe auch erreicht, die übrigen beiden sind zusatz. Auf die merkwürdige vorstellung von „Napoleon im schweinstall“ (nr. 310) wirft wol ein gedicht des angeblichen füsiliers und dichters Gottlieb Kutzschke und eine dort citierte zeitungsnote einiges licht². Über die soldatenpoesie

1) Bezeichnender weise jedoch mit dem „Enderle von Ketsch“, dem „Kutscher Neumann“ und ähnliche zusammen in der abteilung „Humoristische lieder!“

2) Es ist vielleicht nicht überflüssig, das gedicht hier widerzugeben. Siehe: Politische dudelsacklieder. Gediegene poetische ergüsse, unter mitwirkung namhafter gelehrten und künstler mühevoll zusammengetragen und mit feinen bildern ausgestattet von Gottlieb Kutzschke, füsilier und dichter. Leipzig, J. B. Klein. 1870. Hier findet sich auf s. 9 „Sein schwein“ (darunter ein solches abgebildet):

Auf dem schloss zu Wilhelmshöhe
Sprudeln jetzt die quellen leiser,
Denn es sitzt ja dort gefangen
Galliens verlossner kaiser.

von 1870 (zu anmerkung nr. 308) handelt in Pflugk-Hartungs „Krieg und sieg. Kulturgeschichte. Berlin 1896“ ausführlich Ernst Richard Freytag, der leider hier ebenso wie in seinen Historischen volksliedern des Sächsischen heeres und wie Dittfurth in seinen Historischen volksliedern aus den jahren 1756 — 1871 gedichte und lieder, geschriebenes, bez. gedrucktes und wirklich gesungenes unterschiedslos durcheinanderbringt, sodass es so gut wie unmöglich wird, die wirklichen „Volkslieder“ auszuscheiden.

Noch durch eines wird sich die neue sammlung vor den meisten der bisher erschienenen auszeichnen: durch den in aussicht gestellten zweiten band, welcher die abhandlung bringen soll. Wenn man eine sammlung nach der anderen erscheinen, wenn man material auf material sich häufen sieht, so mag man sich wol manchmal fragen, ob denn jetzt nicht vorläufig einmal genug material gesammelt ist, um auch einmal an die verarbeitung desselben denken zu lassen. Und diejenigen, welche eine liedersammlung herausgeben und durchgearbeitet haben, sind doch dazu in erster linie berufen. Eine schematische behandlung wäre wol kaum zu befürchten, es soll jeder eben diejenigen beobachtungen und studien mitteilen, auf welche ihn gerade seine sammlung geführt hat. Den einen mag seine neigung mehr auf die musikalische, den anderen auf die litterarhistorische seite der lieder lenken, der dritte findet sein gebiet in den realien, der vierte in der äusseren technik des volksliedes, und der wechselnde charakter der verschiedenen sammlungen wird mitbestimmend für die bevorzugung dieser oder jener frage sein. So hat seinerzeit Otto Böckel seine Volkslieder aus Oberhessen mit jener umfangreichen einleitung ausgestattet, welche, zumal in kulturhistorischer beziehung, so viel zur einsicht in das deutsche volkslied beigetragen hat, aber man wird nicht sagen können, dass er hierin viel nachfolger gefunden. Um so erfreulicher ist es, dass John Meier uns im anschluss an die hier besprochene sammlung eine „Untersuchung über das wesen des volksliedes und über die in den volksmund übergegangenen kunstlieder“ verspricht, welche, in allernächster beziehung zu der vorgelegten sammlung stehend und von ihr ausgehend, zugleich auch für eine reihe allgemeiner fragen von bedeutung sein wird. Hoffen wir, dass

Was er wol jetzt dort mag treiben,
Seit er mustt aus Frankreich flüchten?
Offenkundig ist's geworden,
Dass er jetzt tut schweine züchten.

Und fürwahr, er hat es nötig,
Sich ein eignes schwein zu ziehen,
Denn seit Mexico tat gänzlich
Sein berühmtes glück entfliehen.

Mühsam hat er's gross gezogen,
Millionen hat's verschlungen,
Doch als es zu fett geworden,
Ist es troulos ihm entsprungen.

Lasst ihn ruhig weiter züchten,
Sei's auch eine ganze heerde,
Schwerlich wird sein schwein gedeihen
Hier in uns'rer deutschen erde.

Hierzu die anmerkung: die zeiten brachten bekanntlich vor einiger zeit die mitteilung, dass Napoleon ein dressirtes schwein mit nach Wilhelmshöhe gebracht habe, mit welchem er sich jetzt viel beschäftigen soll.

der verfassers recht bald sein versprechen einlöse und uns so die willkommene ergänzung zu dem bände gebe, für welchen wir heute ihm und herrn Köhler danken dürfen.

TÜBINGEN, DEN 22 APRIL 1897.

CARL VORETZSCH.

Dr. Spiridion Wukadinović, Prior in Deutschland. Graz 1895. [Grazer studien zur deutschen philologie. Herausgegeben von Anton E. Schönbach und Bernhard Seuffert. IV. heft.] 71 seiten.

Dem liebenswürdigen englischen rococo-dichter, der trotz Thackeray's Encomium schon fast verschollen war, hat sich neuerdings in England sowol wie in Deutschland die aufmerksamkeit der litterarhistoriker wider zugewandt. An Austin Dobson hat Prior einen verständnisvollen und poetisch nachempfindenden herausgeber, biographen und nachahmer gefunden. Ein jahr nach Dobsons Ausgabe ausgewählter gedichte von Prior erschien im mai-heft des jahrgangs 1890 der Contemporary Review ein kurzer, aber gehaltvoller artikel über den dichter von G. A. Aitken; 1892 eine neue ausgabe von Reginald Brimley Johnson, und 1896 im Dictionary of National Biography eine sorgfältige biographie aus Dobsons feder. Wukadinović (der die neueren englischen arbeiten nicht gekannt zu haben scheint, zum teil nicht kennen konnte), behandelt in einer gründlichen und geschmackvollen untersuchung den einfluss Priors auf die entwicklung der deutschen dichtung im XVIII. jahrhundert, welcher, wenn auch früher vielleicht überschätzt, doch nicht ganz unerheblich war. Er bespricht der zeitfolge nach Hagedorn, die Bremer „Beiträger“ (Ebert, Adolf Schlegel), Uz, Götz, Gleim, sodann übertragungen Prior'scher gedichte von Löwen, Leyding, Herder, Strackmann, Boie, Bertuch und anderen, streift Lessings jugendgedichte, geht in dem interessantesten kapitel auf das verhältnis Wielands zu Prior genauer ein, knüpft daran einige bemerkungen über den einfluss der geistlichen und didaktischen dichtungen Priors, der viel geringer war, als der seiner weltlichen gedichte, und schliesst nach einigen der gesamtübersetzung vom jahre 1783 gewidmeten worten mit einer allgemeinen würdigung der Prior'schen poesie.

Da Wukadinović vollständigkeit in der behandlung seines themas angestrebt hat, möchte ich wenigstens auf einen, allerdings untergeordneten dichter hinweisen, der mir in den spuren Priors zu wandeln scheint, aber von Wukadinović nicht erwähnt ist: Johann Benjamin Michaelis. Seine fabel „Die stadtmaus und die feldmaus“ zuerst 1766 in den anonym erschienenen Fabeln, liedern und satyren veröffentlicht, dürfte doch wol durch Priors fabel „Town and Country Mouse“ angeregt sein. Michaelis gehörte zum Gleim'schen kreise und war ein direkter nachahmer Hagedorns, wie aus diesem gedicht hervorgeht. „Die stadtmaus und die feldmaus“ beginnt mit den versen:

Einst lud mit vielen complimenten
Auf ortolans und wilde enten
Und hundert andre leckerein
Die stadmaus eine feldmaus ein.

Ganz ähnlich beginnt (vgl. Wukadinović s. 13) Hagedorns dem Prior nachgebildetes epigramm „Arist und Suffen“:

Auf ortolanen, lachs und Samos stolzen wein
Hat oft Arist das glück, der gast Suffens zu sein.

Vielleicht hätten auch die originalgedichte Bertuchs eine erwähnung verdient, da ja Bertuch einer der verehrer und übersetzer Priors war. Bertuchs „Milchweisse mais“ z. b. ist doch deutlich eine nachbildung von Priors „milk-white mouse — — — without unsported, innocent within“.

Nach in den jugendgedichten Bürgers scheint mir der einfluss Priors bemerkbar, besonders bei epigrammen und humoristisch-parodistischen gedichten, wie die Historie von Europa (vgl. Priors The Ladle). Aber es ist hier wol schwer zu entscheiden, ob die einwirkung eine direkte oder indirekte ist.

KIEL, MÄRZ 1897.

G. SARRAZIN.

Neue hilfsmittel zum studium des altnordischen.

Altnordische sagabibliothek, herausg. von Cederschöld, Gering und Mogk.

4: Laxdoela saga, herausg. von Kr. Kälund. Halle a. S., M. Niemeyer, 1896. XIV, 27 s. 8 m.

Lehrbuch der altisländischen sprache von Ferd. Holthausen. I. Altisländisches elementarbuch. II. Altisländisches lesebuch. XV, 197; XVII, 198 s. Weimar, E. Felber. 1895—1896. 9 m.

Altisländisches elementarbuch von B. Kahle. (Sammlung von elementarbüchern der alterm. dialekte, herausg. von W. Streitberg. 3.) Heidelberg, C. Winter, 1896. 4,80 m.

Der erfreuliche aufschwung der nordischen studien in Deutschland zeigt sich in der zunehmenden zahl von büchern, welche dem anfänger wie dem vorgeschrittenen die wege zum eindringen in das verständnis der litteraturdenkmäler ebnen und ihm die aneignung der praktischen wie historischen grammatik des nordischen erleichtern wollen. Auf die ersten drei bände der Sagabibliothek ist rasch der vierte gefolgt, der die bedeutsame Laxdoela saga mit einleitung und anmerkungen von der hand Kr. Kälunds enthält. Über einrichtung und allgemeine principien der Sagabibliothek ist bereits bei der anzeige der ersten drei bände so ausführlich gehandelt, dass hier ein hinweis auf jene stelle (Ztschr. XXIX, 228 fgg.) genügt. Kälund stützt sich auf seine eigene treffliche kritische ausgabe der saga (in den publicationen des *Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur*, Kopenhagen 1889—91), deren text natürlich bis auf kleine besserungen unverändert zu grunde gelegt worden ist; ebenso beruht die einleitung im wesentlichen auf den dort niedergelegten eingehenden untersuchungen. Der commentar wird nicht nur lernenden von grossem nutzen sein, sondern gleich Jónssons commentar zur Egilssaga auch gerne von skandinavisten eingesehen werden, um sich bei schwierigeren stellen über die auffassung eines gewigten kenners zu unterrichten. Sprachliches und sachliches ist in gleichem masse berücksichtigt. Hier und da hätte sich vielleicht noch im interesse studierender eine kleine naheliegende erläuterung mit unterbringen lassen, z. b. auf s. 10 zu zeile 12 eine kurze etymologische erklärung des sprachgeschichtlich interessanten namens *Erpr*, ebenso bei *festargarnr* (s. 162, z. 13), vgl. E. Mogk, Idg. forsch. III, Anz. s. 30; zu der anmerkung s. 13, z. 19 über die anschauung von der notwendigkeit des gabenaustausches zwischen freunden konnte *Hövamöl* str. 41, Bugge, (*viðrgefendr ok endrgefendr erosk lengst riner*) und 44 als sprechender beleg citiert werden; s. 112, z. 22 ist von der steinigung als gewöhnlicher todesstrafe für zauberer die rede; als weiterer beleg bot sich ein hinweis auf die steinigung der brüder Svanhilds in Jormunreks halle, bei der auch ersichtlich wird, dass diese art der tötung wenigstens ursprünglich wol mit dem glauben zusammenhieng, dass zauberer sonst

gegen waffen gefeilt seien. Doch möchte ich mit solchen beiläufigen bemerkungen nicht auf das feld subjektiver randnotizen geraten: der commentar ist so sorgfältig gearbeitet und das mass der gegebenen erläuterungen so wolüberlegt, dass er allen billigen und berechtigten ansprüchen gerecht wird und nur dankbare anerkennung verdient. Nur eines vermisst man hier wie bei den vorhergehenden bänden, einen index der in den anmerkungen niedergelegten sprachlichen und sachlichen erläuterungen, der die praktische brauchbarkeit der Sagabibliothek sehr erhöhen würde. Bei kleineren denkmälern wie den in bd. 1 und 2 der Sagabibliothek enthaltenen kann er überflüssig scheinen; bei so grossen und umfangreichen texten wie Egilssaga und Laxd. aber wird es dem lernenden benutzer nicht ganz leicht sein, die übersicht über den bestand der erläuterungen zu bewahren und ohne index die stelle zu finden, wo ein mehrmals vorkommendes wort, das z. b. in Möbius nicht enthalten ist, zum ersten male erscheint und erklärt worden ist. Auch den herausgebern der folgenden bände dürfte es nicht unerwünscht sein, aus solchen indices sich rasch darüber orientieren zu können, welche reale, syntaktische oder lexicalische erläuterungen bereits von seinen vorgängern ausführlich gegeben worden sind. Dass selbst der verfasser hie und da die übersicht über seine eigenen noten verlieren kann, zeigt z. b. Land. s. 28 und 79, wo der name *Mýrkjartan* zweimal (einmal kürzer, das andere mal ausführlicher) erklärt ist. Vielleicht entschliesst sich die redaction der Sagabibliothek, für die bisher ohne index herausgegebenen bände einen gemeinschaftlichen index zu besorgen, der erst so recht zeigen würde, welche summe von wertvollen erläuterungen verschiedenster art die noten bergen und wie viel belehrung dort zu holen ist.

Eine wesentliche erleichterung für die künftigen herausgeber wird es sein, dass sie nunmehr bei erläuterung syntaktischer schwierigkeiten auf abrisse der altisländischen syntax in büchern, die man in den händen der lernenden benutzer voraussetzen darf, verweisen können. Sowol Holthausens als Kahles lehrbuch enthält einen solchen abriß, und beide verfasser haben sich damit um die förderung des altnordischen studiums an den universitäten zweifellos ein grosses verdienst erworben, da gerade diese für die lectüre besonders wichtige seite der grammatik in Noreens lehrbuch, das von anderen gesichtspunkten ausgeht und anderen zwecken dient, keine berücksichtigung erfahren konnte. Durch das fast gleichzeitige erscheinen dieser beiden lehrbücher und des kurzen grammatischen abrisses von Noreen ist eine bisherige lücke der unterrichtslitteratur auf diesem gebiete überreich ausgefüllt. Während bis vor kurzem der anfänger oder autodidakt in verlegenheit war, zu welchem hilfsmittel zur erlernung der altnordischen sprache er greifen solle, da Wimmers für die flexion vortreffliche grammatik in deutscher ausgabe vollständig vergriffen ist, Noreens Altisländische und altnorwegische grammatik aber für das erste studium viel zu stoffreich ist, eröffnet sich ihm nun die wahl zwischen zwei (bezw. drei) elementarbüchern, die für seine bedürfnisse sorgen — und, wie gleichzeitig gesagt werden darf, denselben auch in vorzüglicher weise rechnung tragen. Beide werke (dass ein ähnliches unternehmen geplant werde, erfuhr Holthausen, wie er bemerkt, erst später) sind nach einem ähnlichen umfassenden plane gearbeitet; sie bieten eine laut- und flexionslehre und einen syntaktischen abriß, Holthausen ausserdem auch eine wortbildungs- und bedeutungslehre. Lesestücke nebst glossar sind auch Kahles elementarbuch angehängt, während Holthausen ein lesebuch als zweiten teil seines lehrbuches erscheinen liess. Beiden büchern ist ferner die absicht gemeinsam, die bedürfnisse der anfänger in den vordergrund zu stellen und sie dadurch zum vollen verständnis und fruchtbringenden studium des Noreen'schen grundwerkes vorzuberei-

ten. Doch unterscheiden sie sich nicht unwesentlich in der ausführung, insofern als bei Kahle vor allem die historische behandlung entsprechend dem plane der samm- lung von elementarbüchern der altgermanischen dialekte vorherrscht und der ver- fasser auf grund der neuesten grammatischen litteratur und eigener combinationen auch die erkenntnis wissenschaftlicher detailprobleme zu fördern sucht, während Holthausen im grossen und ganzen ausdrücklich auf specialforschung in diesem buche verzich- tet, obwol auch sein buch gerade in den syntaktischen partien und in der wortbil- dungslehre sowie in der art der behandlung und vorführung dieses stoffes einen ver- such bedeutet, das übliche gebiet der nordischen lehrbücher um einige wichtige partien zu erweitern, der mir sehr gelungen erscheint und dem buche seinen beson- deren wert sichert. Beide lehrbücher sind für die einführung wie zum selbstunter- richt auf das beste geeignet und verdienen namentlich die anmerksamkeit der gymnasiallehrer des deutschen, welche nicht zeit oder gelegenheit gefunden haben, sich in ihrer studienzeit die kenntnis der altsländischen sprache anzueignen. Wünsche und bemerkungen im einzelnen, welche nicht auf praktischer erprobung der bücher beruhen, wären wertlos; es sollen daher hier nur einige principielle punkte kurz berührt werden. Holthausens grammatik, die das historische grundsätzlich nur streift und dem benutzer vor allem die erwerbung der praktischen kenntnis der klassischen sprache ermöglichen will, scheint mir in verschiedenen beziehungen mit dingen zu stark belastet zu sein, die zur erreichung dieses zweckes nicht notwendig oder geradezu überflüssig sind. Anmerkungen wie solche zu §§ 129. 141. 151. 158. 168. 214 u. ähnl. über unordische formen waren entbehrlich, und auch sonst ist öfter zu viel seltenes und entlegenes in knappster form in die einzelnen paragraphen gepresst, wodurch die übersichtlichkeit mitunter leidet; Kahles buch ist hierin ein vorbild musterhafter klarheit. Freilich lag bei historischem aufbau der grammatik die gefahr, verschiedene gesichtspunkte zu vermengen, nicht so nahe. Sollte die nun einmal vorhandene concurrentz zweier werke mit ähnlichen, aber nicht ganz zusam- menfallenden zielen nicht das gute haben, dass die verfassung bei künftigen auflagen gerade die differenzen der behandlung stärker herausarbeiten, und dadurch zwei bücher schaffen, die noch mehr als jetzt nebeneinander stehen können und sich gegenseitig ergänzen? Der gedanke Heuslers (Anz. f. d. a. XXIII, s. 39) gelegent- lich der besprechung Holthausens, dass eine behandlung des altsländischen nach der methode Pauls für das mhd. eine sehr lohnende aufgabe wäre, verdient beachtung, und es würde nur einer verhältnismässig geringen umarbeitung bedürfen, um Holt- hausens lehrbuch in einer zweiten auflage auf diesen gesichtspunkt hin einzurichten; der historische hintergrund brauchte keineswegs dabei zu fallen. Für Kahles buch möchte ich bei einer zweiten auflage in diesem sinne vor allem empfehlen, in der einrichtung der lesestücke eine principielle änderung vorzunehmen. Kahle erklärt im vorworte, obwol er sonst kein freund von normalisierungen sei, habe er es im hin- blick auf anfinger für geraten gefunden, solche doch vorzunehmen. An die viel- umstrittene frage der textnormalisierung im allgemeinen und principiellen soll hier nicht gerührt werden; gerade im vorliegenden buche aber wäre es wol angezeigt gewesen, vollständig unnormalisierte texte zu geben. Es fehlt uns ja leider ganz an einer bequemen zusammenstellung von kürzeren proben altsländisch-norwegischer handschriften-orthographie, welche man üben über die entwicklung der sprache und schreibung zu grunde legen könnte; Gislasons *44 Præter* (Koph. 1860) und *Um frumparta islenzkrar tungu* (1846) können unbeschadet ihres noch immer hohen wertes doch schon ihrer entlegenheit halber nicht in betracht kommen. Kahle würde sich

ein grosses verdienst erwerben, wenn er sich entschliessen könnte, den abschnitt „Lesestücke“ in diesem sinne umzugestalten und daraus „Sprachproben“ zu machen, umso mehr als der anfänger, dem es nur auf die festigung in den praktischen regeln ankommt, in Holthausens lesebuch ein umfassenderes material zur lectüre findet. Dasselbe bietet (zum teil unter zugrundelegung des in Skandinavien geschätzten lesebuches von Hjalmar Falk, doch in selbständiger ausführung und mit abweichender auswahl) eine so glückliche anthologie mythologisch, sagengeschichtlich und historisch interessanter stücke der prosalitteratur (minder reichhaltig ist aus naheliegenden gründen die poesie vertreten), dass es vortrefflich geeignet erscheint, dem beginner die vielseitigen interessen, welche die altisl.-norweg. litteratur bietet, so recht zu beleuchten und ihm genuss zu bereiten: zahlreiche sprachliche und sachliche erklärungen ebnen dem anfänger die wege und verweise auf Pauls Grundriss und Weinholds Altnord. leben geben fingerzeige für eingehendere studien.

Es ist zu wünschen und zu hoffen, dass beide werke dem studium des altnordischen neue anhänger zuführen mögen; wer sich in die historische grammatik des altnordischen einarbeiten will, wird vorzugsweise Kahles buch, das gerade in dieser richtung sehr gut orientiert, mit grossem nutzen studieren; die andere seite des sprachstudiums, die aneignung der klassischen litteratursprache Islands ermöglichen beide einführungen; zur wahl des lehrbuchs von Holthausen für diese zwecke dürfte manchen vielleicht das schöne und interessante lesebuch bestimmen.

DRESLAU.

O. L. JIRČEK.

Eyrbyggja saga herausgegeben von **Hugo Gering**. (A. u. d. t.: Altnordische sagabibliothek herausg. von Gustaf Cederschiöld, Hugo Gering und Eugen Mogk. Heft 6.) Halle a/S., Max Niemeyer. 1897. XXXII, 264 s. 8 m.

Da die verdienstliche ausgabe der Eyrbyggja von Guðbr. Vigfússon (Leipzig. 1864), welche durch die kleinen isländischen textabdrücke (Akureyri 1882 und Reyk. 1893) nicht ersetzt werden kann, seit jahren vergriffen ist, so wird die meinige, die in dem ausführlichen commentar namentlich die realien eingehend berücksichtigt, den freunden des altnord. schrifttums und besonders den fachgenossen, die in ihren seminarübungen einen isländischen prosatext vorzulegen wünschen, wie ich hoffe, nicht unwillkommen sein. Denn gerade zur einföhrung in die sagalitteratur eignet sich diese nicht allzu umfangreiche, höchst interessante und an wichtigen aufschlüssen über das isländische altertum reiche erzählung wie kaum eine andere.

Dass ich es selber unternehme, mein buch anzuzeigen, geschieht hauptsächlich deswegen, weil ich in der einleitung eine irrthümliche angabe, auf die ich leider erst nach vollendung des druckes aufmerksam ward, sofort rectificieren möchte. Es ist nämlich nicht richtig, dass — wie ich s. XX bemerkte — die einzige chronologische unmöglichkeit in cap. 29 sich findet. Eine zweite ist, was im commentar (s. 182) ausdrücklich bemerkt, bei der redaction der einleitung aber übersehen wurde, in cap. 50 enthalten. Wenn nämlich die Þorgunna der Eyrbyggja und die des Þorfinns þátr karlsefnis, woran kaum zu zweifeln ist, ein und dieselbe person sind, so muss die ankunft dieser frau auf Island beträchtlich später als im jahre 1000 erfolgt sein, da Leifr Eiríksson erst nach 995 mit ihr bekannt geworden sein kann und sie damals schwerlich schon das 30. lebensjahr überschritten hatte. War sie bei ihrem eintreffen auf Fróðá über 50 jahre alt (Eyrb. 50, 10), so ist ihre reise mindestens

um 20 jahre zu früh angesetzt; sie muss erfolgt sein, als Snorri bereits dem greisenalter sich näherte und Kjartan Þuridarsen längst ein erwachsener mann war. Die geschichte der Þorgunna wird also in der gestalt, in der sie der verfassers unserer saga kennen lernte, schon stark verdunkelt gewesen sein, was auch der umstand bestätigt, dass ihr sohn Þorgils, den sie dem in Grönland weilenden vater zuführen wollte und der nach dem tode der mutter wohl auf eigene hand die reise fortsetzte, in der Eyrb. gar nicht erwähnt wird. Die chronologie der saga zu retten wäre nur möglich, wenn man annehmen wollte, dass die notiz über das alter der Þorgunna auf einem irrthum beruhe: die frau müsste dann bald nach der geburt ihres sohnes die heimat verlassen haben und dieser zunächst längere zeit in Island geblieben sein, ehe er nach Grönland sich begab, um seinen vater aufzusuchen. Diese zweite alternative ist jedoch nach dem, was in der note zu Eyrb. 51, 10 ausgeführt ist, mindestens unwahrscheinlich.

Auf ein zweites, mir selber unbegreifliches versehen wurde ich freundlichst von Björn Magnússon Ólsen aufmerksam gemacht. In der note zu c. 56, 7 (s. 202, 3) findet sich die falsche angabe, dass die mutter des Þorgils Høllusen eine tochter des Dala-Álfr gewesen sei, während in der nächsten spalte (zu s. 202, 3. 4) richtig bemerkt ist, dass sie eine tochter des Gestr war. Þorgils war allerdings ein enkel des Dala-Álfr: dieser war jedoch sein grossvater von väterlicher seite; vater des Þorgils war nämlich der in Eyrb. nicht erwähnte Snorri Dala-Álfsson (Landn. II, 18—s. 115¹⁶).

In § 4 der einleitung hätte erwähnt werden sollen, dass die in Eyrb. überlieferten Mählidings visur, die stropfen aus der Illuga drápa und den Hrafnas mál, sowie die „staka“ in cap. 43, 9 in das Corp. poet. bor. von Guðbr. Vigfússon und Fred. York Powell (Oxford 1883) aufgenommen sind: s. daselbst bd. I s. 358; bd. II s. 57—60 (vgl. 571); 61 (vgl. 571); 115 (vgl. 579). Gegenüber der bearbeitung der visur in der Leipziger ausgabe der saga bezeichnet jedoch die gestaltung des textes in dem englischen sammelwerke kaum einen fortschritt.

KIEL, OCT. 1897.

HUGO GERING.

Deutsche grammatik. Kurzgefasste laut- und formenlehre des gotischen, alt-, mittel- und neuhochdeutschen. Von **Friedrich Kauffmann**. Zweite vermehrte und verbesserte auflage. Marburg, N. G. Elwert. 1895. VI, 108 s. 2,10 m.

In der neuen auflage hat sich der abriß der Deutschen grammatik nach ausdehnung und inhalt wesentlich verändert und in der tat verbessert. Kauffmann hat mit recht die beziehung auf Vilmar diesmal ganz fallen lassen, denn nunmehr ist auch der grundgedanke des ganzen büchleins verändert worden. Allerdings wird im vorworte als hauptzweck auch der neuauflage das bedürfnis derer betont, die schon vorlesungen über deutsche grammatik gehört haben, und denen hier in einem überblicke das wesentliche des stoffes in die erinnerung zurückgerufen werde. In wirklichkeit aber verraten die meisten änderungen in der neuen bearbeitung das bestreben, auch demjenigen, der noch keine vorlesung über deutsche grammatik gehört hat oder dem der neuere gang ihrer forschung nicht vertraut ist, die möglichkeit zu bieten, sich selbst in den stoff einzuarbeiten. Daher sind jetzt eine reihe kurzer geschichtlicher exkurse zwischen die knappen skizzen eingefügt worden, und überall wird durch anmerkungen auf die wichtigste litteratur verwiesen.

In den geschichtlichen excursen verrät sich eine woltuende gabe knapper, fasslicher darstellung; inhaltlich stehen sie durchweg auf dem gesicherten boden der neueren forschung, vielfach beruhen sie auf eigenen arbeiten des verfassers. Den perioden der hochdeutschen sprache wird in kap. 3 ein eigener abschnitt eingeräumt. Misslich erscheint mir, dass Kauffmann an der dreigliederung festhält und nicht zwischen die mittelhochdeutsche und neuhochdeutsche periode eine frühneuhochdeutsche einschiebt. Die dreigliederung lässt sich meines erachtens nur aufrecht halten, wenn man die neuhochdeutsche periode früh ansetzt. Wenn man aber, wie Kauffmann, das wesen unserer neuhochdeutschen schriftsprache in bestimmte sprachliche einzelheiten setzt (kap. 3), die erst nach Opitz in die erscheinung treten, kommt man zu der vor dem forum der litteraturgeschichte ungeheuerlichen schlussfolgerung, dass Luther der mittelhochdeutschen periode näher stehe (§ 3 anm. 1). Ich sehe auch keinen stützpunkt für diese gliederung, sondern eine schwäche derselben in der notwendigkeit, die mittelhochdeutsche periode zu spalten. Für diese hält ja der gewöhnliche sprachgebrauch als wesentliches kennzeichen die standessprache fest, die die höfische dichtung beherrscht; hier wird ihr nun eine zweite unterabteilung angegliedert, in der die sprache des bürgertums vorherrscht. Diese sprache tritt allerdings in „geschichtswerken und rechtsdenkmälern, in den erbauungsbüchern und bibelübersetzungen, in den urkunden und geschäftsbriefen“ (§ 3 anm. 2) zu tage, aber dass sie überhaupt an die oberfläche sich hervorwagt, ist eben das zeichen einer neuen zeit, einer geistigen bewegung, die näher an unsere tage heranreicht, als an die gepflogenheiten, die wir als eigentlich mittelalterlich auffassen. Es ist eben eine übergangszeit und als solche muss sie ja auch Kauffmann nehmen, wenn er (§ 32) den anregungen Burdachs folgend die anfänge der neuhochdeutschen schriftsprache bis an den hof Karls IV. zurückverlegt. Damit gewinnen wir für jenen zeitraum, innerhalb dessen die ausläufer der mittelhochdeutschen sprachentwicklung in die lokalen schriftsprachen ausmünden, als gegenteilige bewegung das ringen um eine über den landsprachen sich erhebende gemeinsprache. Es würde sich also auch vom sprachlichen standpunkt aus die annahme einer übergangsepoche empfehlen, und da wir dasselbe bedürfnis bei der litteratur- und kulturgeschichte wahrnehmen, so läge es schon in dem interesse des zusammenhangs zwischen sprache, litteratur und geschichte, die frühneuhochdeutsche übergangsperiode anzuerkennen. In ihr erhielt Luther seinen richtigen platz, wie andererseits in ihr die mittelalterlichen neigungen Maximilians I, die Kauffmann (§ 3, anm. 1) als zeugnisse für die ausdehnung des mittelhochdeutschen zeitraumes verwertet, vielmehr das letzte auflackern eines erlöschenden geistes darstellen.

Die arbeiten des verfassers spiegeln sich in der liebevollen hervorhebung der mundarten im gegensatz zur schriftsprache und in der aller orten wiederkehrenden beobachtung des schreibgebrauches im verhältnis zur aussprache wider. Nach beiden seiten ist durch die unarbeitung die wissenschaftliche bedeutung des anspruchsvollen buches vertieft und der praktische wert gehoben. Kauffmann hebt vor allem hervor, dass in den mundarten das schlussglied der sprachgeschichte seit ahd. und mhd. epoche vorliege, und dass demgemäss in hervorragender weise die lebenden mundarten in betracht kommen. Die grenzlinien der einzelnen mundarten des hochdeutschen sprachgebietes werden in § 4 gezogen, wobei die berichte über den Sprachatlas und ebenso eigene einschlägige forschungen verwendung fanden. Es sind namentlich die sondergruppen innerhalb der grossen stammesgrenzen, die jetzt sorgfältiger abgegrenzt sind, so das elsässische, niederalemannische, schwäbische innerhalb des alomanischen

dialektes, die hessische, thüringische, obersächsische, schlesische gruppe innerhalb der mitteldeutschen mundarten. Fischers geographie der schwäbischen mundart konnte natürlich noch nicht berücksichtigt werden. Wie es den anschauungen über die altersbestimmung der wichtigsten mundartlichen erscheinungen entspricht, hat Kauffmann die dialektverhältnisse in erster linie bei den mittelhochdeutschen vocalen und consonanten zur darstellung gebracht. Hierdurch wird mancher vorgang, der bei der früheren gewohnheit, die mundarten erst an der neuhochdeutschen schriftsprache zu messen, verschoben worden war, wider in das rechte licht gesetzt, so die diphthongierung von *i* und *ü* in der bairischen mundart. Vor allem aber wird dem tatsächlichen stande der mittelhochdeutschen handschriften besser rechnung getragen. Durch die sorgfältige angabe der wichtigsten orthographischen schwankungen erhalten ausserdem die angehenden historiker und andere, die auf mittelalterliche texte angewiesen sind, ein bequemes mittel zu reicher belehrung.

Das verhältnis von lautwert und schreibung bot auch sonst gelegenheit zu wertvollen neuerungen. So wurde ein paragraph über das zuständige lateinische alphabet eingeschoben, es werden jetzt die längebezeichnungen und die interpunktion behandelt. Für die schreibung althochdeutscher texte lagen eigene untersuchungen des verfassers vor; an dem mittelhochdeutschen zeitraum verdient die energie beachtung, mit der namentlich mitteldeutscher schreibgebrauch und mitteldeutsche aussprache auseinander gehalten werden, so bei der umlautsfrage des *u*.

Auch an einzelheiten wäre gar manches hervorzuheben, ich beschränke mich hier auf einige bemerkungen. So wurde s. 35 ein neuer absatz über die althochdeutsche betonung eingefügt. Gut und klar wird hier an den dreisilbigen wörtern das schwanken im satzzusammenhange dargestellt. S. 57 wird die verschiebung des anlautenden *k* und inlautenden *k* nach consonanten, die in der ersten auflage noch den oberdeutschen mundarten zugesprochen war, auf den hochalemannischen dialekt eingeschränkt, es lässt sich aber namentlich nach consonanten noch heute in bairischen gebirgsgegenden eine veränderte aussprache des *k* beobachten, aus der sich wol auch das *ch* der bairischen schreibung (s. 63) erklären liesse. Für *b* und *g* ist die neue auffassung, die in der ersten auflage schon angedeutet war, nun als grundlegend durchgeführt worden (s. 57), dass der ursprüngliche lautwert in stimmhaften reibelauten bestand, die sich zu stimmlosen weichen verschlusslauten entwickelt haben unter zulassung mehrerer ausnahmen.

Kaum verändert ist die formenlehre. Hier sind nur einige excursus eingeschoben, die geschickt darauf berechnet sind, das geschichtliche verständnis der tabellen zu erleichtern (vgl. s. 69. § 1. 74). Ebenso haben einige mundartliche beobachtungen platz gefunden (vgl. s. 94/95). Und endlich ist die neue auffassung von dem aoristcharakter des sogenannten schwachen praeteritums im gegensatz zu dem im starken praet. vorliegenden perfekt zum ausdruck gekommen. Vielleicht hätten sich daran auch einige schlussfolgerungen aus der mundartlichen formenlehre reihen lassen.

Verhältnismässig wenig neuerungen zeigt das gesamtgebiet der neuhochdeutschen grammatik, obwol der verfasser schon in der ersten auflage hervorhob, dass dem benutzer hier mehr „anregung“ gegeben werde „persönlich auf seinen sprachstoff zu achten und denselben nach grammatischen kategorien zu sichten.“ Ich habe nach dieser seite das buch in neuhochdeutschen übungen erprobt und allerdings viel dankenswertes wahrgenommen; namentlich möchte ich hervorheben, dass es in der tat bei den erscheinungen der neuhochdeutschen grammatik vor allem auf

den rahmen ankommt, in den der anfangler seine eigenen wahrnehmungen eintragen kann. Immerhin wären aber bei einer späteren neuauflage des buches gerade für die neuhochdeutschen formen doch mehr belege und in manchen einzeldingen eine andere darstellung wünschenswert. — S. 103 z. 9 lies: zu gunsten des letzteren oder ersteren.

HEIDELBERG, 30. JUNI 1897.

H. WUNDERLICH.

Einführung in das studium des mittelhochdeutschen. Zum selbstunterricht für jeden gebildeten von dr. **Julius Zupitza**. Fünfte verbesserte auflage besorgt von dr. **Franz Nobiling**. Berlin, Gronau 1897. VI, 122 s. 2,50 m.

Das nach des verfassers tode neu aufgelegte, im jahre 1868 zuerst erschienene buch gibt eine induktive methodische einföhrung in die elementar-grammatik und -metrik des mhd. an der hand der ersten 12 stropfen des vierten Lachmannschen liedes aus der Nibelungen Not, und zwar in form von anmerkungen, die an den text und die wörtliche sublinearübersetzung jeder einzelnen strophe angeknüpft sind, dergestalt, dass es in 12 lektionen zerfällt, deren jede ihr pensum behandelt, und am ende der schüler mit einigen ratschlägen zur selbständigen lektüre entlassen wird. Über vorzüge oder mängel des buches ist jetzt natürlich nicht mehr angemessen zu urteilen. Der herausgeber hat an dem text nur eine stelle, und zwar sachgemäss, geändert. Erlaubt muss aber die frage sein, ob diese neuauflage wirklich nötig war. Auflagen beweisen. Das buch muss nicht bloss auf empfehlung gekauft, sondern gelesen, studiert und weiter empfohlen worden sein. Es hat also einem bedürfnis entsprochen und es hat viele strebsame „gebildete“ gegeben, welche artig jede lektion lernten, ehe sie sich an eine neue strophe wagten. Ob aber heutzutage personen, welche neigung haben, mhd. zu ihrem eigenen vergnügen zu lernen, geduld und zeit haben, sich so schuleistern zu lassen, muss bezweifelt werden. Die absicht des verfahrens ist, den lesern zu einem mehr als mechanischen verständnis (wie in den Pfeifferschen Brockhausausgaben), zu einem einblick in den grammatischen bau zu verhelfen. Es ist eine offene frage, wie man das erreichen soll. Klar muss aber der zweck sein: soll es nur ein hilfsmittel für das verständnis der litteratur sein oder soll das interesse für die sprache selber erweckt werden. Im ersten falle ist das bequemste verfahren das beste. Im zweiten falle kann der leser aber mehr als einzelne tatsachen verlangen, er will, wenn er ein gebildeter mann ist, ideen kennen lernen, die den tatsachen ihre bedeutung geben. Eine der wichtigsten ideen, welche in dem letzten menschenalter die sprachwissenschaft sich erworben und geklärt hat, ist die, schon fast populär gewordene: dass die gesprochene sprache das erste, und die geschriebene erst das zweite ist. Dies buch geht aber durchweg von der entgegengesetzten auffassung aus. Die erklärungen schliessen sich an die im texte grade stehende schreibform an. Darum ist das buch veraltet und nicht mehr jedem gebildeten zu empfehlen. Das trifft natürlich nicht den verfassung, der es vor 30 jahren geschrieben hat, sondern den herausgeber, der sich hätte überlegen können, ob dieser akt der pietät angebracht sei.

HAMBURG.

G. ROSENHAGEN.

Der Trierer Silvester herausgegeben von **Karl Kraus**. Das Annolied herausgegeben von **Max Roediger**. Monumenta Germaniae historica. Deutsche chroniken bd. I, teil II. Hannover 1895. VI, 145 s. 4. 5 m.

Als ergänzung der Kaiserchronik erscheinen in der zweiten abteilung des ersten bandes der deutschen chroniken die mit ihr in engem zusammenhange stehenden beiden dichtungen Silvester und Annolied. Die darlegung der ansichten der herausgeber über diesen zusammenhang nimmt zuerst das interesse in anspruch. Die beiden stücke sind als zeugnisse für eine ältere gereimte deutsche chronik angesehen worden, welche ihnen ebenso wie der Kaiserchronik zu grunde gelegen haben würde. Der herausgeber der Kaiserchronik hat sich zuletzt gegen diese ansicht ausgesprochen. Kraus und Roediger kommen, jeder von seinem gegenstande aus, zu verschiedenen meinungen. Der erste begründet im wesentlichen und modificiert im einzelnen durch eine übersichtliche und überzeugende quellenuntersuchung die von Schröder (Zur Kehr. v. 7806, s. 439) ausgesprochene, von Vogt (Ztschr. 26, 560—562) bereits durch wichtige gründe gestützte ansicht, dass der verfasser des Silvester die betreffende episode der Kehr. zu grunde legte und daneben, zur ergänzung, die Vita S. Silvestri im Sanctuarium des Mombritius heranzog. Den ausgangspunkt bietet dafür der wichtige nachweis, dass diese uns bekannte Vita nicht die quelle der Kehr. gewesen ist. Nicht minder bemerkenswert ist die letzte folgerung, dass die veränderungen, welche der text der Kehr. in der gereimten legende erfahren hat, darauf führen, dass die episode aus dem gedächtnis, im ganzen gut, reproduciert ist. So auffällig es scheint, so gut ist es begründet, und es wird durch die vergleichende lektüre beider texte bestätigt. So ist es auch möglich, die durcheinander gehende doppelbenutzung der beiden quellen, welche zu den schlimmsten confusionen anlass gegeben hat, befriedigend zu erklären.

Ist der Trierer Silvester kein zeugnis für die „alte deutsche reimchronik“, so kann darum doch eine solche die gemeinsame quelle von Annolied und Kaiserchronik gewesen sein. Da dies von dem herausgeber gegen Wilmanns und Zarucke, denen sich Schröder (Kehr. s. 65. 438) angeschlossen hatte, wider aufgenommen wird, so ist es nötig auf diese mehrfach erörterte frage einzugehen.

Zunächst ist eine stelle auszuscheiden, aus welcher Roediger den schluss zieht, dass „im dritten oder vierten jahrzehnt des 12. jahrhunderts jene reimchronik noch in der Kölner gegend vorhanden war“ (s. 88), nämlich in dem dorthier stammenden bruchstück von Christi geburt (Kraus, Deutsche gedichte des 12. jahrh. nr. 1): *uns sagent von aldere die büch — si stihlen manie burge* (v. 64—69). Der eindruck, dass diese worte auf das Annolied bezug nehmen, ist nicht abzulengnen, besonders wegen v. 69 (vgl. Annol. v. 121 fgg.). Roediger deutet nun *ron aldere* als *ron alder* ē: bücher vom alten bunde. Ein solcher ausdruck würde allerdings nicht fürs Annolied passen; also sei die alte reimchronik gemeint. So hübsch wie die conjectur ist, so wenig lässt sich die frage verschweigen, warum der dichter für die zeitverhältnisse der geburt Christi sich grade auf ein buch *alder* ē berufen sollte. Dann wäre sicher zu stellen, dass der ausdruck die eigenbedeutung „chronik des alten bundes“ schon zur zeit nicht nur der entstehung jenes fragments, sondern auch der alten chronik gehobt hat. Ist aber die deutung der stelle richtig, so ist damit doch noch nichts für das Annolied bewiesen: wenn nicht aus dem texte dieses gedichtes selbst und dem der Kaiserchronik der zwingende beweis geliefert wird, dass beiden eine gemeinsame quelle zu grunde liegt, ist entweder der ausdruck *ron alder* ē unzutreffend, oder die stelle bezieht sich nicht auf das Annolied.

In den zu vergleichenden stellen der beiden denkmäler, welche von Roediger durch eine tabellarische übersicht (s. 73. 74), von Wilmanns Über das Annolied, s. 97—106, durch parallelruck der texte veranschaulicht worden sind, ist die übereinstimmung, besonders im wortlaut, so gross, dass man zunächst sich nur vor die frage gestellt glaubte, wer von beiden der abschreiber sei. Dass es der Annodichter nicht gewesen ist, wies Kettner (Ztschr. 9, 267—275) unwidersprochener weise nach; derselbe konnte sich aber wegen einer reihe von differenzen nicht entschliessen, diese rolle der Kchr. zuzuweisen. Er nahm daher die gemeinsame quelle an. Auch nach Wilmanns widerspruch hielt er sie aufrecht (Ztschr. 19, 327 fgg.), und Roediger hat seine gründe durch eine reihe wichtiger beobachtungen erweitert. Zunächst ist aber im Annol. keine spur davon, dass jenes stück als ganzes einer besonderen quelle entnommen wäre. Mögen wir uns auch wundern, dass im mære von Sente Annen von Caesar, von Troia, von Aeneas usw. erzählt wird, es ist darum doch sicher, dass derselbe dichter, welcher den anfang und die zweite hälft des Annol. verfasst hat, all die fabulose historie mit bewusster absicht in sein gedicht hineingesponnen hat. Wilmanns, der die einheitlichkeit dargelegt (Über das Annolied s. 6—10), hat nur darin, dass er die disposition als besonders klar und gut hinstellen möchte, und darin, dass er das lob Kölns als ein neben dem lobe Annos beabsichtigtes thema ansieht, die sache etwas zu scharf angezogen. Was gegen das „lob Kölns“ von Roediger s. 81 (weniger glücklich von Kettner Ztschr. 19, 479—516), bemerkt wird, muss anerkannt werden, es ändert aber an dem urteil nichts. Die einheitlichkeit des Annoliedes besteht darin, dass der dichter, soweit er auch mit seinen digressionen ausholt, immer wider dahin zurück kommt, von wo er ausgieng, und dass die einzelnen abschnitte mit unverkennbarer sorgfalt aneinandergelknüpft sind. Dazu kommt die einheitliche art, sozusagen methode, wie Zarucke (Ber. d. kgl. sächs. ges. der wissensch. 1887 s. 300) sie charakterisiert hat. Dass in dieses werk mehr als sachliche einzelheiten und gelegentliche wörtliche reminiscenzen hinübergewonnen wären, ohne dass spuren davon zu finden wären, würde sehr seltsam sein. Aber solche spuren sind nicht zu finden, wie Roediger selbst ausdrücklich hervorhebt (s. 81). Kettners darlegung in seiner replik gegen Wilmanns (Ztschr. 19, 327) bringt nichts von belang. An einer einzigen stelle hat Wilmanns selbst eine störung im zusammenhang des Annoliedes gefunden, v. 396—399, wegen des *sorhsam* v. 398, worauf die gründung von zwingburgen, wie die Kchr. sie verworren berichtet, gut passen würde. Wilmanns a. a. o. s. 48. 54. Mit recht bemerkt Roediger s. 81, dass ohne die Kchr. man nicht darauf gekommen sein würde, hier eine unterbrechung zu empfinden. In dem zusammenhang des Annol. ist es durchaus passend, dass Caesar nach unterwerfung sämtlicher stämme Deutschlands wider nach hause geht. Die worte *si wærin imi idoch sorhsam* sind an dieser stelle ausreichend erklärt, wenn sie als resumierender schlusssatz des abschnittes von den Franken (nach der art des Annodichters, die der herausgeber so häufig anzumerken anlass hat) aufgefasst werden: sie bereiteten ihm aber tüchtige schwierigkeiten.

Wie zwingend müssen daher die gründe sein, die sich aus der vergleichung des Annol. mit der Kchr. ergeben! Ehe wir auf die einzelnen differenzen eingehen, müssen wir die auffällige tatsache betonen, dass überall, wo die Kchr. ganze abschnitte bringt, welche nicht im Annol. stehen, der glatte gang der erzählung in der Kchr. unterbrochen wird. Entweder können wir einschub und widereinlenken beobachten und so die benutzung einer anderen quelle erschliessen (die 7 wochentage, v. 63—208, vgl. Roediger s. 79), oder wir kennen die quelle, wenn nicht

selbst, so doch eine andere benutzung von ihr (v. 606—642. Arnolds nebenzahl? vgl. Roediger s. 77), oder es zeigt ein schroffer wechsel im stil und eine inhaltliche verwirrung, dass nicht dieselbe klarredende vorlage wie vor- und nachher benutzt ist (v. 379—394). Und auch das stück von der eroberung Triers durch Caesar kann nicht derselben quelle entnommen sein, aus welcher der bericht über seinen deutschen und nachher über seinen orientalischen krieg entnommen ist. Denn dass er truppen aus Germanien und Gallien gegen Pompejus ins feld führt, ist noch kein beweis dafür, dass die eroberung Triers vorher erzählt worden ist. Wenn man durchaus solche schlüsse machen will, so ist höchstens der erlaubt, dass ein ähnlich summarischer bericht von der eroberung Galliens gegeben worden wäre. Unter allen umständen würde ein solcher abschnitt an der stelle, wo ihn die Kehr. bringt, nach der eroberung Deutschlands, am falschen platze sein. Entweder hätte dann die Kehr. die reihenfolge der quelle verändert, ohne dass der grund zu ahnen ist, oder schon die quelle würde diesen unsinn enthalten haben. Man kommt also grade auf diesem wege zu künsteleien, während die tatsachen der überlieferung dafür sprechen, dass das ganze stück in den fertigen text der Kehr. interpoliert ist (vgl. Vogt, Ztschr. 26, 551; anders Roediger s. 75. 76). Das vorhandensein des traumes Daniels in der gemeinsamen quelle von Annol. und Kehr. beweist nichts, ehe diese quelle nicht naderweitig bewiesen ist.

Nichts spricht für die gemeinsame quelle. Entweder ist zweimal dieselbe auswahl getroffen worden, oder die quelle enthielt für die betreffende zeit, Caesar bis August, nicht mehr als Kehr. und Annol. zusammen bieten. Auch in diesem zweiten, allein in frage kommenden falle, würde die grosse gleichartigkeit der benutzung der quelle durch den compilierenden chronisten und den innerlich verarbeitenden Annodichter schwer zu begreifen sein. Wo sie nicht sachlich abweichen, auslassen oder zufügen (was zunächst unentschieden bleibt), da stimmen sie im wortlaut. Und bei diesem massenhaften abschreiben merkt man nichts davon, wenn man den Anno allein liest!

Es wäre noch möglich, die quelle nach rückwärts zu erweitern, und ihr den ganzen abschnitt von Annol. v. 121 an zuweisen, dessen auslassung durch die Kehr. begreiflich sein würde. Aber dann kommen wir immer mehr in die grosse schwierigkeit, in was für einem buche dieser stoff in dieser weise behandelt worden sein soll. Jedenfalls in keinem, das erzählen will, und das ist doch eine chronik, während die einföhrung und behandlung des stoffes in diesem abschnitt der eigenart des Annodichters durchaus entspricht, desselben dichters, welcher das loblied, oder ruhmgedicht, auf den heiligen Anno mit einer kurzen erörterung über die natur und entstehung des menschen, über sündenfall und erlösung einleitet. Aus diesen erwägungen ergibt sich für die beurteilung der einzeldifferenzen zwischen Annol. und Kehr. folgender grundsatz: Wenn neben der erkärung aus einer gemeinsamen quelle die auffassung, dass das Annol. der Kehr. vorgelegen hat, möglich ist, genügt dies nicht zum beweis; es muss eine verschiedene auffassung ausgeschlossen sein.

Die differenzen teilen sich in sachliche und formelle. In der ersten gruppe gibt es zunächst einige fälle, wo Kehr. sachlich richtigeres bietet. Dass dies aber nicht auf einer tröueren wiedergabe der gemeinsamen quelle beruht, sondern dass die Kehr. absichtlich eine korrektur anbringt, hat Kettner für Mantone Padowe Kehr. v. 369. 370, aus Pitavium (Patavium) und Timavio Annol. v. 383. 384 selbst vorgeschlagen. Es liegt kein grund vor, es nicht auf Rigidus Cato Kehr. v. 485 (Annol. v. 429) und besonders auf die darstellung des unterganges des Pompejus anzuwenden,

wie Wilmanns es dargestellt hat (s. 59. 60). Fragwürdig ist in dem letzten fälle der stilwechsel in der Kehr. Ähnliches beobachten wir an der zusatzstelle der Kehr., welche am meisten für die alte quelle angezogen worden ist: die städtegründungen, von welchen das Anol. nur einmal, zu Augustus, die Kehr. zweimal, auch zu Caesar, erzählt. Dass nach Anol. v. 398 keine unterbrechung zu konstatieren sei, ist bereits besprochen. Ebenso wenig lässt sich da, wo die gründungen erzählt werden, nachweisen, dass etwa auseinandergehöriges zusammengesetzt oder richtigeres unrichtig widergegeben wäre. Die gründung Kölns bietet den anlass, die wichtigsten städtegründungen der Römer am Mittelrhein und an der Mosel zu erwähnen. Es sind auch gerade die wichtigsten, und dass *Meginxa* ein kastell genannt wird, ist nicht nur nicht historisch unrichtig, sondern es müssen damals deutlichere reste als heute von der römischen burg existiert haben, von denen der dichter wahrscheinlich gehört hat. Kettner findet dagegen in den worten der Kehr. *duo uorhte der helt snel inegin megenze ain kastel* die widergabe des richtigeren. Es sei der ort Kastel gemeint gewesen. In der Kehr. steht aber ein appellativum *ain k.*, also kein Ortsname. Ob in der quelle aber der ort gemeint gewesen ist, das ist nicht zu erweisen. Immerhin, wenn auch der ort Kastel existiert hat, so ist es nicht gewiss, ob man im 11. Jahrhundert ebensolchen augenscheinlichen und durch lebendige tradition bestärkten anlass hatte, ihn für eine römische gründung zu halten.

Des weitern hat Kettner (Ztschr. 9, 280) und ihm folgend Roediger (s. 74 und 75) die aufzählung der im Anol. v. 504 erwähnten *sedilthore* vermisst. Es ist aber nicht notwendig, die verse 503. 504 als einleitung einer solchen aufzählung, wie sie in der Kehr. v. 381—388 steht, aufzufassen. Das wort *sedilthore* ist schwierig zu deuten; in dem zusammenhange des Anol. bezeichnet es dasselbe wie *restc burge* v. 498. Dann erklärt man die verse am besten als erweiternden rückblick auf das vorhergehende: „damals liess er am Rheine seine herrensitze bauen“. Auch auf folgende, wie es die interpunktion bei Wilmanns andeutet, lassen sie sich beziehen, wenn auch weniger gut; gemeint sind dann Mainz, Metz, Trier.

Nun könnte der vergleich mit der Kehr. aber lehren, dass diese verse in einem andern zusammenhange, dem sie mit geschick entnommen wären, noch besser gepasst hätten. Diese möglichkeit lässt sich nur im zusammenhang mit der allgemeinen frage zurückweisen: bietet die Kehr. darin, dass sie zweimal von städtegründungen berichtet, dass sie den ersten bericht mit der erwähnung der *sedilthore* einleitet, dass sie die gründung von Mainz im ersten berichte bringt, die fassung einer von der Kehr. treuer befolgten gemeinsamen quelle?

Zunächst ist bekanntlich die ganze erste aufzählung unsinn (Zarnecke a. a. o. s. 300. Roediger s. 74). Das kann man nicht dadurch abschwächen, dass ihr urheber am Rheine nicht bescheid wusste (Roediger s. 74, 34); nicht bloss die geographie ist konfus, sondern die ganze stelle ist unklar. Das widerholte *der ze huote* gibt zwar einen wortsinn, aber keine fassbare vorstellung. Was soll man sich darunter denken? Andererseits kann nur jemand, der specielle ortskennntnisse anbringt, zu angaben in so detaillierter form kommen. Irgend etwas steckt dahinter, was der Kehr. in sehr verstümmelter form vorgelegen hat und durch konjekturen noch weiter von seiner ursprünglichen form entfernt worden ist. Diese konjektureltätigkeit, mag man sie dem chronisten oder einer mittelüberlieferung zuschreiben (vielleicht war auch die quelle lateinisch, so dass misverständnis der sprache auch sein teil dran hatte) verrät sich in den formell richtigen namen, die geographisch nicht passen. Vielleicht

weist uns *Dize* auf eine zusammenstellung von rechtsrheinischen brückenkopf-orten in verbindung mit den hauptorten auf der Römerseite. Dazu würde allerdings Kastel und Mainz gepasst haben. Es hätte dann die Kehr. Mainz in dieser verbindung schon vorgefunden und deshalb, nachher bei der erwähnung der stadt im Annot., sie als erledigt ausgelassen.

Wie dem auch sei, dass diese quelle dem Annotichter vorgelegen habe, ist nicht zu erweisen. Mainz ist bei ihm, in verbindung mit den Rheinstädten und vor den Moselstädten, sicher so gut am rechten platze, wie es in jener quelle vielleicht gewesen sein kann. Ebensowenig kann man zu dem urteil gezwungen werden, dass die *sedithore* in der Kehr. besser passen, weil auf sie eine aufzählung folgen müsse, oder dass dieser ausdrück besser auf Boppard, Deuz und Ingelheim als auf Worms und Speier angewandt werde.

Man hat in einigen abweichungen des Annot. von der Kehr. die absicht erkennen wollen, Köln mehr hervorzuheben (Kettner, Ztschr. 19, 485); so darin, dass die städtegründungen alle zusammen im anschluss an die Kölns erwähnt werden; ferner in Annot. v. 489: Agrippa wird geschickt, *dax er eini burg worhta* gegen Kehr. 645 *aine burch worhte dö der herre*. Diese auffassung ist in beiden fällen so subjektiv, dass sie nicht verbindlich ist. In dem dritten falle aber ist *Romère chraft* Kehr. 660 eine aus dem zusammenhang sich ergebende, verdeutlichende korrektur von *düu iri craft* Annot. 518, während umgekehrt es sehr unwahrscheinlich ist, dass, um einen namen hervorzuheben, man das personalpronon an stelle eines andern namens einsetzt. Und so kommt man weiter zu befriedigenden aufschlüssen, wenn man zugibt, dass das Annot. die vorlage der Kehr. gewesen ist. Der chronist nahm anstoss daran, dass zu Augustus zeit gründungen Caesars erwähnt wurden, und fühlte das bedürfnis, auch von Caesar städtegründungen zu berichten. Er hatte einen schlechten bericht, den er an der stelle, wo es sachlich passte, einfügte. Ob ihm die quelle schon Mainz mit bot, oder ob er es, weil auf Caesar bezogen, an die ihm historisch richtig scheinende stelle setzte, lässt sich nicht entscheiden. Dentlich ist dann sein verhalten gegenüber der Annotelle. Ausser Mainz werden noch Worms und Speier fortgelassen, Metz dagegen durch eine kleine änderung dem Augustus zugeschoben (Kehr. 651 *ain sin man* aus Annot. v. 409 *ein Caesaris man*). Dadurch entsteht aber eine verräterische unklarheit. Gemeint ist ein mann des Augustus, der formelle bau der stelle führt aber auf einen mann des Agrippa. Annot. v. 512 = Kehr. 654 bot die phrase zur verdeckung der auslassung von Worms und Speier, und schliesslich gab noch der harte reim Annot. 493. 494 anlass zu einer änderung.

Zu diesen sachlichen differenzen hat nun Roediger eine reihe von stellen aufgezogen, welche unmittelbar oder mittelbar von gemeinsamen fehlern des textes zeugen. Sie lassen sich aber mit der von uns vertretenen auffassung des verhältnisses der beiden dichtungen vereinbaren. 1) Einen gemeinsamen fehler erkennen wir in Annot. 287 *Suedo*, wozu das einstimmig überlieferte *Suero* Kehr. 289 die fehlerquelle bietet. Dieser fehler kann auch in der handschrift des Annot., welche die Kehr. benutzte, gestanden haben, und in dem uns überkommenen texte des Annot. schlecht korrigiert sein.

2) Annot. 309. 310 sind gründlich verderbt und notdürftig repariert, vgl. Roediger zu der stelle. Das echte steckt sicher in Kehr. 317. 318. Roedigers konjektur ist sehr annehmbar, aber auch als alte lesart des Annot., welche nach beutzung durch die Kehr. verderbt und wider gebessert wäre.

3) Annot. 381. 382 = Kehr. 367. 368; auch hier erleichtert Kehr. die auffindung des echten. Die art, wie der vorhanden gewesene fehler in Annot. gebessert wurde, ist der im v. 309. 310 ähnlich, und dieselbe auffassung möglich.

Dafür, das die als möglich angedeutete auffassung in diesen drei fällen vorzuziehen sei, spricht folgendes. Es sind lokale, durch versehen beim abschreiben entstandene verderbnisse. Gleich vor- und nachher sind die texte gut und stimmen überein. Es ist nicht wahrscheinlich, dass solche verderbnisse bei der überlegten entnahme aus einer quelle entstehen. Fall 1) beweist weder für noch gegen. Der um einen buchstaben entstellte name konnte von beiden, wie er gefunden wurde, übernommen werden. Er zeigt aber eine korrektorthand an dem texte des Annot. tätig; 2) und 3) dagegen passen nicht zur gemeinsamen quelle, da in Kehr. weder die ursache des fehlers, noch die form des textes erkannt werden kann, welche den korrektor zum eingreifen veranlasste; auf eine gemeinsame quelle ist kein schluss möglich. Es hindert dagegen nichts, sie als fehler anzusehen, die erst bei einer späteren abschrift des Annot. entstanden sind.

Auf dieselbe auffassung führen zwei stellen, in denen ein einzelnes wort in der Kehr. richtig, im Annot. verderbt erscheint. Annot. 369 *cimpoume* = Kehr. 357 *tanpoume*. Der buchstabe *e* kann allerdings beim mechanischen abschreiben als *t* verlesen werden (Roediger z. d. st.), aber nicht von dem dichter, der soeben sagte (oder las) *alsô hô sô*. In demselben sinne erledigt sich Annot. 445 *heristi* = Kehr. 499 *hertiste (tolecie)*.

Das letzte, was wir also auf diesem wege erreichen, ist eine gemeinsame handschriftliche quelle. Dass diese die von der Kehr. benutzte handschrift des Annot. nicht gewesen sein kann, ist nicht zu erweisen.

Dem gegenüber aber hat in anderen fällen die Kehr. an ähnlichen, lokalisierten wortverderbnissen des Annot. anstoss genommen und sich damit abzufinden versucht. Annot. 337 *Duringin* ist ein schreibfehler für *Sahsin* nach *Duringe* v. 335. 349, vgl. Roediger zu der stelle. Wilmanns (a. a. o. s. 36) hält es für einen sachirrtum des dichters, der gar nicht so ganz töricht sei. Einen sinn ergibt allerdings auch *Duringin*. Aber die ganze stelle im zusammenhang zeigt, dass *Sahsin* gemeint war. Es wird zwar noch nicht ausdrücklich gesagt, dass der wandernde teil der mannen Alexanders die Sachsen sind, aber der name selbst ist im anfang des abschnittes gleich genannt; es ist ganz selbstverständlich, dass sie es sein sollen. In der ganzen stelle von 333—346 sind sie das subjekt, die *Duringe* stehen nur in den relativsätzen: *unz ir ein teil mit seifuenigin quâmin nidir eir Eilbin, dâ die Duinge duo sâzin, die sich wider un eermâzin. ein Duingin duo dir siddi was, daz si mihhiliu mezzir hiezû sahs, der die rekkûn manigix druogin, damidi si die Duinge sluoogin* usw. (Weiter ist nur noch von den Sachsen die rede.) Die hervorgehobenen worte bezeichnen überall denselben volksstamm, *di rekkûn* ist eine stilgerechte variation von *Sahsin*. Der Kehr. schien die sache unklar, wie Roediger zu dieser stelle bemerkt, und sie liess die stelle aus. Da es aber ein schreibverschen ist, so war es eine handschrift des Annot., welche sie vor sich hatte.

Anders hilft sie sich gegenüber Annot. 427 *ranin ingegin burthin*. Die stelle ist so korrupt, dass keiner der besserungsvorschläge recht befriedigt. Die korrektur der Kehr. v. 483 *fan unte borten* erweist sich als solche dadurch, dass sie einen wortsinn enthält, aber sonst ganz unpassend ist, und setzt grade den fehler des Annot. als anlass ihrer korrektur voraus (vgl. Roediger zu dieser stelle). Ebenso muss man Roediger durchaus beipflichten, wenn er in Annot. 485. 486 nur einen notdürftigen

versuch sieht, einen alten schaden zu heilen, und dass ihn die Kehr. schon vorfand und darum die betreffenden verse hinter v. 602 ausliess. Wider sprechen die erwähnten gesichtspunkte dafür, dies für einen fehler der hs. des Annol. zu halten. Beim dichter selber würde man sich wundern, dass er an den erkennbaren schäden seiner vorlage sich hilflos abmühte, anstatt frei unzuformen.

Es bleibt noch eine stelle, wo die sache ein wenig anders liegt, Annol. 215. 216 = Kehr. 541—544, wo ein doppelter fehler in beiden sich bemerklich macht: a) die lesart Annol. *vuor her in* (Roed. im text *ein*) gegen Kehr. *vuorter sich selber zu den luften*, b) die auffallende kürze der folgenden verse in Annol., verbunden mit dem schlechten reim in beiden, der aber verschieden ist. Auf eine gemeinschaftliche handschriftliche grundlage kommen wir hier nur insofern, als in a) an derselben stelle, wo Annol. einen offenbaren schreibfehler enthält, Kehr. die ungeschickte besserung eines ihr vorgelegenen fehlers bietet, der aber nicht dem des Annol. gleich ist. In b) nur insofern, als beide schlechte reime aufweisen, von denen aber der des Annol. als ursprünglich anerkannt werden kann (vgl. Vogt in Philol. forsch., festgabe für Rud. Hildebr. s. 154) und wegen des zusammenhanges muss. Der reim in Kehr. dagegen scheint auf eine andere handschriftliche überlieferung zu weisen, als die unseres Annol. Da aber Kehr. 543 das bemühen zeigt, den kurzen vers des Annol. stärker zu füllen, so steht nichts dem im wege, dass auch hier der Kehr. das Annol. vorgelegen hat, aber in einer andern überlieferung. Nun gehört diese stelle der Danielvision an. Die gründe von Wilmanns, die betreffende partie der Kehr. als eine spätere interpolation in dieselbe aufzufassen, haben durch die von Vogt aufgezeigte lage der überlieferung der Kehr. (Ztschr. 26, 551) eine wesentliche verstärkung, eine triftige widerlegung aber von keiner seite erfahren. Unsere stelle könnte man dafür benutzen, um die ansicht dahin zu erweitern, dass dafür eine andere überlieferung des Annol. benutzt worden sei. Doch muss das natürlich zweifelhaft bleiben. Jedesfalls ist die art der benutzung der quelle in dieser partie, sei es das Annol. selbst oder die alte chronik, anders als in den übrigen abschnitten. Darum kann diese stelle nicht dagegen angeführt werden, dass in jenen die Kehr. das Annol. als vorlage gehabt hat. Der verlangte gegenbeweis kann nicht als gelungen angesehen werden.

Es darf nicht verschwiegen werden, dass nach Roedigers meinung die gemeinsame quelle jene alte Regensburger chronik gewesen ist, welche den grundstock unserer Kehr. bildet. Das ändert aber gar nichts in bezug auf das verhältnis zum Annol. Auch bei der gegenteiligen auffassung über dies verhältnis bleibt Roedigers ansicht über die vorgeschichte unseres textes des Annol. bestehen. Unser text steht in enger verwandtschaft mit dem der Kehr., eine weitverbreitete überlieferung ist nicht daraus zu folgern (s. 83, 15/20). Nur können wir uns etwas genauer ausdrücken. Unsere, von Opitz (mit ausnahme von wenigen druck- und lesefehlern Roed. s. 83) genau wiedergegebene überlieferung geht auf dieselbe, nicht ganz fehlerfreie, aber dem original sehr nahestehende (Roediger s. 66) hs. zurück, in welcher das Annol. der Kehr. vorgelegen hat. Es liegt dazwischen eine stärker entstellte hs., an der sich ein korrektor mit wenig glück verewigt hat. Auch die Vulcaniushs. (s. 66, 25) steht in naher beziehung zu der gemeinsamen quelle der überlieferung. Die Danielvision ist vielleicht aus einer anderen hs. in die Kehr. interpoliert, doch bedarf dies genauerer untersuchung.

Es haben also 3 bis höchstens 6 lss. des Annol. existiert, die aber alle noch in das jahrhundert seiner entstehung fallen (vgl. Roediger s. 66, 32). Solche verderb-

nisse, von denen wir einige fälle zu besprechen hatten, finden sich im ganzen gedicht, wie die anmerkungen des herausgebers zu den lesarten zeigen — ein grund mehr sie nicht einer älteren quelle zuzuweisen. Schwieriger ist es, die hand jenes korrektors da zu konstatieren, wo die vergleichung mit der Kehr. fehlt. Doch wird man auf ihn einige entstellungen, wie v. 14 *durch den sinen willen*, zurückführen, welche durch Roedigers treffende konjektur *sciuncu* im wesentlichen gebessert ist. Am deutlichsten erscheint mir aber seine spur in v. 86, wo es in dem summarischen bericht über die apostel heisst: *sciute Jacobus in Hierusalēm (praedikat starf v. 81) nu is her dâr in Galicia bistēn*. Die unmöglichkeit von *bistēn*, aus dem pte. praes. *bistēnde* gekürzt, was zum sinne passen würde, veranlasst den herausgeber *bistēn* als pte. perf. zu nehmen und zu erklären: „jetzt hat J. halt gemacht, ruht er.“ Sehen wir ab von der form *bistēn*, gegen die sich, trotzdem sie nicht unbelegt ist (Roediger s. 86), doch einwendungen machen liessen, so gibt der sinn viel schwereres bedenken. Der zusammenhang und der bau der periode verlangt unbedingt ein praesens, und dem entspricht auch Roedigers erklärang. Kann aber *her is bistēn* diese bedeutung haben, als reines perf. praes. nach der art des griech. *ἔστηκε*? Hat das deutsche zusammengesetzte perfekt irgendwo diese bedeutung? Und wenn dies erst noch bewiesen werden müsste, so ist es doch unzulässig, bei einem verbum, welches nicht nur den übergang aus einem zustand in den andern, sondern in erster linie schon an sich einen zustand bezeichnet. Nun erinnert aber das *bistēn* an das *cigēn* v. 382, wo die korrektur durch das *ēr* 381 in beziehung gebracht wird zu dem *ere* v. 309, vgl. Roediger zu dieser stello. Lassen wir es fort und lesen mit einer kleinen änderung *nu is her dâr in Galicie* (die quantität des *e* muss unbestimmt bleiben)! Derartige ungelehrte formen von namen, die aus gelehrten quellen stammen, finden sich in reim und hs. v. 206 und 368, gegen die hs. laut reim 364, möglicherweise auch 372 (*Iudic[en] : hinuen*), wahrscheinlich 417 *Germania : manige* (hs., Roediger *maniga*) (vgl. Kehr. 471 *Germanje : manige*), 681 *Apuliam : Ungerin* (hs., Roediger *Ungiran*, nach Schade's *Ungeran*). Sobald ein schreiber, wie es auch v. 364 geschehen ist, die lateinische form einsetzte, war die veranlassung gegeben, den reim zu bessern. Der vers erhält dann den gleichen bau, wie v. 96, die schlusswendung des abschnittes. Immerhin wäre auch *bistēnde* möglich, als beispiel für die von Vogt (Ztschr. 26, 553) und J. Meier (Lbl. für germ. u. rom. phil. 1895, 257—258) angezeigte reimart sein (— ∞ : —). Es würde aber ein unikum sein, das durch den hinweis auf die kürze des Anmol. noch nicht ausreichend begründet wäre.

Mit der aufnahme der aus dem sinn sich ergebenden besserungen ist der herausgeber sehr vorsichtig gewesen. Wir möchten noch vorschlagen v. 355 zu lesen *das die Troiëri kûm entrumin* anstatt des auffälligen *sun* (vgl. zu dieser stello). Weiter gehen eine reihe von formalen änderungen in den reimsilben, welche aus grammatischen und metrischen gründen vorgenommen sind. Durch die untersuchung der reime und der ungleichmässigkeiten in der schreibweise der hs. wird das merkwürdige resultat gewonnen, dass die mundart des dichters nicht die des entstehungs-ortes Siegburg ist, sondern sicher oberdeutsch, wahrscheinlich bairisch. Dazu ist noch der reim *mēr : gēn* hinzuzufügen, welcher bairisch ist (vgl. Bohnenberger, Beitr. XXII, 209—215). Den ursprünglichen dialekt wider herzustellen, sah sich der herausgeber durch „die gepflogenheit der MGG sich möglichst der hauptquelle anzuschliessen“ verhindert; es wäre aber auch sehr schwierig gewesen. Dagegen sind die formen der echten mundart eingesetzt, wo der reim es verlangte; desgleichen ist auch die schwankende bezeichnung des endsilbenvokals durch *e* und *i* immer nach

dem ersten reimwort geregelt. Dies verfahren ist mit rücksicht auf den nicht rein philologischen zweck der ausgabe zu billigen. Zumal ist in den ersten fällen der widerstreit mit den nichtgeänderten fällen im versinnern sehr selten und lange nicht so auffallend, dass die reime ein falsches bild von der kunst des dichters geben würden. Die zweite gruppe führt uns aber zu einer dritten gruppe von reimen, in denen der herausgeber uniformiert hat. Es sind die fälle, wo nebetonige endungen auf eine tonsilbe reimen, welche einen andern vokal enthält, als den, welcher der endung zur zeit der sog. „vollen“ vokale zukommt. Der deutlichste fall ist *irkunnöt* (ptc.) : *guot* v. 407 (Opitz *irkunnit* : *gut*). In der ausgleichung des reimes folgt der herausgeber einem vorschlage des Junius, bemerkt aber dazu „ahd. *irkunnēn*.“ Seiner früheren äusserung entsprechend *Ztschr. f. d. a.* 18, 263 dürfte er es für ein beispiel der analogen verschiebung halten, die durch die mit der schwächeren betoning und gleichzeitig weniger straffen artikulation entstandene annäherung der flexionsendungen mit verschiedenem vokal entstanden wäre, dass demnach der dichter unter den verschiedenen ihm zu gebote stehenden formen nach reimbedürfnis auswählte. Soeine auswahl kommt ja in der litterarischen periode des mhd. häufig vor. Hier aber spricht grade die ganz willkürliche, nicht auf bestimmte doppelformen beschränkte anwendung derselben flexionsform im reim dagegen. Wo eine solche form in einem denkmal regelmässig auf einen andern vokal als den alten reim, da würde eine solche verschiebung zu konstatieren sein. Wo aber ein buntes nebeneinander vorliegt, wie hier, muss eine andere auffassung mindestens als gleichwertig gelten. Vergleichen wir mit dem angeführten die reime *bekennin* : *aneginni* v. 121, *man* : *irkeinnan* v. 827 (Opitz *irkeinnin*, -an schon Junius), *einde* : *bikante* v. 211, so kommen wir dazu, dass die form immer die gleiche ist, nur der reim verschieden; im reim liegt die unregelmässigkeit, nicht in der form. Die unreinheit des reimes, was den klang angeht, ist nun nicht so schlimm, wie es aussieht. Das gedicht ist zu einer zeit entstanden, wo der process der unisonierung der endsilbenvokale schon ziemlich weitfortgeschritten war. Schwierig war es nur diesen vokal, der bei geringer expirationsstärke entsteht, in der schrift zu bezeichnen. Man blieb bei den alten zeichen, wurde unsicher und verwechselte, und vereinbarte sich schliesslich auf das *e*. Über diesen ausgleich näheres zu wissen, so wie darüber, ob durch reimbeobachtungen sich vermuthungen über den verschiedenen klang des vokals gewinnen lassen, wäre von interesse. Die mangelhaftigkeit dieser reime liegt weniger im klange als in der tonstärke. Das beruht auf metrischer tradition (vgl. Vogt, *Philol. forschungen*, festgabe für R. Hildebrand s. 150—179). Da eine unreinheit des reimes in jedem solchen falle besteht, und doch auch die schwankende schriftliche form dem original entspricht, so tun wir dem dichter kein so grosses unrecht, wenn wir die überlieferten schreibungen beibehalten. Für den philologen ist es angenehmer, und der nicht philologisch buchstabierende leser wird keinen anstoss daran nehmen, denn er wird doch das ganze für schlecht gereimt halten. Jedesfalls erscheint es nicht als billigenwert, wenn der reimausgleichung zu liebe historisch unrichtige formen eingesetzt werden: *aneginna* v. 19 (Opitz *aneginne*) : *stimma* (so Opitz), wo *stimma* dem sonstigen gebrauche der hs. widerspricht, also beide endungen mit -e zu setzen sind, wie für *aneginne* auch v. 121 beweist; so lese man auch *erde* : *ciberge* v. 769, anstatt -a; 200 *anequam* : *cliecin* (wo auch *clä-* als reimträgerin möglich ist) gegen *cläcin* : *gerähin* 239 (anders Roediger s. 91), sowie *irkunnit* v. 407.

Dass trotz seiner bairischen abstammung der dichter sein gedicht im kloster Sieburg verfasst hat, wird durch die erneute, detaillierte untersuchung

des verhältnisses zur Vita Ammonis und den Annalen des Lambert zur eideuz gebracht. Im wesentlichen wird dadurch Wilmanns' ansicht bestätigt, dass die Vita und das Annolied eine gemeinsame quelle gehabt, welche aber nicht sowol eine abgerundete lebensbeschreibung als einzelaufzeichnungen im kloster Siegburg gewesen sein werden. Darauf gründet sich, im verein mit der Mainzer synode (v. 508), die datierung auf 1080.

Mit dem texte des Trierer Silvester können wir uns kürzer fassen, trotzdem auch darin eine menge ernster arbeit steckt. Das schwer leserliche fragment ist neu verglichen. Ausser dem genauen abdruck desselben und der herstellung sinnwrigger oder korrumpierter wortformen (welche durch Roediger Ztschr. f. d. a. 21, 145—209 fast völlig erledigt war), hatte der herausgeber noch die aufgabe, die durch die äusserliche zerstörung und die abnutzung der hs., sowie durch flüchtigkeit des schreibers entstandenen lücken nach möglichkeit zu ergänzen um nur einen einigermaßen zusammenhängenden text zu erhalten. Der erfolg ist, unter übernahme einiger älterer vorschläge, durch peinliche rücksichtnahme auf die masse der lücken recht ausgiebig geworden, auch wo die Kehr. ihre unterstützung versagte. Die anordnung des druckes ermöglicht dabei ohne mühe zu sehen, was auf dem verschnittenen pergament wirklich steht. Auf einzelheiten dabei einzugehen, würde zu unfruchtbaren diskussionen führen.

Indem wir den herausgebern für ihre mühevollen arbeit danken, deren übersichtlich und ausführlich dargestellten resultate es ermöglichen, ohne zeit- und mühevorgend über diese beiden merkwürdigen denkmäler sowie über alle sie angehenden fragen sich zu unterrichten, dürfen wir nicht versäumen, daneben das entgegenkommen der leitung der MGG. anzuerkennen, welche diese publikation gefördert hat, an der die deutsche philologie ein grosses, die geschichtsforschung aber eingeständenermaßen ein geringes interesse hat (vgl. das vorwort s. VI).

HAMBURG.

G. ROSENHAGEN.

Geschichte des deutschen streitgedichtes im mittelalter von Hermann Jantzen. — Germanistische abhandlungen begründet von **Karl Weinhold**, herausgegeben von **Friedrich Vogt**. XIII. heft. Breslau, Koebner. 1896. V, 98 s. 3 m.

Der verfasser der vorliegenden erstlingsarbeit fasst den ausdruck streitgedicht in dem weitesten sinne: „alle gedichte, in denen irgend ein streit zum austrag kommt.“ Die zeit, welche behandelt wird, reicht von etwa 1200 bis gegen ende des 15. jahrhunderts. Hans Folz ist der letzte name; und es wird auch nicht Hans Sachs zu liebe über die begrenzung hinausgegangen (so Litt. centr.-bl. 1896, sp. 1773). Auch kann man die begrenzung auf das mittelalter nicht willkürlich nemen; es sind grade die bürgerlichen meister und die eigentlichen meistersänger die pfleger dieser gattung gewesen, wie die arbeit Jantzens deutlich zeigt. Der behandlung des eigentlichen themas ist eine kurze orientierung über die entsprechende litteratur im klassischen altertum, in der mittellateinischen gelehrten und vaganten-poesie, in der national-poesie der Provence und Frankreichs, Englands und des germanischen nordens vorausgeschickt. Man vermisst hier aber eine darstellung von dem, was an nationaler kunstübung in der gattung vor 1200 auf deutschem boden vorhanden gewesen ist, sei es überliefert, sei es zu erschliessen. In ein solches kapitel würde das Tragedmundslied gehören, das in seinem grundriss, wenn man so sagen darf, als muster

einer alten gattung anzusehen ist, wenn auch die einzelnen rätsel (die für sich auch wider alt sein können) in der erhaltenen form erst später darauf gesetzt sein mögen. Es gehört so zu den voraussetzungen der mhd. streitgedichte, aber nicht zu ihnen selbst. Sehr dürr, sehr arm an poesie, dabei an umfang sehr ausgedehnt ist das gebiet litterarischer denkmal, welches der verfasser durchgearbeitet hat. Er hat es mit der notwendigen beschränkung auf das gedruckte im wesentlichen erschöpft, sorgfältig gesichtet und mit grossem geschick beschrieben. Es ist ihm durchweg gelungen, nicht zu viel und nicht zu wenig worte für die inhaltsangaben zu finden. Er wird nicht hastig und verplaudert sich nicht. Damit ist ein zuverlässiger und bequemer führer durch diese, zumeist in verschiedenen sammeldrucken zerstreute, zum teil versteckte litteratur geschaffen. Am besten gelungen ist der teil, welcher sich mit denjenigen streitgedichten beschäftigt, die der verfasser als „kämpfe um den vorzug“ bezeichnet, solchen nämlich, in welchen der streit von irgendwelchen personifizierten begriffen, sowie von erfundenen personen um ihren eigenen vorrang geführt wird, im wesentlichen das, was man gemeinlich unter „streitgedicht“ versteht.

Diese gattung geht, wie Jantzens darstellung zeigt, aus dem mittellateinischen *conflictus* hervor, sie ist aber besonders reichlich geübt und vielfältig ausgestaltet worden. Die alten motive vom streit lebloser dinge (wein und wasser usw.), der jahreszeiten usw. werden behandelt, die neuen themen aus dem gebiete der minne, der laientheologie, der sittenlehre in reicher abwechslung erörtert. Ausschliesslich pflegen die bürgerlichen meister die gattung, was vom verfasser hätte hervorgehoben werden müssen. Walthers strophe von halm und bohne steht nur in entferntem zusammenhang damit, wie nachher zu zeigen sein wird; Reinmars von Zweter strophen nr. 297—299 sind nach Roethe (s. 156) „sicher unecht“. (Also auch nicht „fälschlich ihm zugeschrieben“, wie der verfasser sich äussert s. 35, eine ähnliche nicht zutreffende zuschiebung einer irrigen meinung werden wir noch bei gelegenheit des Wartburgkrieges bemerken.)

In diesem abschnitt fallen einige ungenauigkeiten in den inhaltsangaben aus der Kolmarer hs. auf. S. 47: In dem gedicht vom *spiler* nr. 126 geht der trinker ebensowenig als sieger hervor, wie in dem auf der seite vorher beschriebenen vom minner und trinker; der schluss ist viel kräftiger: *nu luogā uelz dax beste sī, verminnt, verspilt, ich hān dax mīn versoffen. noch sīn wir guot gesellen dri, ich bin im sīn, dax wir einander goffen*, spricht der trinker, und sein vorschlag wird ausgeführt. S. 68: in dem liede von den 5 tugenden nr. 115 sprechen *demuot, wisheit, rehtikeit* in dritter person, *erbernde* zumeist, aber nicht ganz. in der ersten, *kūscheit* nur in der ersten person; merkwürdiger ist ein anderer unterschied der strophen; während die beiden ersten (*demuot* und *erbernde*) wirklich disputieren. sind die drei andern bloss erzählungen (*wisheit*: hölleufahrt Christ, *rehtikeit*: apfelbiss, *kūscheit*: empfängnis). Es ist darin wol weiter nichts als die unfähigkeit des dichters zu erkennen. Erwähnt hätte noch werden können nr. 120, das der form nach nicht ganz hingehörige *strāftliet* gegen die instrumentalmusik, mit den strophen-schlüssen *ex gēt gesanc vür seilenspil* v. 35 und *ex gēt gesanc vür alle kunst* v. 45; auch das dem tugendhaften schreiber zugewiesene gedicht von Keio und Gawan (MSH II, 152, vgl. Auz. f. d. a. 21, 75).

Auf diesen abschnitt A folgen B sängerkriege, C rätselstreite, weisheitsproben, gelehrte gospräche. Diese einteilung macht schon äusserlich den eindruck des zufal-

ligen; auch glaube ich nicht, dass sie besonders geeignet ist, die historische auffassung dieser litteraturgattung zu erleichtern. Der verfasser sieht die denkmäler nur auf den objektiven befund ihres in worten ausgedrückten inhalts an, lässt aber ihre subjektive art, die ursache und absicht ihrer entstehung beiseite. Und doch erhebt sich gleich bei dem worte sängerkrieg die grosse frage, die nur nebenher berührt wird: seit wann und in welcher form fand streitsingen zwischen zwei (oder mehreren) dichtern statt? Hiervon musste meines erachtens die einteilung ausgehn. Auf der einen seite die *conflictus* (der kürzeste und am wenigsten zweideutige ausdrück), von einem verfasser; typus: schaf und flachs, wein und wasser, minne und welt; auf der andern seite das wirkliche streitsingen: ein dichter fordert heraus, der gegner antwortet in derselben stropfenform, mag nun improvisiert, oder pause zur erwidernng gewährt werden, oder mögen beide zusammen arbeiten, vgl. Zenker, Die provenzalische tenzone, Leipzig 1888, an verschiedenen stellen. Beides sind ihrer entstehung und ihrem wesen nach verschiedene dinge. Sie vermischen sich aber in der geschriebenen litteratur: die dichter werden fingiert und streiten um ihren eigenen vorrang — die erörterung von wert und unwert verschiedener dinge oder personen wird verschiedenen dichtern in den mund gelegt. Der sängerkrieg hat die bestimmte reale voraussetzung, dass die sänger singend sich gegenüber stehen und abwechselnd singen; diese voraussetzung ist ebenso wichtig wie die stropfen, die dabei gesungen worden sind. Darum gehören die litterarischen fehlegedichte (streitgedichte kann man sie nicht nennen) nicht dazu. Sie sind nur eine abart des scheltspruches. Gestritten wird in ihnen um nichts. Wol aber kann der sängerkrieg dazu dienen, einen litterarischen gegensatz zum ausdrück zu bringen. Die erste und kunstvollste ausbildung des sängerkrieges, als eine blüte des geselligen lebens, ist die provenzalische tenzone. In Deutschland haben wir etwas analoges erst seit etwa der mitte des 13. jahrhunderts. Solch persönliches kampfingen ist uns reichlich bezeugt, wenn auch im einzelnen falle der zweifel möglich ist, ob die überlieferten stropfen bei einer solchen gelegenheit gesungen sind oder nicht. (Plate, Die kunstausrücke der meistersinger. Strassb. studien III, s. 220; Roethe, Reinmar von Zweter s. 254; Jantzen s. 75.) Ein ganz besonders wichtiges, wenn auch nur indirektes, in der ausführung phantastisches zeugnis ist das fürstenlob des Wartburgkrieges. Für dessen auffassung in dem sinne, dass es verschiedenen mit landgraf Hermann gleichzeitigen dichtern in den mund gelegt wird, ist es von bedeutung, wie man sich zu der annahme Roethes stellt, dass Reinmars name interpoliert sei (Reinmar von Zweter s. 83 fgg., neuerdings anmerkung zur rezeension von R. M. Meyer über Oldenburg zum Wartburgkriege Anz. f. d. a. 21, 75 fgg.).

Wenn man den versuch machen will, die vorgänge bei solchen kämpfen, soweit es die kümmerlichen quellen erlauben, sich vorzustellen, so muss auch die todesstrafe für den unterliegenden, so wie die frage, ob der streit um das fürstenlob auf 1 oder 2 tage zu verteilen ist, erörtert werden. Doch lag das ausserhalb der absichten des verfassers. Es darf ihm aber nicht zugegeben werden, Walther verteidige, „von vornherein in trügerischer absicht“, den könig von Frankreich (s. 78), denn die betreffenden worte (str. 2, 11, 12) besagen nur: den landgrafen messe ich an dem könig von Frankreich, der viel mehr wert ist als dein Östreicher (scil. darum denke ich nicht daran, ihn mit dem zu vergleichen), wie Strack, Zur geschichte des gedichtes vom Wartburgkriege, Berl. 1833, s. 12 gezeigt hat. Denselben Strack wird neben Sinrock die meinung zugeschoben, dass das fürstenlob eine spätere zudichtung zum rätselstreit sei, während er dies grade bekämpft, und nur mit anerkennung der rich-

tigen ausgangspunkte von Simrocks ansicht, den einblick in das wirkliche verhältnis der beiden stücke gewinnt.

Sehr glücklich sind dagegen die bemerkungen über die verschiedenen dem Frauenlob und Regenbogen zugeschriebenen sängerstreite s. 79 fgg. Aus dem berühmten streite über *wip* und *froure* werden eine reihe von stropfen ausgeschieden, die ursprünglich nicht dazu gehören, aber stücke anderer streite zwischen denselben meistern sein können. Den schluss sieht der verfasser mit recht in der beruhigenden, beiden ihr recht lassenden strophe des Runesland (Frauenlob ed. Etmüller str. 163). Mit recht nimmt er an, dass der streit über *geschaffen* und *ungeschaffen* in den 3 stropfen Etmn. 277 — 279 vollständig erhalten ist, und verbindet die stropfen Etmn. 265, 266 mit denen der Kolmarer hs. ed. Bartsch nr. 53 zu einem streite. Vielleicht lassen sich diese untersuchungen noch weiter führen. Interessant wäre es, wenn sich dann mit grösserer sicherheit ergäbe, was nach diesen fällen sich vermuten lässt, dass die wirklich zwischen meistern aufgeführten sängerstreite sich auf den wechsel von wenigen stropfen beschränkt haben. Die späteren meistersinger haben diesen kunstbetrieb aufgegeben, ihn sogar verpönt (O. Plate, Kunstausdrücke s. 221). Wie ist er aber entstanden? Sind die bürgerlichen meister auch darin fortsetzer des ritterlichen minnesangs? Diese frage ist zu verneinen, auch der verfasser hätte es ausgesprochenermassen tun sollen. Denn seine disposition gibt den anschein, als ob er der gegenteiligen meinung wäre, obgleich es kaum der fall ist. Sein abschnitt über die sängerkämpfe fängt nämlich mit der erwähnung der litterarischen feinden Walthers und Reinmars des Alten, Marners und Reinmars von Zweter an und knüpft daran fürstenlob und frauenlob, ohne zu sagen, dass nun etwas ganz anderes komme. Über den unterschied der fehdegedichte von den streitgedichten habe ich mich schon geäußert. Der ausdruck trifft auch nur auf die Marner-strophe zu. Mit dem persönlichen gegeneinander-singen hat keiner der fälle etwas zu tun. Nicht nur das schweigen der überlieferung, sondern grade die art wie Reinmar und Walthier, ohne sich zu nennen, aber dem kleinen eingeweihten kreise verständlich, sich aneinander reiben, beweist, dass die provenzalische teuzone von den deutschen ritterlichen sängern nicht nachgeahmt, auch etwas dem ähnliches nicht unter ihnen geübt worden ist. Jener streit, oder jene sticheleien, zwischen den beiden wredenden poeten scheint mir des weiteren zu lehren, dass überhaupt der persönliche, namentliche angriff in kunstangelegenheiten nicht höfisch war. So ist Gottfrieds angriff und Wolframs abwehr anonym; darum auch schweigt Reinmar von Zweter gegenüber dem Marner. Es ist dies weiterhin ein grund für die unechtheit der Wicman-strophe Walthers, L. 18, 1, welche der verfasser nicht ohne jeden vorbehalt als zeugnis eines persönlichen litterarischen angriffs aus Walthers munde hätte anführen dürfen.

Kennt also die ritterliche periode kein förmliches streitsingen, so kennt sie auch kein *geteiltex spil* als poetische gattung. Jantzen leitet seinen abschnitt über die sängerkriege mit dem satze ein: „die grundform der deutschen sängerkriege ist, wie in den romanischen das *joec partit* oder *jeu parti*, das *geteilte spil*, ein ausdruck, der ja genau jenem entspricht“, s. 69. Danach ist *geteiltex spil* als kunstausdruck eine übersetzung des prov. *joec partit* oder *svz. jeu parti*; das dürfte auch stimmen, weil der ausdruck überall in einer ganz bestimmten bedeutung, und erst in der höfischen erzählungs-litteratur, und da recht häufig auftritt. (Nib. 402²/₃ hat es nicht den bestimmten sinn.) Er bedeutet überall, wie Jantzen richtig erklärt: „jemandem alternativen stellen, zwischen denen er zu entscheiden, zu *seln* hat“ s. 69.

Aber unverständlich ist es, dass dies ein „kunausdruck der dichtung“ sei. Soll das heißen: bezeichnung einer besonderen gattung oder kunstübung der poesie? Als poetischer kunausdruck würde er auf das zutreffen, was Zenker a. a. o. als *tenzone* mit *joc partit* so beschreibt, dass ein dichter in der ersten strophe eine alternative aufwirft, was man in irgend einem falle tun, haben oder sein möchte, in der zweiten der gegner die eine aufnimmt, in der dritten der ausforderer die gegen- teilige verteidigt, worauf replik und duplik folgen. Hätte etwas derartiges auf deut- schem boden existiert, so wäre der ausdruck *ein spil teiln*, in seiner üblichen, allgemeinen bedeutung, aus dem kunstdruck abgeleitet, ja es würde zunächst in seiner anwendung eine litterarische anspielung gelegen haben. Das ist sehr gekünstelt. Der ausdruck hat überall den allgemeinen sinn „eine alternative stellen“ und ist nir- gend ein poetischer kunausdruck; und poetische denkmal, an die er im sinne des prov. *joc partit* anwendbar wäre, gibt es nicht. Überdies ist diese gattung bei den provenzalen eine jüngere ausgestaltung der *tenzone*. (Zenker s. 91. 92.)

Nun ist aber das *geteilte spil* ein festgeprägter begriff, der überall in gleichem sinno verstanden wird. Das war aber auch das *joc partit* bei den Provenzalen schon, ehe jene *tenzone*art sich bildete: es war ein gesellschaftsspiel in prosa, in dem der witz und nicht die versfertigkeit auf die probe gestellt wurde. Das passt zu der bedeutung des *ein spil teilen*. Dem entsprechend sind an den betreffenden stellen die rollen nicht so verteilt, dass zwei gegner sich gegenüberstehen und ihr können messen, sondern dass eine partei das *spil* teilt, und die andere wählt. Dies *geteilte spil* kann entweder von den Provenzalen entlehnt und der ausdruck übersetzt sein, oder beide sind übersetzung desselben lateinischen ausdrucks. Die litterarische ver- wendung des geteilten *spils* ist aber bei den beiden nationen verschieden. Ebenso gut wie als wechseldisput mehrerer dichter kann die alternative für sich von einem dichter behandelt werden. Der fall liegt so in den älteren von Jantzen (s. 71. 74) angeführten belogen, Hartmann MSF. 216, 8, Walther 45, 37, Reinmar von Zweter str. 175. Es sind selbständige gedichte, eine besondere art von „kämpfen um den vorzug“, in denen allerdings der dichter das wort führt. Diese dürfen wir aber nicht mit Jantzen s. 34 fgg. so erklären, dass der dichter „sich nicht getraute“, den dingen selber das wort zu geben; diese form ist vielmehr der künstlicheren des *conflictus* gegenüber die einfachere. Walthers strophe von *halm* und *böne* können wir uns sehr gut im anschluss an eine gesellige unterhaltung entstanden denken, als antwort auf eine absichtlich törichte frage, sei's improvisiert oder nachher verfasst. Dass die frage metrisch gestellt und von einem dichter gesungen sei, dafür fehlt jeglicher anhalt. Jantzen (s. 72) meint, aus dem anfang *ica: êren hât frô Bône, daz man sô ron ir singen sol?* ergebe sich, dass vorher ein anderer sänger ein loblied auf frau bohne gesungen hat. Wegen des *sol* sehe ich darin vielmehr eine antwort auf die (richtig als *geteiltes spil* gebildete) frage: soll man lieber die bohne oder den halm besingen. Die frage kann gar von einer dame gestellt worden sein. Weder in der form dieser strophe noch in der des *geteilten spil* von den *verhofen* und *ungchof- ten*, Walther 150, 70 — 151, 89 können wir die „grundform der sängerkriege“ erkennen. Ebenso wenig geben diese selber anlass, ihre grundform im *geteilten spil* zu suchen. Ein streit, in dem zu anfang wirklich ein *spil* geteilt wird, ist nicht überliefert. In dem schon erwähnten, von Jantzen richtig aus der Jenaer und Kolmarer hs. kombi- nationen strophe (Frauenlob, Etm. 265) dient in der 1. str. die „alte formel *hie weirt geteilet, ir sult wein* nicht dazu den gegner herauszufordern. Die worte richten sich vielmehr an die zuhörer, sie sollen unterscheiden, welcher der bessere sänger ist.

Der alte ausdrück ist hier also ungenau angewendet. Auch in dem Wartburgkrieg können wir nicht mit Jantzen ein „echtes *geteiltex spil*“ sehen. Ofterdingen fordert heraus: wer kann mir drei fürsten nennen, die zusammen so viel wert sind als der Östreicher? Da wird doch nicht *gewelt*, da gibt es doch keine alternative! Über den ursprung der sängerkriege, die wir nicht als poetische fiction ansehen, sondern als tatsache anerkennen müssen, können wir nur im allgemeinen sagen, dass er volkstümlich und weder provenzalisch-französisch, noch höfisch gewesen ist. Die bürgerlichen meister knüpften an altgewohnte poetische unterhaltungen, kranzsingen, handwerksgrüsse, jahrzeit- und rätselspiele an, wie sie Ulland in der abhandlung über das deutsche volkslied (Schriften bd. III) dargestellt hat. Man erinnere sich der so reichlich belegten gattung der empfangungen (Germ. III, 316. 317. 323), man vergegenwärtige sich, dass, im gegensatz zu den prov. tenzonen, den inhalt der meisten sängerkriege rätsel ausmachen. Rätsel lösen ist deutsche unterhaltung, disputieren französische. Die entwicklung der sängerkriege daraus hängt zusammen mit der bei dem singen um lohn steigenden schätzung der kunstarbeit.

Mit der anordnung des stoffes in den abschnitten über sängerkriege und rätselstreite bin ich demnach nicht einverstanden; mir scheinen die tatsachen dadurch verschoben zu werden. Jantzen ist, wie angedeutet, von einem ganz andern standpunkte ausgegangen. Dabei ist er aber konsequent verfahren und hat grade dadurch die geäusserten zweifel und bedenken erregt.

HAMBURG.

G. ROSENHAGEN.

Über Lessings Minna von Barnhelm. Gratulationsschrift der königlichen landesschule Pforta zum dreihundertjährigen jubiläum der königlichen Klosterschule Iffeld. Von *Gustav Kettner*. Berlin, Weidmann. 1896. 40 s. 1 m.

Schon 1890 hat Kettner im 7. bände der „Zeitschrift für den deutschen unterricht“ (s. 217 fgg.) einen wertvollen beiträg zum verständnis der Lessingschen „Minna“ geliefert. Sein aufsatz „Der charakter der Minna von Barnhelm und seine stellung im drama“ bricht aufs entschiedenste mit der landläufigen auffassung, als sei die heldin des stückes die überlegene leiterin und erzieherin Tellheims; Kettners ansicht geht vielmehr dahin, dass der dichter licht und schatten auf die beiden liebenden gleichmässig verteilt habe: wie Tellheim allzugrosses gewicht auf seine ehre legt, so vertraut Minna übermässig auf die macht und den wert ihrer liebe. Nicht nur Tellheims, sondern auch ihre auffassung der dinge mufs sich daher im verlaufe des stückes einer wandlung unterziehen, und in der tat ist sie am schlusse trotz ihres anfänglichen siegesbewusstseins mehr der empfangende als der gebende teil. — Mag Kettner auch in der durchführung seiner ansicht etwas zu weit gehen und seine abhandlung durch ihren schulmässigen ton an überzeugender kraft verlieren, so dürfte er in der hauptsache doch das richtige getroffen haben.

Auf der gleichen grundlage wie der aufsatz „über den charakter der Minna“ fusst Kettners neue arbeit: nur ist es diesmal der charakter Tellheims, den er in den mittelpunkt seiner betrachtung rückt und dessen seelische entwicklung er sorgsam scene für scene verfolgt. Über die voraussetzungen, von denen Kettner dabei ausgeht, lässt sich freilich streiten; wenn er (s. 10) meint, die grundlegenden züge von Tellheims charakter seien mehr abstrakt gedacht als sinnlich angeschaut, so trägt er selbst diese auffassung erst in die Lessingsche gestalt hinein. Kettner redet von dem „lebensfrohen idealismus“ (s. 11), der Tellheim vor seinem unglücke beseelt habe,

hält demnach also Tellheims neigung zu eigensinn und melancholie nicht für naturanlage, sondern ausschliesslich für das produkt der augenblicklichen ungünstigen verhältnisse; aus der äusserung Tellheims, „dass es für jeden ehrlichen mann gut sei, sich in diesem stande [dem soldatenstande] eine zeitlang zu versuchen, um sich mit allem, was gefahr heisst, vertraulich zu machen“ (V, 9), folgert Kettner, dass Tellheim mit dem „bewusststen sittlichen zweck“, seinen charakter zu bilden, officier geworden sei (s. 8 fg.), obwol Tellheim selbst diese anschauung eine „grille“ nennt. Treffend hebt er hervor, wie Tellheims einseitiger ehrbegriff in seinem innersten wesen ein egoistisches princip in sich berge (s. 10); die eigentümliche auffassung der ehre aber aus Tellheims charakter abzuleiten, versucht er nicht: Tellheims ehrbegriff bleibt ihm durchaus begriff.

Indess wird die abhandlung in ihrem weiteren verlaufe durch diese abstrakte auffassung des charakters nur wenig beeinträchtigt, sie weiss vielmehr den fruchtbareren gedanken von dem egoistischen princip in Tellheims ehrgefühl ausgiebig zu verwerten und stellt zu ihm Minnas gleichfalls egoistisch gefärbtes vertrauen auf ihre liebe in wirksamen gegensatz. Der erste und zweite akt bieten keine besondern schwierigkeiten, aber auch mit dem dritten weiss sich Kettner trefflich abzufinden. Gut, wenn auch nicht überall neu, ist dasjenige, was er über Tellheims allmähliche wandlung in diesem akte zu sagen weiss: schon die absendung eines briefes an Minna bezeugt das beginn seiner sinnesänderung, die dann in der scene mit Werner bedeutende fortschritte macht: Tellheim lernt von dem braven und schlichten Werner, dass nicht nur zu geben, sondern auch zu geben und zu nehmen verstehen wahre vornehmheit ist. Kettner betont richtig, dass diese erfahrung Tellheims nicht ohne rückwirkung auf sein verhalten zu Minna bleiben kann; ich möchte noch hinzufügen, dass die scene dem zuschauer gleichzeitig die möglichkeit gibt, Minnas verhalten gegen Tellheim unter dem richtigen gesichtspunkte zu betrachten: wie glücklich weiss Werner (und selbst Just an andern orte!) den starren sinn des majors zu lenken, indem er verständnisvoll auf seine anschauungen eingeht, und wie weit ist Minna von solch richtigem verständnis seines ohrgeföhls entfernt! — Der glanzpunkt von Kettners schrift ist die besprechung des 4. aktes (s. 25 fgg.): hier besonders erweist sich sein grundgedanke, egoismus der liebe bei Minna, egoismus der ehre bei Tellheim, als höchst fruchtbar, und was er über den konflikt dieser anschauungen vorbringt, bedarf wol weder der ergänzung noch der verbesserung; seine auffassung, welche die vielumstrittene scene in das beste und klarste licht setzt, verführt ihn auch keineswegs zu ihrer überschätzung: er gesteht bereitwillig zu, dass Lessing hier den bogen doch zu stark überspannt hat (s. 32). — Mit Minna's intriguenspiele am ende des vierten und im fünften akte ist wol noch kein beurteiler zufrieden gewesen; auch Kettner (s. 33 fgg.) äussert schwere bedenken: die intrigue ist erstens ein rückfall aus der gesund-realistischen entwicklung in die komödienschablone, zweitens ungeschickt insceniert, denn nach alledem, was Tellheim von Minna bisher gehört und gesehen, kann er schwerlich glauben, dass Minna wirklich ihrem oheim entlaufen ist und vorher komödie gespielt hat; drittens ist nicht abzusehen, wie Minna sich von ihrem spiel einen erfolg versprechen kann, wie sie erwarten kann, dass Tellheim, auch wenn sie nachher ihre maske fallen lässt, reuig ihre hand und hilfe annehmen werde. Der glückliche ausgang ist nicht ihr verdienst, und soll es wol auch nicht sein. Tellheim verleugnet seinen standpunkt keineswegs: Minnas versteckspiel erweckt zwar in ihm mitleid und liebe, die seinen standpunkt modificieren, aber ihm „eine lektion“ zu erteilen, gelingt Minna nicht. — Peinlich, wie Minnas erst spät

gedemütigte siegeszuversicht wirkt endlich auch Tellheims letzter, obendrein schlecht motivierter rückfall in verbitterung und menschenverachtung. — Das wichtigste an diesen auseinandersetzungen ist wol der nachweis, dass Tellheim auch unter den erschwerten bedingungen des letzten aktes seinen charakter nicht verleugnet; das urteil über die mängel des schlusses wäre wol etwas milder ausgefallen, wenn bei Kettners betrachtung neben dem ästhetischen auch der geschichtliche standpunkt zur geltung gekommen wäre. Gegen die bezeichnung des letzten aktes als „possenspiel“ (s. 36) möchte ich doch verwahrung einlegen. Er kann sich mit den besten komödien von Marivaux, die hier zweifellos Lessings vorbild waren, getrost messen.

JENA.

RUDOLF SCHLÖSSER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

- Behagel, Otto**, Die syntax des Heliand. Leipzig, Freytag. 1897. XXV, 382 s. 18 m.
- Blanckenburg, Curt**, Studien über die sprache Abrahams a S. Clara. Ein beitrage zur geschichte der deutschen drucksprache im 17. und 18. jahrhundert. Halle, Max Niemeyer. 1897. IV, 87 s. 2,40 m.
- Braune, Wilh.**, Althochdeutsches lesebuch. 4. aufl. Halle a. S., M. Niemeyer. 1897. VIII, 249 s. 4,50 m.
- Cederschöld, Gustaf**, Om svenskan som skriftspråk. (A. u. d. t.: Populärt-vetenskapliga föreläsningar vid Göteborgs högskola. IV.) Göteborg, Wettergren & Kerber. 1897. VIII, 355 s. 3,50 kr.
- — Om grundtalens lexikaliska behandling. (A. u. d. t.: Göteborgs högskolas årsskrift 1897. XII.) Göteborg, Wettergren & Kerber. 1897. II, 59 s. 1,50 kr.
- Enneccerus, Magda**, Die ältesten deutschen sprachdenkmäler in lichtdrucken herausgegeben. Frankfurt a. M., F. Enneccerus. 1897. IV s. und 44 taf. fol. 27 m.
- Fleischer, Oskar**, Neumen-studien. Abhandlung über mittelalterliche gesangs-ton-schriften. Teil II. Das alt-christliche recitativ und die entzifferung der neumen. Leipzig, Friedr. Fleischer. 1897. VIII, 140 s. 4.
- Från filologiska föreningen i Lund**. Språkliga uppsatser. Lund, Hjalmar Möller. 1897. IV, 166 s. [Festschrift zum 10jähr. stiftungsfest des philol. studentenvereins in Lund.]
- Darin u. a.: A. Kock, Etymologisk undersökning av några svenska ord [*Dalkulla, kulla; illa fatt, huru är det fatt; taga fatt någon; fyr; fyrbussa; galter; glättig; ofantlig; väla, väle.*] — Th. Hjelmqvist, Petter, Per och Pelle. — E. Sommarin, Anteckningar vid läsning af Kormaks saga. — H. Söderbergh, Rimstudier på basis af rimmets användning hos modärna svenska skaldar.
- Gíslason, Konráð**, Forelæsninger og videnskabelige afhandlinger, udgivne af kommissionen for det Arnamagnæanske legat. (A. u. d. t.: Konráð Gíslason, Efterladte skrifter. 2^{det} bind.) Kopenhagen, Gyldendal. 1897. IV, XXVI, 332 s. 5 kr.
- Graffunder, Paul**, Catos distichen in niederrheinischer übersetzung. Berlin 1897. 34 s. 4. (Progr. des kgl. Prinz Heinrichs-gymnasiums.)

Grundriss der germanischen philologie . . . herausgegeben von **Hermann Paul.**

Zweite verbesserte und vermehrte auflage. 1. band, 3. lieferung, s. 513—768.
4 m.

V. abschnitt: Sprachgeschichte.

3. Geschichte der gotischen sprache (schluss) von Friedr. Kluge.

4. Geschichte der nordischen sprachen von Ad. Noreen.

5. Geschichte der deutschen sprache (anfang) von Otto Behaghel.

— — 3. band, 1. lieferung, s. 1—256. 4 m.

VIII. abschnitt: Wirtschaft von K. Th. von Inama-Sternegg.

IX. abschnitt: Recht von Karl von Amira.

X. abschnitt: Kriegswesen von Alwin Schultz.

XI. abschnitt: Mythologie (anfang) von Eugen Mogk.

Helmer, Gilbert, Zur syntax Hugos von Montfort. Sonderabdruck aus dem jahres-berichte des deutschen staatsgymnasiums in Pilsen. 1897. 36 s. 0,80 m.

Isländer-geschichten, zwei. Die Hómsna-Póres und die Bandamanna saga mit ein-leitung und glossar herausg. von **Andr. Heusler.** Berlin, Weidmann 1897. LXII, 164 s. 4,50 m.

Jónsson, Finnur, Den oldnorske og oldislandske litteraturs historie. 2. binds første og andet hæfte. Kopenhagen, G. C. E. Gad, 1895—97. S. 1—378.

Lehmann, Rudolf, Der deutsche unterricht. Eine methodik für höhere lehranstal-ten. 2. aufl. Berlin, Weidmann. 1897. XIV, 460 s. geb. 9 m,

von **der Leyen, Friedrich,** Kleine beiträge zur deutschen litteraturgeschichte im 11. und 12. jahrhundert. Halle, Max Niemeyer. 1897. IV, 85 s. 2,40 m.

Martin, E. und Lienhart, H., Wörterbuch der elsässischen mundarten. 1. liefe- rung. Strassburg, Trübner. 1897. XVI, 160 s. 4 m.

Schönbach, A. E., Das christentum in der altdutschen heldendichtung. Vier abhand- lungen. Graz, Leuschner und Lubensky. 1897. XII, 266 s.

Vogt, Friedr. und Koch, Max, Geschichte der deutschen litteratur von den ältesten zeiten bis zur gegenwart. Leipzig und Wien, Bibliographisches institut. 1897. XII, 760 s., 126 abbildungen, 25 taf. usw. geb. 16 m.

Wolf, Eugen, Gottscheds stellung im deutschen bildungsleben. 2. band. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer. 1897. VIII, 248 s.

NACHRICHTEN.

Am 1. juni 1897 verstarb zu Bern der ordentl. professor dr. Ludwig Hirz- zel (geb. 23. febr. 1838 zu Zürich); am 8. august der ord. professor dr. Jacob Bächtold in Zürich (geb. 27. januar 1848 zu Schleithem bei Schaffhausen).

An der universität München habilitierte sich dr. E. Sulger-Gebing für neuere litteraturgeschichte.

LOKI UND TYPHON.

Unter den gestalten der nordischen göttersage gibt wol keine so viel rätsel auf als die des Loki, des asen und riesen, des götterfreundes und götterfeindes in einer person. Einen kleinen beitrug zur lösung dieser rätsel glaube ich im folgenden beisteuern zu können, indem ich aus der antiken mythologie eine parallele aufzeige, welche merkwürdigerweise, so viel mir wenigstens bekannt, bisher unbeachtet geblieben ist.

Bekanntlich erzählt Snorri Gylfag. 50 (vgl. Völusp. 35. Lokas. 50 und prosa am ende), dass die Asen, als ihnen die geduld ausgieng, Loki fiengen und fesselten: „die Asen führten ihn nun in eine höhle¹. Sie nahmen drei grosse steine, richteten sie in die höhe und schlugen in jeden eine vertiefung. Darauf fiengen sie Lokis söhne Vali und Narfi und verwandelten den Vali in einen wolf. Als solcher zerriss er den Narfi, die Asen aber nahmen die därme desselben und banden damit den Loki auf den scharfen kanten der drei steine fest². Der eine stand unter seinen schultern, der zweite unter den lenden und der dritte unter den kniegelenken, die fesseln aber wurden zu eisen. Skadi befestigte über seinem gesicht eine giftige schlange, Sigyn aber hält eine schale darunter, um die giftropfen aufzufangen. Wenn aber die schale gefüllt ist und Sigyn sie ausgiessen muss, tropft unterdessen das gift in Lokis antlitz; dann windet er sich so gewaltsam, dass die erde davon erbebt. Dort liegt er nun bis zum untergang der götter.“

Mit dieser fesselung Lokis haben Grimm, D. myth.² s. 224 fg. 963 und andere die des Prometheus verglichen und es ist auch aus anderen übereinstimmungen zwischen den sagen von Prometheus und von Loki auf ursprüngliche wesensgemeinschaft dieser beiden gestalten geschlossen worden. Aber diese übereinstimmungen sind doch

¹ und *hvera lundi* heisst es Vsp. 35.

² unbestimmter *á hjörri binda* Lokas. 50.

sehr äusserlicher art¹; dem wesen nach ist der menschenfreundliche gott, der *περφόρος θεός* der Griechen doch von Loki grundverschieden. Nun ist ja allerdings wol nicht zu leugnen, dass die ethische ausgestaltung beider figuren erst auf nationalem boden stattgefunden hat, und man könnte behaupten, gerade dieser auf geistigem gebiet erfolgten differenzierung gegenüber böten uns jene äusserlichen übereinstimmungen einen sicheren boden für reconstruierung der ursprünglichen gemeinsamen roh sinnlichen anschauung. Aber erstens ist es wenig wahrscheinlich, dass eine mythologische figur, die doch nach massgabe der äusserlichen übereinstimmungen schon ziemlich detailliert ausgebildet gewesen sein müsste, sich dann zu zwei so diametral entgegengesetzten wesen hätte entwickeln können, und zweitens sind doch auch jene scheinbaren übereinstimmungen mit sehr wesentlichen verschiedenheiten eng verbunden. Gerade der zug des mythus, der uns hier interessiert, die fesselung, weist starke und wie mir scheint gerade für die sinnliche grundauffassung massgebende unterschiede auf.

Bei Prometheus ist die hauptsache, dass der geier ihm am leben frisst, wogegen er sich nicht wehren kann, weil er angefesselt ist, entweder, in der älteren fassung der sage, an einer säule am ende der welt (vielleicht war er sogar in der ältesten fassung gefählt, jedesfalls erscheint er so auf vasenbildern des 6. jahrhunderts, und so sagt auch Hesiod Theog. 522 *μέσον διὰ λίον' ἐλάσσας*), oder, in der jüngeren, an die himmelragenden felsen des Kaukasus angeschmiedet. Er erleidet also diese qualen jedesfalls unter freiem himmel; vielleicht, nach ursprünglicher auffassung, sogar am himmel selbst (Maxim. Mayer, Die Giganten u. Titanen s. 91). Dass er bei Aeschylus eine zeit lang in den Tartarus versenkt wird, um dann erst nach jahrhunderten wider (aber noch gefesselt) emporzusteigen, scheint nur eine von diesem dichter erfundene nuance, und vollends das *χθῶν σσάλλεται* bei Aesch. Prom. 1081, worauf Grimm Myth.² 225 wert legt, kann mit dem durch Lokis zuckungen hervorgerufenen erdbeben nicht verglichen werden,

1) Dies zeigt sich sogar in der nur durch manche künsteleien ermöglichten „formel“, unter welcher Hahn, Sagwissensch. studien s. 151 „das zwischen Loki und Prometheus gemeinsame“ zusammenfasst: „dass sowol die germanische als die hellenische sage von einer listigen wolken- und blitzmächtigen gottheit erzählen, welche als der überrest eines von einem jüngeren geschlecht verdrängten älteren göttergeschlechtes gedacht wird. Dieser alte gott steht anfangs mit dem herrschenden jüngeren geschlechte in freundlichem einvernehmen, verfeindet sich aber mit demselben später; der hader bricht bei einem grossen feste aus, und infolge dieses zerwürfnisses wird der alte gott von dem herrschenden geschlecht oder dessen haupt an einen felsen geschmiedet.“

denn es ist nur ein bestandteil des aufruhrs der elemente, unter dem Prometheus am ende der tragoedie hinabfährt.

Dem gegenüber ist der durch seine periodischen zuckungen erdbeben verursachende Loki offenbar als eine macht des erdinnern gedacht, welche durch die fesselung daran verhindert wird, ihre verderbliche wirksamkeit zu entfalten, also eine personification der vulkanischen mächte. In einer höhle lässt ihn daher Snorri gefesselt sein¹, und das unklare *hvera lundr* der *Vqluspó* ist wol mit recht von Müllenhoff und Bugge (Studier s 415) auf die geysirkessel bezogen.

Diese der vorstellung des gefesselten Loki zu grunde liegende anschauung ist der sage von Prometheus fremd, und ebenso der von Atlas, in welchem E. H. Meyer das vorbild für diesen zug des Lokimythus hat erkennen wollen². Dagegen finden wir im wesentlichen dieselben züge wider in dem bilde des Typhon oder Typhoeus, der eigentlichen verkörperung der vulkanischen kräfte in der griechischen mythologie. Ja sogar in scheinbar nebensächlichen dingen finden wir übereinstimmung. Man lese nur die berühmte grossartige schilderung Pindars, wo er in der ersten pythischen ode von der vulkanischen tätigkeit des Aetna spricht, welche ja als durch den unter dem berge liegenden Typhos veranlasst gedacht wurde:

„Alles was Zeus nicht liebt, erschrickt vor der stimme der Musen, auf der erde wie in dem gewaltigen meer, und er, der im furchtbaren Tartarus liegt, der götter feind, der hunderthäuptige Typhos, den einst barg die berühmte kilikische grotte, jetzt aber lasten die gestade Kymes (gemeint ist die vulkanische gegend bei Neapel) und Sicilien auf seiner zottigen brust, und ein himmelragender pfeiler hält ihn fest, der schneebedeckte Aetna, aus dessen inneren hervorquellen schreckliche glut-

1) In einer finstern höhle ist auch Utgarthilocus gefesselt bei Saxo VIII s. 431.

2) *Völuspá* s. 154 fgg.; Gern. mythol. s. 166. Dass Atlas den himmel trägt, fasst Meyer als „steinbelastung“ auf; die fesselung gehe aus Aeschyl. Prom. 427 hervor (dort ist überliefert *δαμέντ' ἀκαμιντοθέτοις Τιτάνα λύμαις εισιδοίμαν θεόν Ἄτλανδ', & αὐτὸν* etc.; dies ist aber wahrscheinlich stark verderbt und daher nicht beweisend); auf bildwerken sehe man neben dem Atlas Hesperiden eine schlange tranken, und auch die jüngeren mythographen erzählten von dem einschläfern der den baum bewachenden schlange; daraus habe der gelehrte verfasser der *Vqluspó* seine im übrigen vereinzelt dastehende Sigyn geschaffen; die entstehung der erdbeben durch die zuckungen Lokis endlich gehe auch auf Atlas zurück, denn im Manichaeersystem (!) werde die erde in der unterwelt von einem aus dem Atlas, der ja schon den alten nicht blos träger des himmels, sondern auch der erde war, in Omophoros ungetauften daemon getragen. Ist Omophoros aber vom tragen müde, so zittert er und erdbeben entsteht.

ströme: am tage wälzt sich schwarzer rauch herab, aber in der nacht wirft die wirbelnde flamme mit donnergetöse felsen ins meer, und jenes ungeheuer (*ἔρπετόν*) schickt herauf gewaltige feuerbäche, wie es da gefesselt ist zwischen den waldbedeckten gipfeln und dem grunde, und das lager seinen ganzen rücken verwundend peingt.“

Typhos ist also hier gedacht in einer gewaltigen, von Neapel bis Catania sich erstreckenden unterirdischen höhle, mit dem rücken auf spitzen felsen liegend (und dass dies nicht von Pindar erfunden, sondern ein alter zug ist, scheint daraus hervorzugehen, dass in der ältesten erwähnung des Typhos, bei Homer II. II, 782, es ausdrücklich heisst: *εἰν Ἀρίμοις, ὕθι φασὶ Τυφώος ἔμμεναι ἐνός*), wie Loki in der höhle mit dem rücken auf drei spitzen steinen liegt. Diese übereinstimmung kann zufällig sein, ist aber immerhin merkwürdig, und es kommt noch anderes hinzu. Typhon ist, wie Loki, der götterfeind (*θεῶν πολέμιος* Pindar a. a. o., *πάσιν δὲ ἀντίστη θεοῖς* Aeschyl. Prom. 358), der um dieser feindschaft willen in jene höhle geworfen und zu qualvoller lage verdammt wird; diese qualen sind die ursache, dass er durch den berg hindurch feuerströme auswirft, womit natürlich erdbeben verbunden sind, wie Lokis qualen die ursache der erdbeben sind.

Nun noch einiges weitere. Typhon ist ein riese von ungeheurer grösse (er reicht von Neapel bis zum Aetna; auch den anderen schilderungen liegt immer die vorstellung der riesigkeit zu grunde), und schlangengestaltig. Pindar nennt ihn *ἔρπετόν*, bei Hesiod (Theog. 824) wachsen ihm 100 schlangenköpfe aus den schultern (so auch Aristoph. Vesp. 1032). Nach anderer, in der bildenden kunst vorherrschender auffassung hat er schlangenleib oder schlangenfüsse mit menschlichem oberkörper und kopf (Mayer, Die Giganten und Titanen s. 274 fgg.) oder auch mit drei menschenleibern und köpfen (Eurip. Herakl. 1271 und auf dem vor einigen jahren auf der Akropolis in Athen gefundenen altertümlichen giebelrelief¹⁾, wozu noch flügel kommen. Er ist der vater ähnlicher ungeheuer, des Kerberos, der Lernaeischen Hydra, der Chimaira (Hesiod. Theog. 310—325), nach späteren autoren auch des nemeischen löwen, der die Hesperidenäpfel bewachenden schlange und der Sphinx (Apollod. II, 5, 1. 11. III, 5, 5), der Skylla, der Gorgo, des drachen in Kolchis (Hygin. 125. 151).

1) Publiciert und besprochen von Brückner, Mitteilungen des archaeol. instituts, Athenische abteilung XIV, s. 67—87.

Loki ist von haus aus riese (*jötunn*), gehört also zu dem geschlecht, welches an sich den Asen feindlich ist, wie die Giganten den olympischen göttern, und dessen angehörige gern schlangengestalt haben (Midgardschlange, Fáfnir, die geflügelten drachen der helden- und volkssage), oder mit mehreren köpfen und armen versehen sind (Golther, Mythol. s. 164). Von Loki selbst wird dergleichen zwar nicht gemeldet, wol aber zeugt er mit der riesin Angrboda den Fenriswolf, die Midgardschlange und Hel (Gylfag. 34).

Für die gesamt Auffassung beider gestalten ist endlich nicht unwesentlich, dass Typhoeus speciell als gegner des Zeus und als durch dessen blitzstrahlen gebändigt gedacht wird (erst in späteren fassungen der sage treten ihm auch andere götter entgegen). Ebenso erscheint als eine hauptaufgabe Thors der kampf zwar nicht mit Loki selbst, aber mit seiner sippe, den riesen, und beim Ragnarök tötet er die Midgardschlange.

Diese ähnlichkeiten können auf dreierlei weise erklärt werden, durch zufall oder durch entlehnung oder durch urverwantschaft.

Um zufällige entstehung anzunehmen, dazu ist die zahl der übereinstimmungen doch wol zu gross. Entlehnung aus griechischen dichtern ist ausgeschlossen; gerade diese aber sind es, bei denen sich jene lobensvollen züge finden, die in der nordischen mythologie widerkehren. Von den lateinischen dichtern, die im mittelalter viel gelesen wurden, kommt nur Ovid in betracht, denn Vergil Lucan Horaz erwähnen den Typhon nur gelegentlich, ohne irgend etwas charakteristisches über ihn mitzuteilen. Ovid handelt von Typhoeus an folgender stelle (Metam. V, 346 fgg.):

Vasta giganteis ingesta est insula membris
 Trinacris, et magnis subiectum molibus urguet
 Aetherias ausum sperare Typhoea sedes.
 Nititur ille quidem, pugnatque resurgere saepe:
 Dextra sed Ausonio manus est subiecta Peloro,
 Laeva, Pachyne, tibi: Lilybaeo crura premuntur:
 Degravat Aetna caput, sub qua resupinus arenas
 Eiectat flammamque fero vomit ore Typhoeus.
 Saepe demoliri luctatur pondera terrae,
 Oppidaque et magnos devolvere corpore montes,
 Inde tremit tellus.

Diese einestelle hilft uns aber nicht viel, da es sich für uns um die ganze summe der übereinstimmungen handelt. Die lateinischen mythographen, welche nach Bugge (Studier s. 21) hauptquelle für die

infection der nordischen mythologie durch antike mythen gewesen sind, d. h. die Vaticanischen mythographen, Hygin und Servius in seinem Vergilcommentar, geben über Typhon nur so wenige und dürftige notizen, dass die phantasie der Nordländer dadurch kaum befruchtet werden konnte¹. Apollodor, der allenfalls noch in betracht kommen könnte, gibt eine ganz verschiedene erzählung, in welcher der griechische Typhoeus schon mit dem aegyptischen Set-Typhon verschmolzen ist und gerade das für uns wesentliche fehlt (diese erzählung behandelt Mayer, Giganten u. Titanen s. 225 fgg.).

Entlehnung aus der klassischen mythologie ist also nicht wol anzunehmen. In der tat erklären sich die übereinstimmungen auch viel besser, wenn man annimmt, dass eine ursprünglich gemeinsame grundanschauung sich bei den beiden völkern in verschiedener weise entwickelt habe, wobei aber einiges charakteristische bei beiden in gleicher weise erhalten geblieben sei.

Doch bevor wir dieser idee näher treten, müssen wir uns mit der neuesten theorie über das wesen Lokis auseinandersetzen. Nachdem schon Grimm, Myth.² s. 963 an die mittelalterliche vorstellung erinnert hatte, dass der teufel in banden liege bis zum anbruch des jüngsten tages, wo er dann ledig und in gesellschaft des Antichrists auftreten werde, hat bekanntlich Sophus Bugge (Studier s. 50 fg. 70 fg.) die behauptung aufgestellt, der name *Loki* sei aus *Lucifer* entstanden (als kurzname, mit volksetymologischer umdeutung = schliesser), und die

1) Serv. ad Aen. III, 578: nisi quae de gigantibus legimus, fabulosa acceperimus, ratio non procedit. Nam cum in Phlegra Thessaliae loco pugnasse dicantur, quemadmodum est in Sicilia Enceladus, Otus in Creta ... Typhoeus in Campania, ut „Inarime Jovis imperiis imposta Typhoeo“ ... ad Aen. IX, 716: Inarime nunc Aenaria dicitur et saepe fulgoribus petitur, ob hoc quod Typhoeum premat. ... Nam alii hanc insulam Typhoeum, alii Enceladum tradunt premere.

Mythogr. Vat. II, 53 De Titanibus ... Quorum etiam Enceladus, qui et Briareus sivo Aegaeon dicitur, ardenti Aetnae subpositus adhuc ardere, latusque mutando totam Siciliam tremefacere fumique vapore complere dicitur. Revera nisi quae de gigantibus legimus etc. = Serv. ad Aen. III, 578.

Hygin Einl. catal.: Ex Typhono et Echidna Gorgo, Cerberus, draco qui pellem auream arietis Colchis servabat, Scylla quae superiorem partem feminae inferiorem canis habuit, Chimaera, Sphinx quae fuit in Boeotia, Hydra serpens quae novem capita habuit, quam Hercules interemit, et draco Hesperidum. — fab. 152 Typhon. Tartarus ex terra procreavit Typhonem immani magnitudine specioque portentosa cui centum capita draconum ex humeris enata erant. hic Jovem provocavit si vellet secum de regno certare. Jovis fulmine ardenti pectus eius percussit, qui cum flagraret montem Aetnam qui est in Sicilia super eum imposuit, qui ex eo adhuc ardere dicitur.

figur des Loki selbst sei ihrem ursprung nach überhaupt der Lucifer des früheren christlichen mittelalters, doch mit einfügung von elementen heidnischer göttergestalten, wie Mercur und Apollo. Diese anschauung ist zur erklärung einiger züge im wesen Lokis (d. h. seiner fesselung und seiner tätigkeit beim weltbrande) aufgenommen worden von E. H. Meyer (Völuspa s. 139 fgg.; German. mythol. s. 165); über Bugge geht noch hinaus Golther, welcher (Handb. d. germ. mythol. s. 411 fg.) geradezu mit dünnen worten ausspricht, „dass Loki in der hauptsache nichts anderes ist als der in die nordische göttersage und weltlehre übersetzte Lucifer.“

Es liegt mir fern, diese ausserordentlich complicierte frage hier einer eingehenderen untersuchung unterziehen zu wollen. Ich möchte nur auf eins hinweisen, nämlich dass eine in dieser so zu sagen theologischen weise entstandene götterfigur doch wol kaum so hätte in den volksglauben eindringen können, um im volksmunde nach jahrhunderten redensarten zu hinterlassen wie: *Lokke driver med sine geder* „Loki treibt seine geissen aus“, wenn die luft in sommerhitze flimmert, *Lokke driker vand* „die sonne zieht wasser“, *Loka spenir* „brennspäne“, „Lokje gibt seinen kindern schläge“ wenn das feuer knistert, *Loka daun* „Lokes dunst“ = irrwisch u. a. (Grimm, Myth.² s. 221, E. H. Meyer, Germ. mythol. s. 164. Bugge, Studier s. 76. Golther, Handb. d. germ. myth. s. 408 fg.). Dieselben scheinen mir vielmehr einen sicheren beweis zu liefern, dass Loki seinem ursprünglichen wesen nach eine germanische naturgottheit gewesen ist. Hält man diesen standpunkt fest, so wird man bei betrachtung der züge, welche schliesslich das vollendete bild Lokis zeigt, immer fragen müssen: konnten sie sich selbständig aus dem ursprünglichen charakter des gottes entwickeln, oder sind sie von aussen hereingetragen? und dann wider entsteht die frage: sind die hinzugekommenen züge von anderen germanischen gottheiten oder von aussergermanischer, heidnischer oder christlicher mythologie entlehnt? Dass namentlich bei der ausbildung der eddischen eschatologie, und somit auch der rolle, welche Loki dabei spielt, christliche ideen sehr stark beteiligt gewesen sind, ist ja sehr wahrscheinlich gemacht worden: uns geht hier nur die frage an, ob das motiv der fesselung aus der christlichen mythologie genommen ist.

Nun heisst es ja allerdings in der Apokalypse 20, 2, dass der engel vom himmel herab steigt mit dem schlüssel des abyssus und einer kette, *et apprehendit draconem, serpentem antiquum, qui est diabolus et satanas et ligavit eum per annos mille et misit eum in abyssum et clausit et signavit super illum, ut non seducat amplius gentes*

donec consummentur mille anni et post haec oportet illum solvi modo dico tempore. Im Nicodemusevangelium (Tischendorf, Evangelia apocrypha² s. 400. 402) greift Jesus bei seiner höllenfahrt den teufel und überantwortet ihn gebunden dem Inferus, dem herrn der hölle. Und so ist dann im mittelalter die vorstellung, dass der teufel gebunden liegt und erst am jüngsten tage loskommen wird, eine ganz allgemeine (Grimm a. a. o.). Aber Bugge selbst sagt s. 54: „doch die art wie Loki gebunden und bestraft wird, zeigt keine verwandtschaft mit der erzählung von der fesselung des teufels bei Christi höllenfahrt.“ Ausserdem ist zu bedenken, dass die christliche mythologie doch selbst eine abgeleitete, aus jüdischen und heidnischen elementen zusammengesetzt ist. Die figur des teufels selbst haben die Juden bekanntlich von den Persern entlehnt, deren Ahriman manche mit Loki verwandte züge trägt; die idee von der fesselung des teufels aber, die sich schon im jüdischen Henochbuche zeigt, und zwar mit merkwürdigen anklängen im einzelnen gerade an Typhon und Loki, welche von E. H. Meyer hervorgehoben worden sind¹, kann sehr wol, falls sie nicht gleichfalls persischen ursprungs ist², direkt aus dem Typhonmythos hergenommen

1) C. 10: „Der herr spricht zu Raffael: Binde den Azazel (d. h. Lucifer) an händen und füssen und lege ihn in die finsternis und mache eine öffnung in der wüste, die in Dudaël ist, und lege ihn hinein. Und lege rauhe und spitzige steine auf ihn (in der griech. übersetzung des Synkellos: ἐπιθήσεις αὐτῷ λίθους ὀξεῖς καὶ ραχίεις) und bedecke ihn mit finsternis, und am grossen tage des gerichtes soll er in den brand geworfen werden.“ Meyer will noch weitere ähnlichkeiten zwischen dem Azazel des Henochbuchs und Loki auffinden, wobei ich ihm nicht folgen kann, da es mir unbekannt ist, inwieweit in Irland im 8. oder 9. jahrhundert eine bekantschaft mit diesem buch angenommen werden kann; dass die irischen mönche resp. ihre norwegischen schüler im stande gewesen wären, dem hebräischen *Dudaël* d. h. kessel gottes den namen des straforts für Loki *heera hund* kesselhain „nachzubilden“, möchte ich doch sehr bezweifeln. [Nachtrag. Soben ist eine abhandlung erschienen, welche die verbreitung des Henochbuches zum gegenstand der untersuchung macht, von H. J. Lawlor „Early citations from the book of Enoch“, in dem Journal of philology, vol. XXV (1897) s. 164 fgg. Das resultat ist, dass das Henochbuch in den lateinisch redenden gegenden mit ausnahme Afrikas so gut wie unbekannt geblieben ist. Hieronymus, der mann, welcher an gelehrsamkeit alle zeitgenossen übertraf, citirt es einigemal ausdrücklich, Hilarius Pictaviensis erwähnt es einmal als *nescio cuius liber*, offenbar nur nach hörensagen, Priscillian spielt vielleicht einmal darauf an. Das ist alles. Die folgerung ergibt sich von selbst, nicht nur für unsere frage, sondern auch für Bouterweks behauptung (Germania I, 401), dass zu der schilderung Grendels im Beowulf das Henochbuch habe farben leihen müssen.]

2) Grimm Myth.² 963 sagt: „wie Prometheus gefesselt ist liegt Ahriman tausend jahre in ketten.“ Ich habe dafür vergebens nach belegen gesucht; wol aber erzählt der Bundehesh c. 30 „dass beim anbruch des jüngsten gerichtes der drache Dahäka, den Feridun einst besiegt und im berge Demawend (also

sein, der sich in hellenistischer zeit in folge von verquickung des alten griechischen Typhoeus mit dem aegyptisch-philistaeischen Set-Typhon in eigenartiger weise entwickelte und gerade in dem gebiet zwischen Aegypten und Syrien lokalisierte (Typhon sollte unter dem Serbonischen see liegen, d. h. den lagunen bei El-Arisch in norden der enge von Suez¹; oder man sah auch den fluss Orontes bei Antiochia, der eine kurze strecke unterirdisch floss, als das urbild des Typhon an, der sich vor den blitz des Zeus in eine unterirdische höhle verkrochen habe)². Die übereinstimmung des Lokimythus mit diesen späten und abgeleiteten christlichen mythen kann also nicht als beweis dafür angeführt werden, dass die übereinstimmung mit dem älteren griechischen mythus nicht auf urverwantschaft beruhe. Endlich ist ein umstand, welcher sehr gegen die entlehnung aus dem christlichen mythus spricht, der, dass bei diesem die beziehung auf vulkanische naturerscheinungen gänzlich fehlt.

Gerade diese scheint mir aber von besonderer wichtigkeit. Und die anschauung von vulkanischer tätigkeit konnten die Indogermanen wol von ihrer urheimat mitnehmen. An stelle der früheren annahme, dass der ursitz der Indogermanen Hochasien gewesen sei, ist man jetzt wol allgemein zu der ansicht gekommen, dass vielmehr Europa ihre heimat sei, und zwar der mittlere strich nördlich der Alpen und des Balkan, vom atlantischen bis zum schwarzen meere (Paul Kretschmer, Einleitung in die geschichte der griechischen sprache, s. 57 fgg.). In diesem teile Europas ist zwar in historischer zeit keine vulkanische tätigkeit mit sicherheit mehr nachzuweisen, aber, abgesehen von vielen zeugen früheren vulkanismus, finden sich eine ganze anzahl vulkanischer bildungen aus recht junger, nachtertärer zeit, so vor allem in Süd- und Mittelfrankreich (wo „wir auch die sichersten beweise haben, dass der mensch zeuge ihrer ausbrüche gewesen sei, da in einer vulkanischen breccie und noch bedeckt von einer lage jüngerer schlacken am Mont Denise im Vivarais menschenknochen zusammen mit resten von elephanten, rhinocerosen und hyänen gefunden worden sind“), dann

auch einem grossen vulkan), angebunden hatte, sich von seinen fesseln befreien wird, um unheil über die erde zu bringen, worauf jedoch der Sāma Krsāsra, der bis dahin unter dem schutz von 10000 geistern der gerechten geschlafen hatte, sich erhebt und den drachen tötet.* Nach der ansicht Hübschmanns, Jahrb. f. protest. theol. V (1879) s. 233 ist dies wahrscheinlich verlorenen partien des Avesta entnommen. — Ich verdanke diesen nachweis der güte A. Hillebrandts.

1) Herodot III, 5. Plut. Marc. Ant. 3; nach Strabo XVI, 2, 763 war es ein Asphaltsee nach art des toten meeres.

2) Strabo XVI, 2, 750.

am Rhein in der Eifel, in Nordböhmen, österreichisch Schlesien, endlich Siebenbürgen (Melchior Neumayr, Erdgeschichte I, s. 216 fgg.).

So konnte, auch wenn das indogermanische urvolk seinen sitz in Mitteleuropa hatte, bei demselben sich wol auf grund vulkanischer erscheinungen die vorstellung von einem götterfeindlichen gewaltigen wesen bilden, das von der gottheit gebändigt und in das erdinnere eingeschlossen sei. Diese vorstellung wurde dann auf die wanderung mitgenommen und je nach den eindrücken der wanderzeit und der individuellen entwicklung des volkes selbst modifiziert und mit andern verschmolzen.

Die Griechen haben sie am meisten concret aufgefasst, plastisch ausgebildet, isoliert und lokalisiert. Sie fassten die eruption der vulkane bildlich auf als einen kampf des gewaltigen ungeheuren glutriesen mit dem himmelsherrscher Zeus¹, der schliesslich jenen mit seinen blitzniederschmettert² und nun in der tiefe fesselt, oder einen berg auf ihn schleudert, unter dem jener seitdem im krampfhaften streben sich zu befreien sich windet und zuckt. Als der ort, wo das ungeheuer gefesselt liegt, wird an der ältesten stelle griechischer dichtung, welche des Typhoeus erwähnung tut, das Arimerland angegeben: *ἐν Ἀρίμοις, ὅθι φασὶ Τυφωεύς ἔμμεναι ἐνράς* Hom. Il. II, 782. Welche gegend damit gemeint sei, wusste man schon im altertum nicht, und riet deshalb auf die verschiedensten lokalitäten, besonders im westlichen Kleinasien³; da aber Pindar und Aeschylus den Typhoeus aus Kilikien stammen lassen, so hat Partsch⁴ mit grosser wahrscheinlichkeit geschlossen, dass es der dem Aetna an grösse gleichkommende nachweislich noch

1) Dieser kampf ist oft von dichtern geschildert worden, am grossartigsten von Hesiod v. 820 fgg. (diese schilderung gilt allerdings jetzt als spätere zudichtung).

2) Es ist bemerkenswert, dass diese bildliche anschauung ganz den tatsächlichen erscheinungen entspricht. „Der heisse wasserdampf, welcher während des ausbruchs aus dem krater eines vulkans aufsteigt, bildet, beim austritt in die freie atmosphäre erkaltend, ein dichtes gewölke um die mächtige emporgestossene aschensäule. Die plötzliche condensation des dampfes und die bildung des gewölkes selbst vermehren die elektrische spannung. Dann fahren blitze hirschlängelnd nach allen richtungen durch die aschensäule und — wie Humboldt als zeuge der erscheinung versichert — vermag man deutlich den rollenden donner von dem inneren krachen des vulkans zu unterscheiden. Das ist der augenblick, wo die mächte der atmosphäre in kampf geraten mit den unterirdischen gewalten, wo es scheint, als wolle der herr des himmels mit seinen blitzniederschmettern den erdentsprossenen Typhoeus bändigen.“ Partsch, Geologie und mythologie in Kleinasien, in „Philologische abhandlungen, Martin Hertz dargebracht“, s. 107.

3) Mayer, Giganten u. Titanen s. 137 anm. 192. Partsch a. a. o. s. 109 fgg.

4) a. a. o. s. 112 fgg.

in der römischen kaiserzeit tätig gewesene vulkan Argaios, jetzt Erdschias Dag bei Kaisarieh sei, auf den sich die Homerischen worte beziehen. Ihn hatten die Griechen vielleicht auf ihren wanderzügen selbst kennen gelernt, vielleicht aber wussten sie von ihm nur durch hörensagen; als sie aber bei ihrer ausbreitung nach westen mit dem Aetna bekannt wurden und am fusse desselben sich ansiedelten, da war es nur natürlich, dass sie nunmehr das lager Typhons hierher verlegten, und Kilikien nur noch als seine heimat angesehen wissen wollten, wo denn auch noch nach jahrhunderten die Korykische grotte, die allerdings nicht am Erdschias Dag, sondern im kalkgebirge am meeresstrande liegt und keineswegs vulkanisch ist¹, als seine geburtsstätte und seine älteste wohnung gezeigt wurde². Aber auch von anderen stätten vulkanischen lebens wurde ähnliches erzählt, obwohl dort an stelle Typhons ein anderer name trat. „Unter dem Mimasgebirge, das allerdings keine vulkanischen bildungen aufweist, wol aber in heissen quellen und häufigen erdbeben die reaction des erdinneren gegen die oberfläche verrät, sollte der riese Mimas liegen, und die insel Nisyros mit ihrem noch heut nicht erloschenen vulkan gab zeugnis von dem toben des riesen Polybotes. Ihn hatte Poseidon mit einer felsscholle niedergeschmettert, die er von der insel Kos losgerissen“ (Partsch a. a. o. s. 117). So soll Briareos von Euboea übers meer nach dem phrygischen Rhyndakos geflohen sein, an dessen mündung Poseidon ihn unter einem berge begrub, und das Sipyrlongebirge soll Zeus auf den Tantalos gestürzt haben, u. a. m. (vgl. Mayer, Giganten und Titanen s. 195). Solche vervielfältigung und umbildung der sage ist eine folge der schon früh eingetretenen vermischung des mythus von Typhoeus mit dem vom Gigantenkampfe, worüber Mayer in seinem buche ausführlich gehandelt hat.

An die ursprüngliche vorstellung von dem unterirdischen glutriesen hat sich übrigens bei den Griechen schon früh eine andere angesetzt, der die figur auch ihren namen verdankt. Denn das appellativum *τυφῶς* oder *τυφῶν* bedeutet den sturm, den wirbelwind, die windhose (oft bei den tragikern und Aristophanes; am bekanntesten ist die stelle in Sophokles Antigone 417 fg.). Die erscheinungen namentlich bei der windhose zeigen vielfache ähnlichkeit mit denen vulkanischer eruptionen, werden auch häufig von gewittern begleitet³; die Griechen fassten aber auch die vulkanischen eruptionen selbst als

1) Partsch a. a. o. s. 112; Berliner philol. wochenschr. 1897 s. 1073.

2) Mela 1, 13, 34. Solin. Polyhist. 38, 8.

3) Darüber ausführlich Roscher, Die Gorgonen, s. 52 fgg.

das hervorbrechen bösariger winde des erdinneren, die erdbeben als die vergeblichen versuche derselben, sich zu befreien, auf¹. So hat die physikalisch-rationalistische erklärung den namen für die schöpfung der bildlich-personificierenden gegeben². Aber in folgedessen wird Typhoeus von Hesiod widerum als der vater der bösen winde bezeichnet, Theog. 820 fgg.

Die entwicklung des griechischen mythus, wie ich sie eben mit wenigen strichen skizziert habe, liegt ziemlich klar vor unseren augen. Nicht also ist es mit dem nordischen. Hier fehlen uns erstens fast alle mittelglieder, und zweitens ist Loki unverkennbar eine sehr complicierte mythologische figur, zu deren ausbildung die verschiedensten vorstellungen und elemente zusammengetreten sind. Was den teil seines wesens, der uns hier interessiert, betrifft, so scheint eins klar, nämlich dass auf einer stufe der entwicklung, welche vor der nordischen lag, die idee des unterirdischen verderblichen glutriesen zusammengeschmolzen war mit der des feurgottes überhaupt, von dem auch das irdische harmlose feuer des irrlisches, das prasselnde des herdes, das hitzeflimmern der luft herrührt. Also ähnlich wie bei Hephaest, und an diesen erinnert auch manches in der nordischen gestaltung des Loki. Wie Hephaest, der lange in der vom Okeanos unrauschten höhle gegessen hat und später (schon bei Aeschylus) im Aetna seine schmiedewerkstatt hat, doch unter den göttern auf dem Olymp verkehrt, so verkehrt Loki mit den Asen. Ist dieser auch nicht selbst schmied und künstler, so lässt er doch durch die zwerge kunstreiche arbeiten vollenden, das haar der Sif, das schiff Skíðbladnir und den speer Gungnir (Skáldskaparm. 3). Ja, die burg der Menglóð hat er sogar mit den zwerge zusammen ausgeschmückt (Fjölsvinnsm. 34). Und wie Loki, so ist auch Hephaistos listenreich; man denke an den sessel, den er der Hera sandte, und an das netz, in dem er Ares und Aphrodite verstrickte (Grimm, Myth.² nachtr. zu s. 221 vergleicht das netz, wel-

1) Belego gibt Mayer, Gig. u. Tit. s. 109 anm. 132, s. 215 anm. 139.

2) Die etymologie des wortes τυφώς habe ich absichtlich aus dem spiel gelassen, da sie nicht mit sicherheit bestimmt werden kann. Gewöhnlich bringt man das wort mit dem verbum τυφωω zusammen, andere wollen den namen τυφώς aus dem semitischen ableiten und bringen ihn mit dem Ba'al-Zēphōn (Exod. 14, 2; Num. 33, 7) zusammen. So schon Movers, Die Phoenicier (Bonn 1841) s. 422; in neuerer zeit besonders O. Gruppe, der sich darüber ausführlich auslässt in dem aufsatz „Typhon-Zēphōn“ (Philologus 48 [N. f. 2] s. 487 fgg.). Dass der name des hellenistisch-orientalischen Set-Typhon daher stammt, ist sehr wahrscheinlich; daraus folgt aber nicht, dass auch der alte griechische Typhoeus und das appellativum τυφώς denselben ursprung habe.

ches Loki bereitet Gylfag. 50, worin er selbst gefangen wird). Da darf wol an Caesars gewöhnlich sehr über die achsel angesehene notiz über den gottesglauben der Germanen erinnert werden, Bell. Gall. VI, 21: *deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur, Solem et Vulcanum et Lunam*. An Loki hat hier zwar schon Grimm gedacht, Myth.² s. 92, aber doch die zuverlässigkeit der nachricht angezweifelt.

War in der tat eine altgermanische gottheit dieser art vorhanden, so trug dieselbe insofern den keim zu einer weiteren entwicklung auf den nordischen Loki zu in sich, als sie die feindliche und die freundliche macht des feuers in sich vereinigte, also einen inneren widerspruch barg. An jede der beiden seiten dieser gotttheit konnte sich dann verwandtes anschliessen, und vor allem wesensverwandte züge aus der heidnischen und christlichen mythologie dazu treten, sodass schliesslich, vor allem unter dem einfluss des christlichen diabolus und Lucifer, aus dem alten feurgott Logi der schliesser Loki wurde.

Wem es aber wunderbar vorkommt, dass gerade nur in der nordischen und der griechischen mythologie sich eine anzahl concreter und specieller züge des alten naturmythus erhalten haben sollten, der sei auf eine andere merkwürdige übereinstimmung zwischen skandinavischer und griechischer kultur hingewiesen, nämlich auf die längst bemerkte und hervorgehobene tatsache, dass das altnordische wohnhaus sowol in seinem grundriss als in seiner äusseren erscheinung dem alten griechischen tempel entspricht¹. Sollten nicht Griechen und Ostgermanen einnal auf längere zeit nebeneinander gesessen und sich gegenseitig beeinflusst haben? Können wir doch solchen austausch sowol von religiösen ideen als von kulturelementen aller art zwischen den Griechen und ihren nachbarvölkern von der mykenischen zeit an bis in die römische fast ununterbrochen verfolgen. Da ist ähnliches doch auch für frühere perioden der entwicklung wol mit sicherheit anzunehmen.

1) Vgl. namentlich R. Henning, Das deutsche haus, s. 62 fgg., und A. Meitzen, Siedelung und agrarwesen der Westgerm. usw. III s. 475 fgg.

ZUR DATIERUNG UND AUTORSCHAFT DES DIALOGS „NEU-KARSTHANS“.

I.

In seiner ausgabe der werke Ulrich von Hutten hatte Böcking den dialog „New-Karsthans“ unter die Dialogi Pseudohuttenici gestellt, Ökolampad als den verfasser vermutet und seine abfassungszeit wegen der demselben beigefügten 30 artikel, die dem bauernaufstande nicht fern ständen, nicht vor das jahr 1523 ansetzen zu dürfen gemeint (Opp. Hutteni IV s. 650). In dem kataloge seiner flugschriften aus der reformationszeit (jetzt im besitze der stadtbibliothek zu Frankfurt a/M., die benutzung wurde mir gütigst gestattet) hat Gustav Freytag die schrift als im jahre 1521 verfasst bestimmt und dazu die randbemerkung gemacht: „Der dialog Karsthans und Sickingen ist vor dem französischen kriegszuge S.[ickingens] geschrieben, Karsthans gratuliert zur kaiserlichen bestellung. Böck. Hutten IV, 650 irrt, das richtige C. Waltz in Sybel, Zeitschr. 31 s. 478.“ An der betreffenden stelle nun sagt Waltz: „Das gesprächbüchlein Neu-Karsthans kann Oekolampadius kaum geschrieben haben Ich teile die bisherige ansicht, wonach es im jahre 1521 verfasst und auch veröffentlicht wurde.“ Ja, er hatte es für wahrscheinlich erklärt, den monat december als näheres datum zu fixieren, auf grund eines einem exemplar der Heidelberger universitätsbibliothek beigeschriebenen, nur auf Leo X. passenden verses, dessen anfangsbuchstaben O. L. † X er als Obiit Leo Decimus deuten zu müssen glaubte. Schade (Satiren u. pasquillen II, 286) hatte sich für das jahr 1521 als abfassungszeit entschieden und sagt mit bezug auf die erwähnung des Wormser ediktes in dem dialoge: „Vorm juni also kann unser dialog nicht entstanden sein“; er möchte, dazu stimmend, die bestellung Sickingens auf spätestens anfang juni verlegen, sodass etwa juni oder juli der dialog entstanden wäre. A. Baur (Deutschland in den jahren 1517—1525 betrachtet im lichte gleichzeitiger volks- und flugschriften) hatte den dialog, für welchen er mit Schade die autorschaft Huttens abweist, ebenfalls mit bezug auf die erwähnung der ächtung Luthers „nach 26. mai 1521“ verlegt (s. 135. 298 anm. 94). Strauss (Ulr. v. Hutten; Ges. werke bd. VII s. 430 fgg.) setzte das gespräch für den sommer 1521 an und mochte trotz der vielen anklänge an Hutten Ökolampad als verfasser vermuten. In jüngster zeit hat Bossert (Stud. u. krit. 1897 s. 282 anm.) die bisher noch nicht ganz enträtselte eigenartige unterschrift Luthers in seinem briebe an Spalatin vom 10. juni 1521 Henricus Nesicus in ihrem ersten teile mit dem

ritter Heinz im „Neu-Karsthans“ in beziehung zu setzen versucht, indem Luther (Enders briefw. bd. 3, 150 und 172) auf einen scherz Spalains, der ihn, den novus eques, mit jenem reitersmann verglichen haben mochte, anspiele. Bossert fügt bei: wir dürften hier einen anhaltspunkt für die erscheinungszeit jener flugschrift haben.“ Dieselbe müsste also nach Bossert spätestens ende mai, anfang juni verfasst sein.

Soweit der gegenwärtige stand der untersuchung¹. Prüfen wir nun zunächst die notizen in dem dialoge, welche zur datierung einen anhalt geben. Sogleich zu anfang des gesprächs findet sich die erwähnte gratulation zu Sickingens bestallung: *Juncker ich wünsch eüch viel glücks zu dem befehch und loblichen kriegsszeitig, dartzu euch Kaiserliche Mayestat verordnet hat ...* Nun datiert der amtliche bestallungsbrief des kaisers an Sickingen aus Brüssel vom 4. juli 1521 (Ulman s. 200 anm. 2), wird also kaum vor dem 10. juli etwa bei Sickingen eingetroffen sein. Freilich hat Sickingen früher bereits von der bestallung gewusst; es sind, wie aus den akten hervorgeht (vgl. Ulman), schon früher in dieser angelegenheit briefe zwischen dem kaiser und ihm gewechselt worden. Allein das ist für unsere zwecke belanglos. Denn der verfasser eines für die grosse menge berechneten dialogs konnte, selbst wenn er Sickingen sehr nahe stand und um die verhandlungen wusste, nicht wol gut in der öffentlichkeit Sickingen gratulieren, ehe nicht dieselben zu definitivem abschluss gelangt waren. Es würde also diese notiz uns frühestens auf mitte juli 1521 als abfassungszeit des büchleins führen.

Vielleicht darf man auch zur datierung heranziehen die erwähnung des Bartholomäustages in der lieblichen geschichte, welche Karsthans als das, was ihn gegenwärtig betrübt, erzählt von seinem pferde, welches er *gestreich und geliebelt, auch etwa uff sein köpflin geküset habe* (Böck. IV s. 652). Der official habe dieses für ein *ketzerstück erkennet*, und ihm 20 gulden zur strafe abgefordert, die er schliesslich auf 12 ermässigt habe, zahlbar auf einen bestimmten termin. Er, Karsthans, habe ihm bei ablauf dieser frist aber nur sechs gulden geben können und ihn gebeten, mit den übrigen sechs *biss zu sanct Bartholomestag, wann ich ussgetroschen* zu warten, jedoch habe sich der official nicht erweichen lassen, sondern am nächsten sonntag ihn als gebannt verkünden lassen. Nun ist der Bartholomäustag der 24. august. Der verfasser des dialogs konnte doch wol nicht gut seine

1) Die ältere litteratur (Hagen, Münch u. a.) glaube ich nicht besonders anführen zu müssen. Bejahung und verneinung der autorschaft Huttens wechseln ab.

also bestimmte geschichte¹ einflechten, wenn dieser tag soeben vergangen war, er lässt doch wol den bauer reden, was in die zeit, da der dialog erscheinen sollte, hineinpasst. Dann aber dürfen wir die abfassungszeit auch nicht zu nahe an den 24. august heranrücken, denn etliche tage hätte der official schon warten können. Mitte oder ende juli würde auch hier gut passen.

Die bemerkung (s. 658) Sickingens, dass Hutten und er *diesen winter* die Lutherschen bücher gelesen, passt nur auf den winter 1520/21 (s. Strauss a. a. o.), ja es scheint, als werde die anwesenheit Huttens auf der Eberburg jetzt nicht mehr vorausgesetzt, wenn es heisst: *Scit här die Lutherischen bucher ussgangen und Hutten bei mir zu Eberburg gewesen . . .* (S. 652, 653 spricht meines erachtens nicht dagegen, da es sich dort nur um die interessengemeinschaft Sickingens und Huttens, nicht um einen aufenthalt auf der Eberburg handelt; und wenn Karsthans sagt *ir lassent in in curem hauss wider den bapst und genante geistlichen, was er wil schreyben*, so zwingt das keineswegs dazu, gegenwärtig Hutten auf der Eberburg zu denken, es soll etwa heissen: Euer haus stellt ihr ihm zur verfügung). Leider sind wir nicht genau unterrichtet über Huttens aufenthalt in dieser zeit. Ende mai war er noch auf der Eberburg (vgl. Böcking II, 76; der dort s. 78 auf den 14. juni gesetzte brief ist falsch datiert, vgl. Szamatolski: Ulrichs v. Hutten deutsche schriften s. 93), am 19. juni 1521 berichtet Coehlaeus an den papst aus Frankfurt: non adeo longe abest hinc Huttenus (Ztschr. für kirchengesch. XVIII, s. 118), das macht möglich, dass Hutten damals nicht mehr auf der Eberburg war, am 4. september war er sicher nicht mehr dort (vgl. Böck. II, 80). So unsicher diese notizen sind, machen sie die abfassungszeit des dialogs im juli nicht unmöglich, sondern eher wahrscheinlich.

S. 659 wird Luthers ächtung durch den kaiser erwähnt. Diese erwähnung hilft mit, das jahr 1521 zu fixieren als abfassungsjahr; ein näheres merkmal gibt sie nicht, da ein hinaufrücken der abfassungszeit über anfang juli hinauf aus obigen gründen unstatthaft ist. Die für

1) Es wird in der erzählung vorausgesetzt, dass der Bartholomäustag noch nicht vergangen ist. Denn sonst hätte doch wol Karsthans durch den verkauf seines getroides die ausstehenden 6 gulden zusammengebracht und wäre vom banne gelöst worden. Eine andere auslegung ist meines erachtens nach dem wortlaut unmöglich. Auch wird man nicht den Bartholomäustag so fassen dürfen, wie er in einem sprichwort vorkommt: „Auf Sanct-Barthel. Nimmermehr,“ d. h. auf den Nimmerleinstag, wenn der charfreitag auf den gründonnerstag fällt, wenn die kuh einen batzen gilt“ (vgl. Wander I, 241 fg. III, 1034 fg.), so dass ein unmöglicher termin ad calendae Graecas gedacht wäre. Dagegen spricht die ganze zeichnung der figur des Karsthans.

die datierung nicht unwichtige notiz, dass der Kaiser *Hutten yetzund zu diener uffgenommen* (s. 659) wird in der schlusserörterung genaue besprechung finden.

Erwähnung verdient die erinnerung an die bulle Coenae Domini, von der Sickingen sagt: *die hat mir Hutten verteutschet, und ich find bei sechtzigerley menschen, die in derselbigen bullen durch den bapst jährlich verbannet werden.* Wir dürfen es bei dem — wie aus dem ganzen dialoge hervorgeht — nahen verhältnis des verfassers zu Sickingen für eine wahre notiz halten, dass Hutten Sickingen diese bulle verteutschte. Wie aber kam er dazu? Wollte er seinem freunde lediglich einen typus päpstlicher anmassung zeigen? Die bulle Coenae Domini hat für die damalige zeit diese typische bedeutung (vgl. Böck. IV, 326 bei Hutten, bei Luther Weimarer ausgabe I, 620. 622. 623. II, 661. VI, 546. 432. Bosserts auf Weim. ausg. VIII, 689 ruhende notiz [Stud. u. krit. 274], dass Luther die bulle „nicht gerade häufig“ citiere, korrigiert sich hiernach); aber könnte nicht speciell die erwähnung seines Wittenberger freundes unter den ketzern Hutten zur vorlesung bei Sickingen veranlasst haben? Diese bulle, in welcher man den von Sickingen geschätzten Luther neben allerlei berüchtigte ketzer setzte, war dann ein prächtiges agitationsmittel, um den ritterlichen freund ganz für die Lutherische sache zu gewinnen! Es müsste diese lektüre Huttens und Sickingens dann in den sommer 1521, etwa in den monat april, fallen¹, und wir hätten zugleich einen anhaltspunkt für das bekanntwerden der vermehrten und verbesserten bulle in Deutschland².

der als der von den pfaffen geschundene, nicht sie äffende bauer charakterisiert wird, sowie insbesondere der wortlaut: *dz ich ... um gottes willen gebetten, mir mit den andern sechsen biss zu sanct Bartholomesstag ... zu beiten.* Man muss bedenken, dass der Bartholomäustag in der landwirtschaft ein entscheidender tag ist, wie die sprichwörter beweisen: „Am Bartholomäustag schüttle die äpfel und birnen ab“ — „Wie sich Bartholomäus hält, so ist der ganze herbst bestellt.“ „Bartelmei knieket do haver in de knei“ — vgl. Wander I ebda. Für den bauer, der in geldnot war, bedeutete der Bartholomäustag einen wichtigen termin. Das bestätigt aber nur die im text ausgesprochene behauptung, dass der verfasser des dialogs nicht so schreiben konnte, wenn jener tag bereits vergangen war. Wie ich mir habe sagen lassen, ist es landwirtschaftlich sehr wol möglich, dass der bauer bis 24. august ausgedroschen und auch bereits „etwas“ von frucht verkauft hat.

1) Dass Sickingen auch im sommer 1521 seine gemeinsame lektüre mit Hutten noch fortsetzte, beweist die bemerkung Aleanders bei Kalkoff (Depeschen Aleanders s. 179.)

2) Auffallend bleibt dann freilich, dass Luther so spät von dieser seiner verketzerung in der bulle gehört zu haben scheint. Hat Spalatin hier seine hand im spiele gehabt? Vielleicht fürchtete er einen allzu heftigen zornausbruch Luthers und

S. 668 sagt Karsthans: *Sollichs* (nämlich die befreiung von den bösen tyrannen) *wil ich nit auffhören täglich zu bitten biss so lang ich hilff befinde, und erfüllet werde die prophesey der mutter gottes Marie, da sie spricht: Er hat die hoffertigen in den gedancken seines hertzens zerstreuet.* Man könnte eine anspielung an Luthers Magnificat vermuten (vgl. E. A. 45, s. 266 fgg., wo Luther jenen vers auch auf das verhältnis zu seinem „widerpart“ anwendet). Luther schickte am 10. juni das fertige manuscript seiner Magnificatauslegung an Spalatin (Enders briefw. 3 s. 171), am 6. august fragt Luther ungeduldig, warum der druck noch nicht beendet sei (ebenda s. 215). In dem briefe Corp. Reform. I nr. 130 schickt Melancthon an Spalatin ein fertiges exemplar des Magnificat. Dieser brief aber kann nicht vor den 9. september fallen (s. Bossert s. 313 fg.) und damit wäre die möglichkeit einer direkten abhängigkeit jener stelle im Neu-Karsthans von Luthers Magnificat ausgeschlossen; denn in den september werden wir den dialog nicht hinabrücken dürfen; abgesehen von der erwähnung des Bartholomäustages wäre die gratulation zu Sickingens bestallung dann ein wenig sehr verspätet (vgl. auch unten). Allein indirekt könnte jene notiz doch mit Luthers Magnificat zusammenhängen. Das Magnificat ist, wie stückweise vollendet, so wahrscheinlich auch stückweise gedruckt (gütige mitteilung von Bossert). Melancthon schreibt an Spalatin juli 1521: *Ex magnificat certe mitterem, si significares, quas paginas habeas* (Corp. Ref. I, 445 nr. 124). Das setzt voraus, dass Spalatin einige druckbogen des Magnificat besass, dann aber konnte sie Bucer in Worms auch von dort auf die Ebernburg getragen und sie dem verfasser des Neu-Karsthans, der, wie wir sehen werden, auf der Ebernburg zu suchen ist, mitgeteilt haben. Allerdings gehört der in betracht kommende vers in den letzten teil des Magnificat, wird also kaum vor anfang september gedruckt sein, es müsste also die kenntnis der auslegung der ersten verse des Magnificat den verfasser zur erwähnung eines der letzten verse, der für seine zwecke gut zu passen schien, veranlasst haben. Das ist möglich; aber wer will entscheiden, ob es so ist?¹

Dem dialoge sind beigefügt 30 artikel, *so junker Helferrich, reyter Heintz und Karsthans mit sampt irem anhang hart und rest*

hielt deshalb die bulle ihm verborgen? Hat dann vielleicht Luther bei seinem heimlichen Wittenberger besuch im december die bulle kennen gelernt?

1) Von der wol ins jahr 1520 gehörigen predigt Ökolanpads: *Ain sermon von dem vers im Magnificat* ist die auslegung im N.-Karsthans nicht abhängig; erstere behandelt nämlich, wie ich durch einsicht in ein im Freytagschen nachlass befindliches exemplar feststellen konnte, ausschliesslich den vers: *Exultavit anima mea.*

zu halten geschworen haben. Hauptsächlich um dieser artikel willen hat man den dialog an den bauernkrieg heranrücken zu müssen gemeint (vgl. Bücking IV, s. 650), und Strauss, der den dialog ins jahr 1521 setzt, hatte vermutet, dass die artikel ursprünglich nicht mit diesem zusammengehörten, sondern später begedruckt seien (s. 434). Allein die genaue durchsicht der artikel lässt nichts entdecken, was eine heranrückung an den ausbruch des bauernaufstandes, dessen vortoben ja übrigens schon 1521 sich zeigen, notwendig machen müsste. Die artikel sind sämtlich materialisierte, in die praxis umgesetzte forderungen, entlehnt aus Luthers ideen, ähnlich wie bei Eberlin. (Vgl. die polemik gegen pfaffen und mönche artikel 1 und 2, den bann art. 3, den papst und die cardinäle, die eurtisanen art. 5—9, die feindschaft gegen das geistliche recht art. 13, polemik gegen das fasten art. 15, die bettelmönche art. 16. 17. Forderung der anstellung nur solcher pfarrer, die das evangelium predigen art. 21, gegenüber den vielen festen nur den sonntag zu feiern art. 24. Man vergleiche damit die drei grossen schriften Luthers vom jahre 1520). Die sprache ist, wie sie für den bauern passt, derb, aber nicht eigentlich revolutionär. Art. 29: *der heimlichen beycht halber dr. Luthern und andern der sache verstandigen und unpartheyschen an zu suchen und ired rats darinn zu pflegen* endlich zwingt geradezu die abfassung der artikel ins jahr 1521 zu setzen. So konnte nämlich nicht mehr geschrieben werden, wenn Luthers schrift „von der beichte“ usw. bereits erschienen war¹. Das muss vor ende september (vgl. Weimarer ausg. bd. VIII s. 132) verfasst sein. Dann aber liegt kein grund vor, die artikel von dem dialog zu trennen (gegen Strauss). Gehen die uns erhaltenen drucke auf einen druck zurück und ist dieser der originaldruck² — und ich wüsste nicht, was dagegen spräche — so ist es sogar völlig ausgeschlossen, die Artikel als späteren beidruck zu fassen. Denn unmittelbar nach den letzten worten des dialogs folgt noch auf derselben seite: *Hie endet sich der Karsthans und volgen hernach dreyszig arti-*

1) Weim. ausg. VIII in den „Nachträgen und berichtigungen“ scheint die auffassung vertreten zu sein, als liege in artikel 29 eine anspielung an Luthers bereits erschienene schrift vor. Der text zwingt dazu nicht; der verfasser hätte sich meines erachtens anders ausgedrückt, wenn ein positiver entscheid Luthers bereits vorgelegen hätte. Vielmehr weiss er in diesem wichtigen punkte noch keinen rat, stellt daher dem rate Luthers und anderer verständiger leute die sache anheim. Nahe liegt die vermutung, dass der Eberburger kreis, dem der verfasser des dialogs angehörte, um das demnächstige erscheinen der schrift Luthers wusste — sie war Sickingens gewidmet! — und der verfasser des artikel 29 auf dieselbe hinweisen will.

2) s. Böck. I s. 78.

kel usw. Die neue seite beginnt mit artikel 1 — und zwar ist dies also bei sämtlichen vorhandenen exemplaren (vgl. Böcking). Auch kann, um dies vorweg zu nehmen, angesichts des artikel 29 Ökolampad nicht wol der verfasser der flugschrift sein, da er ja seinerseits dr. Luther nicht um rat gefragt, sondern selbständig ein büchlein über die beichte veröffentlicht hatte.

Fassen wir zusammen, so ergibt sich: der dialog „Neu-Karsthans“ kann nicht vor mitte juli 1521 verfasst sein, er wird auch nicht allzu spät hinter diese zeit fallen, da die gratulation zu Sickingens bestellung nicht in eine zeit passt, da der feldzug bereits seit langem begonnen hatte. Sickingen aber war spätestens ende juli kriegsbereit (Ulman s. 201). Die erwähnung des Bartholomäustages lässt über ende uli, anfang august nicht hinausgehen, in den september vollends darf man nicht hinabsteigen bez. der datierung um der unkenntnis des dialogs von der schrift von der beichte willen.

Für diese fixierung des datums spricht auch ganz allgemein der tenor des dialogs. Das schriftchen nennt sich „Neu-Karsthans“, es ist in form und inhalt durchaus verschieden von der flugschrift „Karsthans“, nicht etwa eine art neu-auflage derselben. Diese war eine theologische stroitschrift gegen Murner, jenes ist ein politisches flugblatt, wobei natürlich zu beachten ist, dass in der damaligen zeit die grenzen dieser bestimmung von litteraturprodukten fliegend sind. Demgemäss sind auch die personen in beiden dialogen verschieden, im Karsthans reden Murner, Karsthans und sein in Cöln bei Hochstraten in die schule gegangener sohn, Luther und Mercurius, in Neu-Karsthans nur Karsthans und Sickingen, der als Vertreter des lutherfreundlichen adels erscheint. Die rolle des Karsthans ist in beiden schriften verschieden, sie ist sich gleich nur insofern, als der bauer die lateinischen worte misverstehet und dadurch ein wenig zur komischen figur wird (vgl. B. IV, 623. 625 u. ö. im Karsthans, 666. 679 im Neu-Karsthans). Aber sonst ist in den beiden dialogen, wie gesagt, die rolle des Karsthans conträr gefasst. Die rolle, die Sickingen im Neu-Karsthans spielt, führt im Karsthans der bauer; er leitet und entscheidet das gespräch, kennt seine bibel sehr genau, weiss von Tarquinius Superbus und hat Luthers schriften gelesen (640, 639), d. h. er ist nicht der schlichte bauer, sondern der typus des gegenüber papstsatzungen auf das evangelium gegründeten schlichten einfachen mannes, wie er in einem theologische disputation repräsentierenden dialoge gegenüber den scholastisch geschulten Römlingen wol am platze war. Im „Neu-Karsthans“ ist Karsthans zwar nicht der dumme, aber doch

der belehrungsbedürftige bauer, der die bibel erst noch lesen will (s. 671), auch Luthers schriften noch nicht kennt (s. 661, 671) kurz allenthalben seinen „gnädigen junker“ um rat fragt. Er ist typus des infolge der Lutherschen bewegung bereits in gärung geratenen bauernstandes, wie er in eine politische flugschrift, deren held Sickingen ist, hineinpasste. Hier ist er realistisch, im „Karsthans“ idealisiert aufgefasst. Gerade diese realistik aber kommt dem nach einer datierung der schrift suchenden zu gute. Der bauer ist innerlich empört über das schamlose gebahren seiner geistlichen oberherren, er möchte mit seinem flegel und karst dreinschlagen: *die pffaffen plagen mich für und für, dass ich schier nit weiss, wie ich meinen sachen thun soll und sollt es länger währen, ich würd mich einmal gröblich vergessen; denn sie übermachen das spiel* (s. 651). *Wollen wir dann nit diejenen, die uns so lang verführt, um ihre übelthat strafen?* (s. 659). *So fall er* (der papst) *in aller teufel namen und der teufel helf ihm darnach widerum auf* (s. 662), vgl. auch s. 657. Gewiss drängt auch im dialog „Karsthans“ der Karsthans zur gewalt (s. 631. 633), aber nicht mit derselben intensität wie im „Neu-Karsthans“. Man bemerkt bei letzterem die enttäuschung, die der bauer am Wormser reichstag erlebt hat (vgl. s. 659). Er in seiner derben ursprünglichkeit will nun losschlagen, nachdem alle bemühungen um friedliche besse- rung der zustände gescheitert sind. Wie mir scheint, will dieses drin- gen auf gewalt am besten auf die zeit unmittelbar nach dem reichstag, in die monate juli und anfang august (s. oben) passen, nicht gut spä- ter. Dem stürmischen drängen des bauern gegenüber steht nun die massvolle zurückhaltung Sickingens, der mit einer gewissen virtuosität einzulenken versteht, sobald der bauer mit seinem zorn losbricht. Es erscheint aber sehr charakteristisch, dass der ritter mit bestimmten gegenvorschlägen nicht kommen kann, sondern in allgemeinen phrasen zur geduld mahnt. *Leyd dich und hab geduld, es würt etwa besser* (651). *Ach mein lieber Karsthans, lass uns mit gedult handeln* (657). *Biss geduldig* (662). Auch die vertröstung auf gottes willen: *Hab gedult, got würt in die sachen sehen* (652). *Darin schaff gott seinen göttlichen willen* (659) erscheint im munde Sickingens nur als mittel zur verdeckung seiner verlegenheit. Es sind worte, die zur rechten zeit sich einstellen, eben wo begriffe, d. h. in diesem falle fest formu- lierte pläne fehlen. Es ist etwas anderes, ob Luther also spricht oder der tatenfrohe ritter. Wie leer und schal klingt auch die meinung, der kaiser habe wol keine böse absicht gehabt, als er Luther bannte und Hutten verfolgte! Es spiegelt sich in dem dialoge sichtlich wider

die peinliche verlegenheit, in welche die ritterpartei durch den Wormser reichstag geraten war; es war zu offenkundig, sie hatte sich blamiert. Zu einer neu-formulierung ihrer position ist sie aber zur zeit der abfassung unseres dialogs noch nicht gekommen, sie weiss noch nicht, was sie will, es mag ihr wol der gedanke gekommen sein, sich an die spitze der bauern zu stellen, wie es ja späterhin teilweise geschah¹, aber man wagt es nicht ihn auszudenken, geschweige ihn auszuführen: *das weiss ich nitt, ich hab es noch biss här unsern herrn gott bevolhen*, antwortet Sickingen auf Karsthans hierauf bezüglichen vorschlag. — Alles dieses passt vortrefflich in die zeitlage kurz nach dem Wormser reichstage. Der dialog „Neu-Karsthans“ ist der getreue abdruck der verlegenen stimmung in den lutherfreundlichen ritterkreisen unmittelbar nach dem reichstag².

Endlich bietet eine in dem in allerjungster zeit veröffentlichten „Beiträgen zum briefwechsel der katholischen gelehrten Deutschlands im reformationszeitalter“ (fortsetzung³) von Friedensburg sich findende notiz einen objektiv sicheren terminus ad quem für die datierung, welcher die obigen aus der analyse des dialogs gewonnenen combinationen in überraschender weise bestätigt. Unter dem 27. september 1521 berichtet Cochlaeus an Aleander über die neuesten litteraturprodukte, welche die Lutheraner auf der letzten messe (Cochlaeus schreibt aus Frankfurt) verkauften⁴. Die Frankfurter herbstmesse begann „gleich nach Marien geburt“, d. h. um den 8. september⁵, somit ist um diese zeit das büchlein in den handel gekommen, wenn unter den neuen lutherischen schriften Cochlaeus auch den „Karsthans novus“ nennt. Eine nähere bezeichnung oder charakterisierung des büchleins gibt Cochlaeus nicht. Meines erachtens nötigt nun nichts dazu, auf grund dieses sicheren datums die abfassungszeit bis ende august oder anfang september hinabzurücken. Erscheint ein buch auf der herbstmesse, so

1) Vgl. die worte des bauern: *Ich hoff, ir werdent selbs im spil sein und ist mein und meins gleycheu veste zuversicht und vertrauen, ir werdent noch als ein hauptmann ire böse stuck helfen straffen.* (S. 652.)

2) Inwiefern persönliche rücksichten in ihm zum ausdruck kommen, darüber s. unten.

3) Zeitschr. für Kirchengesch. XVIII s. 106 fgg. Den hinweis auf diese notiz verdanke ich herrn dr. Bossert.

4) *Infinita et infanda eliderunt et publice vendiderunt his nundinis Lutherani*, a. a. o. s. 125

5) S. Lersner, Chronik I s. 424. Das datum verschob sich um einige tage, je nachdem der Marien tag auf donnerstag, freitag, samstag oder dienstag oder mittwoch fiel. Das eine mal begann die messe den montag darauf, das andere mal den montag vorher.

lässt sich mit sicherheit nur daraus folgern, dass es nach der frühjahrsmesse (welche Judica begann) erschienen ist, für den einzelnen monat lässt sich gar nichts daraus schliessen. In unserem falle nun gewinnt vielmehr gerade aus dem umstande, dass die schrift anfang september auf dem büchermarkt war, das oben hervorgehobene argument bez. des Bartholomäustages an gewicht. Denn nunmehr dürfen wir mit gewissheit behaupten, dass die erzählung von Karsthans Pferdlein und dem 24. august als erbetenem zahlungstermin vom autor des dialogs unmittelbar aus der zeit heraus, in der er schrieb, gebildet ist¹. Er hat sich sein eingeflochtenes geschichtchen als (für ihn) gegenwärtige begebenheit gedacht, als solche gefasst aber lässt sie ende juli — anfang august als abfassungszeit erschliessen (s. oben), die notiz aus Cochlaeus brief aber hat nur wert für die fixierung des terminus ad quem.

Somit wird Bosserts vermutung bez. des Henricus in Luthers unterschrift in dem briebe vom 10. juni hinfällig. Die möglichkeit bliebe freilich, dass der „reiter Heinz“ eine bereits früher bekannte und irgendwie scherzweise auch wol mit Luther in beziehung gesetzte figur in dem Wormser-Ebernburger kreise gewesen sei, sodass Luther auf dieselbe anspiele, und der Neu-Karsthans sie als solche in die populäre litteratur einführte. Aus dem dialoge selbst lässt sich über dieselbe nichts entnehmen, sie wird neben junker Helferich und Karsthans gestellt und steht nach inhalt der artikel auf Luthers seite (vgl. artikel 28: *sie schwören ein feyndtschaft allen dr. Luthers feynden*). Bossert (laut gütiger persönlicher mittheilung) möchte den hessischen rat Heinz von Luder als diese figur vermuten; es bliebe zu untersuchen, ob er mit dem landgrafen in Worms gewesen ist. Philipp von Hessen war mit grossem gefolge in Worms² (vgl. Rommel, Geschichte von Hessen); es ist wahrscheinlich, dass der ihm nahestehende Heinz ihn begleitete, eine notiz darüber habe ich nicht finden können. Für Luther hätte die anspielung an den namensvetter doppelt nahe gelegen!

Und nun der verfasser des dialogs? Das dürfte keinem zweifel begegnen, dass er in der nächsten umgebung Sickingens zu suchen ist

1) Es wäre doch allzu ungereimt, wenn der 24. august als termin gesetzt wäre im dialog, nachdem er in wirklichkeit soeben verstrichen war! (s. auch oben). Einen grossen zwischenraum zwischen abfassungszeit und erscheinen des drucks zu setzen, liegt kein grund vor.

2) Wenn auch er damals noch römisch gesinnt war, so ist es doch nicht undenkbar, dass einer seiner räte mit dem Ebernburger kreise beziehungen anknüpfte. Da Heinz v. Luder laut Spangenberg's Adelspiegel 1525 zur klosterreform herangezogen wurde, sprechen chronologische rücksichten nicht gegen obige vermutung.

(vgl. Böcking, Strauss, Schade, Baur). Darauf weisen zunächst die zahlreichen kleinen erinnerungen an den winter 1520/21 auf der Ebernburg; das intime freundschaftsverhältnis zwischen Hutten und Sickingen wird geschildert mit einer anschaulichkeit, wie sie nur dem augenzeugen eigen sein konnte. Und mehr noch: die druckertypen der einzigen uns erhaltenen (vielleicht überhaupt einzigen s. oben) ausgabe weisen auf die Ebernburg (Schade s. 287¹). Man hat Hutten als den verfasser ablehnen zu müssen geglaubt². Aber warum hat man das geglaubt? — Die über die zufälligkeit hinausgehenden signifikanten berührungspunkte innerhalb des dialogs mit Huttenschen gedanken in den der zeit seines aufenthaltes auf der Ebernburg angehörigen grösseren schriften hat man bereits bemerkt, Strauss (s. 432) und Böcking (in den anmerkungen zum Neu-Karsthans) haben sie zusammengestellt, die ähnlichkeit streift stellenweise an deutsche übersetzung von Huttens lateinischen schriften! Demgegenüber muss Strauss bemerkung schon stutzig machen: „Aber es konnte auch ein anderer, besonders wenn es einer aus dem damaligen Ebernburger kreise war, diese gedanken Huttens sich angeeignet haben.“ Die gedankenaneignung hat doch eine grenze, und gewisse gedankencombinationen finden sich oft nur bei ihrem ersten concipienten und übertragen sich nicht. Aber man glaubt, die häufige, nicht ungeschickte citierung der bibel und der kirchenväter vertrage sich nicht mit der Huttenschen feder. Was ersteres anlangt, so ist bekannt, wie Hutten seit der annäherung an den Wittenberger kreis mit vorliebe die bibel citiert, und wie die auf der Ebernburg entstandenen schriften (vgl. besonders die glossen zur bannbulle und die Klag und vormanung) beweisen, war diese gepflogenheit nicht nur gleichsam ein um der koketterie mit Luther willen umgeworfenes mäntelchen, sondern eine äusserung langsam eindringenden schriftverständnisses. Die lektüre der Lutherschen schriften führte Hutten zu demselben hin; so können die bibelcitate nicht befremden. Und was die patristischen kenntnisse Huttens angeht, so darf man sich

1) Diese notiz Schades ist freilich mit vorsicht aufzunehmen. Mir ist es trotz vergleichung zahlreichen, von der Frankfurter bibliothek gütigst zur verfügung gestellten materials nicht gelungen, den „Neu-Karsthans“ einer bestimmten druckerpresse mit sicherheit zuweisen zu können.

2) Dass Ökolampad nicht der verfasser sein kann, sagten wir bereits. Auf die Ebernburg kam er erst april 1522 (vgl. Herzog: Ökolampad s. 186 und artikel Ökolampad in der A. d. B.). In seinen schriften bis 1521 fehlt noch jeglicher gedanke an jenen im Neu-Karsthans geplanten zusammenschluss der ritter, bauern und Luthers; Ökolampad ist noch kein politiker in dieser zeit, sondern lediglich von Luthers und der mystik geist berührter theologe.

dieselben nicht zu gering denken. Hutten hat Sickingens bibliothek durchstöbert (Strauss 393); wenn sich eine schrift aus der zeit des Basler concils daselbst befand, die Hutten edierte, so mag auch „von seinem vater seligen verlassen“ einige patristische litteratur dort sich gefunden haben. Ausserdem hat Hutten persönlich patristische litteratur gekauft (s. Strauss s. 335). Es fällt auf, dass Hutten in den auf der Ebernburg geschriebenen schriften häufig die kirchenväter citiert; er hat sie auch innerlich verarbeitet; in der „Klag und vormanung“ sind die betreffenden stellen an den rand geschrieben, ihr inhalt aber ist geschickt in den deutschen text verwoben und auch in den randglossen zur bulle ist die citation nicht eine oberflächliche. Hutten hat den Hieronymus, Augustin, Origenes, Ambrosius, Cyprian zientlich genau gekannt, von späterer zeit Gerson (vgl. die betr. schriften Huttens). Somit ist das „theologische geschmäckchen“ des dialogs Neu-Karsthans jedesfalls kein hindernis für die annahme der autorschaft Huttens. Allein eine positive beweisstütze ist durch den erweis der vertrautheit Huttens mit bibel und patristik an sich auch noch nicht gewonnen. Es gilt die citate im Neu-Karsthans zu vergleichen mit denjenigen in den der Ebernburger zeit angehörigen Huttenschen schriften — in betracht kommen die Bulla, Monitor I und II, Praedones, die Randglossen zur bannbulle und die Klag und vormanung. — Zum verständnis des folgenden sei bemerkt, dass in „Klag und vormanung“ neben den text an den rand gedruckt sind teils kurze inhaltsangaben des im text stehenden, teils die bibelcitate und namen der kirchenväter mit oder ohne nähere bestimmung der betreffenden schrift, an welche Hutten denkt. Die beziehung zwischen text und bibelcitat am rande ist häufig eine sehr lose, sodass es für uns schwer wird zu entscheiden, welchen vers Hutten im sinne hat; mitunter soll das bibelcitat die position Christi geben gegenüber der negation des im texte geschilderten papstwesens. Im Neu-Karsthans sind in den text eingerückt mit kleinem druck kurze inhaltsangaben des im folgenden texte behandelten.

Das citat aus Ambrosius (Neu-Karsthans s. 656): *des priesters ampt ist keinem schädlich, sunder einem yeden nütz sein wollen* findet sich lateinisch in den Randglossen zur bannbulle (Böck. V s. 309; das citat aus Ambrosius' auslegung des 118. psalms (N.-K. s. 656) ebenfalls lateinisch in den Randglossen zur bannbulle (s. 315).

Die stelle aus Origenes (N.-K. 656) ist verarbeitet in Huttens Klag und vormanung (Böck. III, 497). Die dortigen verse decken sich mit dem inhalt des citates, am rande steht Orige. super Genes. hom. XVI, woher die stelle tatsächlich stammt (s. Böck. IV, 656 anm.).

Das citat aus Cyprian (N.-K. 661) entspricht wörtlich der randglosse zur bulle s. 309 und findet sich in freier bearbeitung unter berufung auf Cyprian: *als Cyprianus hat gesezt* in Klag und vormanung s. 518 mit randbemerkung: Cyprianus. (beachte hier auch die ähnlichkeit des nuu folgenden gedankenganges mit dem gedankengang im Neu-Karsthans); das Cyprianeitat N.-K. 664, dass das volk über die wahl seiner bischöfe wachen soll, ist verarbeitet Klag und vormanung s. 493. Randbemerkung: Cyprianus ad longum.

Die stelle aus Gerson (N.-K. 668) findet sich wider in Klag und vormanung s. 493; am rande steht: *Vide Gersonem!* Es heisst im N.-K.: *Der unnüt: stoltz weghisch pomp und gebräng der geistlichen eret nit die kirchen gottes .;* in Kl. und v.: *darum sie prüngen mit gewalt; gott hat ihu das nie zugestalt.*

Die Hieronymusstelle (N.-K. 669) ist die unmittelbare fortsetzung der in den Randglossen zur bulle citierten stelle (Böck. V, 327). Sie stammt aus Hieronymus' Zephanja-commentar, den Hutten besonders eingehend studiert haben muss, da er ihn in den Randglossen zur bulle wiederholt (s. 305, 320, 327) und in der Klag und vormanung nicht weniger als neunmal am rande nennt. Die stelle N.-K. 669: *in der kirchen gottes muss mau nicht allein lehren, sondern auch thun,* scheint mir vorzuschweben in Klag und vormanung s. 481, wenn es unter der randbemerkung Hierony. super Soph. (woher die stelle tatsächlich stammt) heisst: *der gthat wil yeder sein gefreyt.* Das citat am rande bringt dann, wie es bei den bibelstellen häufig der fall ist (s. oben), die position gegenüber der negation im text.

Nicht alle citate der kirchenväter im „Neu-Karsthans“ lassen sich unmittelbar als herübernahme aus gleichzeitigen schriften Huttens erweisen; allein das ist auch gar nicht zu erwarten. Ein in der patriстик nur einigermassen belesener schriftsteller wird — auch in der damaligen zeit nicht — doch nicht stets dieselben citate bringen, sondern er wird aus dem ihm bekannten schriftencyklus in verschiedenen schriften auch neben gleichem verschiedenes bieten. Um daher auf grund der patristischen citate die identität der autorschaft in zwei oder mehreren dialogen festzustellen, ist die identität des schriftencyklus, aus welchem citiert wird, in den zu vergleichenden werken an sich schon sehr wertvoll; lässt sich ferner nachweisen, dass aus dem vorhandenen schatze häufig citiert wird, so kann es nicht überraschen, wenn nicht sämtliche citate in den zu vergleichenden schriften übereinstimmen. Man wird aber zugestehen müssen, dass in unserem falle die zahl der sich deckenden citate sehr gross ist. Der cyclus der patri-

stischen schriften ist nun — mit je einer unten zu erwähnenden ausnahme — im Neu-Karsthans und den gleichzeitigen Huttenschen schriften derselbe (nämlich die oben erwähnten kirchenväter). Bezüglich der nicht unmittelbar in Huttens gleichzeitigen schriften nachweisbaren kirchenhistorischen citate rücksichtlich der häufigkeit des citierens sei folgendes bemerkt:

Das Ambrosiuscitāt N.-K. s. 678 entstammt der schrift *De dignitate sacerdotali*¹. Es findet sich dieselbe unter dem titel *Sermo de pastoribus* [über die verschiedenen titel vgl. Migne bd. 17 s. 567] in Klag und vormanung am rande citiert s. 478, 479, 480, 481, 486, 498, 500, 501 (2 mal) 503, 508, 515 (2 mal) beweis genug, dass Hutten mit der betreffenden schrift des Ambrosius vertraut war! Möglich wäre, dass das im Neu-Karsthans wörtlich angeführte citat (*ein bischof ist das aug seiner kirchen*) in Klag und vormanung s. 479 oder 501, 503 vorgeschwebt hat, indem Hutten dort im texte von den bischöfen spricht. Die citate N.-K. 656, 662² entstammen Augustinus Sermones. Dass Hutten dieselben kannte, beweist die randglosse zur bulle s. 313 (hier wird der sermon über Mt. 16, 18 citiert), sowie die randbemerkung in Klag und vormanung s. 498, 515: Aug. in homil. Ist es zufall, dass gerade dann in Kl. u. v. Augustin am rande steht, wenn von der pfaffen habgier die rede ist, indem auch im N.-K. an den beiden resp. 3 stellen von den *pfaffen, die man meyden soll*, die rede ist?

Origenes wird in den Randglossen zur bulle s. 313, in Klag und vormanung s. 477, 497, 502, 503, 509 (hier heisst es Origen. multa passim), 518 genannt und zwar handelt es sich in den citaten um verschiedene schriften des Origenes, nämlich Hom. XVI super Genes. (3 mal; nämlich Kl. u. v. s. 477, 497, 503), Hom. VI in Esa. (2 mal; Kl. u. v. s. 502, 518), Hom. VII in Hiere. (einmal s. 518) und die auslegung von Mt. 16, 18 (Randglossen zur bulle s. 313); — auf die frage nach überlieferung und echtheit dieser schriften brauchen wir uns hier nicht einzulassen. — Kann es nun — die autorschaft Huttens einmal angenommen — namentlich angesichts des multa passim (s. oben) befremden, dass N.-K. eine stelle aus Origenes Römerbriefauslegung bringt? (s. 659), vgl. ausserdem zu Huttens kenntnis des Origenes den brief an Bucer vom 28. nov. 1520 (Böck. I, 428).

Die kenntnis des Hieronymus seitens Huttens geht aus Klag u. vorm. s. 477, 478, 480, 481, 483, 499, 506, 507, 508, 515, 519, 522,

1) Vgl. Böck. ann. Im texte steht nur: „als Ambrosius sagt“.

1) Vielleicht auch 664, ein citat, dessen herkunft strittig ist, s. Böck. ann.

Randglossen zur bulle s. 303, 312, 321, 327, 328 (?) — es handelt sich um citate aus den commentaren über Zephanja, Daniel, Matthäus — so klar hervor, dass es nicht befremden kann, wenn Hutten verfasser des Neu-Karsthans ist, auch ein citat aus Hieronymus briefen bei ihm zu finden (N.-K. s. 675), zumal schon aus früherer zeit kenntnis des Hieronymus seitens Huttens zu erschliessen ist (Böck. I, 238).

Für die beiden citate aus Chrysostomus (N.-K. s. 663) habe ich eine parallele bei Hutten nicht gefunden. Soweit ich sehen konnte, finden sich die betreffenden stellen auch nicht im geistlichen recht, welches Hutten wiederholt benutzt, oder in Luthers schriften, die er mit Sickingen zusammen las. Wäre es aber unmöglich, dass Hutten den Chrysostomus gelesen hat, was damals nichts gerade seltenes war? ¹ Oder hat er etwa aus einer anderen schrift, die noch zu entdecken wäre, die citate entnommen? Jedesfalls wird man wol kaum daraus, dass die kenntnis des Chrysostomus seitens Huttens sich sonst nicht nachweisen lässt, eine entscheidende gegeninstanz gegen die behauptung der autorschaft Huttens im Neu-Karsthans machen können, es sei denn, dass man zuvor die auffallenden sonstigen parallelen bei der annahme verschiedener verfasser befriedigend erklärt hätte. — Umgekehrt wird in Klag und vormanung s. 518 einmal Gregorius ad Eulogium citiert, der in N.-K. nicht erwähnt wird.

Das Cypriancitat N.-K. 663 und 661 (bez. des zweiten Cypriancitates auf 661 s. oben) begegnet nicht in gleichzeitigen schriften Huttens, aber dieser muss Cyprian genau gekannt haben, vgl. Klag und vorm. s. 479, 480, 481, 490, 503, 506, 507 (hier heisst es am rande: Cyprianus multa) 508, 509, 515, 518, 519, 521, 523, Randglossen zur bulle s. 316, 319. Dass ihm speciell Cyprians briefe, aus denen jene beiden citate im Neu-Karsthans stammen, bekannt waren, beweist Kl. u. v. s. 508, 509².

Wir wenden uns zur vergleichung der biblecite.

Mt. 6. Lc. 16. Vgl. Klag u. vorm. s. 476, 498. Neu-Karsthans s. 653. In letzterem heisst es: *Ir mögt nit got und dem reychtumb dienen.* In Kl. u. vorm.

1) Es sei erinnert an Luthers, Emsers und Ökolampads kenntnis des Chrysostomus. Ökolampad hat auf der Ebernburg sich mit übersetzung von homilien des Chrysostomus beschäftigt, nachdem er anfang april durch Hedio ein exemplar desselben erhalten hatte (vgl. Herzog: Ökolampad s. 267).

2) An den übrigen stellen findet sich nur allgemein: Cyprianus am rand, sodass sich näheres nicht bestimmen lässt; möglich, dass Hutten auch hier stellen aus den briefen vorschwebten.

steht neben Mt. 6. Lc. 16 am rand: *Gott und reichthumb* (s. 476); an der zweiten stelle (s. 498) heisst es am rand: *Zweyen herren dienen*.

- Lc. 12. Vgl. Klag u. vorm. s. 476, Neu-Karsthans 655. Kl. u. vorm. heisst es: *Ob man mich dann verfolget schon das trifft allein den körper an, die seel man mir nit docten kann*. Am rande: Lc. 12. N.-K. heisst es: *Item Iac. am XII ... des menschen leben ist nit in den dingen, die er besitzt*.
- Joh. 15 u. 17. Vgl. Klag u. vorm. s. 477, Neu-Karsthans s. 655, 674. Kl. u. v. heisst es am rande neben den bibelcitaten: *die geistlichen sollen nach dem geist leben*. N.-K.: *Die pfaffen sollten der welt ganz abthun Jo. am XVII: dann warumb sie sind nit von der welt, als guch ich nit von der welt bin, und, wie du mich hast in die welt geschickt, also schicke ich sie auch in die welt*.
- Col. 1. Vgl. Praedones (Böck. IV, 398): *verum fas est sine capite esse ecclesiam? Non est atque igitur caput habet, quod est ipse Christus* (ausdrücklich angegeben ist Col. 1 hier nicht; dass es zu grunde liegt, ist klar), mit Neu-Karsthans 660: *Aber der kirchen haupt ist Christus selbs, als Paulus schreybt zu den Colossensern: „Er ist ein haupt seines leyhs der kirchen.“*
- Mt. 12. Vgl. Klag u. vorm. s. 479, Neu-Karsthans s. 672. Hier heisst es: *Bey iren fruchten werdet ir sie erkennen*. In Kl. u. v. steht neben der kapitelangabe am rand: *Was von solehem* (nämlich von der pflichtvergessenheit der bischöfe) *kompt*. Der gedankengang ist an beiden stellen derselbe.
- Joh. 10. Vgl. Klag u. vorm. s. 479, Neu-Karsth. 662. Hier wird Joh. 10 v. 1—3 citiert. In Kl. u. v. schweben offenbar dieselben verse vor, wenn am rande Joh. 10 steht und es — wie im N.-K. von den bischöfen — im texte heisst: *Die deine schaff befolhen han, des hyrten ampts sich nemen an und solten nur der seelen heyl bedenken . . .* Vgl. auch N.-K. 664. Noch schlagender ist die parallelie zwischen N.-K. 662 und Kl. u. vorm. 517. N.-K. heisst es: *Christus sagt Johannis am X . . . Ein gutter hirt gibt sein seel für seine schaff usc. . . . — Ich bin der gut hirt . . .* Kl. u. v. hat am rande: *Ego sum pastor b(onus)*. Im text: *Ein ander ist des hirten pfirch, der hatt sein schüflein lieb und wert, ir wollen nit noch milch begert*.
- Ezech. 34. Vgl. Klag u. vorm. s. 476, Neu-Karsth 665. Kl. u. v. heisst es im text — am rande steht: Ez. 34 —: *Wo der eins hyrten namen hat, gar nichts demkt, mit hilff und radt, wie er verhieten müg die herdt, allein der milch und wollen gert*. Im Neu-Karsth.: *Hat in (= den pfaffen) auch die straff getrüvet durch den propheten Ezechielem, sprechend: Wee den hirten Israel, die sich selbs weiden. Solten nit die herd von den hirten geweidet werden? Ir habt die milch gessen, euch von der woll geclaidet . . .* Vgl. Klag u. vorm. s. 503, 517 (wo die worte fast dieselben sind wie 476), 518 (wo sie widerum ähnlich sind) und Randglossen zur bulle 306.
- Mt. 10. Vgl. Klag u. vorm. s. 479: *und solten* (die bischöfe) *nit tragen feyl dein geistlichkeit, dein göttlich gunst, als ob du die nit gübst umb sunst*. (am rande: Mt. 10) mit Neu-Karsth. s. 654: *do er sie auch vßsendt zu predigen, sprach er nit: Ziecht hin, suchent reychtumb, erwerbent gut, stellent nach gewinn, sunder hat er zu in gesagt: Geet hin predigent . . . ir habts umb sunst empfangen, gebt es wieder umb sonst hin*. Vgl. noch treffender Kl. u. v. s. 486 (am rande Mt. 10): *Die xicülff er auch geheyyssn hatt, der geytzigkeit nit geben statt, Er sprach: ir habts umb sunst erlebt, drumb auch umb sunsts den andern gebt*.

- Mt. 19. Vgl. Klag u. vorm. s. 479 (am rande: Mt. 19) und Neu-Karsthans s. 654. 655. Der gedankengang ist beide male ähnlich, sofern die *pointe* beide male ist, dass reichthum nicht den himmel erschliesst. Und dazu passte aus Mt. 19 doch nur die erzählung vom reichen jüdling, die N.-K. gibt mit den ihr noch folgenden worten Jesu, die also auch wol Hutten vorschwebte, als er Mt. 19 an den rand schrieb. Vgl. auch N.-K. 667, wo es heisst, dass die reichen glauben den himmel gepachtet zu haben, wogegen widerum Sickingen sich auf Mt. 19 beruft. Beachte auch Kl. u. v. 486, wo wie im N.-K. 654 Mt. 19 und Le. 18 zusammenstehen!
1. Tim. 4. Vgl. Klag und vorm. s. 480 (am rande 1. Tim. 4) und Neu-Karsth. s. 658. Hier ist im anschluss an das citat von 1. Tim. 4, 1—4, welches angeführt wird, die rede von den priestern, welche das volk verführen und allerlei gebote auflegen, die gott nicht geboten hat. Kl. u. v. heisst es: *Wo er* (der von den priestern betrogene) *dann zu der beychtung gat, verzelt er was jm sey erlaubt* (d. h. nach des priesters gesetzten) *daran yetzt mancher rester glaubt dann Christ herr an die warheit dein*. Die *pointen*, der gegensatz zwischen dem, was gott gebietet und die priester tun, sind beide male dieselben. Vgl. Kl. u. v. 487 (am rande 1. Tim. 4), wo es sich laut weiterer randbemerkung um *stiftung der münchsorden* handelt, wozu die betr. verso [man vgl. 1. Tim. 4 v. 3, den N.-K. citiert!], noch besser passen; und endlich Kl. u. v. 490. 491 (am rande 1. Tim. 4); hier (490) heisst es im text: *Und sagen uns von yeder speysz, von essen uff ein neüere weiss* [vgl. widerum 1. Tim. 4 v. 3].
1. Tim. 3. Vgl. Klag u. vorm. s. 481 (am rande 1. Tim. 3) mit Neu-Karsth. s. 671. Hier heisst es nach citierung von 1. Tim. 3, 2. 3 (wörtlich): *Nun kanst du erkennen, ob wir yetzund der gleychen bey uns haben*. Klag u. v. steht am rande: *Wie geistlichkeit yetzo geschickt*. Vgl. auch Kl. u. v. s. 499 2mal, wo es am rande ausser der anführung 1. Tim. 3 heisst: *Fromm gelet und geistliche priester resp. Geistlichkeit yetzt!*
- Le. 14. Vgl. Klag u. vorm. s. 482 mit Neu-Karsth. s. 656 fg. Der zusammenhang ist beide male genau derselbe. Kl. u. v. steht ausser Le. 14 am rand: *Geytz der geistlichen*. N.-K. heisst es: *Aber Christus, was gebend der seinen priestern? hör: Wer nit absagt allem daz er besitzt, mag nit mein jünger sein*. Zweifellos liegt beide male derselbe bibelvers, Le. 14, 33 zu grunde, indem für den textzusammenhang in Kl. u. v. kein anderer vers dieses kapitels zur illustration passt.
- Mt. 5. Vgl. Klag u. vorm. s. 483 (am rande Mt. 5) mit Neu-Karsth. s. 678. Hier heisst es: *Was sol aber zu letzt daraus werden? Oder wie mögen die gebrechen abgelegt werden? Ich acht, anders nit dann wie Christus sagt, daz man das schantlich glid vom körper abschmeyde ...* Kl. u. v. steht im text: *dem sey nun wie jm werden kan, so mussz man doch yn gryffen an, das nutz und auch von nüten ist, und das der körper bleib in frist, die kranken glieder schneiden ab; am rande noch weiterhin: Von nüten ist besserung zu suchen*.
- Mt. 18. Vgl. Klag u. vorm. s. 484 (am rande Mt. 18) mit Neu-Karsth. 663. Beide male handelt es sich um bestrafung der schuldigen glieder am christlichen leibe. Es dürfte sich um v. 15 fg. handeln, den N.-K. frei citiert.
- Jerom. 12. Vgl. Klag u. vorm. s. 484 und 505 (am rande Jerom. 12) mit Neu-Karsthans 678. Auch hier ist beide male die rede von der strafe an den schuldigen

gliedern der kirche. Kl. u. v. wird wol auch v. 1 im auge haben, den N.-K. wörtlich anführt.

Lc. 12. Vgl. Klag u. vorm. s. 485 (am rande Lc. 12) mit Neu-Karsth. s. 655. Kl. u. v. bringt am rande die worte: *Geytz der Romanisten. N.-K. heisst es: Item Luce am XII: Secht und hüt eüch vor aller geytigkeit.* — Vgl. auch die unmittelbar vorhergehende citierung von Lc. 12, 33 sowie Kl. u. v. s. 515. Vgl. ferner Kl. u. v. s. 488, wo ausser Lc. 12 am rande im text steht: *doch ist der geytz, der sye das heisst.*

Mt. 19. Vgl. Klag u. vorm. s. 486 (am rande Mt. 19) mit Neu-Karsth. s. 667 (s. auch oben): *Wie wol doch Christus, so heisst es im N.-K., das hymelreych gar their hat gemacht den, die allein nach zeytlichen reychtumb trachten, do er sagt, als ich hör: O wie schwürlich werden die, so ir vertrauen uff dz gelt setzen ins reych der hymel geen.“ Und meynt es sey müglicher einem kämeltier durch ein nadel ör zu geen, dann ein reychen zu hymel.* Kl. u. v. steht im text: *Was aber jm (Christus) ein schnüdes ding, wo einer nur mit gelt umgbing. Wo muu uff gelt der hymmel stedt, wie kan dann war sein gottes redt, der spricht so müglich moegen sein zu einem nadel oer gon eyn ein ungefüges kämeltihr, als kocnt ein reieher sich entbier gen hymmel und den wonen inn?*

Jerem. 23. Vgl. Klag u. vorm. s. 488, Randglossen zur bulle s. 303 mit Neu-Karsth. s. 664. Hier heisst es: *Und über sollich (der paffen) ir tyranney schreyt der prophet Hieremias, sprechend: Wee den hirten, die zerstreüen und zerreyssen die herd meiner weid, spricht der herr.* Kl. u. v. (am rande Jerem. 23) steht im text: *Ir cardinäl ich sprich eüch zu, die uns zu rauben habt kein ru.* In den randglossen heisst es: *ut in te (papam) propheticum illud exclamatio conveniat: Ve pastoribus, qui dispergunt et lacerant!*

Mt. 15. Vgl. Klag u. vorm. s. 491 mit Neu-Karsth. 666. Hier lauten die worte: *yetz und geschicht, do sie dem bapst hofieren und seim gesetz, ob sie die schon unrecht und zu verwerffen erkennen, für gottes gebott ziehenn. Wölches zu fürkommen hat Christus selbs die juden gestrafft Matthei am XV und Marci am VII, das sie umb menschlicher gesatz willen die gebott gottes überträten.* Kl. u. v. (am rande Mt. 15) hat im text: *(Paulus) hyessz yeden essen was er fünd am speißmarkt feyl on alle sünd. Ist aber yetzt ein grösser gbott dann selbs ye hatt gestiftet gott.*

2. Thess. 2. Vgl. Klag u. vorm. s. 492. 520 mit Neu-Karsth. 679. Beide male die bekannte identifizierung des papstes mit dem antichrist. (Kl. u. v. am rande 2. Thess. 2.)

Tit. 1. Vgl. Klag u. vorm. s. 495/96 mit Neu-Karsth. 672. Hier lauten die worte: *Weyter schreybt s. Paulus zu einem andern seiner jüngern, Titus genant . . . Ein bischoff sol sein wie ein schaffner gotes, nit zornig, sunder der gantz hart ob der geschriff halte usw.* Kl. u. v. (am rande Tit. 1) steht im text: *des seind yetz solcher lügen vil die man vil grosszer acht und meer dann heylig schriff und christlich leer. Und seind doch nur uff gewinn und eygen nutz gegeben hien, vgl. auch Randglossen zur bulle s. 315, wo es heisst: Age autem, quid ambire tibi in saeculo licet, quem Paulus dispensatorem dei esso iubet . . .* sowie Kl. u. v. 506 (am rande Tit. 1): *yetzt hat uns gott auch kunst beschert, das wir die bücher auch verstan . . . do uns die geschriff noch unbekannt, do hettens alls in irer handt (vgl. 507).* Der gedan-

- kengang dreht sich an allen stellen um die *gschrift*; es ist offenbar, dass immer derselbe vers (9) vorschwebt resp. v. 7.
- Tit. 3. Vgl. Neu-Karsth. s. 663 mit Klag u. vorm. s. 497 (am rande: Tit. 3). Es handelt sich beide male um bestrafung eines ketzers laut der in der schrift bezeugten strafgewalt. Zu beachten ist, dass das in N.-K. angeführte citat (Tit. 3 v. 10) sich wörtlich in der bannbulle selbst, die Hutten zugleich mit seinen bemerkungen dazu drucken liess, findet. (Böck. V, 326.)
1. Petr. 5. Vgl. Klag u. vorm. s. 503 (am rande 1. Petr. 5), Randglossen zur bulle s. 304 und Monitor I s. 341 (Böck. IV). Der godankengang ist an allen diesen stellen derselbe, es handelt sich um die vermeintlichen priesterlichen vorrechte, die biblisch nicht begründet seien. Am schlagendsten ist die parallele zwischen N.-K. und Monitor I: N.-K.: *In seiner ersten epistel am fünfften kapitel schreibt er (Petrus) also: Euch, die ir priester seind ... bitt ich, verhüent, so vil in eüch ist, die herd Christi, acht uff die habend, nit bewängklich, sunder mit guttem willen, nit schandlich des gewinns darinn begerend sunder mitt eynem xuneyglichen gemüt ...* Monitor I heisst es: Audi vero, quia de Petri successoribus agitur, quales ille voluerit, esse compressiberos suos et successores. „Pascite“ inquit, quantum in vobis est gregem Christi, non coacte sed volentes, non turpiter affectantes lucrum sed propenso animo Zu beachten ist ferner, dass in N.-K. sowol wie in Kl. u. v. (am raude und im text) und in den Randglossen zur bulle unmittelbar anf 1. Petr. 5 ein citat aus 1. Tim. 3 folgt!
- Mc. 12. Vgl. Klag u. vorm. s. 505 (am rande Mc. 12) mit N.-K. s. 665. Hier heisst es: *Der geleychen hat Christus selbs auch zu versteen gegeben in dem gleychnüss Marci am zwelften, do er sagt von einem reychen, der seinen weingarten etlichen verlühen hett usw. ... Biß hür ist der weingart gottes, das ist die kirch, den pffaffen verlühen gewepft, die haben iren nutz darinnen geschafft, aber gott dem hern haben sie kein frucht oder nutzung zugestellt ...* Kl. u. v. sagt im text: *Der weingart gottes ist nit rein, vil ungeweichß ist kommen drein.* Vgl. auch das folgende: *Wir reüten auß, unfruchtbarkeit und thund als gott hatt selbs geseit*, mit N.-K., wo die ganze ausführung laut in den text eingerückter bemerkung unter den gesichtspunkt gestellt ist, wie Christus den geistlichen getrewet und wo es heisst: *.. Darumb will gott seinen weingarten (die kirchen) von in nehmen und den andern verlassen ... Wil gott, du wüerst es auch sehen, dann es hebt sich schon an ...*
- Joh. 10. Vgl. Klag u. vorm. s. 521 (am rande Joh. 10) mit N.-K. 662. Hier lauten die worte: *Christus sagt Joh. am X: Fürwar sag ich eüch, icer nit in schaffstal geet durch die thür, sunder anderswo hinyusteygt, der ist ein dieb und rauber.* Kl. u. v. heisst es: *Wer nit gee durch der warheit thür, hab nit den rechten hyrten kür und sey ein dieb als du (Christus) jn heist.* Vgl. auch Hutten's Vadiscus s. 221.
2. Thess. 2. Vgl. Randglossen zur bulle s. 303 mit Neu-Karsth. s. 679. Beide male wird dasselbe citat ebensoweit anfangend und schliessend gegeben, nur in den randglossen als apostolicum, quod ad Philippenses scribitur. Eine solche verwechselung der neuteamentlichen schriften begegnet auch in Neu-Karsth. wiederholt (vgl. s. 674, 655 u. a.).
- Mt. 18. Vgl. Klag u. vorm. s. 509 (am rande Mt. 18) mit Neu-Karsthans s. 663. Hier heisst es: *Darumb sagt er zu Petro, wann sein bruder im nit volgen*

- wüldt und auch der kirchen nit gehorsam sein, solt er sich sein abthun und in halten als ein abgesünderten und verachten menschen. Vgl. unmittelbar vorher: *Und sollichs ist die höchst straff gewesen, die Christus seinen aposteln gegen den ungehorsamen für zu wenden berolhen hat . . . Kl. u. v. lauten die worte: Dann bannen ist die letste not, wann helfen will kein straff noch leer und sich der sündler nit beker, ist doch vorhin so offt vermant alsdann er rechtlich würt verbant.*
- Act. 5. Vgl. Klag u. vorm. s. 508 (am rande act. 5) mit Neu-Karsth. s. 666. *Und die aposteln, als Lc. schreybt am V kapitel im buch der aposteln geschicht als sie eins mals von den bischoffen und obersten geschlagen waren, giengen sie mit guttem mut von in und freüweten sich, dz sie würdig wären worden, umb Christus willen schmach zu leyden,* heisst es im N.-K. Kl. u. v. sagt: *Die schrecken uns mit irem bann, den mancher fürcht und geet von dann. Ich bin des aber nit gesindt . . .* Offenbar setzt Hutten hier die päpstlichen intriguen in parallele zu der verfolgung in Jerusalem und führt die apostel als beispiel standhaften ausharrens sich vor die seele, das wäre aber derselbe gedankengang wie in Neu-Karsthans!
- Job. 21. Vgl. Randglossen zur bulle s. 315 mit Neu-Karsth. s. 669. Hier lauten die worte: *do er Petrus das hirtten ampt besalch, fragt er yn zu drey malen ob er in lieb und mer dann die andern lieb hette;* in den randglossen: „Et in Petro, ut dignus fieret, qui Christi oves pasceret nihil aliud quaesivit Christus quam sui amorem.“ Beide male ist diese stelle citiert in Polemik gegen die römische bischofs- bez. papstpraxis. Vgl. dasselbe citat auch Monitor I s. 340.
- Habacuc 1. Vgl. Neu-Karsth. s. 678: *Etwan würd ich auch exürnt und schrey mit dem propheten Abacuc:* „*Herr, warumb siehst du an die jhenen, die dich verachten und schueygst, wann der ungerecht den gerechten undertrit?*“ mit Randglossen zur bulle s. 318: *Docuerunt linguam suam loqui mendacium et in iniqua agerent, laboravorunt. Tu autem domine, quae non respicis contemptores et taces concalcante impio iustiorum se?*
- Lc. 1. Neu-Karsthans citiert s. 668 v. 51 die Randglossen zur bulle s. 318 frei v. 51 und 52. Vgl. N.-K.: *Er hat die hoffertigen in den gedanken seines hertzens zerstreuet* und Randglossen: *te ut iniuriam potentem deponet (anspielung an 51), ne gravis sis humilibus, quos exaltabit.*
2. Cor. 10. Vgl. Neu-Karsthans s. 663: *Und er schreybt zu den Corinthiern, sein gewalt sey im gegeben zu einer uffbauung, nit zu einer zerbrechung* mit Randglossen zur bulle s. 319: *Vide Leo . . . et ne abutaris potestate, quam tribuit tibi dominus in aedificationem non in destructionem.*
2. Thess. 3. Vgl. Neu-Karsth. s. 663: *Und zu den Thessalonicensern (sc. schreibt Paulus): Brüder, ich verkünd eüch in dem namen Jesu Christi unsers herren, das ir eüch absündert von einem geglichen bruder, der sich unordentlich und nit nach unsrer ler, die wir gegeben haben, halte* mit Randglossen zur bulle s. 321: „*Nos oportet imitari apostolos iuxta institutionem, quam accepimus ab ipsis et subducere nos a te qui inordinate te geris atque oneri es nobis.*
- Lc. 6. Vgl. Neu-Karsth. s. 672: *Darumb gab er uns auch ein ler darón, sprechend: „bey iren früchten werdet ir sie erkennen“* mit Randglossen zur bulle s. 331: *Utinam omnes legant ac intelligant ut qualis arbor sit, ex fructu arboris persciant.*

1. Thess. 5. Vgl. Neu-Karsth. s. 669: *Paulus schreybt zu den Thessalonicensern: „Ir solt eüch auch vor einem yeglichen schein des übeln hüten“* mit Randglossen zur bulle s. 332: *Paulus iubet etiam a specie mali abstinere te (scil. Leonem).*
- Rm. 1. Vgl. Neu-Karsth. s. 658: *Darumb schreybt Paulus von in zu den Rhömern: Sie haben die warheit gottes verwandelt in lügen . . .* mit Randglossen zur bulle s. 332: *Noli vero commutare veritatem dei in mendacium.*
2. Cor. 6. Vgl. Monitor I (Böck. IV s. 338): *Sed hoc tandem mihi edissero, ubi illa inter Romanum Pontificem et Christum est facta conventio? mit N.-K. s. 657: Dawider Paulus hart und rest gevesst, fragt also: „Was kan für ein geselschaft sein zwischen dem liecht und der fynsternieß? was mag für eintrüchigkeit sein zwischen Christo und Belial: Als solt er antwurten: „gar keine“.*

Wir stellen nunmehr noch einige citate zusammen, in welchen wenigstens die kapitel der betreffenden biblischen bücher übereinstimmen, während es teils unentschieden gelassen werden, teils verneint werden muss, dass auch dieselben verse vorschweben.

Mt. 23 s. Klag u. vorm. s. 476. 489. 525 Neu-Karsth. s. 661.

Mt. 10 " " " 477 N.-K. s. 654.

Mt. 18 und 16 s. Kl. u. v. s. 478 N.-K. s. 663.

Mt. 5 s. Kl. u. v. s. 479 N.-K. s. 673.

Mt. 7 " " " 479 " " 672.

Col. 3 " " " 480 " " 664.

1. Cor. 10 s. Kl. u. v. s. 482. 491 N.-K. s. 657.

Mc. 10 " " " 486 " " 668.

Lc. 6 " " " 487 Monitor I s. 342 N.-K. s. 674. 672.

Col. 2 " " " 490 N.-K. 660.

2. Cor. 5 " " " 500 " 678.

2. Cor. 11 " " " 501 " 658 Monitor I s. 340.

1. Tim. 3, Tit. I s. Kl. u. v. s. 502 N.-K. 671/672. Beachte, dass in N.-K. die beiden citate dicht hintereinander folgen, die in Kl. u. v. nebeneinander am rand stehen.

Mt. 20 s. Kl. u. v. s. 516. 521 N.-K. s. 668.

Lc. 10 " " " 516. 521 " " 666.

2. Cor. 10 s. Kl. u. v. s. 519 " " 662.

2. Cor. 12 " " " 520 Monitor II s. 360 N.-K. s. 663.

1. Thess. 2 " " " 521 Randglossen zur bulle s. 314 N.-K. s. 655.

1. Cor. 4 " " " 525 N.-K. 674.

Phil. 2 s. Randglossen zur bulle 315, Monitor II s. 351, N.-K. 655.

1. Joh. 2 s. " " " 315 N.-K. s. 675.

Ps. 13 " " " " 318 " " 673.

Lc. 5 " " " " 326 " " 673.

Jac. 4 " " " " 329 " " 674.

Sap. Sal. 1 s. Randgl. z. bulle 332 (hier wird v. 6 citiert) N.-K. s. 656 (hier ist v. 4 citiert).

2. Thess. 3 s. Randgl. z. bulle s. 333 N.-K. s. 666.

1. Cor. 9 s. Monitor I s. 347 N.-K. 657.

Es lässt sich nicht leugnen, dass diese übereinstimmung der kapitel der biblischen bücher in den bibelcitaten des dialogs „Neu-Karsthans“ mit denen in gleichzeitigen schriften Huttens, selbst wenn verschiedene verse vorschweben, von wichtigerkeit ist. Sie ist ein weiterer beweis, dass das gedankenmaterial in jenem dialoge, soweit es sich um bibelworte handelt, Huttenschen geprägtes ist. Die übereinstimmung als eine zufällige zu kennzeichnen, geht nicht an; dazu kommt sie einmal zu häufig vor, und ferner handelt es sich zum teil um kapitel, die nicht gerade häufig citiert zu werden pflegen, wenigstens damals nicht, wo ein gewisses spruchmaterial in vielen flugschriften allerdings regelmässig wiederkehrt (wie z. b. Mt. 16, 18. 1. Petr. 2, 9 u. a.); derart sind die oben zusammengestellten kapitel aber nicht (vgl. z. b. Sap. Sal. 1, Ps. 13, 1. Joh. 2 u. a.). Das freilich kann nicht überraschen, dass nicht sämtliche citate, oder nur kapitel der Bibel, die Neu-Karsthans erwähnt, in gleichzeitigen Huttenschen schriften sich finden. Die autorschaft Huttens einmal vorausgesetzt, ist bei seiner verhältnismässig grossen schriftkenntnis (vgl. besonders Klag und vormanung und die Randglossen zur bulle) von vornherein zu erwarten, dass er in den citaten wechselt. Immerhin ist darauf hinzuweisen dass die kenntnis aller der biblischen bücher, aus welchen Neu-Karsth. worte citiert, bei Hutten in den betreffenden schriften nachweisbar ist, vielleicht mit der ausnahme des Epheserbriefes, wenn derselbe nicht Praedones s. 398 neben Col. 1 zu grunde liegt. (Die Proverbien, welche Neu-Karsthans als „Psalter“ citiert werden, kannte Hutten laut Randglossen zur bulle s. 329; bez. der kenntnis der propheten Amos und Hosea (Neu-Karsth. s. 675. 665) vgl. Kl. u. v. s. 481. 482).

Ehe wir nun das ergebnis aus unserer untersuchung ziehen und die frage zu lösen versuchen, inwiefern sich der dialog „Neu-Karsthans“ in den verlauf der lebensschicksale Ulrichs v. Hutten, wie man sie bisher kannte, einfügen lässt, wird es notwendig sein, den stil unserer flugschrift auf seine übereinstimmung mit den stilistischen eigentümlichkeiten der schreibweise Huttens zu prüfen.

TÜBINGEN.

W. KÖHLER.

UNTERSUCHUNGEN ZUR ENTWICKELUNGSGESCHICHTE DES VOLKSSCHAUSPIELS VOM DR. FAUST.¹

Der höllensbund.

Dem oberflächlichen blick gliedern sich die Faustspiele in dieser scenenreihe in zwei gruppen: die eine trennt die contractscene scharf von der beschwörungsscene (AGLM¹RSUWfschhoschle), die andere verbindet beide (BDIKrM²MüOSwTediJlorschhaso). Aus der zweiten gruppe hebt sich die „crucifixversion“ DIKrSwTejr, auf der Mü weiter zu bauen scheint, scharf heraus: BM²OdiLoschhaso sind ihr nur äusserlich ähnlich, nicht innerlich verwandt.

Zunächst hat sich O, ein anerkannter mischtext, anscheinend sehr stark an Schwiegerling² angelehnt. Weiter führen viele andeutungen, die sich über das ganze stück verteilen³, zu der wol nicht unrichtigen vermutung, dass BM²diloschhaso die verknüpfung der beiden scenen unter dem einfluss der Neuberschen fassung erhielten⁴. Wie von diesen stücken wenigstens B noch deutlich verrät, dass es einst die beiden scenen getrennt hatte, so weisen von den jetzt zur ersten gruppe gehörigen fassungen GLf schhoschle spuren davon auf, dass sie einst die beiden scenen verknüpften.

Wir können demnach die stücke folgendermassen ordnen:

1. Scharfe trennung beider scenen: AM¹RSUW.
 - {²a. Getrennte scenen, spuren einstiger verbindung: GLf schhoschle.
 - {²b. Verbundene scenen, spuren einstiger trennung: BM²diloschhaso.
 3. Verbundene scenen ohne solche spuren: DIKrSwTejr (MüO).
- Von diesen haben KrT einer- und Sw(r) anderseits einflüsse von (jedesmal verschiedenen) fassungen der vulgata her erfahren.

Von den treuesten vertretern der 3. gruppe abgesehen lässt sich für die vorläufer sämtlicher fassungen eine durchaus selbständige contractscene ansetzen. Jedesfalls hatte also auch der archetypus eine solche; denn wo die crucifixversion allen anderen fassungen entgegen ist, da bietet immer sie das jüngere. Ausserdem spricht die erwägung mit, dass man für die zusammenlegung der beiden scenen gute gründe finden kann, für die trennung einer einheitlichen scene aber nicht.

1) Vgl. Ztschr. 29, 180 fgg. 345 fgg. Von nun an tritt auch R in den kreis der untersuchung, vgl. Creizenach, Euphorion 3 (1896), 710 fgg. 2) Wol weniger unser Sw, als eine andere fassung dieser sippe.

3) Vgl. z. b. Ztschr. 29, 345. 363, dann die letzte scene.

4) Keiner dieser texte stammt direkt von dem Neuber ab, denn sie bewahren alle mehr oder weniger deutlich den vor Neuber zu recht bestehenden zustand besser, als es diese geschickt ausgeführte fassung getan haben kann.

Zu dieser contractscene wird der teufel am schlusse der beschwörungsscene bestellt: um zwölf uhr nachts soll er sich in Fausts studierzimmer einfinden. So die 1. gruppe¹, der sich G M² und nach s. 171, 29 fgg. Kr anschliessen². Auch L lässt dies deutlich durchscheinen. Da diese terminbestimmung schon in dem Spiesschen drucke³ und bei Marlowe begegnet, dürfen wir ihr unbedenklich ein sehr hohes alter zusprechen.

Vernünftiger weise kann nun doch diese bestellung nur mit dem hinweis auf den abzuschliessenden contract motiviert werden. Aber in den meisten stücken finden wir eine ganz andere motivierung: Mephisto kann aus sich allein nicht auf Fausts verlangen⁴ eingehen und will erst Plutos erlaubnis einholen; mit dem bescheide, ob Pluto will oder nicht, soll er zu dem erwähnten termin widerkommen. Faust kann nun ja doch gar nicht wissen, ob Pluto denn auch will; die scenen sind aber so angelegt, als ob die möglichkeit, dass Pluto nicht wollte, gar nicht in frage käme, d. h. die einholung der erlaubnis ist ohne jeden einfluss auf die handlung. Diese erlaubnis finden wir überall⁵ ausser in M¹ M²Swshhoschle; da wir sie schon in der Historia und bei Marlowe finden, müssen wir ihr ein sehr hohes alter zusprechen.

Da haben wir nun einen ganz auffallenden und sehr alten widerspruch: ein neues motiv für eine ihrer ganzen anlage nach bei ihrer entstehung unbedingt anders motiviert gewesene scene. Der widerspruch verrät sich noch deutlicher. Mephisto ist doch gedankenschnell: um die erlaubnis einzuholen braucht er nicht so lange wegzubleiben.

Das haben so ziemlich die meisten fassungen als widerspruch empfunden und ihm auf verschiedene weise abzuhelpen gesucht: 1. In der crucifixversion und 2. bei Neuber kommt Mephisto sofort oder doch nach einer kurzen arienscene (Neuber = B*G*L) wider. Aus diesem grunde fallen hier beide scenen zusammen. In Sw wird dann der abgang Mephistos als unnötig ganz gestrichen. 3. AU, denen sich LRSTW mehr oder weniger stark nähern, lassen Mephisto schon hier auf Fausts gedanken hin erscheinen. Dass aber Faust gerade zur festgesetzten stunde und nicht etwa früher an Mephisto denkt, beweist deutlich, dass dieser an sich

1) Für AS, deren beschwörungsscene, wie die von M², durch anlehnung an FdgrM entstellt ist, entnehmen wir das dem beginn der contractscene, die sich ganz an U anschliesst. R scheint einen bestimmten termin nicht zu kennen. 2) Für M² ist hier s. 8 massgebend. 3) Nicht in der Milchsackschen handschrift, vgl. s. 345. 4) Vgl. zu dessen inhalt s. 334.

5) M³S fallen aus. In Mü schickt Faust unaufgefordert Mephisto zu Lucifer, um ihm mitzuteilen, dass er den Mephisto zum diener haben wolle.

und auch im drama selbst alte zug an dieser stelle nicht angebracht ist. 4. Geisselbrecht, — GSW —, dem sich, wie so oft, Kr anschliesst, hat den humoristischen gedanken, dass Pluto vor mitternacht nicht gestört werden dürfe, weil er auf gesellschaft bei der Proserpina sei. Diese motivierung ist, wie W deutlich verrät, recht jung¹.

Beim nähern zusehen finden wir nun noch einen widerspruch in fast allen fassungen.

Ehe Mephisto in die contractscene eintritt, fragt er in AG¹M¹S UW an², in welcher gestalt Faust ihn sehen wolle. Faust antwortet: „als mensch“. Die stücke der gruppen 2 und 3 konnten diese frage an dieser stelle kaum beibehalten, denn es würde doch ausserordentlich auffällig sein, wenn der eben als teufel abgegangene Mephisto bei seiner sofortigen widerkehr diese dann höchst überflüssige frage stellen sollte. Die crucifixversion hilft sich auf die beste weise durch streichung, ebenso M². In den meisten stücken der 2. gruppe aber wird die frage trotz ihrer unpassenden stelle beibehalten. In BG² (lo schha?) verlangt Faust, ehe Mephisto zu Pluto geht, er solle ihm in einer andern gestalt erscheinen und antwortet, auf Mephistos frage, wie in AG¹M¹SUW „als mensch“ (student G²). So bewahren diese fassungen die älteste gestalt dieser frage ausserordentlich deutlich. In so wünscht Faust eine andere erscheinungsform am schluss der contractscene. In LOSw tritt Mephisto von vorne herein im gegensatz zu den anderen teufeln als mensch auf, worüber Faust sich erfreut wundert. In OSw ist er der einzige, der menschliche gestalt annehmen kann. In Mü verspricht Mephisto ungefragt am schlusse der contractsceno künftig in menschlicher gestalt zu erscheinen.

Diese frage steht nun mit zwei punkten in widerspruch. Erstens können wir zweifellos annehmen, dass Faust in der beschwörungsscene keine äusserung des missfallons über Mephistos teufelsgestalt getan hat. Wenn ihm aber dort Mephisto als teufel nicht zuwider gewesen war, so hat dieser in der contractscene, wo ja nur die in der beschwörungsscene unterbrochene besprechung weitergeführt werden soll, nicht den geringsten grund zu denken: „du könntest Faust doch erst fragen, wie er mich sehen will.“ Zweitens stellt sich Mephisto in der contractscene von ABGKrLM¹M²U mit dem satze „hier bin ich“ ein: er will damit sagen, dass er den termin pünktlich innehält. Dieser satz verliert nun natürlich seinen

1) Zu S vgl. das vorspiel. In GKr wird Proserpina nicht mehr genannt.

2) G bewahrt züge der gruppen 1 und 2, ohne sich um die so entstehenden widersprüche zu kümmern. Ich benenne die ursprüngliche, vor Neubers einfluss bestehende fassung G¹, die jüngere G².

zweck völlig, wenn Mephisto schon vorher durch die erscheinungsfrage kundgegeben hat, dass er da ist: er muss also zu einer zeit erfunden sein, wo ihm die erscheinungsfrage noch nicht veraufgegangen sein kann.

Diese widersprüche sind unantastbar; niemand kann ihre existenz auch nur anzweifeln wollen. Können sie gelöst werden? Ja, und zwar auf das beste, durch die annahme, es liege im grunde eine sehr alte aber nicht völlig gelungene verschmelzung zweier teufel vor. Pluto wird beschworen und schliesst den contract ab. Erst dann erscheint, von Fausts gedanken herbeigerufen, der gedankenschnelle künftige diener Mephisto und stellt die frage nach der gewünschten gestalt. Dann steht die befragung der teufel nach ihrer geschwindigkeit, die herbeirufung Mephistos durch Fausts gedanken und die frage Mephistos, wie Faust ihn sehen wolle, jetzt in fast allen fassungen an unrichtiger stelle. Wir erwarten sie nach der abholung des contracts.

Nunmehr erhebt sich die entscheidende frage: hat es ein drama ohne die verschmelzung beider teufel gegeben? Man darf antworten, dass es ein solches gegeben haben muss, wenn es auch gleich schon sehr früh von dem gewicht der die beiden verschmelzenden fassung entrückt wurde. Seine spuren sind noch jetzt in vielen fassungen deutlich zu erkennen. Meist sind es im zusammenhang verlorene dastehende stellen, die ich anführe, und gerade deswegen von kritischer bedeutung.

1. Zunächst hält eine fassung, die niedrigste von allen, z, die teufel noch streng auseinander und hat die dienerwahl nach dem contract zu liegen. Faust ruft den teufel, dass er mir in meine plane, die prinzesse zu verlieben, beistehen soll. Satan erscheint und verlangt die blutverschreibung. Nachher verlangt Faust eine furie, die ihn nach Mantova bringen soll. Es erscheint einer, schnell wie der auerhahn, dann der kugelschnelle, zuletzt der gedankenschnelle. Dieser bringt Faust nach Mantova. Diese fassung sieht so ursprünglich aus, dass wir ihre selbständige erfindung den zigeunern nicht zutrauen dürfen, zumal da, wie wir sehen werden, die beschwörung der teufel hier in ihrer altertümlichsten funktion erhalten ist.

2. In W sind die spuren der einstigen trennung zweier teufel noch sehr deutlich. Hier lautet (nach W¹) der dialog folgendermassen:

F.: Sage mir, furie, willst du mir auf der oberwelt dienen?

M.: Nein! jch diene dir nicht.

F.: Und warum willst du mir nicht dienen.

M.: Weil ich die erlaubniss noch nicht dazu habe von meinem höllenfürsten Pluto.

F.: Wie! solltest du keine erlaubniss haben, uns erhabenen menschen zu dienen?

M.: Nein, es darf heute niemand vor ihm erscheinen, jndem er bey der höllengöttin Proserbina ist.

Hierin beachte man das gesperrt gedruckte. Die schroffe verneinung Mephistos und Fausts verwunderte selbstgefällige frage passen nur, wenn man für Mephisto den höllengott Pluto selbst einsetzt, der nicht dienen kann, auch den „erhabenen menschen“ nicht. Mephisto hat zu der verneinung gar keinen grund, er hat nur zu sagen: ich darf dir das nicht versprechen. Die antwort mit der Proserpina passt auf die frage gar nicht. Dafür hat früher eine begründung dafür gestanden, warum Pluto nicht dienen könne.

Nun bietet auch der dialog von Kr eine solche verlorene stelle, die sich in den von *W gut einfügen würde:

F.: Sage an, hast du erlaubnis, dass du mir dienen darfst und kannst?

M.: Nein, Faust.

F.: Ah sieh da, daraus erkenne ich den augenblick, dass du ein lügner bist. Wärsst du so geschwind, . . . so hättest du deinen fürst und Pluto meister schon fragen können.

M.: Wir teufel wussten doch nicht, warum du uns citieren und beschwören tust.

F.: Jetzt weisst du warum.

Die beiden ersten gesperrten stellen könnten eine erinnerung an die noch jetzt in W vorliegende fassung sein; sie sind aber von geringer bedeutung der dritten gegenüber. Die steht jetzt ganz ausserhalb des zusammenhangs. Ihre richtige motivierung könnte sich nun gut aus W entnehmen lassen: Faust hätte gefragt: warum kommst du denn, wenn du nicht dienen kannst? und darauf von Pluto die noch jetzt in Kr stehende antwort erhalten. Da wir auch sonst vielfach gerade zwischen W und Kr nahe berührungen annehmen müssen¹, so passt der umstand ausgezeichnet, dass gerade Kr und W sich hier ergänzen.

3. In Kr ist aber nun weiter noch der antritt des dieners Mephisto nach der abholung des contracts in einer besondern scene erhalten. Die dortige frage Fausts, was Pluto von der handschrift gesagt habe², löst sich als jüngerer ansatz ab, aber die antwort darauf ist höchst altertümlich und passt vortrefflich im munde des

1) Vgl. besonders die letzte scene.

2) Ein nachklang der frage der vulgata nach Plutos erlaubnis.

neuaufgetretenen dieners. Ebenso ist in so das auftreten des dieners nach der abholung des contractes noch deutlich erhalten: Mephisto geht nach der verschreibung ab, um sich umzuziehen und kommt nachher in freundlicherer gestalt wider.

4. In LM² kommt Mephisto nicht mit den anderen langsameren teufeln zusammen, wie in allen anderen nicht zur 3. gruppe gehörigen texten, sondern für sich allein. Auch *M¹ hat offenbar dasselbe gehabt¹. Bei den Sachsen — LM¹M² — war eben die verschmelzung der befragung der allzulangsamem teufel mit dem auftreten des schnellsten noch nicht vollzogen. In L gibt sich nun Mephisto als fürst der hölle aus; das ist aber er ebensowenig als ein anderer teufel ausser Pluto.

5. Weiter sind nun auch die Sachsen M¹M² und schhoschle die einzigen fassungen, die die plutonische erlaubnis nicht haben: sie haben sie nicht etwa, wie man ja annehmen könnte, gestrichen, sondern eben nie besessen². Dass ich darin nicht fehl gehe, zeigt L: dieser die sächsische gruppe vervollständigende text bringt die plutonische erlaubnis nur ganz nachträglich an, nachdem Mephisto schon so ziemlich auf den contract eingegangen ist: sie ist offenbar erst ganz spät hier nachgetragen. Die Sachsen und schhoschle haben aus Pluto einfach Mephisto gemacht, lassen ihn Fausts frage, ob er dienen wolle, bejahen und streichen die noch in KrW durchschimmernde erörterung über die für Pluto bestehende unmöglichkeit dienen zu können.

6. Weiter finden wir in L noch einen alten zug, der sonst nur in AGW erhalten ist, an seiner ursprünglichen stelle. In AW überlegt Faust nach Mephistos frage, in welcher gestalt er ihn sehen wolle, ob er den teufel als tier erscheinen lassen soll; in W² tritt Mephisto wirklich auch erst in verschiedener tiergestalt auf. In G² finden wir ähnliche erwägungen, auch *S mag sie gehabt haben. In L ist es nun aber nicht Mephisto, dessen erscheinungsform so diskutiert wird, sondern der den contract abholende rabe. Hier hält L nur die richtige alte stelle fest, denn der höllensbote war, seitdem einmal Pluto

1) Nachdem hier Vitzliputzli und Auerhahn abgewiesen, sagt Faust: zwei geister und keiner zu gebrauchen! Ha, da sind ja noch zwei! Dieser nachsatz ist doch unstreitig angehängt. Diese letzten beiden sind Wiratho, ein später eindringling, und Mephisto. Früher kam Mephisto nach der abweisung des kugelschnellen — der damals noch Vitzliputzli war, s. s. 357 — für sich, nachdem Faust seinen unmut darüber geäußert hatte, dass keiner der teufel ihm genüge.

2) Von dem bruchstück einer nach G gehenden contractscene in M² s. 73 fgg. muss man absehen.

mit Mephisto verschmolzen war, nur ein rabe. Aber früher erschien Mephisto, der diener, erst nach der abholung des contractes, und da darf er nach der gewünschten erscheinungsform fragen. Zu der erscheinung als tier, die wol nur eine weiterung der einfachen „als mensch“ ist, vgl. unten und s. 353. Wenn Müso die änderung der erscheinungsform an dieser stelle haben, so halten sie darin höchst wahrscheinlich eine erinnerung an das alte fest.

7. In *Lr figuriert unter den langsamen furien Pluto¹.

Wir fanden im vorhergehenden spuren einer trennung der beiden teufel bei Geisselbrecht, den Sachsen, den besten vertretern der beiden Schütz-Dreherischen gruppen (schhoshle und so), in Mü und den vielfach an die vulgata sich schliessenden Krr. Von den textkritischen gruppen stehen nur noch AU und die reinen vertreter der crucifixversion, DIcj, aus. In ihnen kann ich — von den ja immerhin wichtigsten widersprüchen natürlich abgesehen — keine deutliche spur der einstigen trennung mehr erkennen. Auch ihre vorgänger müssen sie gehabt haben, denn auch sie müssen auf den gemeinsamen archetypus zurückgehen. Besonders dass AU die erinnerungen an die trennung ganz getilgt haben, ist von der grössten kritischen bedeutung. Sie gehen, wie vieles später noch zeigen wird², direkt auf die alte fassung zurück, die die teufel verschmolz. Die von einem ausserordentlich geschickten unarbeiter herrührende crucifixversion geht ihre eigenen wege.

Der archetypus hatte also noch beide teufel getrennt. Mephisto kommt erst nach der abholung des contractes mit seiner frage nach der gewünschten erscheinung, Faust antwortet „als mensch“. Sehr nahe lag die idee, diese einfache erscheinung zu variieren. Ihr entsprang die in AGL(S)W begegnende verwandlung in verschiedene tiere. Ich glaube nun, dass auch das auftreten mehrerer teufel vor Mephisto nur eine weiterung davon ist. Wie in der tiervariante ein und derselbe geist in verschiedenen erscheinungsformen hintereinander auftrat, so liess man nun mehrere teufel zu gleicher zeit erscheinen, aus denen sich Faust den letzten ebenso auswählt, wie er dort die letzte erscheinungsform erwählt hatte. Ein weiteres

1) Nach dem wortlaute des berichtes von Rosenkranz kann das in r nur einer der langsamen teufel gewesen sein. Der name ist in L entstellt, möglicherweise hat Rosenkranz etwaige verballhornungen stillschweigend berichtigt. Die gleichung Alekto : Pluto r = Alexo : Prutolo L besitzt immerhin kritischen wert.

2) Vgl. besonders den in der fassung der disputation in der letzten scene liegenden beweis.

moment stützt diese Vermutung. Schon im Archetypus schloss sich an Mephistos anwerbung die Weltreise. Man liess nun Faust sich einen für den bestimmten Zweck, für diese Reise passenden Diener aussuchen; als Kriterium gilt diejenige Eigenschaft, die *ad hoc* die wichtigste sein musste, die Schnelligkeit. Mephisto ist von vorne herein gedankenschnell gewesen, wie schon bei Widman und Marlowe B (v. 1019); dass er auf Fausts Gedanken hin erscheint, wie in AKrL M²RTUW, ist auch in unserem Stücke uralt. Die mit Mephisto konkurrierenden Teufel müssen daher weniger schnell sein. Nur in diesem Zusammenhang hat die Befragung der Teufel nach ihrer Geschwindigkeit überhaupt Sinn und Zweck. Sie kann unmöglich von Anfang an da gelegen haben, wo sie jetzt liegt, auch wenn sie erst nach der Verschmelzung Plutos und Mephistos erfunden wäre, sondern nur da, wo sie noch zu hat, vor dem Antritt der Weltreise. Ich dünke, Faust hätte doch in dem Augenblicke, wo er am Ziele seines Strebens steht, nach wichtigeren Dingen zu fragen, als nach der Geschwindigkeit. Da liegt doch z. B. die Macht ausserordentlich viel näher. So denkt er denn auch jetzt noch, als er von Mephistos Schnelligkeit erfahren, zunächst nur an das Reisen: „wie schnell bin ich mit meinen Gedanken bald in Asien, bald in Afrika, Europa oder Amerika.“ So GKRLM¹W, d. h. ausser der Crucifixversion und U alle ausführlichen alten Texte¹. Weiter zweifelt Faust in B*KrSw*W vor dem Antritt der Weltreise daran, dass Mephisto ihn schnell genug nach Parma bringen könne und Mephisto muss ihn erst an seine Gedankenschnelligkeit erinnern. Das ist jetzt sehr auffällig, aber sofort verständlich, wenn wir es für einen Rest der Befragung der Teufel an dieser Stelle halten. Dann ist in c Mefistafel so geschwind, dass er in einer Minute von Persien nach Böhmen gelangt. Die auffällige, hier durch nichts motivierte Ortsangabe wird sofort verständlich, wenn wir finden, dass in der nächstverwandten Fassung D die Hofscene in Persien spielt. Mefistafel beweist seine Geschwindigkeit an einem concreten *ad hoc* passenden Beispiele.

Diese Befragung nach den Geschwindigkeiten kann, so alt sie auch sein mag, dem Archetypus auch an ihrer ehemaligen Stelle nicht angehören; denn in ihm hatte Faust keine Wahl zwischen mehreren Candidaten für den Dienst, sondern ihm stand nur Mephisto zur Verfügung. Das beweisen die folgenden nur für ein Individuum berechneten Züge:

1) In KRM¹ sind die Erdteile nicht mehr aufgezählt. *AU hat den Satz hier absichtlich gestrichen und nach vorne getragen, wo wir ihn in der Geisterstimmenscene finden, Ztschr. 29, 348 Anm. 1. AS fallen hier aus, vgl. s. 354.

die frage nach der erscheinungsform, ihre ursprüngliche einfache beantwortung „als mensch“ und die gedankenschnelligkeit, mit der sich Mephisto jedesfalls schon im archetypus zum diensttritt stellte. Das letzte hält auch den gedanken fern, als könne man als älteste gestalt dieser befragungsscene etwas der fassung der Erfurter geschichten verwandtes annehmen: als sei Mephisto zwar der ständige diener, für den bestimmten reisezweck aber hätte Faust hier einen besonderen gedankenschnellen gewählt, der nachher nicht wider auftritt.

Als diese befragungsscene entstand, war Pluto noch nicht mit Mephisto verschmolzen. Nach der verschmelzung konnte die scene an ihrem alten platze nur dann belassen werden, wenn in ihr keine dienerwahl mehr stattfand: sie musste in diesem falle zu einem schauspiel mit ganz anderer pointe¹ umgestempelt werden. Liess man aber die dienerwahl bestehen, so musste notwendigerweise die scene an die spitze der beschwörungsscene verlegt und, wenn möglich, dieser neuen umgebung angepasst werden. Dies bestreben liegt in AU deutlich zu tage. In *U und wahrscheinlich auch bei Schroeder haben die teufel ausser ihrer geschwindigkeit noch andere eigenschaften anzugeben: der pfeilschnelle Vitzliputzli wird zum liebesteufel, der windschnelle Auerhahn ist ein luftgeist, der vogelschnelle Krummschnabel ist ein fliegender geist und der gedankenschnelle Mephisto ist der kluge teufel². Faust wählte sich also in *U in erster linie den klugen und nebenbei noch gedankenschnellen Mephisto. Höchst wahrscheinlich ferner hat *U, weil ihm eben noch völlig bewusst war, dass diese befragung ursprünglich nicht hier lag und weil er sie absichtlich an der neuen stelle einbürgern wollte, den oben erwähnten, nur in dem alten zusammenhange passenden geographischen satz bei der verlegung hier ausgemerzt und lässt nachher beim tritt der weltreise unter dem eindrucke dieser änderung absichtlich Mephisto ein langsames tempo einschlagen. *A hat jedesfalls diese änderung mit U geteilt³. In den anderen fassungen ausser der crucifixversion wurde die verlegung ohne vornahme weiterer correcturen bewerkstelligt; nachträglich erfuhr W(schha?) oberflächlich einflüsse Marlowes. Die crucifixver-

1) Wie die todsündenscene eins ist.

2) So muss man, wie schon Croizenach bemerkte, die durch streichungen in U entstandenen verwirrungen berichtigen. Die eigenschaften stehen im engsten gedankenzusammenhange mit den geschwindigkeiten, zum teil auch den namen.

3) Bei der betrachtung der letzten scene wird sich ergeben, dass zu dieser alten umarbeitung AKrM¹U gehören und dass AU eine erweiterte umarbeitung dieser gruppe ist. Die gruppe AKrM¹U ist, wie dort gezeigt werden wird, die erste, AU die zweite pädagogische umarbeitung.

sion scheint die befragung mehrerer teufel ganz gestrichen zu haben, erst in die einzelfassungen kamen unter dem einflusse der vulgata abgeschwächte erinnerungen an die befragungsscene hinein. So weichen Icj — D hat nur den Mephisto — in namen und geschwindigkeiten ausserordentlich stark von einander ab: sie besitzen eben dafür keinen gemeinsamen ursprung¹. Man beachte, dass widerum AU die einzigen texte sind, in denen man von einem bewussten versuche, die scene der neuen umgebung anzupassen, reden kann.

Nun die speciellere betrachtung der beiden scenen.

IV. Die beschwörung.

Den wald als das älteste lokal dieser scene halten Bremen, v. Kurtz, DGIKrRS*Ucj*rn fest; in ASwW treten an seine stelle grausige lokalitäten in Fausts hause, doch bewahrt W noch sehr deutlich das alte. Die unter Neubers einfluss stehenden fassungen und ihre verwandten haben das lokal der voraufgehenden und der folgenden scene beibehalten, sehr deutliche fugen in M¹. Nur G bewahrt noch den kreuzweg (vgl. G 758, 11).

Faust wird mit einigen den zuschauer orientierenden worten, etwa wie in IKrLM¹O gekommen und vor den augen des zuschaners, wie in ABDGM¹SUschhaschhoscleso, in den kreis² getreten sein. Dann könnte er einige bedenken über sein vorhaben geäussert haben, wie in BDKrSwUW; dass er sich im kreise sicher fühle, spricht er in KrUW aus³. Die zauberformel musste er vielleicht schon im archetypus wie in DGKrM¹SW mehrmals wiederholen, ehe der teufel darauf reagierte. Die älteste gestalt der formel lässt sich nicht feststellen; die worte von KrL einer-, M¹W anderseits sind einander ähnlich. Die griechischen namen Acheron, Phlegeton, Styx, Tartarus mögen schon dem archetypus angehören. Beim erscheinen der teufel erschrickt Faust in LM¹OSwUW. Der teufel muss zuerst das schweigen brechen; das halten LM nur wenige fest, da infolge der anschweissung der befragung

1) Die nun entstehende unwahrscheinlichkeit, dass gerade Mephisto, doch auch nur ein untergeordneter teufel, auf die beschwörung reagiert, hat die crucifixversion dadurch zu entfernen gesucht, dass sie von vorne herein den gedankenschnellen Mephisto citieren lässt. Faust stellt an der hand seines buches, das ihm von Mephisto „viel erzählt“, die persönlichkeit des erschienenen teufels fest. In I wird deswegen Pik fortgeschickt, weil er nicht den richtigen namen hat. Ob dieser zug auch ausserhalb der crucifixversion vorkam und älter ist als sie, kann ich nicht sagen. Vielleicht deuten stellen bei Schroeder und in M¹ darauf hin, sowie die erwägung, dass auch bei Ma direkt Mephisto beschworen wird. 2) Vgl. den excurs 1.

3) In U vielleicht wörtliche entlehnung aus der litteratur des 17. jahrhunderts.

nach der geschwindigkeit überall Faust am reden ist. Die erste frage Fausts lautete, wie in BDIKr*LM¹M²SwUW (schho schle so) einfach „willst du mir dienen?“ Die einföhrung der plutonischen erlaubnis machte diese frage inhaltsreicher, vgl. s. 337. Der teufel verneint. Seinen alten grund haben sämtliche fassungen aufgeben müssen: „Ich bin der fürst der hölle, und diene als solcher nicht. Aber, wenn du dich mir verschreiben willst, werde ich dir einen diener schicken.“ Dass, wie bei den Sachsen (und Widman) der teufel im archetypus diese frage bejaht hätte, ist unmöglich. Zur besprechung des contracts soll Pluto-Mephisto um zwölf uhr nachts in Fausts zimmer wider erscheinen. Ehe Faust den teufel entlässt, fragt er ihn, ob er den kreis verlassen dürfe, was der teufel bejaht, denn jetzt hätte die hölle noch keine macht über ihn. So in M¹, weniger deutlich in KrW, ganz verblasst in G. Wir vermessen diese erörterung, die in BDI*L M²Osw wegfallen musste, nur in U: sie würde dem archetypus ganz angemessen sein. Sicher schloss die scene, wie in *BGIKr*L*M¹UW, mit einem kurzen freudvollen monolog, der in den ganz dem alten stile angemessenen gedanken ausklang: „jetzt will ich nach hause gehn, um dort den teufel zu erwarten“, wie in G*Kr*LM¹UW.¹ In BLR äussert Faust hier die bedenken, die wir sonst vor der beschwörung finden.

V. Die contractscene.

In GM¹W wartet Faust in der mitternachtsstunde ungeduldig auf den teufel; in GW glaubt er schon die stunde vorüber. Hieraus konnte sich leicht die aufregung Fausts über Mephistos langes ausbleiben in KrO entwickeln. Ausserdem steht diesen texten der dritte Geisselbrechtsche, S, nahe, der indessen an die gruppe AU angeglichen ist und ausserdem noch andere fremde bestandteile in sich aufgenommen hat.

Pluto-Mephisto tritt mit dem s. 326 besprochenen „Hier bin ich“ ein². Man schreitet sofort zum contract.

Die summe der contractscenen zerfällt in drei teile: 1. Fausts bedingungen. 2. Die bedingungen der hölle. 3. Die verschreibung.

1. Fausts bedingungen.

In IU(R?) stellt Faust überhaupt keine, in B²B³DKrT nur die zeitbedingung, davon in BDT in der beschwörungsscene. In B¹GM²S(so?)

1) In M¹ will er „seinen neuen diener“ erwarten, d. h. hier den Hans Wurst.

2) Deutsch in BGM¹M²U, lateinisch *adsum* in A, *empresio* in Kr. Verwischt in L.

werden ausser der zeitbedingung von Faust ebenfalls gar keine bedingungen gestellt; solche erscheinen aber plötzlich in dem geschriebenen accord, den bei Geisselbrecht (GM²SW) Faust in der zwischenzeit geschrieben, den in B¹ so die hölle überbracht hat. Die zeitbedingung bringen B¹GM²R so in der beschwörungsscene an. In B¹GM² so wird der geschriebene contract vorgelesen; in S geht Faust über alle punkte ausser der zeitdauer mit der motivierung schnell hinweg, dass Mephisto sie schon gehört hätte — d. h. in der nach FdgrM gehaltenen beschwörungsscene; in W tritt das verlesen mit ähnlicher motivierung wie in S ganz zurück und werden einzelne punkte besprochen.

Wie wir nun sehen werden, enthielt der geschriebene accord im archetypus sicher keine specialisierung irgend welcher bedingungen, sondern nur einen kurzen wechsel auf Fausts seele. Die bedingungen Fausts könnten also höchstens mündlich vorgebracht worden sein. Da finden wir solche in der contractscene, von der zeitbedingung wider zunächst abgesehen, nur in M¹OSwWrschho¹ und diese sind hier offenbar nur dem bestreben zu verdanken, den teufelsbedingungen etwas paralleles an die seite zu stellen. Das verrät schon ihr inhalt deutlich.

Die schönheitsbedingung (M¹OSwSchho), die wir auch in den summarischen aufzählungen von BGLM² finden, entwickelt sich offenbar aus der antwort, die der teufel auf Fausts einwand gegen die zweite teufelsbedingung gibt, vgl. dort. Besonders schhaso sind hier sehr lehrreich. Die wünsche nach wunderbaren arbeiten in M¹OSwWr werden hier angebracht, um diese sonst nicht verwertbaren, der crucifixversion entlehnten interessanten einzelzüge doch irgendwie zu erwähnen; vgl. den excurs 1 zur hofsene².

1) O hat die fuge der beiden scenen allerdings erst nach der besprechung, das ist aber sicher unursprünglich. In A finden sich in der contractscene ebenfalls bedingungen Fausts, sie sind aber, von der zeitbedingung abgesehen, sicher erst nachträglich hier eingefügt worden, denn M. antwortet nur auf die zeitbedingung, die andern werden von ihm gar nicht gestreift. Ebenso geht der unmittelbar vorausgehende dialog nur auf die zeit. Meines erachtens sind diese bedingungen aus der beschwörungsscene herübergenommen, wo sie dann wol wie in L angebracht waren. Darauf muss man nach A 827, 3 fg. kommen. In schhaschle so stellt Faust hier keine bedingungen. Denn in schhaso verspricht ihm der teufel bloss dies und das, und in schle werden nur teufelsbedingungen erörtert; wenn nachher Faust im letzten act sich auf angebliche vertragspunkte beruft, so bedingt das nicht im geringsten, dass sie auch wirklich ausgemacht waren. Was den inhalt der ersten contractscene von schle bildete, ist ganz unklar.

2) Ähnlich wird es um die forderung von künsten und sprachen in Sw stehn. Faust brauchte in einer nahezu gänzlich aufgegebene aber doch deutlich erkennbare fassung des 17. jahrhunderts sprachkenntnisse, um sein Constantinopler abenteuer bestehn zu können „dass er sicher sey“, nicht etwa aus wissensdurst.

Die wünsche nach schneller beförderung in AGLWschho, nach warnung vor allen gefahren und ankündigung des endes in L sollen auf spätere scenen vorbereiten. Die geldforderung in AB¹GM²LSSwWr versteht sich von selbst¹. Es bleibt dann noch die forderung der beantwortung aller fragen übrig. Sie wird hier verlangt in OWschho, in schha wird sie versprochen, in LSSchle beruft sich Faust zwar im letzten act auf diesen angeblichen vertragspunkt, im contract finden wir ihn aber gar nicht erwähnt, er ist also im letzten act sicher erst nachträglich eingeschoben. Dieser punkt kam nun nur mit rücksicht auf die entscheidende wendung im letzten acte zu einer specialisierten bedingung Fausts geworden sein. Dort besteht, wie wir sehen werden, im archetypus eine innere unwahrscheinlichkeit: der teufel kann die entscheidende frage, ob Faust noch selig werden könne, nicht bejahen, was er eigentlich müsste, weil er dadurch seine heute verlieren würde; er darf sie nicht verneinen mit rücksicht auf den gang der handlung: aber eine innere notwendigkeit hier nicht zu lügen, besteht für den teufel nicht. Wenn er aber im contract die wahrheit zu sagen versprochen hat, dann ist dieser fehler behoben. Man sollte nun meinen, dass alle texte, die im letzten act diese entscheidende wendung aufweisen, die bedingung, die wahrheit zu sagen, im contract hätten beibehalten müssen, wenn sie sie gehabt hätten. Ihn aus der contractbesprechung zu entfernen hatten sie nicht den geringsten grund. Es kann daher auch dieser punkt unmöglich dem archetypus angehören, in OWschho(schha) wurde er von gut nachdenkenden regisseuren eingefügt. Nach W ist er, wie seine fassung hier und dann der letzte act verrät, auch erst nachträglich gelangt, die übrigen Geisselbrechtschen fassungen haben ihn nicht.

So erweisen sich alle Faustischen punkte bis auf die noch nicht zur sprache gekommene zeitbedingung als nachträglich erfunden. Besonders klar wird es durch die erwägung, dass nur in M¹OSwWrschho in der contractscene mündlich darüber diskutiert wird², die geschriebenen contracte in B¹GM²SWso sind ebenso unursprünglich, wie die erweiterung der ersten an den teufel in der beschwörungsscene gerichteten frage in *AL.

Nun ist endlich die zeitdauer gar keine Faustische, sondern eine teuflische bedingung in I³. In MüSwU schlägt Meplisto die zeit vor: in Mü kommt er nach längerem feilschen zu seinem höchstgebot: 24 jahre, länger nit. In SwU kommt er sofort mit dem höchstgebot heraus, Faust findet das in Sw zu kurz, in U hält er das auch für

1) Die in GM²SwW daran geknüpfte bedingung, es müsse wirkliches geld sein, ist allerdings sagenhaft, war aber dem volksmunde oder mühelos zugänglichen teufelschriften leicht zu entnehmen.

2) Wer sich die besprechung der bedingungen in diesen texten ansieht, erkennt sofort, dass sie nachträglich erfunden sein muss. Ich muss aus rücksicht auf den mir zur verfügung stehenden raum es dem leser überlassen, sich damit selbst zu recht zu finden.

3) Zum ersten male hier erwähnt im teuflischen punkt 3.

seine gedanken, früher mag er auch hier damit zunächst nicht einverstanden gewesen sein, denn auch hier sagt Mephisto nicht länger. In DKr schlägt Mephisto zunächst eine kurze zeit vor, Faust findet sie zu kurz und proponiert 24 (36 D) jahre, auf die Mephisto dann auch eingeht. In ABso fragt Faust den teufel, wie lange der dienst dauern solle, und Mephisto wartet Fausts vorschläge ab. In A kommt dieser dann mit den ohne widerspruch angenommenen 24 jahren, in Bso will er 48, Mephisto aber kann nicht länger als 24 jahre dienen.

Bei Schroeder und in GLM¹M²ORSTW schlägt Faust die zeitdauer vor. Bei Schroeder und in (R?)S bleibt es sofort bei den 24 (30 R) jahren, die Faust ansetzt; in GLM¹M²TW schlägt Faust ebenfalls von vorne herein 24 jahre vor und der teufel will weniger; doch beruhigt er sich überall¹. In O hält er den auf 30 jahre gehenden vorschlag Fausts für eine ewigkeit, er könne und dürfe nur 24 jahre dienen, länger gienge es nicht. Faust muss sich damit begnügen.

Man beachte nun, dass in *ABIMüOSwUso die zeit von der hölle vorgeschlagen wird, dass in BMüOUsso diese zeitdauer für Mephisto gesetzmässig festgelegt ist, länger gienge es nicht: und man wird sich meiner überzeugung anschliessen müssen, dass auch diese zeitdauer im archetypus gar nicht zu Fausts bedingungen gehörte, sondern dass die hölle sich nur auf 24 jahre und nicht länger verpflichten wollte oder konnte². Faust stellte im archetypus gar keine bedingungen. Wenn der teufel einen diener stellen will, so ist dieser eben verpflichtet alles zu tun, was der herr verlangt; und das bedingt sich denn auch Faust beim dienstantritt Mephistos aus, s. s. 344.

Die idee, Faust bedingungen stellen zu lassen, ist an sich alt; die plutonische erlaubnis hängt davon ab. Der text, in dem sie erfunden, liess Faust gleich in der ersten frage die 24 jahre vorschlagen. Am reinsten scheint dieser zustand in GM²R und bei Schroeder bewahrt. Daran schlossen sich dann noch weitere vorschläge Fausts wie in AL. Wenn diese erlaubnis noch jetzt in den meisten fassungen von der einfachen alten frage „willst du mir dienen?“ abhängt, so liegt auch darin ein beweis für ihre unursprünglichkeit.

1) In G feilscht er mit zahlen, in den übrigen hält er die vorgeschlagene zeit für eine ganze oder halbe ewigkeit. Dass er in L schon hier an die doppelrechnung denkt, ist wie der ganze zug unursprünglich.

2) Die 24 jahre spielen als frist im stücke nur eine sehr bescheidene rolle, ich will nicht ausdrücklich behaupten, aber ich glaube, dass im archetypus keine frist augemerkt worden war. Das würde zum ausgang gut passen.

2. Die bedingungen der hölle.

Wir dürfen dem archetypus folgende höllische bedingungen zuschreiben¹:

1. Faust muss gott abschwören. Vgl. Creizenach s. 82. Von unsern texten halten nur AIMüSSwjs^o die anstössige abschwörung fest; bei den anderen ist das wol schon von anbeginn an in der näheren specialisierung dabei erwähnte kirchenverbot zum träger des punktes geworden, das in AO², KrM¹T³ und DIej⁴ noch weitere entwicklungsstufen aufweist. Die einwände Fausts zeigen seinen charakter im lichte des monolog: er fürchtet vor allem das gerede der leute. Der teufel beruhigt ihn, er wolle den leuten schon die augen verblenden.

2. Faust darf sich nicht mehr waschen, kämmen, die nägel und die haare (den bart) beschneiden. Überall ausser in M²RSw^c, die entgegnung darauf ist aber in ihrer weiterentwicklung auch in Sw, ferner in Lschho erhalten. Vielleicht bildete diese forderung, wie noch in Mü, einst keinen besonderen punkt, sondern erschien als anhängsel zum ersten⁵. Auf Fausts einwand, er würde dann ein abscheu aller menschen sein, verspricht ihm Mephisto ihn ebenso rein zu erhalten, wie er jetzt sei. Dass er ihn noch schöner (A) oder zum schönsten manne (Oso) machen will, oder dass er sagt, er werde gerade durch das nichtwaschen schöner werden (DI) ist erklärliche weiterung. Hieraus entwickelte sich die schönheitsbedingung Fausts.

3. Faust darf sich nicht verheiraten; widerum fast überall. In der crucifixversion, der sich auch O anschliesst, nimmt Faust diesen punkt ohne einwand an; im archetypus wird er auch hiergegen geredet haben: es gäbe nichts schöneres als ein weib⁶. Der teufel verspricht ihm anderweitig liesbesglück⁷.

1) In GLU^{schho} sind sie aus dem s. 340 mitgeteilten grunde gestrichen.

2) Collegien- (A) oder bibliotheksverbot (O).

3) Vermeidung geistlicher disputationen.

4) Er darf sich nicht mehr nach dem kreuze umschauen DIj, kein almosen mehr reichen (O)ej, keinem mehr borgen e.

5) Wenn Faust gott abschwört, ist er ihm feind. Dass man sich, so lange man im kriegszustande sei, nicht schmücken dürfe, ist eine weitverbreitete anschauung.

6) SSw sind sicher von FdgrM-Klinger beeinflusst. In S ist das alte noch sehr deutlich in Mephistos einwand erhalten.

7) Dass er sich in AB gerade verheiraten will, und es in SSw bereits ist, ist neuerung.

8) Die Geisselbrechtschen fassungen SW, denen sich M² anschliesst, das ja dem dritten Geisselbrechtschen texte G nahe steht, lassen hier Mephisto launig seine ansichten über das thema ehestand-webestand entwickeln.

4. Faust soll sich der hölle verschreiben. In *A*D*IKr*L *M¹*M²*O*SU*W verlangt Mephisto, dass Faust ihm einen schein des wortlautes ausstelle, dass er nach 24 jahren mit seele und leib der hölle verfallen sei. Hier soll also der schein keine ausführlichen bedingungen enthalten. In BGSw schhaschhoschleso(R?) dagegen wird verlangt, dass Faust den die bedingungen enthaltenden ausführlichen und bereits fertig geschriebenen contract unterzeichnen soll. Diese gruppe hat auf ADILM²OSW deutlich eingewirkt¹. Nun verspricht auch in G Faust in der beschwörungsscene dem teufel seele und leib mit genau denselben worten, die Mephisto sonst für den wechsel verlangt. Es bleiben also nur die Schütz-Dreher'schen fassungen (und R?) übrig, in denen deutlich nur der fertige contract zu unterzeichnen ist². Da das nachträgliche erfindung sein muss, hatte im archetypus Faust sicher einen wechsel auf seine seele *in extenso* geschrieben, nicht einen fertigen nur unterzeichnet.

Nun fordert Mephisto die ausstellung dieses wechsels mit blut gleich in der bedingung nur in ABDIM²OSw (schhaschleso?). Davon hat A das nur in einer offenbar erst nachträglich interpolierten stelle³. Wenn wir von den beiden Böhmen DI absehen, sind das gerade die kritisch wertlosesten aller fassungen. In allen anderen vermissen wir

1) Besonders lehrreich ist der wortlaut von W. Hier lautet die letzte bedingung: Der letzte und hauptpunkte ist dieser daß du nach verlauf von (Lebens sollst du nach W²) 24 jahr, mit seel und leib in das Plutonische reich verfallen bist (seyn 2). Wie geschraubt! Früher stand natürlich wie in DIK M²OU, dass er das verschreiben solie. In den kurz darauf folgenden worten Ich will dir meine seele verschreiben (dafür i. gehe dir diesen punct auch ein 2) verspüren wir noch die alte fassung. Bemerkenswert ist der versuch von W², den alten wortlaut besser zu tilgen. Dann aber heisst weiter Gut! so will ich dir den contract unterschreiben. In O stellt Mephisto als letzte bedingung: auf deinem pulte liegt ein blatt pergament, das unterschreibst du mit deinem blute, dass nach ablauf dieser 24 jahre deine seele mir gehört. (?) Ähnlich ist die bedingung in DM²Sw gehalten. In A sagt Mephisto zuerst, er wolle dienen, wenn er Pluto seine seele verschreibe; nachher fordert er in dem interpolierten stücke „weiter nichts“, als dass er den contract mit seinem blute unterschreibe. Ähnlich LS. In M¹ fehlt die bedingung sonderbarer weise ganz, später wird nur vom schreiben gesprochen.

2) In B¹schleso(R?), ähnlich OSw, bringt die hölle den contract; auch in M¹ stellt Mephisto Faust wenigstens das papier zur verfügung, wie er auch in DIK die materialien besorgen soll. Wie B²B³schhaschho sich die herkunft des contractes denken ist unklar.

3) Was hier zwischen 827, 25 und 829, 19 steht, d. h. die specialisierung aller teufelpunkte ausser dem letzten, ist, wie ihr wortlaut verrät, interpoliert. Die letzte teufelsbedingung erhält dadurch doppelte vertretung.

die forderung des blutes an dieser stelle. In M^uT^u wird das blut überhaupt nicht erwähnt, es wird hier absichtlich unterdrückt. Diese drei stücke sind von gleichem geiste beseelt. M^uT sind klosterdramen, U rührt von einem pädagogen her. Ihr bedenken, die blutverschreibung auf die bühne zu bringen, können wir verstehen. Aus demselben grunde verzichtet AU auf alle teufelsbedingungen ausser dem letzten. Derselben gruppe AU stehen GLschho nahe, wo ebenfalls ausser dem letzten alle teufelsbedingungen gestrichen sind. Für G spricht besonders die ganz nach U gehaltene fassung des *homo fuge* mit. Möglicherweise verraten auch Bscho darin, dass in ihnen der letzte teufelspunkt an erster stelle erscheint wie in A, ihre ehemalige zugehörigkeit zu der gruppe AGLUsho, der dann ausser schleso alle Schütz-Dreherschen texte angehören würden. Fehlt deshalb in Bscho das *homo fuge*?

In den nun noch erübrigenden fassungen KrM¹SW vermissen wir die blutforderung im punkte selbst ebenfalls: wir dürfen unbedingt annehmen, dass der archetypus sie nicht stellte. Für ihn war es selbstverständlich, dass Faust sich nur mit blut unterschreiben konnte, der teufel legt eben deshalb darauf kein gewicht. Diese fassungen, denen sich dann GLschho anschliessen, bewahren die blutforderung in der gestalt, wie sie der archetypus hatte, wo sie nicht im zusammenhang mit dem punkte selbst stand, s. u.

3. Die verschreibung.

Faust schiebt sich zum schreiben an, wird aber vom teufel zurückgehalten: die hölle verlange blut. So die älteste, von LS am besten bewahrte fassung¹. Faust macht einwände: wo soll er blut hernehmen? So DG KrLM¹M²SSwW. Soll er sich schneiden oder stechen? Er könne keinen körperlichen schmerz vertragen. So B²B³DI*KrLM¹OSW. Faust wird beruhigt. Nun gewinnt er das blut selbst nur in M¹schlez; in allen anderen fassungen beschafft es Mephisto. Was ist davon das ältere? Dass Widman und die Historia die selbstverwundung haben, darf nicht für M¹schlez ins feld geführt werden, weil hier eben der teufel während der verschreibung nicht zugegen ist. Trotzdem wird diese fassung, mag sie auch noch so selten sein, der des archetypus entsprechen. Die mehrzahl der stücke

1) Der von G sieht man deutlich die nachträgliche interpolation an. Die von KrM¹Wschho ist für den archetypus unmöglich, weil im studierzimmer doch ein tintenfass sein muss; sie haben sich, wie schho auch sonst vielfach und M¹W gerade in dieser contractscene von (der deutschen fortsetzung) der crucifixversion beeinflussen lassen (vgl. den excurs 1 der hofsene), wo die scene im walde spielt.

hat eben einen sonst ganz unterdrückten zug besser bewahrt als M¹ schlez: im archetypus erstarrte Fausts blut in der wunde und Mephisto brachte es wider zum fließen. Er holt eine schale feuers, um daran das blut aufzutauen¹. Zumal auf dem puppentheater, wo die feuerschale auf den widerstand der regie stossen musste, war von da bis zur blutgewinnung durch Mephisto selbst nur ein schritt.

Beim näheren zusehen finden wir noch mehrere spuren dieses zuges:

1. In DI verspürt Faust bei der blutgewinnung brennende schmerzen; in der parodie der beschwörungsscene auch Hanswurst, als Mephisto ihm die hand zum contract reicht (OSSwW), was sehr wol herangezogen werden darf. Dass des teufels hand brennt, ist in diesem zusammenhang doch nicht so ganz selbstverständlich.

2. Die art der blutgewinnung durch Mephisto in DIKrej, wo er es herausaugt, in LM², wo er auf die hand bläst, und in O, wo er es hervorzaubert. Nur in BGSSwscho und wol auch W macht Mephisto eine offene wunde, wie Faust in M¹schlez und im archetypus.

3. In S sagt Mephisto, als Faust ihm mitteilt, er hätte böse träume gehabt: Träume sind schäume, sie rühren gewöhnlich *von allzudickem geblüt* her. Diese auffällige medicinische bemerkung hat nur dann sinn, wenn sie der stehengebliebene rest einer äusserung über die verdickung des blutes ist. In U entzückt sich Fausts geblüt. Doch gewiss nicht, weil der engel ihn anruft, sondern das entzückt, oder was sonst dafür zu lesen wäre — ich halte es für verderbt — geht auf die änderung des blutflusses: es ist ein stehen gebliebener rest der früher auch hier vorhanden gewesen blutverschreibung. In andern fassungen spiegelt sich das plötzliche aufhören des blutflusses nicht als erstarrung, sondern als ermattung wider: in Kr hat Faust — jetzt an anderen stellen — keinen tropfen blutes mehr in den adern; in W ist es ihm, als ob mit diesem tropfen blut seine ganze lebenskraft geschwunden sei; in M² s. 31 ruft Faust mit komischem pathos aus: Wie ist mir meine doctorkraft (!) von mir gewichen; in vielen fassungen entschläft er oder wandelt ihn eine ohnmacht an. In B¹ kann Faust

1) In der Historia, wo ja der teufel nicht zugegen und eine ausführliche obligation zu schreiben ist, lässt Faust das blut in einen tiegel und setzt diesen auf warme kohlen. Ebenso danach Marlowe. Das drama kann von anfang an nur das blut in der wunde haben erstarren lassen, wie das *h. f.* und dann auch die erwägung verrät, dass der tiegel doch gar zu undramatisch ist.

nicht weiterschreiben, weil seine hand von einer unsichtbaren macht zurückgehalten wird; in DI entschwindet ihm die feder aus der hand¹

4. Von besonderer wichtigkeit ist der abgang Mephistos während der verschreibung. Er entfernt sich ohne ersichtlichen grund in BKrM² (auch U²?); aus furcht vor dem jetzt nahenden schutzgeiste Fausts in S(T)Wschhaschhoschle³; um zu Pluto zu gehen: IT; um schreibmaterialien zu besorgen in D. Den alten grund halten am besten D und dann KrM¹Wschho⁴ fest. In DIKr(M²)c] entstand infolge dieser nicht mehr erklärlichen entfernung Mephistos der grosse einschnitt in der contractscene, den man nicht mit hinweis auf Widman und die Historia für altüberliefert halten darf; denn da die ausstellung des kurzen wechslers nur eine höchst geringe zeit erfordert, braucht das drama hier nicht den einschnitt zu machen, der für die romane mit ihrer ausführlichen obligation notwendiger ist. Der abgang Mephistos ist auch in O, wenn auch nur ganz leicht, noch angedeutet; ganz getilgt ist die erinnerung an ihn nur in GLSw⁵.

In LM²OSSwWschhoschle bildet das hervorquellende blut die drei buchstaben (O.)H.F. Ich glaube dass dieser uralte zug⁶ unmittelbar mit der erstarrung des blutes zusammenhängt; wir vermissen ihn nur in BM¹schhaso⁷, doch ist er aus M¹ sicher erst in ganz junger zeit geschwunden⁸. Abgesehen von DI und GU erscheinen diese buchstaben überall auf Fausts arm; in GU liest Faust die — nicht mehr von blut gebildeten — worte „hier in einem buche“ (G) oder „hier mit romanischen buchstaben geschrieben“ (U). Ohne zweifel hatte nun der archetypus nur die anfangsbuchstaben, und nicht die voll aus-

1) Wie bei Mountford die Bibel, in der er liest.

2) Vgl. 794, 14 fg.

3) Vgl. dazu den anhang über die Arien.

4) Vor der blutgewinnung schiekt Faust hier den Mephisto nach schreibmaterialien ab. In M¹Wschho ist Faust der, der abgehen will; in M¹W will er auch noch nach der blutgewinnung ab, um feder (W) oder papier (M¹) zu holen.

5) Ob man darin, dass in Sw bei der verschreibung dem tische feuer entsprührt, noch eine deutliche erinnerung an die sonst nirgends erhaltene feuerschale sehen darf, bezweifle ich; der text ist einer der jüngsten und wertlosesten.

6) Ausgeschrieben *homo fuge* haben GU; die anfangsbuchstaben H. F.: LOW; O M(ensch) F(liche): M²; F(liche) S(atan): S; J(ohannes) F(aust): Sw. In I findet Faust die von den drei tropfen blutes gebildeten worte *libro ride*, in I s. 126 spricht er ausser zusammenhang *homo ride* aus. In D zeigt Mephisto ihm drei tropfen blut, mit denen er *hama fije mena fije* und den namen schreiben soll (4).

7) Ausserdem natürlich in AKrMüT. Zu Bschhaso vgl. s. 340.

8) Vgl. s. 57. Früher wunderte er sich über die buchstaben wie in LSw.

geschriebenen wörter, wie DGIU¹. Denn Faust fragte schon im archetypus, wie in DGILM²OSSw(U)W, was diese buchstaben bedeuten; ein ausgeschriebenes *homo fuge* braucht er sich nicht erklären zu lassen. Dem teufel ist das eine kitzliche frage; er weicht aus: „So ein grosser gelehrter kann das nicht selbst finden?“ So G(L)M²OS(U)W Faust kommt dann auch auf die deutung und ruft, wie in L(SU)W, aus: „Ha, dich muss ich fliehen“. Mephisto aber hat eine überraschende deutung bei der hand: es hiesse zwar „mensch fliehe, aber wohin anders als in meine arme?“ , mit der Faust sich zufrieden gibt. So GLM²OS(Sw)UW. Diese sophistische deutung, die dem archetypus abzusprechen kein grund ist, mochte der crucifixversion zu banal erscheinen; sie liess Mephisto die deutung aussprechen, es sei eine mahnung, den bund abzuschliessen. So deutlich DI, weniger Sw. Wie auch sonst vielfach zeigt sich schhohschle hierin von der crucifixversion beeinflusst: die alte deutung fehlt und Faust hält die buchstaben für eine warnung des himmels.

Nachdem der wechsel geschrieben, scheint schon im archetypus, wie in B¹GM¹SU Faust den tenfel aufgefordert zu haben, den schein zu prüfen. In DIKrM²SwTU^{so} steckt der tenfel den wechsel ein; in den anderen fassungen — von A natürlich abgesehen — holt ihn der höllische rabe² ab. Bei so bringt der rabe den zettel aus der hölle. Ich halte den raben, der in dem alten Bremer programm und in (A)DI die aufgabe hat, Faust das ende anzukündigen, für effekthaschende neuerung, mag er auch durch Neuber und v. Kurtz als relativ alt beglaubigt sein³. Im archetypus ist vielleicht Pluto nunmehr plötzlich verschwunden, was vielleicht in Kr noch durchschimmert.

Nach der abholung bekommt Faust eine reueanwandlung nur in BGSSwW (schhahschhohschle?). In GSW erschrickt Faust aber nur über den raben, was ekle effekthascherei ist, in B ist die disputation aus dem letzten acte und ihre wirkung hierher verlegt, wie wahrscheinlich ähnliches auch andere fassungen hatten, vgl. den excurs 2. Dem archetypus wird, wie den meisten fassungen, eine seelische erregung Fausts an dieser stelle fremd gewesen sein. Er scheint nunmehr seinen neuen diener durch gedanken herbeieitert zu haben, wie er auch jetzt

1) Von diesen vier fassungen können DGU schlechterdings nur die ausgeschriebenen formen gebrauchen, und I hat sie unter dem einflusse von D erhalten. In *D*I erschienen früher sicher die drei buchstaben O H F, wie die erwähnung der drei blutstropfen, die Mephisto Faust zeigt, deutlich verrät.

2) In O eine eule.

3) Voltaire kennt wol die höllenpost, aber nicht den raben.

in DIKrLM¹M²U¹ Mephisto auffordert zum dienste bereit zu sein. Dann erfolgte die bestellung des hauses vor dem antritt der weltreise.

Über die engelrufe in dieser scene spreche ich am besten im anhang über die arien. Schon im archetypus wird, wie in B²B³DI RU der engel mehrmals Faust an die ewigkeit erinnert haben.

Nachdem wir nun dem archetypus nahe gekommen zu sein glauben, wollen wir zu den prosawerken und zu Marlowe greifen. Das resultat der vergleichung wird den einsichtigen nicht überraschen.

I. Bei Widman, dem Pfitzer und ChrM in allem wesentlichen folgen, haben wir folgendes:

1. Bei der beschwörung, abends spät, erscheint nach mannigfachem gaukelspuk ein gespenstiger geist, den Faust fragt, ob er ihm dienen wolle. Der geist bejaht unter der bedingung, dass Faust auf seine punkte eingehe. Faust ist zufrieden, beschwört den geist ihm morgen in seiner behausung wider zu erscheinen, geht heim — wo er, weil die stadtthore verschlossen bleiben, erst am morgen wider eintreffen kann — und

2. erwartet den geist in seiner stube. Er meint schon, der teufel hätte ihn betrogen, da bemerkt er am ofen einen schatten, beschwört ihn und der teufel streckt seinen kopf heraus. Auf Fausts verlangen näher zu treten, erscheint nach einigem hin und wider der leibhaftige Gottseibeins, der Faust einen riesenschreck einjagt und wider hinter den ofen muss. Die frage Fausts, ob er denn keine andere gestalt annehmen könne, verneint der teufel mit der begründung, er sei kein diener, sondern ein fürst unter den geistern; er wolle ihm aber, wenn er seine punkte halten wolle, schon einen gelehrten und erfahrenen dienstbaren geist schicken. Faust lässt sich nun die punkte diktieren; er soll sie mit seinem eigenen blute bekräftigen. Faust bedenkt sich lange, philosophiert sophistisch und bespricht einzeln die punkte, von denen ihm nur der zweite, dass er allen menschen feind sein solle, nicht besonders gefällt. Nachdem dann der teufel Faust auf die seele gebunden hat, den contract noch am selben tage mit blut zu schreiben und auf den tisch zu legen, so dass er ihn abholen könne, und nachdem Faust den teufel gebeten, er solle ihm doch nicht mehr so greulich, sondern als mensch, als mönch oder sonstwie bekleidet erscheinen — was der teufel auch ohne widerspruch zusagt! — geht der teufel ab.

3. Nun sticht Faust sich eine ader an, fängt das blut in einem gefässe und schreibt den contract. Auf der hand erscheint „eingegraben und blutig“ *o homo fuge*.

4. Der teufel kommt als mönch, steckt die obligation ein und verspricht am nächsten morgen den dienstbaren geist zu senden.

5. Dieser erscheint aber schon desselben tags nach dem nachessen als mönch, stellt sich als Mephostophilis vor, beklagt sich aufangs darüber, dass er nun dienen müsse, doch könne er nicht gegen seinen

1) Auffällige wendungen in DI.

herrn lücken. Er sei übrigens kein teufel, sondern ein *Spiritus familiaris*, der gerne unter menschen weile.

Im folgenden kapitel „erscheint“ Mephisto dem herrn, wenn dieser an ihn denkt, und, um nicht immer überrascht zu werden, hängt Faust ihm schellen an, worüber Mephisto sich als *ein hochechtern gelerter und subtiler geist* ärgert.

Ganz widerspruchsfrei ist diese fassung nicht. Der gespenstige geist beginnt schon mit dem diener zu verschmelzen. In 1. darf er Fausts frage nicht bejahen: er muss früher darauf die antwort gegeben haben, die in 2. auf die frage erteilt wird, ob er nicht in anderer gestalt erscheinen könne. Diese antwort nimmt noch jetzt auf die kleiderfrage gar keinen bezug, sie passt nur auf frage 1. und steht in hellem widerspruch mit dem schlusse des 2. abschnittes. Auch der diener kommt nicht programmässig. Aber im grossen und ganzen stimmt Widman vortrefflich zum vermutlichen dramenarchetypus: die beiden teufel sind im wesentlichen noch getrennt; die erste frage lautet einfach „willst du mir dienen?“; die plutonische erlaubnis fehlt; Faust erwartet den teufel sehnsüchtig und glaubt er betrüge ihn; er stellt keine bedingungen; er bittet ihn noch zuerst als mensch zu erscheinen und knüpft erst daran die specialisierung als mönch; der diener ist gedankenschnell. Vom dramenarchetypus weicht Widman besonders in folgenden punkten ab: die contractscene findet am morgen statt; die teuflerscheinung flösst Faust schrecken ein und die erscheinungsfrage hängt damit zusammen; der teufel ist während der verschreibung nicht anwesend, infolgedessen fehlt die kohlenpfanne und überhaupt die erstarrung des blutes.

II. Widman verteidigt seine darstellung gegen das, was *sonst etwan* über die *versprechung und bundtluß aufgangen* ist. Damit meint er die Historia, deren fassung denn auch von der Widmans ganz bedeutend abweicht:¹

1. Nachts zwischen 9 und 10 uhr beschwörung im walde. Nach längerem spuk erscheint ein grauer mönch — hier erscheint in den paktscenen nirgends der leibhaftige — und fragt nach Fausts begehrt. Faust bestellt ihn *morgens umb die genannte stundt* (eine stunde ist nicht „genannt“; *morgen umb 12 uhrn zu nacht* hat der druck) in seine behausung, der teufel weigert sich anfangs — warum, wird nicht gesagt —, sagt aber zu, als Faust ihn bei seinem herrn beschwört.

2. Als Faust am morgen zuhause angelangt ist, bestellt er den geist in seine kammer. Er legt ihm drei artikel vor: 1. Er soll ihm dienen. 2. Er soll ihm *dessen, was er von jm forschen werde, nichts verhalten*.

1) Ich folge der Wolfenbütteler hdschr. (Milchsack, Historia D. Joh. Fausti des zauberers, Wolfenbüttel, 1892 — 1897).

3. Er soll ihm immer wahr antworten. Der teufel weigert sich darauf einzugehen, weil er keine vollmacht dazu von seinem fürsten Lucifer habe. Faust, der das nicht glauben will, muss sich über der teuffel regiment belehren lassen. Erschreckt will er dem teufel den abschied geben, und dieser will schon entweichen, als Faust sich wider besinnt und den teufel zur vesperzeit wider in seine behausung bescheidet, um die weiteren punkte anzuhören, die er ihm noch vorzutragen habe.

3. Abends um 4 kommt der teufel mit Lucifers erlaubnis zurück, hört Fausts sechs artikel an, acceptiert sie und legt ihm seinerseits Faust sieben punkte vor, die dieser nach kurzem besinnen und ohne disputation zu halten verspricht.

4. Nachdem Faust diese „promission“ getan, ruft er am nächsten morgen den geist, gibt ihm seine verhaltensmassregeln — er solle ihm immer als Franziskaner erscheinen und seine ankunft jedesmal durch ein glockenzeichen ankündigen — und fragt ihn nach seinem namen. *Als diese beide vnd boese Parthey sich miteinander vergloben*, richtet Faust seine obligation auf: er sticht in eine ader der linken hand, das *O Homo fuge* erscheint wie bei Widman. *Er last jm das bluet herauß inn ein degell, setzt es auf ein warme kohlen, vnd schreibt.*

5. Am dritten tage erscheint Faust sein geist ganz fröhlich. Er macht allerlei *gebenen vnd enderungen*, die mit dem bestreben Faust nicht von seiner promission abzubringen motiviert werden. Endlich *gieng Mephistophiles, der gaist, zu dem d. Faustus inn die stuben hinein, in gestalt eines münchs*. Faust bedankt sich für den *wunderbarlichen anfang*. Mephisto verspricht ihm noch weit mehr zu zeigen, wenn er ihm nur die promission leisten wolle. Faust übergibt ihm dann auch den accord, und er steckt ihm ein, nachdem er Faust noch ein duplikat hat machen lassen.

Die fugen zweier eklektisch benutzter quellen sind hierin ausserordentlich deutlich zu erkennen.

1. In 1. weigert sich der teufel ganz ohne grund zu kommen. In 2. weigert er sich auf drei artikel ohne Lucifers vollmacht einzugehen. In 3. trägt Faust ihm weitere sechs artikel vor. Warum bringt er die nicht schon in 2. an? Warum weigert sich der teufel in 1.? Hier haben wir folgende verschmelzungen anzunehmen: In beiden quellen weigerte sich der teufel, aber in beiden bei der ersten unterredung im walde. In der einen jedesfalls, weil er noch Lucifer war, denn nur so bekommt die erörterung über der teufel regiment einen richtig passenden sinn: Faust fragte Lucifer: „willst du mir dienen?“ „Nein“, antwortet dieser. „Du sollt wissen, daß enter vns gleich so wol ein regiment vnd herrschafft ist, wie auff erden. Ich, Lucifer, diene dir nicht.“ In der anderen quelle aber waren beide teufel völlig verschmolzen und kam die plutonische erlaubnis vor, die wegen der drei Faustischen bedingungen in 2. eingeholt wurde. Aus den zwei parallelen see-

nen ihrer quellen macht die Historia zwei besondere unterredungen¹, so dass nun hier ganz unnötiger weise zwei contractscenen erscheinen; die erste ist ursprünglich die beschwörungsscene der zweiten quelle².

2. In 4. sind diese beiden quellen ebenfalls nebeneinander beibehalten. In der ersten wird — wie bei Widman zwar ausgemacht worden war, aber nicht innegehalten wurde — der neue diener Mephisto morgens herbeieitert, erhält seine verhaltensmassregeln, wird nach dem namen gefragt usw.; er ist eben der bisher Faust unbekannte neue diener. In der anderen quelle aber tritt er nach verschiedenen wandlungen in tiere usw. als mönch ein.

3. Die verschreibung ist ebenfalls nach beiden quellen geschildert: in der ersten erfolgte sie nach der contractbesprechung (3. abschnitt) und vor dem auftreten des dieners; in der zweiten aber nach den „geberden und änderungen“ Mephistos, die ja den zweck haben ihn bei der *promission und zusagung* zu halten. Da nun die Historia hauptsächlich ihrer zweiten quelle folgt und Faust sich doch nicht zweimal verschreiben kann, wird die verschreibung der ersten quelle als versprechung beibehalten, wie besonders deutlich aus dem anfang des folgenden kapitels hervorgeht: Auff die *promission* so doctor Faustus gethon, fordert er des andern tags den geyst³. Bei der zusammenschweissung käme nun das auftreten des dieners Mephisto nach der ersten quelle mit den änderungen des teufels Lucifer-Mephisto der zweiten quelle zusammen zu liegen; die Historia sucht sich zu helfen, indem sie unter dem eindruck der ersten quelle die verschreibung voraufgehen lässt; den reflex ihrer alten lage bewahrt sie in der tendenz der „änderungen“, feruer darin, dass die handschrift erst am schlusse des kapitels abgegeben wird und schliesslich wol auch in der forderung eines duplikats.

Die erste quelle der Historia ist im grossen und ganzen Widman gleich, aber sie ist einheitlicher als dessen fassung: sie hatte

1) Genau so, wie sie das bei der disputation über die hölle z. b. tut. Vgl. die ganz analoge verschmelzung mehrerer parallelen quellen in den irischen sagen-texten bei Zimmer, Ztschr. f. vergl. sprachf. 28, 417 fg.

2) Weil die beiden parallelen scenen als besondere scenen erscheinen, erscheint die befragung des teufels, seine weigerung und der zweck, zu dem er bestellt wird, in I. jetzt ganz verwaschen.

3) Wäre die Historia einheitlich und hätte die versprechung am schlusse des 3. abschnittes nur die bedeutung der einwilligung in die punkte Mephistos, dann wäre dieser satz völlig unnötig: der hat nur sinn, wenn er einen gewichtigeren inhalt besitzt, die abgabe der handschrift selbst.

nicht die bejahung der ersten frage Fausts „willst du mir dienen?“; sie hatte keine missfallensäusserung über die erscheinungsform des teufels; sie hielt den termin, an dem der diener auftreten soll, besser inne. Sie stimmt mit dem erschlossenen dramenarchetypus völlig überein bis auf die termine der contractscene und des dienstantrittes und vielleicht auch darin, dass Lucifer während der verschreibung nicht zugegen ist. Die termine, besonders der der contractscene, sind wichtig: ich glaube darin liegt der beweis dafür, dass diese erste quelle keine dramatische war, sondern die epische gestalt, die die sage angenommen hatte: Faust kann, da er die beschwörung spät im walde vorgenommen hat, nicht eher nach hause kommen als am morgen, nach der öffnung der stadtthore; der teufel soll sobald als möglich, d. h. am morgen, zum contract erscheinen. Im drama wählte man aber aus poetischen gründen die, sich den tatsächlichen verhältnissen nicht fügende mitternacht. Auch die abwesenheit Lucifers während der geraume zeit beanspruchenden herstellung der ausführlichen obligation wird episch sein, im drama mit seinem kurzen wechsel bleibt Pluto zunächst zugegen¹. Die zweite quelle der Historia kann aber nur eine dramatische gewesen sein: denn sie zeigt dieselben züge, die wir in der voraufgegangenen untersuchung als sehr frühe neuerungen des volksschauspielles nachweisen konnten: die verschmelzung der beiden teufel; die plutonische erlaubnis, abhängig von Faustischen bedingungen, unter denen die der beantwortung aller fragen wegen ihres ausserordentlichen alters bemerkenswert ist; das auftreten Pluto-Mephistos als tier vor der abgabe des contracts. Auch die befragung der teufel nach ihrer geschwindigkeit hat die Historia gekannt; sie ist an ihrer alten stelle belassen, die auftretenden geister können deshalb keine diensteurrenten mehr sein, sondern werden zum schauspiel: im 28. kapitel werden (nach der überschrift des druckes) *dr. Fausto alle heilige geister in ihrer gestalt sitzgestellet, darunter sieben fürwembste mit namen genumet*. Der zweiten dramatischen quelle kann dieser zug nicht entnommen sein, weil hier noch *dr. Fausti herr vnd meister* kommt ihn zu visitieren; vgl. W 4 *Lucifer, doctor Fausti rechter herr, dem er sich verschrieben*. Man kann nicht mehr zweifeln: zur zeit vor Spies bestand das deutsche Faustspiel schon in einer anzahl von varianten. „*allenthalben geschicht ein große nachfrage nach gedachtes Fausti historia bey den gastungen vnd geselschafften*“. Gewinnt diese notiz des begleitschreibens des Spiesschen druckes jetzt nicht fleisch und blut?

1) Nach W muss man doch wol annehmen, dass Mephisto zugegen ist.

Tragikomisch für die Marlowianer erscheint nun die leicht beweisbare tatsache, dass Marlowe nicht nur die übersetzung von Spies¹ benutzte, sondern auch ein deutsches drama gekannt haben muss. Marlowe bietet nämlich folgende abweichungen von Spies:

1. Mephisto erscheint znerst als teufel und wird zurückgeschickt um eine andere gestalt anzunehmen. Davon nichts bei Spies, wol aber bei Widman. Den zug kann Marlowe unmöglich selbst erfunden haben; es wäre das ein wunderbares spiel des zufalls. Einwirkungen von Marlowe auf Widman und umgekehrt² sind ausgeschlossen.

2. Marlowe bringt die plntonische erlaubnis an der stelle an, wo sie die ungemischte gestalt der zweiten quelle der Historia hatte; hätte ihm nur die verwirrung von Spies vorgelegen, so hätte er nur wider durch einen ungläublichen zufall gerade das richtige getroffen.

3. Faust wartet ungeduldig um 12 uhr nachts auf Mephisto; die ungeduld nur bei Widman, die terminangabe zwar bei Spies (im drucke) aber nur ganz nebenbei und im gegensatz zu der erzählung. Bei der annahme spontaner erfindung widerum eine wunderbar zufällige übereinstimmung mit Widman.

4. Marlowe hat die kohlenpfanne in einem dem ursprünglichen sehr nahe kommenden zusammenhang; er fand sie zwar bei Spies vor, aber er hätte eine wunderbare divination besitzen müssen, wenn er aus der dortigen dunklen andeutung gerade das dieser zu grunde liegende richtig erschlossen hätte.

Dann halte man dazu die bereits Ztschr. 21, 194 fg. und 29, 362 angedeuteten punkte. Die Marlowekritik muss mit diesen unbezweifelbaren tatsachen rechnen. Allen anscheine nach wurde das deutsche drama erst nach der dramatisierung der Spiesschen übersetzung herangezogen. Vielleicht wurde Marlowe durch seinen frühen tod verhindert, das ganze werk nach dem deutschen drama umzuarbeiten, denn in der hofscene z. b. ist kaum noch ein einziger schwacher anhaltspunkt für die annahme einer beeinflussung durch das deutsche drama zu finden; nachher aber hört dessen einfluss ganz auf. Die letzten scenen, in denen das deutsche drama von jeher an kraft der handlung der Historia und der danach gehaltenen Marloweschen fassung unendlich überlegen war, hätten unbedingt ihren einfluss im englischen stück, das hier geradezu langweilig wird, hinterlassen müssen. Woher Marlowe die kenntnis eines deutschen stückes bekommen haben mag, ist

1) Ich konnte diese leider nicht selbst einsehen, halte mich also an Braune-Zarncke s. X.

2) „Marlowe“ im weiteren sinne, also mit einschluss der unarbeitungen vor 1604, verstanden.

nicht schwer zu sagen; die englischen komödianten waren schon 1585 auf dem kontinent.

So wäre den Marlowianern der boden unter den füßen weggegraben. Die folgenden untersuchungen werden das hier gefundene noch mehr bestätigen. Wer immer noch, ohne die hier gegebenen beweis erschüttern zu können, an der Marlowehypothese festhalten will, der muss nach gewichtigeren stützpunkten suchen, als es die fetzen der königskleides sind, das Marlowe seinem naiven deutschen adoptivkinde umgeworfen hatte. Wer diese fetzen, die Padameras, die pickadevants und ähnliches — denn besseres hat man ja nicht — auch jetzt noch als die einzigen stützen für die Marlowehypothese ins feld führen zu können vermeint, dem rufen wir zu: hände weg!¹

Excurs I.

III*. Die bereitung des zauberringes. In DI kommt Faust nach dem abgange in sc. III (Ztschr. 29, 360 fg.) zurück und hält einen kurzen monolog: die bücher hätten ihm belehrt, wie er den kreis machen müsse. Er ruft Wagner herbei, der farben und pinsel holen soll. Wahrscheinlich zeigte Wagner sich dabei nengierig (U 793, 17). Wagner wurde in dem archetypus dieser scene mit dem bescheide entlassen, Faust sei für einige zeit nicht zu sprechen; Wagner soll sagen, er sei verreist. In DIR soll er bei der bereitung des ringes helfen, was ich für spätere änderung halte. Zum schlusse erwartungsvoller monolog Fausts. — Spuren einer ähnlichen scene zeigen viele fassungen. In Kr kommt Faust zurück und trifft mit Hans Wurst zusammen; nach dessen abgange hält er die beiden monologe dieser scene hintereinander weg. Die unterbrechung durch Wagner fehlt, vielleicht aber bewahrt die etwas unvermittelte anrufung Hans Wursts 164, 18 eine spur davon, dass Wagner durch Hans Wurst verdrängt worden ist. Ebenso wie hier ist auch in G das lokal dieser scene von dem der folgenden deutlich getrennt. Faust hat in G den zauberkreis inzwischen schon fertig gestellt, er kommt zurück ohne den alten grund dafür anzugeben, nur um zu erzählen, alles sei fertig, und er warte die mitternacht ab. Wagner unterbricht ihn, ohne gerufen zu sein, mit einer den Hans Wurst betreffenden meldung und erhält den oben besprochenen auftrag. Der endmonolog Fausts ist auf Wagner übertragen. Auch in S kommt Faust noch einmal zurück, ohne dass er einen grund dafür hätte; er trifft mit Hans Wurst zusammen und befiehlt ihm, abends mit ihm spazieren zu gehen, so die perlickescene in der variante GSW (m v. Kurtz?) vorbereitend. — In allen anderen fassungen fehlt eine selbständige entsprechende scene. Am besten bewahrt noch U eine erinnerung an ihre selbständigkeit: Faust hält seinen

1) Dass R. M. Werner seit jahren für die priorität des deutschen Faustspieles kämpft, brauche ich den fachgenossen nicht zu sagen; auf anderen wegen als ich kommt er zu demselben ergebnisse. Er weist auf Widmans vorzüge, auf die dramatisch anmutenden stellen bei Spies hin. Keiner wird aber bereitwilliger als er mir zugestehen, dass ich durchaus selbständig vorgehe.

monolog, ruft Wagner, er solle den kreis aus dem studierzimmer holen. Das ist natürlich unursprünglich, den fertigen kreis hätte Faust sicher selbst mitgebracht; wie kam er die voraussetzung des folgenden liegen lassen! Früher besorgte Wagner eben die materialien, wie in DIR. Wagner erhält dann seinen auftrag und zeigt sich neugierig. Der freundvolle monolog ist gestrichen, weil die beschwörungsscene unmittelbar angeknüpft ist; die fugen verraten sich deutlich, wenn man sich die widersprechenden lokalitätsangaben klar macht. In A wird nach dem umgemodelten monolog — 824, 18 ist der kreis auf einmal da, ohne dass gesagt wäre, wie — Faust noch von Wagner unterbrochen, der ihn den Hans Wurst vorstellt — vgl. GKRS —, aber keinen auftrag erhält. Unterbrochen wird endlich Faust noch in BM¹so durch die stimmen, Faust tritt mit dem fertigen kreise, der in so sein leibgürtel ist, auf. In den anderen texten fehlt die unterbrechung. In Wschhasehohschle wird der kreis noch erwähnt, Faust tritt mit dem fertigen kreise auf. In LM²OSw fehlt jede erwähnung des kreises, in L ist er aber in der parodie der beschwörungsscene auf einmal da. Der eingangsmolog ist in LM¹M²OW, der endmonolog in BSw vielleicht noch erkennbar.

Wenn man nun auch annehmen kann, dass das alte publikum über die zubereitung des kreises unterrichtet sein wollte, so mag ich doch diese scene dem archetypus nicht zusprechen. Sie mag früh in varianten entstanden sein, z. b. in den umarbeitungen AU und DIKR (grundlage der crucifixversion), und von AU aus nach GS und noch stärker verblasst zu den anderen gählungen sein. Dass Hans Wurst hier auftrat, ist jedesfalls unursprünglich; im archetypus trat er zum zweiten male sicher erst vor dem antritt der weltreise auf.

Excurs II.

V*. Der alte mann. Schon bei Lercheimer und in der Historia finden wir den zur busse mahnenden alten mann — ursprünglich wol der historische dr. Klinge in Erfurt —, der in der folgezeit als wahres irrlieht im drama bald in der nähe der contractscene, bald im letzten act erscheint, eine greifbare gestalt aber erst in M²dif annimmt. In der Historia und bei Widman ist es ein „guter alter frommer mann“, arzt und nachbar Fausts; bei Schroeder ein einsiedler, bei Nicolai ein kaufmann. Seit v. Kurtz ist er Fausts vater. In GM² hat Wagner viele züge von ihm erhalten.

Bei Mahler Müller tritt er vor der beschwörung auf; in der Historia, bei Widman und in f vor der verschreibung; in M²Tdi, Schroeder, Weidmann, Klinger, Klingemann nach der verschreibung und zwar bei Schroeder M²di vor dem antritt der weltreise; bei Nicolai Tz an einer unbestimmten stelle vor dem letzten act; in GT, bei Marlowe, v. Kurtz (als geist), Weidmann, Klinger (als geist) im letzten act vor dem durch seine bussrede hervorgerufenen reueanfall; bei Marlowe, Weidmann, Klingemann (v. Kurtz), in *G*O*T*so nach dem fall durch die Helena, hier auf dem kirchhofe bei v. Kurtz, Klingemann *G*O*so, als geist bei v. Kurtz, *G*O*so. Im ballet *dernier jour* citiert Faust kurz vor seinem ende den geist seines vaters; um ihn aufzuzimmern bringt Mephisto

ihn dann zum vermählungsfest einer „idealischen“ d. h. italienischen prinzeßin¹.

Der alte mann wird von Faust ermordet in (M²)difz, bei Weidmann (hier von der Helena), Klingemann; andeutungen schon in der Historia, bei Widman und Marlowe². Bei v. Kurtz und Klinger ist er aus gram gestorben. Aus dieser ermordung ist sicher die grausige kirchhofsscene bei v. Kurtz *G*O*so hervorgegangen: Faust will seinem toten vater das herz aus dem leibe reißen, um damit einen talisman gegen den teufel zu gewinnen, der vater erhebt sich aus dem grabe und ermahnt seinen sohn zur lussu, d. h. dem besseren mittel gegen den teufel anzugehn. Wie schon Creizenach sah, hat diese ekle effekthascherei auf Weidmann und Weidmann auf T eingewirkt.

Die ursprüngliche lage der alten-mannscene ist unstreitig die vor dem antritt der weltreise, ob vor oder nach der verschreibung ist nicht ganz sicher, ich glaube das letztere liegt näher. Sie wurde wol unter Marlowes einfluss von einer fassung, der v. Kurtz nahe steht, und die in BGLM¹ M²Tloschiaso spuren hinterlassen hat, aus ende des stückes verlegt, um die funktion der dort von anfang an allein berechtigten³ disputation zu übernehmen, die deshalb in BGM² und bei v. Kurtz gauz weggefallen ist, und in LM¹ deutlich unter dem einflusse dieser verlegung steht. Die disputation geriet dann an die alte stelle der alten-mannscene, wo wir sie (gauz in der Historia, bei Widman und Marlowe, in bruchstücken in BM²Mü) vorfinden. Die wirkungen sei es der disputation, sei es der alten-mannscene nach der verschreibung halten GSW (Geisselbrecht) und Sw fest.

Mag diese scene auch, wie Lercheimer, die Historia, Widman, Marlowe zeigen, uralt sein, so kann man sie trotzdem dem archetypus nicht zusprechen, weil eben gar kein grund vorlag, sie, wenn sie dort vorgekommen wäre, zu streichen. Im gegenteil. Man darf auch nicht einwenden, die puppenspiele hätten sie aus technischen rücksichten gestrichen; in der hofsene finden wir neueinführungen von personen, die dem archetypus sicher fehlten.

Der vater Fausts wird dem 18. jahrhundert entstammen. Die verwunderung über die änderung der lebenshaltung des solmes scheint von anfrage an ein hauptinhalt der reden des vaters gewesen zu sein, es ist aber möglich, dass auch schon der kaufmann oder einsiedler daran anknapfte.

VI. Antritt der weltreise.

Nur bei Schütz-Dreher, Geisselbrecht, in R, den beiden Sachsen M¹f und infolge ganz junger anschweissung in D ist die abreise unmittelbar mit der contractscene verbunden; in AIKrLM²Mü

1) Sicher stehengebliebener druckfehler.

2) Dass Mephisto in Ma Faust einen dolch gibt, ist ursprünglich sicher dahin gemeint, dass Faust den alten mann damit erstechen soll. Am selbstmord Fausts ist Mephisto nichts gelegen.

3) Das beweist deutlich ihr inhalt.

OUdilo dagegen liegt zwischen der contractscene und der abreise eine grössere zeitpause, die für *D unbedingt, für *G ziemlich sicher ebenfalls anzunehmen ist. Diese pause ist für die fabel des stückes durchaus unnötig, sie ist das vacuum, das entstehen musste, als der diener Mephisto mit dem teufelobersten Pluto verschmolzen wurde. In M²di*f wird es durch die ermordung des vaters, in *B*Mü durch die hierhergeratene disputation ausgefüllt.

Die scene muss, wie noch jetzt in Krso, undeutlicher in LMü erkennbar ist, mit dem auftreten des neuen dieners Mephisto begonnen haben, den Faust mit gedanken herbeicitiert haben wird und der sich mit der frage nach der gewünschten erscheinungsform einstellte. Faust antwortete im archetypus einfach: „als mensch“. Dass hier ausschmückungen und erweiterungen ausserordentlich nahe lagen, wurde s. 330 gezeigt: in ALW, weniger deutlich in GS, liess Faust den Mephisto sich erst in verschiedene tiergestalten verwandeln; in allen fassungen findet sich die concurrenz mehrerer furien um die dienerstelle, doch ist sie von der crucifixversion offenbar gestrichen worden und in deren nachkommen erst infolge anlehnung an die vulgata hineingelangt. In der ältesten fassung dieser teufelconcurrrenz traten nur die drei furien Vitzliputzli, der pfeilschnelle, Auerhahn, der windschnelle und Mephisto, der gedankenschnelle auf; eine jüngere, aber ebenfalls altertümliche variante fügte als vierte furie Krummschnabel, den vogelschnellen, hinzu, der — die übereinstimmung von namen und geschwindigkeit zeigt das deutlicher als der hinweis auf den teufelsnamen Krummnase im Redentiner osterspiel v. 1523 — unbedingt ursprünglich ein „deutscher“ teufel ist, dann von den englischen komödianten in der entstellung Grumshal — so bei Dekker — übernommen wurde, und durch dieses medium dem vielfach dem englischen einfluss raum gebenden U als Krummschal zukam. Dieser jüngeren version gehören U, sehr wahrscheinlich Oloschschle und, ganz äusserlich, G an. In verhältnismässig sehr junger zeit kam dann ein humorist auf den an sich sehr effektvollen, dem ursprünglichen zweck der scene aber völlig widersprechenden gedanken eine besonders langsame furie mit der schneckengeschwindigkeit zu erfinden; von dieser neuerung sind W², die jüngeren Schütz-Dreher'schen fassungen BOSw (schha)so, späterhin auch die sämtlichen Sachsen betroffen¹. Wol nicht viel später, aber kaum gleichzeitig damit verliess man die bisher im grossen und ganzen sehr getreu bewahrte tradition ganz, erhöhte die

1) In W¹ ist die scene nur skizziert.

anzahl der teufel und erfand zu ihnen neue geschwindigkeiten. Die neuen teufelsnamen wurden der christlichen sage (Asmodi, Astaroth) oder der klassischen mythologie (Aleko, Megeza, Harpyja, Hekate, Polymnia?, Erato?) entnommen; sie zeugen für eine gewisse bildung des neuerers. Auch diese neuerung finden wir erst in W, in den jüngeren Schütz-Dreherschen fassungen und bei den Sachsen, bei diesen letzteren aber löst sie sich noch sehr leicht als oberflächliche tünche ab. Durch diese grosse anzahl von furien und geschwindigkeiten wurde die alte tradition gestört, die bestimmten furien bestimmte geschwindigkeiten gab und sogar streng die althergebrachte ordnung (pfeil, wind, gedanke oder vogel, pf., w., g.) innehielt und die bis in die tage von G und schho schle, also den älteren Geisselbrechtschen und Schütz-Dreherschen fassungen unberührt von den einflüssen der grossen bühne¹ fortbestanden hatte; als man später wieder zur dreizahl zurückkehrte, war das richtige vergessen. So bewahren BSw nur noch getrübe erinnerungen.

In die crucifixversion dringt die effektvolle scene erst nach der ablösung der einzelnen stücke ein; Kr nimmt den Auerhahn mit der unrichtigen kugelgeschwindigkeit auf; die Böhmen Ic entleihen den englischen komödianten den — übrigens auch im mittelalterlichen deutschen drama vorkommenden — elfennamen Puk als Pik². In j erscheint an seiner stelle ein teufel Pronulo, schnell wie das augenzwinkern; D hat neben Mephisto gar keinen anderen.

In AM³S ist die scene, wie ihre ganze umgebung, an FdgrM angeglichen, und dieser hat sich Lessing zum muster genommen; A benutzt ausserdem Sodens Faust. In Mü sind die alten namen durch biblische, in R durch z. t. einheimisch niederländische ersetzt, die geschwindigkeiten erinnern mehr an das traditionelle³.

Fassungen, die die alte stelle der befragung beibehalten, aber dann ihre tendenz ändern mussten⁴, haben sich nicht erhalten; die

1) Die, wie Schroeder und Grimmelshausen zeigen schon sehr früh, um dem sensationslüsternen publikum entgegen zu kommen, zu änderungen griff.

2) Kraus hält das für eine abkürzung von Pickelhäring (!). Man kommt zu meiner vermutung durch die in I oft begegnende formel Strik Pik *Auberon* (d. h. Oberon). Der sommernachtstraum gehörte allem anscheine nach zum repertoire der englischen komödianten. Heintje Pik von R hat mit dem Pik der (nahe verwandten) Böhmen wol nichts zu tun; das ist ein bekannter „niederländischer“ teufel = „Heinz Pech“.

3) Einer specielleren kritik der namen usw., die mir unerlässlich erscheint, ist der excurs gewidmet.

4) Vgl. s. 332.

Marlowesche todsündenscene hat auf W (und dann auch schha?) ganz oberflächlich eingewirkt. Dass sie jemals in vollem umfange in einem vorgänger unserer stücke gestanden haben könne, ist meines erachtens ausgeschlossen. Zu dem in U vorliegenden versuche, die scene der neuen umgebung anzupassen, vgl. s. 332.

Nachdem Faust den neuen diener in seinen künftigen pflichten unterwiesen, teilt er ihm sein vorhaben mit abzureisen. Faust will die freuden der welt geniessen: A*BDGIM¹O*SSwUWdi(f). Dass er in KrM²schhoschle seinen namen berühmt machen will, liegt zwar im sinne des monologs, widerspricht aber dem so oft zu constatierenden bestreben, zunächst am hofe unerkannt zu bleiben. Im archetypus wird wie in DIKrR*SUWschhoschle Faust das gewünschte reiseziel angegeben haben; Mephisto schlägt es ihm in ABGM¹M²MüOSwdi vor. Diese texte stehen, wenn sie so ändern, anscheinend unter dem einflusse der wenigstens in BGM²MüSwdi voraufgehenden seelischen erregung Fausts infolge der disputation oder der alten-mannsscene. Mephisto macht ihn dann, wie in ABGM¹M²O(U)W(loschha?)^{so} mit der function des zaubermantels bekannt, der sicher dem archetypus angehört und in gewissem widerspruche zu der dienerconcurrrenz steht, was zu dem s. 331 gesagten stimmt; diese concurrrenz ist ja auch an ihrer ältesten stelle unursprünglich. Dass die crucifixversion und nach ihr schhoschle den mantel nicht erwähnen, wird damit zu erklären sein, dass diese version wol auch hier schon Mephisto als zauberpferd hatte, das in ihr später bei der abreise vom hofe wider eine bedeutende rolle spielt. Nur in B²(Uloschha?) erfolgt der abflug auf offener scene, sonst im „nebenzimmer“.

Dass in AU die reise langsam geschehen soll, damit er „die verschiedene baukunst bewundern“ kann, wie er in A hervorhebt, ist, wie s. 332 angedeutet wurde, absichtliche änderung dieser gruppe.

Nach dieser unterredung mit seinem teufel bestellt Faust sein haus. In DIM²di² überträgt Faust Wagner seine haushaltung, sicher auch in *L, wo jetzt Wagners auftreten ganz unmotiviert ist, wahrscheinlich auch in lo, das sich hier mit LM² nahe zu berühren scheint, wenigstens in der charakterisierung Wagners. In A geht Faust ab, um Wagner die haushaltung zu übertragen, in G wird ganz unsinniger weise Mephisto damit betraut. Sehr wahrscheinlich gehört dieses auf-

1) In Uloschha gehts „durch die luft“.

2) Zu M² vgl. das unmotiviert: *tue was ich dir befohlen habe*. Ich muss fort um alles zur abreise zu ordnen. In di werden „aufträge“ erteilt, wahrscheinlich doch in dem hier in rede stehenden sinne.

treten Wagners dem archetypus an, ihm würde sich die vorstellung Hans Wursts gut anschliessen, die wir hier noch in DIL finden und die auch vielleicht bei Schultz I¹ hier gelegen hat.

Excurs.

Namen und geschwindigkeiten der furien. Bsp = Berliner Faustbuch, Lg = Lessings geguer; Sch = Schroeder; V = volkslied; Wu = wunderbuch. ADIM³Sej kommen für namen und geschwindigkeiten, Bsp LgMüRSchWulo schhoschlez, zum teil r, für namen, W¹diffruschha für geschwindigkeiten nicht in betracht. In GLM¹ sind p(ersonale) und t(ext) zu unterscheiden.

Vitzliputzli kommt überall, ausser in G(t)Vru, Auerhahn nur nicht in U vor, doch hat *U ihn nach s. 332 unbedingt gehabt; ausserdem erscheint er in KrM³z². Krummschnabel haben als Krump. G(t), Grüns. O, Grinschnabeloff ru, Krummschal U.

Von den geschwindigkeiten finden wir pfeil oder kugel — beide sind identisch — überall, ausserdem noch in *AIS; in MüR kommen kugel und pfeil vor. Wind überall ausser in BM²MüSwUW²schhoschle, ausserdem begegnet er in AM³S. Den vogel haben BM²UWuloschle², die schnecke haben BLM¹M²M³cor. OSwW²so.

Die anderen namen³ und geschwindigkeiten sind nur sporadisch anzutreffen: Alekto L(p)M²r, Megera BSwschha, Pluto Lr, Nikate = Hekate M¹(p), Haribax = Harpyja BSwschhaso, Polimor = Polymnia? BSwschha, Wiratho M¹ Vicarto f = Erato?; Hagnuar Sw, Varentha Sw, Mexico L, Xerxes so; Asmodi SwWschhaso, Astaroth (Mü)SwW¹schha; Audiumetgungulorum W, Delinkwent ru. — Blitz LgMü, fisch BW², hirsch Sch, auerhahn z (s. ann. 2), pest⁴ schho, lichtblink W², blinzeln j; wolken Sch, schiff L, felsbach so, herbstlaub so, altes weib W².

Von den geschwindigkeiten haben pfeil und wind nicht nur die ältesten quellen für sich, sondern liegen auch dem sprachgefühl am nächsten, das sie mit vorliebe zu gleichnissen der geschwindigkeit verwendet (Parzival 241, 10; Konrads Troj. 3922; 22234; Boner 3, 58; 63, 44; Albrecht v. Halberstadt 2. 25; CXCI); höchstens könnte der blitz darin mit ihnen wetteifern, aber nicht vogel, hirsch oder fisch. Die vogelgeschwindigkeit ist sicher erst mit dem dritten langsamen teufel Krummschnabel aufgetreten und stach, wol nur weil dieser einen noch deutlich als solchen gefühlten vogelnamen besass, den dem volksbewusstsein näher liegenden blitz an. Nun haben die pfeilgeschwindigkeit: Vitzliputzli in M²O U, Auerhahn in B Kr Sw W so, Krummschnabel in G(t), ein anderer in I(Pik), L (Mexico), M¹ (Wiratho) M³ (Oron) Mü (Astaroth und Beclphagor); R (Ramuzes und Stokebrand); ausserdem sowol Auer-

1) Vgl. die zweite function Haus Wursts als lächerlicher famulus.

2) In z ist die erste furie schnell wie der auerhahn; sicher ein missverständnis seitens der zigeuner.

3) Von denen der Böhmen, Lessings = Fdgrn und MüRWu sehe ich ab.

4) Nicht auf Lessing zurückzuführen, da man sonst unbedingt auch die andern übertreibungen hätte.

hahn wie Mephisto in V. Die windesschnelle besitzen Auerhahn in GLM¹, Vitzliputzli nirgends, Grünschnabel in O, ein anderer in A (Leviathan), M³S (Dilla), so (Haribax), R (Heintje Pik). Vogelschnell ist Krummschal in U, Auerhahn und Vitzliputzli nirgends, ein anderer in B (Haribax), M² (Alex). Langsam wie die schnecke ist Vitzliputzli in BM¹M^{3corr} Sw Wso, Auerhahn in M²O, ein anderer in L (Aleko). Andere geschwindigkeiten haben Auerhahn und Krummschnabel nirgends, Vitzliputzli in L (schiff).

Vitzliputzli ist der pfeilschnelle des archetyps, weil die geschwindigkeit der schnecke ihm ebensowenig ursprünglich gehört haben kann, als wie die des schiffes. Auerhahn ist der windschnelle, weil die geschwindigkeiten von pfeil und schnecke ihm nicht eigen sein können. Krummschnabels vogelgeschwindigkeit ist unbezweifelbar.

Nach dem eindringen Krummschnabels hatte man also zwei grundtypen:

1. Vitzliputzli = pfeil. Auerhahn = wind.
2. Krummschnabel = vogel. V. = p. A. = w.

Wir finden in den jetzigen fassungen wider: 1. in der alten anordnung in Bsp. (R), umgedreht in G (p.)¹ Lg²z; 2. in der alten anordnung in schho, wo nur der wind durch die pest ersetzt ist; mit auslassung eines teufels in Uloschle, wo der windschnelle gestrichen ist. In verkehrter ordnung und mit auslassung des pfeilschnellen in Wu³; desgleichen mit modernen störungen in O⁴.

Es stehen nun noch BLM¹M²M^{3corr} Sw Wdifschhaso aus.

In W ist, wie in allen hierhergehörigen Schütz-Dreherschen fassungen (BSwschhaso) Vitzliputzli = schnecke und Auerhahn = pfeil. Das ist kein zufall. Der erfinder der schneckenlangsamkeit erteilte diese dem teufel mit dem am meisten konischen namen, die diesem eigene geschwindigkeit wollte er aber nicht aufgeben, weil sich daran eine traditionelle bemerkung von einigem effekt knüpfte, vgl. ann. 3 s. 358. Er stand aber noch so unter dem banne der überlieferten zweizahl, dass er es bei Vitzliputzli = schnecke und Auerhahn = pfeil (kugel) genug sein liess. So fiel der wind ganz aus, den vogel hatte er überhaupt nicht gekannt.

1) Auf dem zettel figurirt Vizlipuzli, im text ist Krumpschnabel an seine stelle getreten. Die geschwindigkeiten passen zum zettel. Es stimmt also alles bis auf den textnamen des kugelschnellen, der durch entlehnung hineingekommen sein wird. G mochte an dem etymologisch undeutbaren mexicanischen namen anstoss nehmen, der zur zeit, wo G entstand, noch nicht seine spätere popularität besass und setzte dafür den leichtverständlichen, ihm wahrscheinlich aus schho bekannten Krumpschnabel in den text. Der das alte conservierende zettel behielt den alten stand bei.

2) Hier sind die teufel wind- und blitzschnell. Die synonymität von wind-blitz-pfeilschnell mochte dem anonymus vorschweben und dieser sich in der erinnerung vergriffen haben.

3) Mochiel = wind, Aniguel = vogel.

4) Auerhahn = schnecke, Virzlipurzli = kugel, Grünschnabel = wind. Die entstellung ist anscheinend jung und rührt vielleicht von Wiepking selbst her; sie scheint auf einer mit M² verwandten fassung zu beruhen, wo ebenfalls Auerhahn = schnecke ist.

Die heimat der schneckengeschwindigkeit kann deshalb nicht bei Schütz-Dreher liegen, weil deren älteste gestalt den vogelschnellen hatte. Darum sind auch hier wind und vogel in einzelnen fassungen bewahrt. Man darf sie aber noch weniger bei den Sachsen suchen, denn diese vertragen ausserordentlich deutlich, dass sie die neuerung verhältnismässig spät überkamen¹. Es bleibt nur die annahme übrig, dass der humorist Geisselbrecht² in einem vorfahren von W war. Man kann dem besonders auch mit rücksicht auf G³ unbedenklich zustimmen. Geisselbrechts neuerung erregte sensation. Nun genügte der jüngeren Schütz-Dreher-schen fassung die alte in schlo vorliegende überlieferung nicht mehr; sie griff den gedanken Geisselbrechts auf. Die Sachsen schliessen sich nachher an Schütz-Dreher an. Dass sie diese neuerung aus zweiter hand erhielten, geht darans deutlich hervor, dass in ihnen Vitzliputzli nicht durchweg der schneckenlangsame ist.

Woher stammen nun die vielen neuen teufel und geschwindigkeiten in W, Schütz-Dreher und den Sachsen? Auch in ihnen stimmen W und Schütz-Dreher vielfach zusammen. Wir finden z. b. den Asmodi in W und BSwschha, die fischgeschwindigkeit in W und B und endlich sowol in W wie in *BSwschha*so sieben teufel. Da nun Geisselbrecht in W² der einzige ist, der eine erinnerung an die sieben todsünden Marlowes, das vorbild der vielen teufel, besitzt, so wird man nicht fehl gehen, wenn man ihm auch hier den preis gibt. Die schneckengeschwindigkeit und die sieben teufel hatten ursprünglich noch nichts mit einander gemein; erst nach der einföhrung der schnecke kam Geisselbrecht auf den gedanken, auch die ihm bekannte todsündenscene auf die tradition zu

1) Die Sachsen gaben der schnecke zu liebe keine der alten geschwindigkeiten auf, sondern erfanden einen neuen teufel, der wie der wortlaut von M¹M² deutlich zeigt, ganz jung ist. Die alten namen und geschwindigkeiten gorieten durch diese vermehrung in störungen.

2) Unter „Geisselbrecht“ ist die textkritische gruppe, nicht die person zu verstehen.

3) Die vorlage des humoristen hatte die teufel in derselben anordnung wie G: wind vor kugel bezw. pfeil. Diese umdrehung der alten, in Bsp, schboschle, U z. b. bewahrten anordnung hängt mit der (seit der ersetzung des pfeiles durch die kugel und gleichzeitig mit ihr?) erfolgten erweiterung der anerkennung zusammen, die Faust dem zweiten teufel spendete. Wie in Bsp wurde im archetypus der scene der windschnelle gelobt: er besässe eine schöne (IKr W so, grosse LM¹, ausserordentliche M²) geschwindigkeit. Dieses lob wurde in GKrO erweitert durch folgenden nur für den kugelschnellen passenden gedanken: sobald der funken an das pulver fällt, ist die kugel schon dort wo sie hingehört (Kr; ehe das pulver seinen knall tut, so ist die kugel schon aus ihrem platze (!) G; wenn der jäger auf ein edles stück wild anlegt, so ist die kugel zur stelle O. Da nun aus poetisch-technischen gründen nur der zweite teufel diese anerkennung erhalten darf, musste der windschnelle mit dem kugelschnellen den platz wechseln. Diese erweiterung der anerkennung stützte bei dem humoristen die erhaltung des kugel-(pfeil-)schnellen und rief die übertragung seiner geschwindigkeit auf Auerhahn hervor. Es war das eine vorfahre von W, und sehr wahrscheinlich hat Kr seinen Auerhahn = kugel diesem texte der vulgata entnommen, dem es auch sonst sehr nahe steht.

pfropfen; so fließen beide in W² und danach bei Schütz-Dreher zusammen. Dass Geisselbrecht in W die befragungsscene nur skizziert, beweist meines erachtens gerade, dass ihre erweiterung hier zu hause ist; er improvisierte, ohne sich an einen festen wortlaut zu binden¹.

1) Die befragung der teufel bei Simrock hat einige züge nach Marlowe, z. b. die namen, die Faust den gefragten gibt. Hat Simrock das nun Marlowe nachgemacht oder erinnert er sich dabei an schha? Das letztere ist nicht unmöglich.
GREIFSWALD. J. W. BRUNIER.

BERICHT ÜBER DIE VERHANDLUNGEN DER GERMANISTISCHEN SEKTION DER 44. VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER ZU DRESDEN.

Nachdem die 44. versammlung deutscher philologen und schulmänner mittwoch, den 29. september 1897, vormittags 9 uhr im grossen saale des evangelischen vereinshauses zu Dresden in gegenwart sr. majestät des königs Albert von Sachsen und sr. königl. hoheit des prinzen Georg, herzogs zu Sachsen, mit begrüssungsreden des vorsitzenden, oberschulrat rektor prof. dr. Wohlrab, sr. excellenz des herm kultusministers dr. v. Seydewitz, des herrn oberbürgermeisters von Dresden geh. finanzrat Beutler und des senators und universitätsprofessors Toielescu aus Bukarest eröffnet worden war und prof. dr. Treu in der ersten allgemeinen sitzung einen vortrag über Winkelmann und die bildhauerei der neuzeit gehalten hatte, erfolgte um 12 uhr die konstituierung der einzelnen sektionen der zahlreich besuchten versammlung.

In der germanistischen sektion, die ihre sitzungen in der aula der Annenschule abhielt, begrüßte professor Sievers-Leipzig die erschienenen und gedachte zunächst der seit der letzten philologen-versammlung verstorbenen.

Hierauf wurden von der versammlung einstimmig die herren prof. Sievers-Leipzig und oberlehrer dr. Lyon-Dresden zu vorsitzenden, privatdocent dr. Saran-Halle und oberlehrer dr. Bassenge-Dresden zu schriftführern erwählt. Sodann beschloss die versammlung auf vorschlag von prof. Sievers sofort in die 1. sitzung einzutreten und genehmigte die von den vorsitzenden empfohlene tagesordnung.

In der nun beginnenden 1. sitzung, in welcher prof. Sievers präsiidierte, überbrachte zunächst prof. Bötticher-Berlin grüsse der gesellschaft für deutsche philologie in Berlin und bat um fernere teilnahme an den bestrebungen der gesellschaft und unterstützung des jahresberichts. Insbesondere forderte er auf, dissertationen, programme u. a. einzusenden, um die berichterstattung zu erleichtern. Prof. Sievers erwiderte die grüsse und versprach für erfüllung der ausgesprochenen bitten zu wirken. Darauf erhielt prof. Siebs-Greifswald das wort zur erläuterung folgender von ihm vorgelegter these:

„Die im ersten drama übliche deutsche bühnenaussprache pflegt als norm für die deutsche aussprache zu gelten. Sie ist aber nicht im deutschen sprachgebiete durchaus dieselbe und ist, vom wissenschaftlichen standpunkte betrachtet, nicht in jeder beziehung zu billigen.

Deshalb ist aus orthoepischen gründen für bühnen- und schulzwecke eine ausgleichende regelung der aussprache wünschenswert; sie ist aber auch darum wichtig, weil dereinst etwaige verbesserungen der orthographie auf ihr werden fussen müssen. Vor allem ist nötig

1. die unterschiede der aussprache zwischen den einzelnen bühnen des ober-, mittel- und niederdeutschen sprachgebietes auszugleichen, sei es nach massgabe der gebildetensprache grösserer städte, sei es nach historischen oder ästhetischen gesichtspunkten;
2. die unterschiede in der orthographie des einzelnen lautes zu beseitigen, die nur nach massgabe der orthographie willkürlich geschaffen sind und von der wissenschaft verworfen werden.

Die germanistische sektion der 44. in Dresden tagenden versammlung deutscher philologen und schulmänner würde es mit freude begrüssen, wenn der deutsche bühnenverein bereit wäre, sich zu gemeinsamer arbeit an diesem nationalen werke mit der germanistischen wissenschaft zu verbinden.⁴

Prof. Siebs teilte mit, dass er bei den leitungen der hofbühnen von Berlin, Wien, München und Stuttgart grosses interesse für diese fragen und freundlichste auskunft gefunden und dass generalintendant graf Hochberg selbst mit rat und tat für die sache einzutreten versprochen hat. Letzterer will im nächsten frühjahr dem deutschen bühnentage den vorschlag machen, eine kommission aus praktischen und theoretischen vertretern für das ober-, mittel- und niederdeutsche sprachgebiet zu beschicken. Für Oberdeutschland würde prof. Seemüller-Innsbruck, für Mitteldeutschland prof. Viotor-Marburg, für Niederdeutschland prof. Siebs eintreten. Auch prof. Sievers hat seine fernere hilfe zugesagt. Die mit diesen reformen zusammenhängende heikle frage der deutschen rechtschreibung braucht einstweilen praktisch noch nicht berührt zu werden. Die these ist absichtlich ganz allgemein gehalten, weil vorzeitige beschlüsse von einzelheiten das gemeinsame vorgehen mit den bühnen schädigen könnten.

An diese ausführungen von prof. Siebs schloss sich eine längere, lebhaft geführte debatte. Prof. Viotor-Marburg wünschte die these noch allgemeiner und position 2 gestrichen. Prof. Burdach-Halle erinnerte an den stärker werdenden einfluss der mundarten in den modernen dramen; prof. Koch-Breslau sagte, man werde fragen, welche grössern städte als vorbildlich gelten sollten, und prof. Burdach schlug deshalb vor, statt „der gebildetensprache grösserer städte“ einfach „der sprache der gebildeten“ zu schreiben, was prof. Sievers unterstützte. Direktor Evers stimmte der position 2 nur dann zu, wenn „die unterschiede“ = diejenigen unterschiede zu verstehen wäre, was prof. Siebs bejahte. Gegenüber dr. Zwierzina-Graz, welcher meinte, es werde sich in der sache überhaupt nichts allgemeines bestimmen lassen, betonte prof. Siebs, dass dies eben versucht werden müsse und solle. Dr. Friedländer-Berlin äusserte, die gesangskunst müsse bei reformen der aussprache zu rate gezogen werden, was prof. Siebs zugab und nur einstweilen aus praktischen gründen zurückzustellen empfahl. Hierauf wurde die von prof. Sievers warm befürwortete these mit der angegebenen änderung von prof. Burdach von der sektion einstimmig angenommen, wofür prof. Siebs seinen dank aussprach.

Den ersten vortrag hielt hierauf dr. John-Meier-Halle über volkslied und kunstlied.

Der erste, der in Deutschland auf den gegensatz zwischen volks- und kunst-dichtung hinwies, war Herder, doch bheben seine ausführungen darüber noch unklar, und ebensowenig genau bestimmten Armig und Brentano die begriffe. Denn da ihre zwecke rein praktische waren, indem sie durch veröffentlichung der volkslieder eine ästhetische erziehung des volkes zu erreichen wünschten, so vermischten sie volks- und kunstlieder, wenn sie nur zu diesem zwecke gleich-

mässig geeignet schienen. Davon abweichend stellten sich zwar die brüder Grimm auf den historisch-kritischen standpunkt und unterschieden romantische und volks-poesie, aber sie übertrugen beziehentlich der entstehung die am epos gewonnenen anschauungen auf die lyrik und meinten, das ganze volk sei der dichter des volksliedes. Steinthal suchte diese ansicht theoretisch zu begründen: er redete von der dichtung des volks- oder gesamtgeistes und verschleierte damit den wahren sachverhalt. Diese ansicht ist durchaus zu verwerfen. Den neusten versuch, sie zu stützen, machte Berger, der den nachdruck auf den gegensatz von geschrieben und ungeschrieben legt und damit zwar für die gegenwart recht hat, nicht aber für das mittelalter. Denn die kunstlyrik des mittelalters wurde ebenfalls nur mündlich überliefert. Die mündliche überlieferung gehört zum volksliede, ist aber nicht sein hauptcharakteristikum. Über seine entstehung ist folgendes festzustellen. Das volkslied ist zwar stets produkt des einzelnen, aber das bewusstsein davon verliert sich, da das volk damit wie mit seinem eigentum schaltet und da es sich mit dem geiste des ersten verfassers identisch fühlt. Volkslied und kunstlied sind also nicht organisch, sondern nur graduell verschieden und aus einer wurzel entsprungen. Ein weiterer unterschied ist der, dass das volkslied eine viel bedeutendere produktion aufweist, während das kunstlied nur reproduciert. Dass kein organischer unterschied zwischen ihnen besteht, lehrt die tatsache, dass beide heute noch in einander übergehen: kunstdichter nehmen motive aus der volksdichtung, andererseits werden kunstlieder wie volkslieder verarbeitet und behandelt, was zahlreiche beispiele veranschaulichen. Endlich sind im volksliede nur wenige und zwar ganz allgemeine situationen vorhanden, im kunstliede aber alle möglichen. Und hierzu übergehen einige stilistische kriterien: das volkslied z. b. liebt einen deutlichen abschluss, während das kunstlied zuweilen mit einer frage u. dgl. schliesst. Ja, kunstlieder werden vom volke in jenem sinne verändert, so dass man eben daraus schlüsse auf das wesen des volkslieds ziehen kann.

In der anschliessenden debatte betonte prof. Berger-Berlin, dass er sich im wesentlichen doch mit dr. Meier in übereinstimmung befinde, während direktor Evers-Barmen beim volksliede doch an das zusammenarbeiten mehrerer dichter glaubt. Prof. Hauffen-Prag sieht den hauptunterschied zwischen volks- und kunstlied auf dem gebiete des stils sowie darin, dass jenes sich verändert, während dieses sich gleich bleibt, und betonte auch, dass jenes eine längere lebensdauer habe. Für die änderungen, die das volk mit den kunstliedern vornehme, müssen gewisse gesetze aufgesucht werden. Prof. Burdach-Halle hält ebenfalls die stilistische seite für die wichtigste und stimmte bez. des massendichtens direktor Evers bei. Dr. Friedländer-Berlin betonte, dass man die chronologische frage nicht innier genau genug erörtert habe. Das kunstlied stammt oft aus dem volksliede; deshalb muss in jedem falle, wo Meier den umgekehrten übergang ansetzt, die möglichkeit untersucht werden. Dr. Meier lässt das zusammendichten nur als eine vereinzelte abnormität gelten. Endlich verlangte dr. Schullerus-Hermannstadt eine schärfere scheidung von volkslied und volkstümlichem lied. Eine völlige einigung der verschiedenen ansichten wurde durch die debatte nicht erreicht.

Die 2. sitzung (donnerstag, den 30. sept., vorm. 8 uhr), welche dr. Lyon-Dresden leitete, wurde nach einigen geschäftlichen mitteilungen des vorsitzenden eröffnet mit einem vortrage von prof. Streitberg-Freiburg (Schweiz) über das sogenannte Opus imperfectum.

Die ältere ansicht, dass der fragmentarisch überlieferte kommentar zum Matthäus-evangelium, der als „Opus imperfectum, quod Chrysostomi nomine circumfertur“ bekannt ist, ein denkmal gotischer litteratur sei, sucht Friedrich Kauffmann in der Münchner Allgemeinen zeitung (24. febr. 1897, beilage) zu beweisen; er vermutet zugleich, dass Wulfila selbst der verfasser sei.

Die stellen aber, aus denen Kauffmann die gotische nationalität des verfassers folgert, beweisen höchstens, dass dieser mit dem germanischen wesen vertraut war. Eine fülle von andern stellen zeigt, dass er ganz in den anschauungen der antiken kultur lebt, so dass er entschieden kein Germane war.

Gegen Kauffmann entscheidet vor allem die zeit. Das werk kann, wie aus vielen punkten klar erhellt, erst niedergeschrieben sein, als die niederlage des Arianismus endgiltig besiegelt war, und einzelne stellen sprechen deutlich aus, dass der verfasser etwa ein menschenalter nach der mitte des 4. jahrhunderts gelebt haben muss. Die fortwährenden klagen über den untergang des Arianismus stimmen nicht zu den ersten regierungsjahren Theodosius des Grossen, sondern erst zur wende des 4. und 5. jahrhunderts. Kauffmanns vermutung ist damit nicht vereinbar.

Die eingehende auseinandersetzung mit Kauffmann wird an anderer stelle erfolgen.

Den nächsten vortrag hielt privatdocent dr. Carl Kraus-Wien über die sprache Heinrichs von Veldeke.

Da Veldeke zu Maastricht geboren ist, so ist es auffällig, dass eine dichtung, die in diesem dem Niederländischen so nahe verwandten dialekt geschrieben war, auf deutschem boden so nachhaltige bewunderung hervorrufen konnte, während die heimat den dichter, wie es schien, vollkommen unbeachtet liess. Der vortragende skizzierte kurz die verschiedenen versuche, welche von Lachmann bis auf Braune und Behagel zur lösung dieses litterarhistorischen oder sprachlichen problems unternommen worden sind, ohne sich ihnen anschliessen zu können. Die untersuchung der von Veldeke gebrauchten reime lehrt, dass der dichter auf die hochdeutsche sprache in sehr weitgehender weise rücksicht genommen hat, indem er von bindungen, die in seiner mundart vollkommen unanstössig gewesen wären, gar keinen oder auffallend seltenen gebrauch macht, weil sie der übertragung ins hochdeutsche widerstrebt hätten. Dies zeigte der redner an einzelnen beispielen aus der laut- und formenlehre, sowie aus dem wortschatze. Veldeke steht mit seinem princip keineswegs vereinzelt da, es lassen sich vielmehr bei andern mittelhochdeutschen dichtern ganz ähnliche beobachtungen machen, so dass dieser fall geeignet ist, uns von dem wesen der mittelhochdeutschen dichtersprache eine deutliche vorstellung zu verschaffen.

Auch diesem vortrage folgte keine diskussion.

Weiter sprach privatdocent dr. Konrad Zwierzina-Graz über reimwörterbücher zu den höfischen epikern.

Das reimwörterbuch bietet uns die möglichkeit, die klassiker unter den höfischen epikern, besonders Hartmann, bei ihrer fortgesetzten arbeit an dem ausbau ihrer sprachlichen technik zu beobachten. Gut angelegt, wird es ein mittel, das verhältnis des syntaktischen und lexikalischen materials zur metrik und technik des verses festzustellen. Auch über das wortmaterial selbst, sowie über die syntaktischen fügungen und wortformen wird es aufschluss geben. Wichtig noch wird es sein, reimwörterbücher zu verschiedenen dichtern typus für

typus, reimwort für reimwort zu vergleichen. Alle verschiedenheiten der diktion müssen auf diese weise sofort in die augen fallen. Diese vergleichung ist besonders erforderlich bei dichtern, von denen wir nur ein werk haben, wie Gottfried. Die wichtigsten schlüsse sind für den genannten zweck die schlüsse ex absentia. Aus einer solchen vergleichung verschiedener reimwörterbücher wird also der grösste wie der feinste unterschied in stil und technik der einzelnen dichter klar werden und z. b. der starke abstand zwischen den drei grössten mittelhochdeutschen epikern gleichsam mit händen zu greifen sein. Man wird die eigenart jedes einzelnen genau abgrenzen können und dabei zugleich vorteile für die textkritik, für erkenntnis des sprachgebrauchs u. a. m. gewinnen.

Eine debatte fand nicht statt.

Der vierte redner, privatdocent dr. Otto Bremer-Halle, sprach über die aufgaben der deutschen mundartenforschung.

Als besonders dringlich erscheinen folgende aufgaben:

1. Qualitative und quantitative vermehrung des mundartlichen materials.
 2. Verarbeitung des bereits vorliegenden materials.
 3. Bearbeitung der karten von Wenkers Sprachatlas des deutschen reiches.
- Hierzu bedarf es der zusammenarbeit möglichst vieler forschers unter ausnutzung der grammatischen dialektliteratur.

Es empfiehlt sich nicht, diese 3 aufgaben getrennt zu behandeln, vielmehr tut eine systematische erforschung der deutschen mundarten not, die sich vorwichtigen llesse durch eine organisation sämtlicher deutscher sprachforscher. Erste aufgabe dieses verbandes würde die grammatische und lexikalische bearbeitung der mundarten sein. Von den übrigen aufgaben hob der vortragende noch zwei besonders wichtige hervor:

1. die beleuchtung der mundarten in ihrem verhältnis zur schriftsprache, wobei besonders die beziehungen zum werdengange der deutschen nation zu betonen sind. Dies führt auf
2. die bedeutung der mundarten für die deutsche, richtiger germanische stammesgeschichte. Die heutige mundartengrenze ist oft die alte stammesgrenze, und für scharf ausgeprägte mundartengrenzen gibt es unantastbare belege. Die wichtigsten charakteristika lassen sich freilich am schwersten fassbar darstellen, besonders accent, gesamt aussprache, tempo u. dgl. Mit den sprachunterschieden stehen die der sitte, der lebensart, des volkscharakters usw. in zusammenhang. Die verschmelzung der stämme zu einer nation kann auch durch die mundartenforschung beleuchtet werden.

Der vortragende legte die beiden ersten hefte von Nagls zeitschrift „Deutsche mundarten“ vor.

In der anschliessenden debatte machte prof. Hauffen-Prag darauf aufmerksam, dass oft in einem orte die mundart der einzelnen stände verschieden sei, wodurch die schwierigkeit der feststellung von mundartengrenzen wesentlich erhöht würde. Prof. Sievers fürchtete, dass die von Bremer gewünschte organisation aus praktischen gründen undurchführbar sei, und empfahl, kleinere arbeiten über die einschlägigen fragen vorzunehmen. Prof. Siebs hielt Bremers wunsch für erfüllbar, wenn ein institut staatlich eingerichtet würde, das junge leute für die mundartenforschung schule. Prof. Sievers wünschte dann lieber mehr solche centra und wies auf den vorgang

Schwedens mit seinen dialektvereinen zu Upsala, Lund usw. hin. Dr. Murko-Wien empfahl die heranziehung von studenten zur sammlung des materials, dr. Uhl-Königsberg erklärte, dass auch im Osten mundartlich gearbeitet werde, und prof. Lambel-Prag stellte beiträge zur kunde der deutschen mundarten in Böhmen in aussicht durch den verein für geschichte der Deutschen in Böhmen.

Hierauf berichtete dr. Anton Schullerus-Hermannstadt über den stand der vorarbeiten zum siebenbürgisch-deutschen wörterbuche. Das wörterbuch, von Leibniz angeregt, von Schuller, Haltrich, Wolf als lebensaufgabe betrachtet und gefördert, ist nun aufs neue in angriff genommen worden. Zu dem in Wolfs nachlass vorfindlichen grundstocke sind in den letzten zwei jahren etwa 40000 beiträge aus der lebenden mundart gesammelt worden, so dass im kommenden winter mit der ausarbeitung begonnen werden kann. Indem der redner den ersten gedruckten bericht über die fortschritte der vorarbeiten verteilte, bat er um wolwollende teilnahme der germanistischen sektion an diesem wissenschaftlichen und nationalen unternehmen der Deutschen in Siebenbürgen.

In der 3. sitzung (Freitag, den 1. oktober, vorm. 8 uhr) führte prof. Sievers den vorsitz. Nach einem einstimmig gutgeheissenen vorschlage von geheimrat Wilmanns-Bonn sollen die akten der germanistischen sektion künftig in Leipzig in der bibliothek des germanistischen seminars, später vielleicht in der universitätsbibliothek daselbst aufbewahrt werden.

Den ersten vortrag an diesem tage hielt realgymnasiallehrer dr. Carl Reuschel-Dresden über die ältesten Lutherspiele.

Nach einer einleitung über Lutherspiel und Lutherfestspiel wandte er sich zur besprechung der ersten dramen, die Luthers leben und wirken behandeln. Das 1600 zu Magdeburg gedruckte „Curriculum vitae Lutheri“ des Andreas Hartmann, welches nur bis zu Luthers entführung auf die Wartburg reicht, zeichnet sich durch selbständigkeit, sowie gewissenhafte benutzung der quellen vor einem früheren werke Hartmanns aus. Die hauptquellen waren die drei ersten predigten des Mathesius über Luther, die schriften und tischreden des reformators und die *Historica narratio et oratio* des Schneccer. Leidenschaftlicher greift in den konfessionsstreit Martin Rinkarts „Eissleischer christlicher ritter“ ein, welcher sich durch sein allegorisches gewand von allen andern Lutherdramen unterscheidet. Zu grunde liegt dem werke die erzählung von den drei königssöhnen, die nach des vaters leiche schiessen, wie sie in Hondorffs „*Promptuarium exemplorum*“ dargeboten ist. Für den geschichtlichen inhalt waren auch hier Mathesius und die tischreden die quellen.

Zur hundertjahrfeier des thesenanschlages erschienen 3 schauspiele. Das erste war der „Lutherus“ des Heinrich Hirtzig, ein dramatisches ungeheuer, das den ganzen lebenslauf Luthers in lateinischen versen darstellen will. Es ist in allgemeinem geschichtlichem treu.

1617 liess Heinrich Kielmann seine „Tetzlarania, daß ist eine lustige komödie von Johan Tetzels ablasskram“ in Stettin aufführen, ein werk, das durch Naageorg, Chryseus, Hildesheim und Hartmanns „Curriculum“ beeinflusst ist und in geschickter weise ernstes mit heiterem, gelehrtes mit volkstümlichem verknüpft.

Martin Rinkart schöpft in seinem „*Indulgentiarum confusus*“, den Trümpelmann 1890 für die gegenwart bearbeitet hat, aus Hartmann und Kielmann, meist

ohne wahl. Auch er hält sich bei seiner eigenen arbeit an die tischreden und Mathesius und gibt die Lutherworte möglichst genau wider.

Rinkarts drittes Lutherstück, der „Monetarius Seditiosus“, von 1625, ist eine nach guten quellen zusammengestellte chronik über die ereignisse im bauernkriege in dramatischer form. Es sollte in zwei tagewerken aufgeführt werden. Die verwendung der sprachmittel bei Rinkart lässt vielfach den geübten kanzelredner erkennen.

Dr. Bolte-Berlin wies zur ergänzung auf noch einige stücke hin, in denen Luther und sein werk behandelt werden, so auf fastnachtsspiele aus Danzig von 1522; das bedeutendste sei ein spiel von 1565. Auch von katholischer seite sind zwei spiele des 16. jahrhunderts vorhanden, von Fabricius und Hildebrand.

Dr. Uhl-Königsberg fragte, wann der irrthum aufgekommen sei, dass Luther eine persönliche disputation mit Tetzel gehabt habe, was dr. Renschel aus dem dramatischen bedürfnis der dichter nach veranschaulichung erklärte.

Prof. dr. Adolf Hauffen-Prag sprach über Johann Fischarts bibliothek und machte vorläufige mittheilungen über neue Fischartfunde, die dem hofbibliothekar dr. Adolf Schmidt in Darmstadt geglückt sind. Die funde bestehen aus einer handschriftlichen sammlung von abschriften lothringischer verordnungen, die sich Fischart als amtmannt zu Forbach (circa 1584—90) angelegt hat, und aus 6 büchern, die mit zahlreichen namenseintragen, anagrammen und randbemerkungen von Fischarts hand versehen sind. Der vortragende führte die wichtigsten ergebnisse seiner studien darüber vor. Die mehrzahl der randbemerkungen sind etymologien. Diejenigen in den Opera des Goropius Becanus wollen zeigen, dass nicht die niederländische form des Germanischen die ursprache der menschheit gewesen sei, wie Becanus behauptet, sondern die alemannische. Der vortragende wies ferner auf die randbemerkungen zu den Hieroglyphica des Pierius Valerianus, sowie auf weitere bücher hin, die sich nachweislich in Fischarts bibliothek befunden haben, und erwähnte zum schlusse Fischarts schönes gedicht an die bibliothek der abtei zu Theleme.

Der vortrag, der mit mehreren photographischen nachbildungen der genannten eintragungen illustriert wurde, wird in erweiterter form veröffentlicht werden. Eine diskussion fand nicht statt.

Als dritter sprach an diesem tage privatdocent dr. Karl Drescher-Bonn. Sein thema hiess: Der verfasser der pseudo-Stainhoewelschen Decamerone-übersetzung.

Durch Wunderlichs eingehende untersuchung ist sicher erwiesen, dass der Arigo des Decamerone nicht, wie Jacob Grimm gemeint hatte, Heinrich Stainhöwel ist. Der vortragende trat nun der frage nach dem richtigen übersetzer nahe. Dieser muss, wie Friedrich Vogt gezeigt hat, zugleich der übersetzer der „Fiori di virtu“ sein.

Das Decamerone ist kein schwäbisches denkmal, dagegen sind wesentliche übereinstimmungen mit der sprache in der kanzlei kaiser Friedrichs III. zu bemerken und dazn viel speziell Bayrisches, besonders Oberpfälzisches, was der vortragende alles durch beispiele belegte. Eine betrachtung des wortschatzes widerlegt die auch von Wunderlich vertretene ansicht einer lateinischen zwischenbearbeitung, denn zahlreiche übersetzungen erklären sich nur bei einer italienischen vorlage. Im übrigen weist auch der wortschatz seinem charakter nach auf Bayern hin, einiges direkt auf Nürnberg; so das wort *dinglach* = weisszeug,

gewand und die sechsmal vorkommende übersetzung des italienischen *spesa* mit „speise“. Steht sonach fest, dass Arigo seine Decamerone-übersetzung in Nürnberg schrieb, so ist doch auch zu beachten, dass einige worte auf das nördliche Mitteldeutschland deuten, wenn auch die mitteldeutschen elemente des wortschatzes nicht zahlreich sind.

Die weitere untersuchung ergibt, dass Arigo ein geistlicher gewesen ist, auch die rhetorische manier eines kanzelredners spricht sich deutlich aus; denn Arigo denkt sich sein publikum weniger lesend als vielmehr hörend. Auch diese punkte wurden durch beispiele erhärtet. Arigo hat ferner entschiedenes interesse für deutsche dichtung und eine vorliebe für deutsche sprichwörter und sprichwörtliche redensarten, was neben andern anzeichen dafür spricht, dass Arigo ein Deutscher war und nicht, wie Vogt will, ein Italiener.

Sucht man nun in Nürnberg nach Arigo, so findet man dort um 1450—60 in einem humanistischen kreise neben Niclas von Wyle, Gregor Heimburg, Martin Mayr und Peter Eschenloer auch Heinrich Leubing, den pfarrer von St. Sebald, auf den alle obigen feststellungen passen. Leubing stammte aus Nordhausen, studierte in Leipzig und Bologna, war mehrfach in Italien — auch im folge des kaisers — kam 1444 aus dem dienste des erzbischofs von Mainz nach Nürnberg als rechtskonsulent und pfarrer von St. Sebald und blieb in dieser stellung 20 jahre. Später trat er in den dienst der sächsischen herzöge und starb 1472 als donnherr von Meissen. Entscheidend für ihn scheint die novelle I, 1 in ihrer behandlung durch den übersetzer. Dieser hatte offenbar das bestreben, die beichte nicht in den händen des ordensgeistlichen zu lassen, was auch der gegenstand eines 1451 zwischen Leubing und der geistlichkeit der vier Nürnberger orden geführten streites war. Der beginn der übersetzung möchte dann nicht zu lango nach 1451 zu setzen sein.

Die in dem vortrage vorgeführten punkte sollen an anderer stelle ausführlicher dargelegt und begründet werden.

In der dem vortrage folgenden debatte wendete sich dr. Bolte-Berlin gegen einige schlussfolgerungen des redners, prof. Vogt dankte für die gegebene anregung, hielt jedoch eine endgiltige entscheidung noch für bedenklich, prof. Sievers äusserte ein bedenken sprachlicher uatur (dass ein Nordhausener sich der süddeutschen sprache so angeglichen haben sollte), hielt aber die frage für eingehender untersuchung wert.

Den letzten vortrag hielt privatdocent dr. Wilhelm Uhl-Königsberg über benennung und wesen der deutschen priamel.

Der entdeckter der als priamel bezeichneten gattung von dichtungen war Lessing (schreiben vom 10. jan. 1779 ans Wolfenbüttel an Herder in Weimar), und schon 1781 warf Eschenburg („Zur geschichte und litteratur“ V. band, s. 183—222. XXV. „Altdeutscher witz und verstand“) die frage auf, ob der name priamel vielleicht aus dem lateinischen *praecambulum* entstanden sei. Die richtigkeit dieser etymologie schien Herder („Litterarischer briefwechsel“ des Teutschen Merkur vom jahre 1782*, drittes vierteljahr, Weimar 173 fg.) ohne allen zweifel: „priamel ist also ein kurzes gedicht mit erwartung und aufschluss“. Als den urheber der heute noch üblichen erklärang der priamel haben wir somit Herder anzusehen; doch ist sie keineswegs unbestritten. Etmüller, Gerwinus und Scherer haben sich gehütet, sie nachzusprechen, und zu allgemeiner verbreitung gelangte sie erst durch Wackernagel, Vilmar, Bartsch und das Deutsche wörterbuch 7, 2113 (Lexer). Offenen widerspruch erhob nur Bernhard

Josef Docen: „Über die deutschen liederdichter seit dem erlöschen der Hohenstaufen bis auf die zeiten kaiser Ludwigs des Bayern“ (Archiv für geographie, historie, staats- und kriegskunst, 12. jahrgang, Wien 1821. Nr. 50, 51, 53, 54 s. 201^b und 213^b, anm. 12.). Die neueren priamelforscher Bergmann, Wendeler und Euling haben über das wesen der deutschen priamel keine entscheidenden aufschlüsse gegeben. Die Hegersche erklärung ist aus mehreren gründen unhaltbar: 1. Warum sollte nur die erwartung, das praeambulieren, die bezeichnung für das ganze abgegeben haben, die hauptsache aber, der aufschluss, gar nicht berücksichtigt worden sein? 2. Praecambulum hat im mittelalter keineswegs die bedeutung „sprichwort“, wie einige annahmen. 3. Wie war es möglich, dass eine deutsche dichtungsart, die gerade in ungelehrten kreisen die meiste verbreitung besass, mit einem lateinischen namen belegt wurde? Eine parallele bietet nur das quodlibet, und wie dieses, so wird auch die priamel auf universitätskreise zurückzuführen sein. Da man aber im 15. jahrhundert auf deutschen hochschulen alles andere trieb, nur nicht geschichte der deutschen litteratur, so müssen wir annehmen, dass wir einen studentenwitz vor uns haben. Diese vermutung wird bestätigt durch die auffindung zweier quaestiones praeambulares der universität Erfurt aus den jahren 1497 und 1499; die letztere fand der vortragende in der stadtbibliothek zu Braunschweig, die erstere darauf Franz Muncker in der hof- und staatsbibliothek zu München.

Die quaestiones praeambulares oder exspectatoriae sind vorläufer oder generalproben der quaestio quodlibetica. Nähere mitteilungen hierüber verspricht der vortragende in seinem demnächst erscheinenden buche: „Die deutsche priamel, ihre entstehung und ausbildung. Mit beiträgen zur geschichte der deutschen universitäten im mittelalter“ (Leipzig, Hirzel 1897) zu geben. Wie nun die akademische jugend mit dem namen der quaestio quodlibetica allmählich eine art scherzhafter mischmasch-gedichte bezeichnete, so wird auch mit dem namen der quaestio praeambularis derselbe missbrauch getrieben worden sein.

Von diesem urdeutschen mischmasch-gedichte sind zwei arten zu unterscheiden: die häufung selbstverständlicher wahrheiten (kinderreime) und die häufung selbstverständlicher unwahrheiten (lügenmärchen). Beide arten gehören zur didaktik und leben im kreise der erwachsenen fort. Priamel ist also genau wie quodlibet ein scherzhaftes mischgedicht ohne jede schlusswendung.

Heutzutage geben nun irrthümlicherweise unter der bezeichnung „priamel“ zwei ursprünglich völlig getrennte dinge nebeneinander her: Das altdeutsche mischgedicht und das internationale kurze lehrgedicht mit pointe. Letzteres kommt von Indien und läuft durch die gesamte weltlitteratur und wird an besten ebenfalls in zwei arten zerlegt, nämlich koordinierende und differenzierende priameln, von denen die ersteren überwiegen.

Eine diskussion schloss sich dem vortrage nicht an.

Hierauf wurden für den wahrscheinlichen fall, dass die nächste philologenversammlung in Bremen stattfindet, als obmänner der germanischen sektion die herren prof. Heyne-Göttingen und dr. Balthaupt-Bremen gewählt.

Der vorsitzende prof. Sievers dankte den herren vortragenden und geheimrat Wilmanns-Bonn den herren vorsitzenden prof. Sievers und dr. Lyon für ihre mülhwaltung.

In das goldene buch der sektion haben sich 62 mitglieder eingeschrieben.

LITTERATUR UND MISCELLEN.

NEUERE SCHRIFTEN ZUR RUNENKUNDE.

II.¹

- 1) De danske runemindesmærker undersøgte og tolkede af **Ludv. F. A. Wimmer**. Afbildningerne udførte af **J. Magnus Petersen**. Undersøgelserne foretagne med understøttelse af det kgl. nordiske oldskriftselskab og ministeriet for kirke- og undervisningsvæsenet; udgivelsen bekostet af Carlsbergfondet. I. De historiske runemindesmærker. København, Gyldendalske boghandels forlag (F. Hegel & søn). Thieles bogtrykkeri. 1895. 174 s. gr. 4 und 8 s. 8. 25 kr.
- 2) Om undersøgelsen og tolkningen af vore runemindesmærker af **Ludv. F. A. Wimmer**. (Indbydelsesskrift til Københavns universitets aarsfest i anledning af hans maj. kongens fødselsdag den 8. april 1895.) København 1895. (IV), 116 s. 4. Nicht im buchhandel.
- 3) Norges indskrifter med de ældre runer. Udgivne for Det norske historiske kilde-skriftfond ved **Sophus Bugge**. 3. hefte. Christiania, A. W. Brøgers bogtrykkeri. 1895. S. 153—256. 4. 5.60 kr.

1) Von dem seit langen jahren mit sehnacht erwarteten werke Wimmers, das in vier bänden die sämtlichen dänischen runendenkmäler (224 nummern) umfassen soll, liegt der erste halbband jetzt vor; die früchte einer mehr als 20jährigen sammler- und forscheraarbeit beginnen zu reifen². Dass wir von Wimmers hand eine hervorragende leistung erhalten würden, konnte keinem zweifelhaft sein, der seine früheren publikationen, die zum grossen theile nur vorläufer dieses seines lebenswerkes waren, zu würdigen verstand, und jeder leser desselben wird mit freudiger genugtuung bekennen müssen, dass alle hoffnungen aufs schönste erfüllt worden sind.

Ein grosser teil dieses ersten halbbandes enthält freilich nur bereits bekanntes. Die beiden steine von Wedelspang (nr. 3 und 4), von Hedeby (nr. 11), vom Dannevirke (nr. 12) und das fragment von Aarhus (nr. 13) waren von Wimmer schon in seiner jubiläumsschrift über die runendenkmäler Schleswigs³ behandelt, und was wir

1) Vgl. Ztschr. XXVIII (1896) s. 236—245.

2) Da die arbeit an dem werke schon vor so langer zeit begonnen wurde, war es natürlich unvermeidlich, dass manuscript verschiedenen alters zum abdruck gelangte. Die merkmale früherer abfassung hätten jedoch bei der schlussredaction entfernt werden sollen. Es macht einen eigentümlichen eindruck, wenn man in einem 1895 erschienenen buche einen passus liest (s. 147 anm.), dessen ausdrucksweise es deutlich verrät, dass er bereits vor 1887 geschrieben wurde (genziver Thorsen nu, indrømmer Thorsen nu).

3) Diese sind inzwischen noch durch einen neuen fund um ein stück vermehrt worden — leider nicht durch den von Asfrid ihrem gatten Gnupa errichteten denkstein, dessen existenz Wimmer s. 63 vermutet — aber der aus den fundamenten des Schleswiger domes hervorgezogene runenstein ist bedauerlicher weise in so fragmentarischer gestalt als licht gefördert worden, dass eine sichere ergänzung des fehlenden kaum zu erhoffen ist. Um der von R. v. Liliencron angekündigten abhandlung nicht vorzugreifen, will ich hier nur kurz bemerken, dass der stein (den ich während eines kurzen aufenthaltes in Schleswig nur flüchtig untersuchen konnte), da er bereits einzelne punktierte runen aufweist, aber noch die alten diphthonge *ai* und *au* bewahrt hat, etwa derselben zeit angehören wird wie die steine von Hedeby und Bustorf. Auf diese zeit deutet auch die erwähnung Englands (*aenklandi*, d. i. *á Englandi*). Sonst sind nur wenige worte unverstümmelt erhalten, darunter die bekannte formel *lit raisa stain* und der eigenname *Kufmuntr* (d. i. *Gudmundr*). Weitere combinationen, die in der Beilage zur Allg. zeitung 1897 nr. 197 versucht sind, schweifen kühn

in dem neuen buche über sie finden, ist im wesentlichen nur ein hier und da berichtiger und vervollständigter abdruck des dort ausgeführten¹. Ich übergehe daher diese nummern, indem ich auf meine frühere anzeige verweise. 13 weitere monumente werden aber hier von Wimmer zum ersten male ausführlich beschrieben und erklärt.

Nr. 1 und 2 sind die beiden mächtigen steine von Jellinge (nw. von Vejle), die prächtigsten von den „historischen“ (d. h. den geschichtlich — nicht bloss palaeographisch und sprachlich — sicher datierbaren) denkmälern. Der ältere der beiden steine trägt die inschrift:

KurmR kunukR karfi kubl þusi aft Þurui kunu sina TanmarkaR but, d. h. (nach Wimmers übersetzung): „könig Gorm errichtete dieses denkmal nach (zum gedächtnisse) seiner gattin Thyri, der retterin Dänemarks.“

König Gorm („der alte“) herrschte in der 1. hälfte des 10. jahrhunderts, und seine gemahlin Thyri soll nach der angabe des Sven Aggesön ihren ehrenden beinamen deswegen erhalten haben, weil sie den dänischen grenzwall gegen süden, das Dannevirke wider herstellen und erweitern liess. Ob Wimmer diesen namen mit „Danmarks frelse“ richtig wiedergibt, kann jedoch zweifelhaft erscheinen: Sven übersetzte ihn durch „Daniae decus“, und diese bedeutung wird meines erachtens durch den von einer Isländerin des 10. jahrhunderts geführten namen *bekkjarbót* gestützt, den Wimmer für „unklar“ hält, der aber doch wol nichts anderes als „bankzierde“ bezeichnen kann; vgl. das von Loki dem Bragi — freilich in ironischem sinne — beigelegte epitheton *bekkskrautþr* (Lokas. 15, 2). — Der bei Saxo grammaticus (s. 473) und in der Ólafs saga Tryggvasonar (Fms. I, 118) überlieferte und mit einem ältern (schon bei Paulus diaconus sich findenden) novellenmotive aufgeputzte bericht, dass Thyri ihren gatten überlebt habe, wird durch das zeugnis des runeusteines, der nach Wimmer um 935—40 errichtet wurde, als falsch erwiesen.

Der zweite stein ist etwa 40 jahre jünger (um 980). Ihn liess Gorms sohn, könig Harald blauhahn, zum andenken an seine eltern errichten — nicht minder aber, um den ruhm seiner eigenen herrschertaten zu verkünden. Denn die stolze inschrift lautet:

Haraltr kunukR þaþ kaurua kubl þausi aft Kurm faþur sin auk aft Þqurui muþur sina — sa Haraltr ias sgr uan Tanmaurk ala auk Nuruiak auk Tani karfi kristna, d. h. „könig Harald befahl dies denkmal zu errichten nach (zum gedächtnisse) seinem vater Gorm und nach (zum gedächtnisse) seiner mutter Thyri — der Harald, der sich das ganze Dänemark und Norwegen erwarb und die Dänen zu christen machte“. — Der auf einer seiner flächen mit einer grossen Christusfigur geschmückte stein enthält also die officielle erklärung, dass von nun ab das christentum die staatsreligion des dänischen reiches sei.

ins blaue. Das material des steines ohne weiteres als „gotländisch“ zu bezeichnen, ist übrigens etwas voroilig, da nach dem von mir eingeholten gutachten eines fachmannes derselbe graue kalk oft genug auch in Schleswig-Holstein vorkommt. Ohne beispiel wäre sonst die ausführung gotländischen gesteins zu denkmälern nicht, vgl. Liljegren nr. 1555.

1) Hinzugefügt sind in dem grossen werke die querschnitte der 5 steine und eine kleine topographische skizze der umgegend von Wedelspang. — An den historischen erörterungen, die Wimmer an die erklärung der schleswigschen inschriften knüpfte, hat er nichts erhebliches zu ändern gefunden, nur erklärt er in dem dem bande vorgelieferten „Forelobige bemerkninger“, dass er Storms hypothese, der den Sigtrygg der Wedelspangsteine mit dem von Flodoard erwähnten Setricus († 943) identifiziert, sich anschliesst (vgl. Ztschr. 28, 238).

Ungefähr gleichzeitig (nach Wimmer zwischen 960 und 980 errichtet) ist nr. 5, der grössere stein von Sønder-Vissing (zwischen Horsens und Silkeborg). Die inschrift lautet:

Tofa let kaurua kubl Mistiuis tutiR uft muþur sina Harats hins kuþa Kurms sunaR kina, d. h. „Tofa, Mistivis tochter, die gemahlin von Harald Gormsson dem guten, liess das denkmal errichten nach (zum gedächtnisse) ihrer mutter.“

Harald Gormsson ist selbstverständlich identisch mit dem errichter des grösseren steins von Jellinge; seltsamerweise erwähnt zwar keine litterarische quelle eine Tofa als seine gemahlin, aber Wimmers Vermutung, dass die in der königsreihe des Codex runicus genannte „Pora“ dieselbe person und der in späterer zeit nicht mehr gebräuchliche frauennamen Tofa durch den allgemein bekannten Pora ersetzt worden sei, trifft sicherlich das richtige. Diese Tofa war, wie der name ihres vaters Mistivi beweist, eine Slavin, und zwar, wie Wimmer vermutet, eine obotritische prinzeßin, da die Dänen mit diesem wendischen stamme vielfache verbindungen hatten und tatsächlich zu kaiser Ottos I. zeit ein Obotritenfürst namens Mistivi in den quellen begegnet. Dass der name von Tofas mutter, zu deren gedächtnis der stein errichtet ward, nicht genannt wird, erscheint uns seltsam, ist aber durchaus nicht beispiellos: während die trauernden hinterbliebenen es fast nie unterlassen, ihre eigenen namen der nachwelt zu überliefern, geben sie häufig, und keineswegs nur wenn es um eine frau sich handelt, nur das verwandtschaftliche verhältnis des verstorbenen zu dem errichter des denkmal an¹.

Dass die inschrift (mit ausnahme der ersten vier wörter) in metrischer form abgefasst sei, erscheint mir nicht so unbedingt sicher, wie Wimmer behauptet. Die gesetze der alliterierenden verskunst sind nämlich nicht strenge beobachtet (namentlich fällt es auf, dass in der zeile: *Haralts hins kuþa* das zweite nomen träger des stabreims ist); doch gebe ich zu, dass die steinmetzen, welche öfter nicht bloss die runen einhauen, sondern auch die anzubringenden verse selber schmieden mussten², nicht immer auf der höhe der dichterischen technik gestanden haben mögen. — Auffallend ist es, dass die rune **A**, welche zweimal in der gewöhnlichen bedeutung (*R*) gebraucht ist, einmal auch einen vokal (*é* oder *á*) bezeichnet; Wimmer folgert wol mit recht daraus, dass der mann, der die runen einhieb, aus Schweden gebürtig war, da nur hier (und zwar besonders in Vestergötland) das runenzeichen mit dieser geltung sich nachweisen lässt (auch der jütische stein von Hobro, auf welchem die rune ebenfalls einmal den laut *é* wiedergibt, ist höchst wahrscheinlich von einem Schweden errichtet, s. Wimmer, Die runenschrift s. 244 fgg.).

1) Rostad, Upland (Lilj. nr. 138): *Brusi ok Þorbiarn litu raisa stain eftir faþur sin. Kuþ hialbi ant hans*; Tenstad, Upland (Lilj. nr. 234; Dyb. fol. I. 227): *Þorbiarn auk Þorstain uk Sturbia(rn) . . . at faþur sin. Ybir risti*; Vible, Upland (Lilj. nr. 387): *Knutr i Vik han sum lat i stain rita uk bro kara iftir faþur uk moþur uk bruþr sina uk sustur*; Årlsunda, Upland (Lilj. nr. 401; Dybeck fol. II, 52): *Tirua risti runar auk Þorkar. þair litu hakua stain eftir bryþr sina*; Vallentuna, Upland (Lilj. nr. 446): *Þannilr uk Olfilr litu stain eftir faþur uk broþur sin*; Ryd, Upland (Lilj. nr. 640; Dyb. fol. II, 25): *Ku lit raisa kuml eftir sun sin miuk nutan trik. mirk(i ka)rþi Sihuastr*; Norby, Upland (Lilj. nr. 718; Dyb. fol. I, 90): *Lifsten risti runa yfti feþrka tuo kuþa treka*. Der name der frau fehlt (falls die inschrift vollständig und richtig gelesen ist) auf einem dänischen runenstein (Lilj. 1544): *Tuke let risia þese eftir kumu sina*.

2) Auf schwedischen runensteinen fügt der steinmetz öfter mit selbstgefühl seinem namen die bezeichnung *skäl* hinzu: Säby, Upland (Lilj. 215; Dyb. fol. I, 190): *Kirimr skalt hiu(k)*; Bro, Upland (Lilj. 626): *Þurbiurn skalt hiuk runaR*; Hillersjö, Upland (Lilj. 2009; Dyb. fol. II, 60) *Þurbiurn skalt risti runaR*.

Nr. 6—8, die steine von Hallestad in Schonen, sind gleichzeitig errichtet und bezeugen zusammen eine und dieselbe historische begebenheit. Die inschriften lauten:

a) *Askil sati stin þansi ifti[R] Tuka Kurms sun saR hulan trutin. sar flu aigi at Ubsalum. satu trikaR iftiR sin bruþ(r) stin a biarki stuþan runum. þiR Kurms Tuka kiku nistiR*, d. h. „Askel errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) dem Toki Gormsson, seinem ihm wolgesinnten herrn. Der floh nicht bei Upsala. Es errichteten die helden nach (zum gedächtnisse) ihrem bruder den stein auf dem hügel, der da fest steht mit seinen runen. Dem Gorms-Toki folgten sie als die nächsten.“

b) *Askaur ristþi stin þansi iftiR Airu br[u]þur sin. ian saR uas himþiki Tuka. nu skal statq stin a biarki*, d. h. „Asgaut errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) seinem bruder Aira. Der aber war ein hausgenosse des Toki. Nun soll der stein auf dem hügel stehen.“

c) *Asbiurn himþiki Tuka sati stin þasi iftiR Tuka bruþur sin*, d. h. „Asbjorn, der hausgenosse des Toki, errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) seinem bruder Toki“.

Die schlacht bei Upsala, welche die inschrift a erwähnt, fand um das jahr 983 statt. Als gegner standen sich gegenüber der schwedische könig Eirik der siegreiche und sein brudersohn Styrbjorn der starke, der, da ihm der geforderte anteil an der herrschaft verweigert ward, den oheim mit dänischer hilfe vom throne zu stossen versuchte. Er fiel jedoch im kampf und sein heer ward beinahe gänzlich aufgerieben. Dass könig Harald blauzahn selbst den Styrbjorn (mit dem er verschwägert gewesen zu sein scheint), auf dem zuge nach Schweden begleitet habe, wie eine isländische erzählung (der Styrbjarnar þáttur Sviakappa) berichtet, ist unhistorisch (Saxo gramm. meldet, dass Harald zu derselben zeit in künfte mit den Deutschen verwickelt war und deshalb nicht mitziehen konnte); den namen des wirklichen führers der dänischen hilfstruppen, den keine litterarische quelle überliefert, haben uns nur unsere runensteine erhalten. Es war Toki Gormsson oder „Gorms-Toki“ (vgl. Palma-Toki), offenbar ein bruder des Dänenkönigs Harald Gormsson. Da er es verschmähte, sich durch die flucht zu retten, fand auch er in der mörderischen schlacht seinen untergang. Ihm errichtete im auftrage der gefolgschaft, die den geliebten herrn im kampf umgab, sein leben aber nicht retten konnte, einer aus der sehar, Askel, den denkstein a. Den gefallenen fürsten bezeichnen die helden stolz als ihren bruder, dadurch bezeugend, dass das band der blutsbrüderschaft (*fóstbræðralag*) sie mit ihm verknüpft habe, denn so und nicht im wörtlichen sinne sind natürlich die worte *sin bruþur* zu verstehen.

Ebenso aber werden wir auch dieselben worte (*bruþur sin*) auf dem stein c fassen müssen. Es ist meiner meinung nach gänzlich ausgeschlossen, dass auf diesem steine zwei verschiedene personen, die beide den sonst gar nicht häufigen namen Toki geführt haben müssten, genannt sind. Asbjorn kannte nur einen Toki, dessen hausgenosse (d. h. gefolgsmann) und dessen bruder (d. h. *fóstbróðir*) er gewesen war. Wäre dies nicht der fall, so würde mindestens dem einen namen der des vaters zur unterscheidung beigefügt sein. Dass die stilisierung der inschrift nicht besonders geschickt ist, kann für die entgegengesetzte auffassung, welche Wimmer vertritt, ohne auch nur die möglichkeit einer anderen anzudeuten, nicht als beweiskräftig gelten. Ob auf der inschrift b, wo dieselben worte (*bruþur sin*) nochmals wiederkehren, wider das *fóstbræðralag* bezeichnet werden sollte, oder ob Aira der leibliche bruder des Asgaut gewesen ist, lässt sich dagegen nicht entscheiden.

Zwei der inschriften (a und b) schliessen mit alliterierenden versen, a mit 4, b mit einer langzeile in dem aus der Edda wolbekannten metrum des *fornyrðislag*, das ja längst durch zahlreiche ostskandinavische inschriften als ein gemeinnordisches erwiesen ist. Im ganzen sind die verse glatt und regelrecht; anstoss erregt nur die zweite zeile in a, wo die 2silbige eingangssenkung in einem C-verse und die starke betonung des pronomens *sín* auffallend sind.

Mit den Hällestadsteinen gleichzeitig und ein zeuge derselben begebenheit ist sodann nr. 9, der stein von Sjörup in Schonen, der noch zu Worms zeiten unbeschädigt war, später aber einem unglaublichen vandalismus zum opfer fiel, indem er in stücke gesprengt und zum bau einer brücke verwendet ward. Glücklicher weise sind aber bis auf eins alle fragmente noch erhalten und der untersuchung zugänglich, sodass mit hilfe der abbildung in Göransons Baulit die ganze inschrift lückenlos reconstruiert werden konnte. Dieselbe lautet:

[Sa]ksi sati [sti]n fasi huftiR Asbiurn sin filaga Tukas [sun]. saR flu aki at Ubsal[un] an va meþ an vabn afþi, d. h. „Saxi errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) seinem genossen Asbiorn Tukason. Der floh nicht bei Upsala, sondern kämpfte so lange er waffen hatte.“

Der auf diesem steine genannte Toki, der vater des Asbjorn, dem sein waffenbruder Saxi den denkstein errichtete, ist, wie auch Wimmer meint, mit dem Toki der Hällestadsteine identisch. Der historische zusammenhang der vier steine ist unverkennbar: nicht nur wird auf dem steine von Sjörup die schlacht bei Upsala ebenfalls erwähnt, sondern es kehrt auch eine verslinie, die auf dem ersten steine von Hällestad steht (*saR flu aigi at Uosalum*) hier buchstäblich, wenn auch mit etwas anderer orthographie, wider. Dies kann unmöglich zufällig sein, und Wimmers zweifelnd ausgesprochene vermuthung, dass eine unebenheit in dem poetischen theile der Sjörupinschrift darin ihren grund haben dürfte, dass der runenritzer (oder sein auftraggeber) die verse nicht selber gemacht, sondern aus dem gedächtnisse reproduciert habe, hat sicherlich das richtige getroffen. Wir haben es ohne alle frage mit einem citat zu tun, von dem der erste Hällestadstein nur eine langzeile, der von Sjörup dagegen zwei enthält, und die annahme wird nicht zu kühn sein, dass der visuhelmingr einer drápa entstammt, in der ein der dänischen königsfamilie nahestehender skalde den sohn und den enkel Gorms des alten, die der heimat fern in holdenmütigem kampf gefallen waren, feierte¹. Die metrischen mängel, auf die Wimmer aufmerksam macht, sind daher nicht dem dichter zur last zu legen, sondern dem manne, der die runen einhieb oder einhauen liess und hierbei der gehörten verse sich nicht mehr genau erinnerte. In der dritten halbzeile des Sjörupsteines ist vermutlich ein 2silbiges adverbium, z. b. *rostla* (= isl. *hraustla*) oder *djarfla*, ausgefallen, und wenn wir dies einsetzen und mit Wimmer *meþan* für *meþ [h]an* lesen, so ergibt sich eine tadellose² halbtrophe im *fornyrðislag*:

1) Möglich wäre es ja auch, dass in der drápa Styrbjorn selbst nebst seinen dänischen bundesgenossen besungen ward, und es wäre in diesem falle erlaubt, an den Ulfr Súlujarl zu denken, der nach dem Skáldatal ein gedicht auf Styrbjorn verfasst hat. Dass Ulfr ebenfalls bei Upsala gefallen sei (Sn. E. III, 320 fg.), wird meines wissens nirgends ausdrücklich gesagt.

2) Dass die 4. halbzeile durch die änderung von *meþ [h]an* in *meþan* „nicht sonderlich besser werde“, wie Wimmer meint, kann ich nicht zugeben. *meþan vabn hafþi* ist ein vollkommen correcter C-vers.

*sáR fló égi at Upsalum,
en wá rostla meþan wápn hafþi.*

Endlich wird derselbe Toki, wie Wimmer mit recht annimmt, auch auf nr. 10, dem steine von Års (bei Ålborg in Jütland) genannt. Die inschrift lautet:

Asur sati stin þansi aft Ual-Tuka trutin sin. stin kuask hirsí stanta laki sar Ual-Tuka uarþa nafni, d. h. „Asur errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) seinem herrn Wal-Toki. Der stein sagt dass er lange hier stehen werde; er möge den Wal-Toki nennen.“

Toki Gormsson führt hier den namen Wal-Toki, weil er auf dem walplatze gefallen war (*fell í val*). Den schluss der inschrift bildet wider eine halbstrophe in regelmässigem *fornyrdíslag*, was neben den reimstäben die in prosaischer rede unmögliche wortstellung beweist: *uarþa* (= isl. *verða*) hat man nämlich mit *stanta* zu verbinden (*staturum esse*) und die worte *sar Ual-Tuka nafni* als schaltsatz aufzufassen.

Zu den steinen 6—10 ist schliesslich noch zu bemerken, dass sie nicht grabsteine sind (die leichen der bei Upsala gefallenen Dänen sind natürlich an ort und stelle beerdigt worden), sondern als denksteine betrachtet werden müssen, welche die dem tode entronnenen kriegler in ihrer heimat dem führer oder kameraden errichteten.

In etwas spätere zeit (um 1000) fallen die drei folgenden (nr. 14—16).

Nr. 14, der grössere stein von Århus, enthält folgende inschrift:

Kunulfr auk Augutr auk Aslakr auk Rulfr risþu stin þansi eftir Ful felaka sin iar uarþ u[s]tr uti tuþr þa kunukar barþusk, d. h. „Gunnulf und Eygut und Aslak und Rolf errichteten diesen stein nach (zum gedächtnisse) ihrem genossen Ful, der draussen (d. h. auf dem meere) im osten umkam als die künige mit einander kämpften.“

Der ort der seeschlacht, in welcher der jütische kriegler fiel, ist nicht genannt und wir sind daher nur auf die angabe angewiesen, dass dieser ort im osten von Jütland gesucht werden muss. Da nun aber runen- und sprachformen beweisen, dass die inschrift in die regierungszeit des königs Swen gabelhart zu setzen ist, so hat Wimmer zweifellos recht, an die berühmteste seeschlacht jener zeit, an die von Svoldr zu denken, in welcher könig Olaf Tryggvason von Norwegen den herrschern von Dänemark und Schweden gegenüberstand und nach ruhmvollem kampf gegen die feindliche übermacht seinen vielbesungenen heldentod fand.

Auch nr. 15, der stein von Kolind (bei Randers in Jütland) wird auf dieselbe begebenheit zu beziehen sein, da auch hier der „kampf im osten“ erwähnt wird:

Tusti risþi stin þansi ift Tufa is uarþ tuþr ustr burþur sin smiþr Asuifaþr, d. h. „Tosti, der schmied des Aswed, errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) seinem bruder Tofi, der im osten umkam.“

Nr. 16, der stein von Sjølle (bei Århus in Jütland) hat leider dadurch, dass er lange zeit mit nach oben gewendeter schaufläche im fussboden der kirche lag, so sehr gelitten, dass die runen zum teil unleserlich geworden sind. Wimmer konnte von der ziemlich langen inschrift nur noch etwa $\frac{5}{6}$ entziffern:

Fraystain sati stain þensi uft Gyrf laga man sin bruþur Sigualta. ian han na trekia a Uis eþi, d. h. „Freystein errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) seinem dienstmanne Gyrd dem langen, dem bruder des Sigwaldi. Der aber der tapferen männer auf Wesheide.“

Wimmer vermutet, dass der hier genannte Sigvaldi mit dem jarl Sigvaldi identisch sei, der den könig Olaf Tryggvason in den bei Svoldr ihm gelegten hinterhalt lockte und wahrscheinlich zwei jahre später (1002) in England unkam (s. meine note zur Eyrb. c. 64, 1). Für diese annahme spricht, dass der name Sigvaldi verhältnismässig selten vorkommt, nicht minder aber, dass in der familie jenes jarls auch der ebenso seltene name Gyrd nachgewiesen ist. Nach mehreren isländischen quellen (*Jómsvíkinga saga*, *Landnámabók*, *Eyrbyggja*) führte nämlich der sohn des Sigvaldi jarl diesen namen. Dass der auf unserem steine erwähnte Gyrd, wie Wimmer meint, ein jüngerer bruder des Sigvaldi gewesen ist, ergibt sich schon daraus, dass er in herrendienst sich begeben hat. Der von ihm geführte beiname lässt eine doppelte interpretation zu: *laga* kann nämlich als *langa* oder als *lága* gelesen werden. In dem ersten falle würde Gyrd „der lange“, im zweiten „der kurze“ genannt worden sein; da jedoch das ganze geschlecht, wie es scheint, durch hohen wuchs ausgezeichnet war (von Sigvaldi jarl und seinem bruder Þorkell wird ausdrücklich berichtet, dass sie aussergewöhnlich gross waren), so wird die erste annahme wol die richtige sein. Der z. t. unleserliche schluss der inschrift wird die angabe enthalten haben, dass Gyrd im kampf gefallen sei. Wimmer verzichtet darauf, eine ergänzung der lücken vorzunehmen, die ja freilich das richtige leichter verfehlen als treffen kann. Dennoch möchte ich die behauptung wagen, dass das *na* vor *trekia* zu *kunna* (d. i. *kænna*¹) zu ergänzen ist, da kaum ein sinnentsprechenderes adjectiv nach dem paradigma *evn* oder *heidinn* zu finden sein wird (*kon* bedeutet im altdän. oft genug „modig“, „dristig“; vgl. die belege bei Kalkar, *Ordb.* II, 712*). Was davor gestanden hat, wird wol immer unaufgeklärt bleiben; man denkt natürlich zunächst an die bekannten formeln *varþ tuþr* oder *uas trebin*, aber die erhaltenen spuren von buchstaben scheinen nach Wimmers angabe beide lesungen zu verbieten. Den ort des kampfes haben nach Wimmers meinung die beiden letzten wörter: *a Uiseþi* angegeben, aber eine lokalität dieses namens hat er weder in Dänemark noch anderwärts (es läge ja nahe mit Wimmer an die durch die dänische vesper veranlassten feldzüge gegen England zu denken), nachweisen können, und es dürfte immerhin zweifelhaft sein, ob nicht auch eine andere lesung möglich ist.

Wider ein halbes jahrhundert später (um 1050) fällt die folgende inschrift (nr. 17), die von Ny Larsker auf Bornholm:

Köbu-Suain raisti stain þina aftir Bausa sun sin tri[k kuþa]n þan is triþin varþ i urostu at Ulla . . iu. kuþ trutin hialbi hans ont auk sata Mikial,
d. h. „Kapu-Svein errichtete diesen stein nach (zum gedächtnisse) seinem sohne Bosi, einem braven manne, der in der schlacht bei U... getötet ward. Gott helfe seiner seele und der heilige Michael.“

Kapu-Sveinn (d. i. Sveinn Kapuson) ist nach Wimmers wahrscheinlicher vermutung ein sohn des aus der *Jómsvíkinga saga* bekannten Sigurðr kápa und seiner frau Tófa, der schwester des jarl Sigvaldi. Sigurðr entrannt, wie die saga berichtet, dem gemetzel im Hjórunavágr und kehrte nach Bornholm zurück, wo er lange lebte und eine zahlreiche nachkommenschaft hinterliess. Der name Sveinn ist in dem geschlecht mehrfach nachgewiesen. Den lückenhaft überlieferten ortsnamen der inschrift ergänzt Wimmer zu Utlængja, das er an der mündung der Göta-Elf sucht,

1) Dän. schwed. *kön*, norw. *kjøn*, altn. *kænna* ist ein echt skand. wort und sicherlich nicht, wie Dahlerup (*Det danske sprogs hist.* s. 36) meint, erst im 14. 15. jahrhundert aus mnd. *kone* ins dän. aufgenommen.

wow um die mitte des 11. jahrhunderts öfter kämpfe zwischen Sveinn Ástríðarson und Haraldr harðráði stattfanden, das jedoch wol, wie inzwischen Erik Brate (Arkiv 13, 98) und F. Dyrland (Nord. tidskr. f. filol. 3. r. IV, 121) bemerkt haben, mit der insel Udängen an der küste von Blekinge identisch ist.

Die letzte der von Wimmer in dem halbbande publicierten inschriften ist die des steines von Åsum in Schonen (nr. 18). Während die datierung der früheren oft nur durch gelehrte combination zu bewirken war, ist bei dieser, die von dem hellsten historischen licht bestrahlt wird und einen namen trägt, der zu den glänzendsten in der altdänischen geschichte gehört, jeder zweifel ausgeschlossen. Sie lautet:

Krist Mario sun hiapi þem ær kirku þesi gerþo, Absalon ærkibiskup ok Æsbiorn muli, d. h. „Christus, der sohn Marias, helfe denen, die diese kirche erbauten, Absalon der erzbischof und Ásbiorn muli.“

Erzbischof Absalon (1128—1201) ist der als feldherr, staatsmann und kirchenfürst gleich berühmte berater Waldemars des grossen und Knuds VI. Æsbiorn muli war wahrscheinlich ein naher verwandter des erzbischofs (denselben namen führte bekanntlich auch Absalons geistesverwandter zwillingsbruder Asbiorn snari); er wird in Absalons testament erwähnt und hinterliess eine wittve, namens Margareta, die um 1215 als nonne im St. Petrikloster zu Lund gestorben ist. Weiteres ist von ihm nicht bekannt. Nach dem tode der beiden gründer der kirche (etwa um 1210) ist zu ihrem gedächtnisse, vielleicht von Margareta selber, der denkstein errichtet worden.

2) Die an zweiter stelle genannte schrift Wimmers, die gleichzeitig mit der ersten erschienen ist, zerfällt in zwei teile; sie enthält nämlich eine geschichte der nordischen runenforschung, soweit sie die dänischen runendenkmäler betrifft, und eine darstellung der von Wimmer bei seinen eigenen untersuchungen angewandten methode. Die erste abteilung, die ursprünglich nur als eine übersicht über das dem verfasser zu gebote stehende ältere material gedacht war¹, gestaltet sich naturgemäss unter seinen händen öfter zu einer mehr oder minder eingehenden kritik seiner vorgänger, die ja leider bis in die neueste zeit oft genug schlimmen dilettanten waren. Die ersten, durch den druck veröffentlichten versuche, runeninschriften zu deuten, die des rectoris Herm. Chytraeus von Halmstad (1598), von denen Wimmer ein paar ergötzliche proben mitteilt, sind gewissermassen vorbildlich für eine lange reihe von „täbeligheder“, an denen — die etymologie ausgenommen — vielleicht keine wissenschaft so reich ist wie die runologie. Nachdem diese im 17. jahrhundert durch Ole Worm einen verheissungsvollen aufschwung genommen hatte — die zahlreichen fehler, die auch er begieng, waren in der damaligen zeit kaum zu vermeiden — ist bei seinen nachfolgern, denen er meist als unfehlbare autorität galt, bis zum ende des 18. jahrhunderts kaum ein fortschritt zu spüren, und ihre arbeiten, die ungedruckt geblieben (von Joh. Meier, Peder Syv, Peder Hansen Resen, Sören Abildgaard u. a.) wie die publicierten (Th. Broder Birkerods *Epistola de deperditis antiquitatibus* 1743, Erik Pontoppidans *Marmora Danica* 1739—41,

1) Die durchmusterung dieses materials hat zu verschiedenen nicht unwichtigen entdeckungen geführt, z. b. zu der, dass der „runenstein von Vejle“ (Stephens I, 332) aus der reihe der verschollenen denkmäler zu streichen ist, da die aus Peder Syvs handschriftlichen sammlungen reproducierte inschrift als eine fehlerhafte widergabe der auf dem steine von Haverslund stehenden worte sich erweist (s. 45 fg.).

Joh. Göransons Bautil 1750, L. de Thurahs Beskrivelse over Bornholm 1756) haben fast nur deswegen einen wert, weil sie eine grössere anzahl bis dahin unbekannter denkmäler — von denen einzelne seitdem wider verschollen sind — bekannt und der forschung zugänglich machten. Eine rühmliche ausnahme macht die 1799 zu Friedrichstadt (anonym) erschienene „Beschreibung zweier in der nähe von Schleswig aufgefundenen runensteine“ von J. C. Jürgensen und J. M. Schultz, in welcher die beiden steine von Hedeby und Wedelspang sorgfältig beschrieben und getreu abgebildet sind. Die begründung des wissenschaftlichen studiums der altgermanischen sprachen durch Rask und Jacob Grimm bedeutet natürlich auch für die runenkunde den anfang einer neuen epoche, aber noch bei J. G. Liljegren, der 1833 in seinen Runurkunder sämtliche bis dahin bekannt gewordenen inschriften sammelte und hierbei immer noch Worm als hauptquelle benutzte, ist kaum etwas von einer einwirkung der modernen forschungen zu spüren, die erst bei Rafn und P. G. Thorsen sichtbar zu tage tritt, während George Stephens in seinem grossen 3bändigen werke (1866—84), das Wimmer nur nennt, ohne es nochmals zu charakterisieren — seine meinung darüber ist ja aus den Aarbøger hinlänglich bekannt — durch krasse ignoranz und verachtung jeglicher methode alles überbietet, was jemals von dilettanten gesündigt worden ist. Aber auch Thorsen, der (1864—80) in zwei bänden die dänischen runendenkmäler behandelte, war sprachlich für seine aufgabe durchaus nicht hinreichend geschult und hat überdies nur die wenigsten runensteine persönlich in augenschein genommen, vielmehr gewöhnlich auf die benutzung des handschriftlich oder gedruckt vorliegenden materials, das oft durchaus unzureichend war, sich beschränkt. Wimmer dagegen war sich, als er den plan zu seinem werke fasste, von vornherein darüber klar, dass nur eine sorgfältige persönliche untersuchung jedes einzelnen denkmals den sicheren grund für eine den heutigen anforderungen genügende wissenschaftliche publication gewähren könne; er hat daher, ehe er die ausarbeitung seines manusripes begann, in den jahren 1876—79, von dem rühmlichst bekannten zeichner Magnus Petersen begleitet, die sämtlichen dänischen länder, sowie Schleswig und Schonen bereist, um diese untersuchungen auszuführen, und ist zu einzelnen denkmälern, die bei dem ersten besuche sich nicht erledigen liessen, später nochmals zurückgekehrt, damit die letzten zweifel beseitigt werden konnten. Als notwendigste unterlage für das runenwerk betrachtete Wimmer, neben den von Magnus Petersen angeführten zeichnungen, die stets nach der fertigstellung mit dem originale verglichen wurden, die von den steinen genommenen papierabdrücke, deren herstellung er ausführlich beschreibt (leider ohne die firma in Christiania, von der er das vorzüglich sich bewährende abklatschpapier bezog, namhaft zu machen) und die ihm absolut zuverlässige, jederzeit zur benutzung bereite copien der inschriften lieferten. Von der anwendung der photographie hat er dagegen grundsätzlich abstand genommen, vielleicht mit unrecht, da neben den abdrücken eine photographische aufnahme, und sei es auch nur zur controlierung des zeichners, doch wol gute dienste leisten könnte¹. Natürlich wurde zugleich an ort und stelle über die beschaffenheit des denkmals (material, massverhältnisse, beschädigungen der inschrift usw.) ein detailliertes protokoll aufgenommen. Auf grund des so zusammengebrachten materials, das Wimmer von allen älteren zeichnungen und beschreibungen unabhängig macht, ge-

1) Ähnlich urteilt auch Erik Brate (Arkiv 13, 95), der es empfiehlt, um ein deutliches bild zu gewinnen, die runen vor dem photographieren vermittelst eines pinsels mit kienruss auszustreichen.

schiebt nun die ausarbeitung des werkes, dessen weitere bände hoffentlich bald nachfolgen werden.

3) Das 3. heft des Buggischen werkes enthält auf den ersten seiten (s. 153 — 158) den schluss des excurses über die gotländische inschrift von Etelhem, in welchem der verfasser zu beweisen sucht, dass die sprache der insel ursprünglich nicht skandinavisch, sondern gotisch war. Die möglichkeit dieser hypothese ergibt sich schon aus der geographischen lage Gotlands, welches von den alten sitzen der Goten, die vermutlich bis nach Kurland und Livland hinein sich erstreckten, nur wenige stunden entfernt war; wahrscheinlich wird die annahme durch den umstand, dass der name der Gotländer (*Gutar*, gen. *Gutna*) mit dem der Goten (*Got-þiuda* im got. kalender, *Gutano ui* auf dem ringe von Pietroassa) identisch ist (auch altn. *gotar*, *gotnar* „menschen“ ist sicherlich, wie Bugge meint, nur der alte volksname der Goten mit verallgemeinerter bedeutung). Die sprache der insel ist heute freilich ein nordischer dialekt, was jedoch nicht befremden kann, da durch die auswanderung der festländischen Goten nach dem süden die Inselgoten von ihren stammesgenossen getrennt wurden und allmählich den benachbarten Schweden sich assimilierten. Die grammatik des altgotländischen hat jedoch nach Bugges ansicht noch einige gotische idiotismen bewahrt, z. b. die endung *-a* in der 3. sg. ind. des schwachen praeteritums (*terta* auf der spange von Etelhem = got. *wairhta*) und die vorliebe für *i* statt *e*; und auch das gotländische lexikon enthält eine anzahl wörter, die nur im gotischen, nicht im skandinavischen eine entsprechung finden: *skurä*, *skaurä* „schaufel“, vgl. got. *winhiskauro*; *lukarna-staki* „leuchter“, vgl. got. *lukarna-stafa*; *ver* „lippe“, vgl. got. *wairilo*; *briska* „sich vermehren“, vgl. got. *ga-werisgan*; *svära af* „abtrocknen“, vgl. got. *af-swaírban* u. a. m. Bugge selber sieht zwar diese sprachlichen kriterien, die z. t. auch eine andere erklärung zulassen, nicht als entscheidend an, indessen sind sie doch von solchem gewicht, dass sie hoffentlich zu weiterer forschung anregen werden.

Die 10 norwegischen inschriften, welche darauf besprochen werden, sind inhaltlich zum grössten theile unbedeutend und haben fast nur ein sprachliches interesse. Ich begnüge mich daher mit einer summarischen verzeichnung der Buggischen lesungen, und füge nur der letzten, weil ich sie für problematisch halte, einige kritische bemerkungen hinzu.

7. Elgesem. Stein, innerhalb eines grabes gefunden. 6. jh.

alu n „schutzmittel“; vgl. got. *alhs*, ags. *ealh*, griech. *άλχι*, *άλχιον*, *άλχιον*.

8. Sötvet. Zwei brakteaten von einem gepräge, in einem frauengrabe gefunden. Um 600.

Onla elwa „Ali der blonde“. — *Onla* = ags. *Onela*, altn. *Óli* (urgerm. **Anula*); *elwa* (in st. form *elwaR*) = ahd. *elo*, *elawēr* „hochgelb“.

9. Stenstad. Stein, innerhalb eines (frauen-) grabes gefunden, jetzt in Jægerspris (Seeland). Um 500.

Igingon halak „Igingas stein“. — *Igingo* zu ahd. *igo*, altniederd. *ich*, schweiz. *iche*, *ige* „taxus“; *halak* steht für **hallak* (vgl. got. *hallus*).

10. Saude. Stein (jetzt verschollen). 6. jh.?

Wadaradas „Wandrads (stein)“. — *Wadaradas* (für *Wandaradas*) ist gen. von *Wandaradar* = altn. *Vandrádr*. Ein regierendes nomen („stein“ oder „grab“) ist zu ergänzen.

11. Aagedal. Brakteat aus einem frauengrabe. Um 700.

Der gegenstand ist eine mangelhafte copie, deren verfertiger wahrscheinlich die inschrift des originalen gar nicht verstand. Auch diese hat Bugge zu reconstruieren gewagt: *aþiŕ RikiþiR ai eirilidi Uha ifalh fahide tiade elifi an it*, „der hochgeborne Rikiþir (= ahd. *Rihido*) besitzt den hauptlings schmuck, Uha grub ein, schrieb, stellte dar das elbische weib auf ihm“, er gibt jedoch diese deutung nur unter reserve.

12. Tomstad. Stein (fragment). 6. jh.

... *an wauruR* „des NN. grab“. — *wauruR* zu altn. *wqr* „steinhaufe“, das vermutlich nur das geschlecht geändert hat (*wqrr*, *varar* > *wqr*, *varar*).

13. Belland. Stein (wahrscheinlich aus einem grabe). 6. jh.?

Keþan „Kethas (stein)“. Die etymologie des nameus ist zweifelhaft. Das regierende nomen fehlt wie bei nr. 10.

14. Reistad. Stein (wahrscheinlich aus einem grabe). Schluss des 6. jhs.

Iuþingar. ik Wakrar unnam wraita „Iuþing. ich Wakr führte die einritzung aus“. — *Iuþingar* (der name des toten) zu altn. *jóð* „kind“, *unnam* < **und-nam*, praet. von **und-niman*; *wraita*, acc. sg. eines st. m. oder n., zu *writan* ritzen? Die alliteration ist vermutlich beabsichtigt, obgleich die inschrift nicht als metrisch gelten kann.

15. Aarstad. Stein, innerhalb eines grabes gefunden. Schluss des 6. jhs.

Hiewigar [Hiligar?] sar alu Þingwinar [Engwinar?] „Hiwig [Hilig?] (setzte) hier das gefriedete denkeichen. (Dies ist) Thingwins (grab)“. — *Hiewigar*, abgeleitet von **hīca*, altn. *hý* „flaum“, also etwa „dünnhaar“ oder „dünnbart“, *sar*, advb. vom pronominalstamme *sa-* (vgl. *þar*, *hvar*), „hier“, *alu* bedeutet hier wol den „schützenden hügel“, *Þingwinar* gen. von **ÞingwiniR* = ahd. *Dingwin*, der erste beleg für den urmord. gen. eines *i*-stammes. Das verbum im ersten satze und das regierende nomen im zweiten sind ausgelassen.

16. Bå. Stein, wahrscheinlich auf einem hügel errichtet. 6. jh.?

Hnabdas hlaiwa „Hnabids grabhügel“. — *Hnabdas*, gen. von „Hnab(i)dar, zu altn. *hnafa*, *hnóf* „abhauen“.

17. Ödemotland. Sensenförmig zugeschnittenes knochenstück, von dem ein ende abgebrochen ist; gefunden in der urne eines grabhügels, jetzt im museum zu Bergen. Copie?

Uha urte (E)burinu aijð þinu² ue. Tunþa bi Uh(a)n (fahi)þi tiard þinu. „Uha machte, Eburwino besitzt dies amulet. Tunþa nebst Uha schrieb diese reiheneinritzung“. — *Uha*, nom. eines männl. eigennamens, = ahd. *Ūo*, *Ūwo*; *Eburwino*, nom. eines weibl. eigennamens, vgl. ahd. *Eburwin*, m.; *aijð* < **aih it* (got. *aih ita*); *þinu* (= *þinu* am schluss der inschrift) acc. sg. m. das demonstr. pron., vgl. altn. *þenna*; *ue*, acc. sg. m. (stamm *wēha-* < *wēha-*) „heiliger gegenstand“, „amulet“ = ags. *weoh*, *wið*, *wēð*, alts. *wih*, altn. (mit verändertem geschlecht) *ré*, n.; *Tunþa*

1) *Engwinar* liest Bugge s. 230, *Þingwinar* s. 233, nachdem der stein von ihm und prof. Rygh nochmals untersucht war. Das wenig empfehlenswerte verfahren, das manuscript stückweise in die presse zu geben, ehe die untersuchung eines denkmals abgeschlossen ist, wird also fortgesetzt (vgl. Ztschr. 28. 242 anm. 1).

2) Nach *þinu* folgt noch eine rune, die wie ein *Þ* aussieht, aber nach Bugge nicht als *k* gelesen werden darf. Wie er dieselbe deutet, werden wir erst aus dem folgenden hefte erfahren.

(< *Tunþa*), nom. eines männl. eigennamens, = altschwed. *Tunni* „grosse zähne habend“; *bi*, praep. c. dat. „neben“, „mit“ = got. und westgerm. *bi* (im histor. altn. verdrängt durch *hjá*); *Uhan*, dat. von *Uha*; *f(ahi)þi* (oder *f(ai)þi*, 3. praet. ind. von **fahjan*, altn. *fá*; *tiard*, acc. sg. eines compositums, urgerm. **teha-erda*, m. „reihenritzung“ (**teha* zu ags. *teoh*, mhd. *xeche*, **arda* zu got. *arjan*, altn. *erja*).

Für mehr als einen versuch wird Bugge selber diese deutung nicht ansehen (vgl. s. 256²⁴). Zu den schwachen punkten rechne ich z. b. die erklärung von *aijð*. Dass durch ein pron. auf das object hingedeutet werde, halte ich deswegen nicht für glaublich, weil dieses unmittelbar folgt, was in den ags. beispielen, die zur unterstützung der hypothese angeführt werden, nicht der fall ist. Auch scheint es mir befremdlich, dass das neutr. des pron. gebraucht sein sollte, obgleich das object ein masc. ist (Béow. 1705 u. Gen. 403 bezieht sich das *hit* auf ein folgendes neutrum und Gen. 2504 auf den inhalt des ganzen folgenden satzes). Ferner finde ich für die geschraubte ausdrucksweise: *Tunþa bi Uhan fahiþi* usw. kein analogon; das natürliche wäre doch gewesen: *Tunþa auk Uha fahidun*, eine formel, die aus zahlreichen runenschriften bekannt ist. Endlich glaube ich auch nicht an die realität des seltenen compositums *tiard* „reihenritzung“ (eigentlich „reihenpflügung“), um von anderen minder wesentlichen bedenken (z. b. dem auffallenden *ü* in *þinnu*) zu schweigen. Ich kann daher Bugges deutung der runen von Ödemotland ebensowenig wie die der inschrift auf dem neugefundenen Fyrungasteine (Arkiv 13, 317 fgg.) als eine endgültige betrachten, obwol ich seiner genialen combinationsfähigkeit, seinem scharfsinne, seiner kühnheit, die vor keiner schwierigkeit zurückschreckt, und seiner beharrlichkeit, die nicht eher ruhe findet, als bis jede aufgabe ohne rest aufgeht, die höchste anerkennung zolle.

Indem ich hoffe, dass wir recht bald die vollendung auch dieses werkes schauen mögen, will ich zum schluss nur noch bemerken, dass auch in diesem hefte gelegentlich zahlreiche andere runendenkmäler (darunter die südgermanischen von Balingen, Körlin und Müncheberg) berücksichtigung finden, freilich keines in so ausführlichem excursu, wie sie im 2. hefte den spangen von Charnay¹, Engers, Freilaubersheim und Müncheberg gewidmet sind. — S. 221, z. 27 hätte gesagt sein sollen, dass Berga in Södermanland (Stephens I, 176 fgg.) gemeint ist; s. 247 z. 28 vermisst man die angabe, wo der „dänische brakteat“, auf dem das wort *frohila* steht, publiciert ist; s. 243 z. 17 lies 1894 st. 1844.

1) Über meinen eigenen versuch, die inschrift der Charnayspange zu deuten (Ztschr. 28, 241) ist mir ein öffentliches urteil bisher nicht zu gesicht gekommen. Doch schrieb mir R. Heinzel (20. sept. 1895), dass er seinerzeit, auch durch die Wimmersche schrift über die deutschen runen angeregt, zu einer deutung gelangt sei, die mit der meinigen nahe übereinstimme. „Ich glaube, schreibt H., es ist zu lesen und zu verstehen: *Hunþanþai Hiddan lihano* „centurioni Hiddae datum“. Das *n* in *-fanþai* ist vielleicht richtig, wenn gr. *νότια*, sl. *pan*, lit. *ponas* erlauben, ein infigiertes *n* anzunehmen. Dann ist in jedem worte das *h* durch die schrift nicht ausgedrückt, und sie ergeben sogar einen langvers mit 2 A-typen. — Auch *leaena* finde ich in meinen notizen neben *legiones*“.

Die stellung des verbums im althochdeutschen Tatian. Von Wilhelm Ruhfus. Dortmund 1897. VIII, 77 s.

Der verfassers vorliegender, auf prof. Braune's anregung entstandenen Heidelberger dissertation konnte für seine arbeit nur wenige vorarbeiten (so Gering 1876, Tomanetz 1879, Starker 1883) benutzen. Er hat seinen stoff sorgfältig gesammelt die klare anordnung beruht auf dem aufsatze, den Braune über die entwicklung der deutschen wortstellung in den „Forschungen zur deutschen philol., festgabe für Rudolf Hildebrand Leipzig 1894 s. 34 fgg.“ hat erscheinen lassen. Darnach unterscheidet herr Ruhfus also (hauptsächlich) anfangstellung des verbum finitum, und zwar a) reine, b) durch unbetonte satzglieder gedeckte anfangsstellung von der stellung des verbs am zweiten platze oder nach betontem ersten satzgliede. Da diese einteilung nicht bloss praktischer ist als andere früher versuchte, sondern unsers erachtens auch das wesentliche trifft, so verdient sie fortan für ähnliche untersuchungen nachahmung. Ebenso richtig ist des verfassers voraussetzung, dass eine untersuchung der wortstellung des ahd. Tatian bei all seiner sklavischen abhängigkeit von der lateinischen vorlage ebenso beachtenswerte ergebnisse liefern muss, wie gleiche untersuchungen bei Isidor oder Otfrid, „wenn man sich nur auf eine zusammenstellung der abweichungen des ahd. vom lat. beschränkt und daraus schlüsse zieht.“ Deshalb untersucht der verfassers die stellung des verbum finitum, soweit sie entweder gegen oder ohne lateinisches vorbild ist. Eine solche vergleichung wäre bei allen ähnlichen übersetzungen und gleichen fragen am platze. Der gestellten aufgabe entsprechend ist die arbeit erschöpfend und ihr ergebnis abschliessend. Um das wesentliche kurz zusammenzustellen, so strebt zur zeit der Tatian-übersetzung das verb in abhängigen aussagesätzen schon darnach, die zweite stelle im satze einzunehmen. In den nachsätzen (die übrigens besser sofort nach den unabhängigen aussagesätzen zu erörtern wären, insofern der vordersatz eben die stelle eines sonstigen betonten ersten satzgliedes vertritt), steht das verb in der grossen mehrzahl der fälle in anfangsstellung. Imperativsätze haben das verb am anfang; von den optativsätzen nur jene, welche sich imperativischem sinne nähern. Die fragesätze haben schon eine fast eben so feste wortstellung wie heute. Die nebensätze endlich zeigen das bestreben, das verbum dem schlusse zuzurücken. Der versuch, die einzelnen arten der nebensätze in ihrem verhalten hierbei genauer abzugrenzen, ist weniger überzeugend als z. b. die feststellung, wann die oft zweifelhaften sätze mit einleitendem *uanta* als haupt-, wann als nebensätze zu gelten haben (s. 68 fg.) — Im ganzen ist die arbeit des herrn Ruhfus ein wertvoller beitrage zur ahd. syntax. An nicht wenigen stellen vertritt der verfassers mit recht die selbständigkeit des übersetzers, so s. 47 fg. gegen Dietz, dessen tüchtige dissertation (die lat. vorlage des ahd. Tatian, Leipzig 1893), von keinem, der sich Tatianstudien widmet, übersehen werden darf. Wenn Ruhfus durch die tabelle (s. 31), welche die verschiedenartige übersetzung einzelner satzformen gibt, feststellen will, dass die vorliebe für die eine oder andere übersetzung klar zu tage trete, so finde ich solche unterschiede in der sprache und anderen umständen zu natürlich begründet, als dass es mir die hypothese mehrerer übersetzer zu stützen schiene. Ruhfus selbst muss (s. 72) zugeben, dass die unterschiede immerhin nicht allzu bedeutsam sind.

Schriftsprache und mundart. Akademische rede zur feier des jubelfestes der grossh. hessischen Ludwigsuniversität Giessen 1896. Von **Otto Behaghel**. 39 s.

Die wesentlichen punkte dieser bedeutsamen rede sind etwa die folgenden. Was wir im gewöhnlichen sinn als schriftsprache bezeichnen, entsteht erst, wo eine bestimmte form festen bestand gewinnt und für weitere kreise vorbildlich wird; aber in allgemeinem sinne ist schon mit der tatsache der schriftlichen überlieferung die tatsache einer schriftsprache gegeben. So muss denn auch die sprache unserer ahd. denkmäler von anfang an zweifellos als eine schriftsprache bezeichnet werden. Aber erst in mhd. zeit und zwar seit ca. 1190, in der eigentlichen blütezeit altdeutscher dichtung, entfaltete sich eine den obd. md. nd. mundarten übergeordnete schriftsprache. Sie blieb in geltung bis ins 15. jahrhundert herein. Die meinung, dass mit dem ausklingen der mhd. dichtung auch die mhd. schriftsprache abgestorben und allenthalben die mundart emporgewuchert sei, ist durchaus unrichtig¹. Wol war die dichtung die eigentliche heimstätte jener schriftsprache, aber auch die prosa, soweit sie litterarische zwecke verfolgte, war ihr dienstbar. Die urkundensprache wird von Behaghel als eine übergangsstufe zwischen mundart und schriftsprache bezeichnet.

Der ursprung dieser mhd. schriftsprache ist in Oberdeutschland zu suchen und zwar im westen, auf fränkisch-alemannischem boden. Hier besass sie ihre hauptstärke, die bair.-österreichischen lande haben sich der von westen kommenden errungenschaft gebeugt² und auch der norden hat die vormacht des südwestens anerkannt. Hier im südwesten, wo die schriftsprache ihre heimat hatte, ist die urkundensprache am frühesten deutsch geworden. Andernorts ist sie um so länger beim altvertrauten latein verharrt, je fremder sich eine gegend gegenüber der obd. schriftsprache fühlen musste. Wie weit jedoch im einzelnen die md. und nd. litteraturen von der obd. schriftsprache beeinflusst worden sind, bedarf noch der untersuchung. Fest steht, dass die diminutivbildung auf *-lein* acceptiert worden ist, es kann also keinem zweifel unterliegen, dass selbst die nd. dichtung einfluss der hd. dichtersprache erfahren hat.

In den anmerkungen hat Behaghel materialien zusammengetragen, die namentlich dem mittelniederdeutschen zu gute kommen werden und lebhaft mahnen, diejenigen heimatbestimmungen mhd. autoren und dichtwerke noch einmal nachzuprüfen, die ihrer dialectmischung wegen in grenzgebiete versetzt worden sind.

So anregend die untersuchung Behaghels ausgefallen ist, der kritik vermögen seine hauptpunkte wol kaum stand zu halten. Keiner ist einwandfrei.

Man hat mehrfach darauf hingewiesen, dass in Baiern-Österreich trotz der frühen und zahlreichen belege der diphthongierung von *ī ā iū* und trotz der starken ausdehnungsbewegung derselben die dichter bis zum ausgang der mhd. zeit verse gebaut haben, die nur bei einsetzung der alten monophthongischen reimformen richtige reime ergaben. Auch nach Behaghel ist dies ein entscheidender beweis für die existenz einer schriftsprache, der dadurch noch verstärkt wird, dass die verschiedensten spätmhd. dichter nicht bloss *ā* auf *a*, sondern auch *ā* auf *o* reimen. Die erste reimkategorie könne nur der herrschaft der schriftsprache ihr dasein verdanken. Dem wird man unmöglich beipflichten können. Die archaischen reime haben nichts mit einer schriftsprache zu tun, fallen vielmehr der sprache anheim, der sie angehören. Jene reimkategorien beweisen absolut nichts für eine schriftsprache, beweisen nur für eine „reimtradition“, für eine dichtersprache, die bekanntlich zu allen zeiten archaisch

1) Mit recht wird dies auch von Michels QF. 77, 18 fg. betont. 2) Völlig unklar bleibt hiebei das „vordringen“ der sog. bair.-österr. diphthonge, vgl. Pauls Grdr. 1², 701 fg.

gewesen ist. Die archaismen in dem mhd. reinregister sind mehr und mehr gewürdigt worden, sie werden als stilmerkmale stets wertvoll bleiben, vermögen aber nichts für die grammatik der sprache zu leisten und eine mhd. schriftsprache zu erwerben. Das unerschöpfliche problem, das in dem verhältnis von stil zu sprache (in grammatischem, nicht in künstlerischem sinne) beschlossen liegt, taucht auch bei der frage nach einer mhd. schriftsprache immer wider auf und ich weiss wol, dass es mit nicht geringeren schwierigkeiten verknüpft ist, den anteil den sprache und stil an den reimformen haben, reichlich zu sondern, als dies bei den syntaktischen formen der fall ist. Aber in unserem fall dürfte die sachlage nicht zu verkennen sein.

Über die zeit, da die geltung der mhd. schriftsprache anhebt, äussert sich Behaghel nur mit unbestimmten worten. Vollkommene deutlichkeit hat er bezüglich ihrer heimat gewonnen. Sie ist da zu hause, wo *p-* zu *pf-* verschoben und die verkleinerung mit einem *l-* suffix gebildet ist. Genauer gibt Behaghel an, im westen, auf fränkisch-alemannischem boden sei der ursprung der schriftsprache zu suchen. Geographisch mag er dabei an den Oberrhein und die nächst angrenzenden laude gedacht haben, das schwäbische, elsässische und rheinfränkische müsste danach der mutterboden jener schriftsprache sein. Behaghel glaubt speziell für ihre alemannische herkunft noch ein unabhängiges argument gefunden zu haben: die urkundensprache ist da am frühesten deutsch geworden, wo die schriftsprache ihre heimat hatte. Die chronologische übersicht, welche Behaghel selbst in Pauls Grundriss I³, 658 fg. über das erste auftreten deutsch geschriebener urkunden gegeben hat, ist jener geographischen heimatbestimmung der mhd. schriftsprache nicht eben günstig und die chronologische differenz ist so bedeutend (ca. 1190 setzt Behaghel die anfänge der schriftsprache, ca. 1250 beginnen die deutschgeschriebenen urkunden), dass ich von jenem argument, so bestehend es auf den ersten augenblick sein mag, keinen gebrauch zu machen wage¹. Es kommen zudem für die deutschsprachliche bewegung im geschäftsverkehr des 13. jahrhunderts so wichtige andere factoren ins spiel, und schliesslich hat Behaghel selbst damit, dass er die urkundensprache als übergangsstufe zwischen mundart und schriftsprache definiert, seine beweisführung so entkräftet, dass sie nicht mehr leistungsfähig erscheint. Denn wenn die deutsche urkunde in organischem zusammenhang steht mit der deutschen schriftsprache, dann ist nicht zu sehen, weshalb die deutschen urkunden nicht in der deutschen schriftsprache geschrieben sein sollen.

Unklarheit stösst aber da auf, wo Behaghel aus der wirkung auf Mittel- und Niederdeutschland die mhd. schriftsprache Oberdeutschlands abstrahiert. Ich bin selbstverständlich durchaus mit Behaghel einverstanden, wenn er s. 9 zusammenfassend erklärt: „Es kann danach keinem zweifel unterliegen, dass die nd. dichtung in den meisten ihrer glieder einen einfluss der hochdeutschen dichtersprache erfahren hat.“ Das ist doch aber etwas ganz anderes, als was Behaghel zu suchen ausgezogen war. Es handelte sich für ihn nicht mehr darum, in Niederdeutschland spuren hochdeutscher dichtersprache zu finden, sondern darum, seine oberdeutsche schriftsprache nachzuweisen. Das letztere ist ihm so wenig geglückt, dass er (leider nur) in einer anmerkung auf s. 38 constatieren musste: „der hd. einfluss ist den Niederdeutschen im ganzen zunächst durch das Mitteldeutsche vermittelt, . . . aber auch oberdeutsche, insbesondere bairisch-österreichische einflüsse lassen sich vermuten.“ Von fränkisch-alemannischen bestandteilen hat selbst Behaghel auf nd.

1) Dass Behaghel die deutschsprachliche bewegung in Köln (seit der mitte des 12. jh.) nicht berücksichtigt, sei nur nebenbei erwähnt; vgl. auch Vancsa s. 28 fgg.

boden nichts gefunden: damit ist aber seine fränkisch-alemannische schriftsprache im norden beseitigt.

Der neue versuch Behaghels — und es ist der entschiedenste, der bisher zu gunsten einer einheitlichen mhd. schriftsprache gemacht worden — ist aber damit noch nicht ganz abgetan. Schon Beitr. 18, 534 fg. hatte sich Behaghel auf das diminutivsuffix berufen und das ergebnis kund gegeben, dass die mittel- und niederdeutschen dichter, die das *l*-suffix verwenden, dies nicht auf grund ihrer heimischen mundart tun, dass wir somit einen weiteren bedeutsamen beweis für das bestehen einer mhd., auf obd. boden ausgebildeten schriftsprache erhalten. Das *l*-suffix ist nun aber nichts spezifisch alemannisch-fränkisches und s. 8 der akademischen abhandlung meint Behaghel nur noch: „obwol Mitteldeutschland in seiner mundart seit den ältesten zeiten niemals jenes obd. verkleinerungssuffix mit *-l* gekannt hat, steht sein litterarischer brauch hierin durchaus unter dem banne der obd. dichtersprache.“ Von der westoberdeutschen schriftsprache ist in diesem zusammenhang nicht mehr die rede. Es erschiene ja wol auch gar zu dürftig, auf diese eine säule des diminutivsuffixes das ganze gebäude zu stellen. Diese eine säule vermag aber nicht einmal so viel zu tragen, als Behaghel ihr aufgebürdet hat.

Das diminutive *l*-suffix ist ebenso gemeingermanisch wie das diminutivsuffix *-in*; folglich für Behaghels zweck unbrauchbar. Wenn Behaghel davon spricht, Mitteldeutschland habe in seinen mundarten seit den ältesten zeiten niemals jenes verkleinerungssuffix mit *-l* gekannt, so ist dies unrichtig¹. Behaghel meinte wol das suffix *-lin*. Aber auch dieses kann in mhd. zeit noch nicht so wie heute als dialektmerkmal gegolten haben, denn es ist jedesfalls schon in ahd. zeit auf mitteldeutschem und niederdeutschem gebiet eingebürgert (z. b. Tatian, Heliant). Wir müssen demnach die sachlage so beurteilen, dass das *l*-suffix im mittelalter die concurrenz gegen das *k*-suffix noch siegreich bestanden hat, aber in der neuzeit ihr unterlegen ist. Dass Behaghel s. 28 so starken nachdruck auf den zusammenfall der grenzlinien für *-lin* und für *pf*-legt, erscheint willkürlich, wenn wir unsere unwissenheit bezüglich des verlaufs und des zusammenfalls der grenzlinien verschiedener spracherscheinungen zugestehen und in anschlag bringen, dass auf thüringischem boden *pf*- und *-lin*-grenze beträchtlich auseinanderlaufen.

Ich meine also auch dieser letzte gesammelte vorstoss Behaghels muss abgeschlagen werden. Wir dürfen uns mehr und mehr in die gewissheit einleben, dass es eine schriftsprache im deutschen mittelalter nicht gegeben hat, dass vielmehr die einzelnen „lantsprachen“ zu lokalen schriftsprachen ausgewachsen sind (vgl. meine Deutsche grammatik § 3 anm. 2). Mit befriedigung wird man sehen, dass jetzt auch Kögel sich von dem phantom einer hofsprache losgesagt und für eine mehrheit von schriftsprachen sich ausgesprochen hat (Geschichte der deutschen litteratur 1, 2, 560 fg.). Ich gebe die hoffnung nicht auf, dass auch Behaghel, wenn er die begriffe schriftsprache und dichtersprache strenger auseinanderhalten und sich von der principiellen identität der urkundensprache und der litteratursprache überzeugt haben wird, unsern anschauungen näher kommen dürfte. Sie sind an schärfsten von Edward Schröder, Zwei altddeutsche rittermären s. LI fg. formuliert.

1) Was Schlesien anlangt, so kann ich jetzt auf Behaghels eigene worte in Pauls Grundr. I², 665 verweisen.

Das christentum in der altdeutschen heldendichtung. Vier abhandlungen von **A. E. Schönbach**. Graz, Leuschner und Lubensky. 1897. XII und 266 s. 6 m.

Das buch gehört dem kreis der forschungen Schönbachs an, aus denen bereits seine schrift über Hartmann von Aue hervorgegangen ist, und hat den zweck, einerseits den zusammenhang der altdeutschen litteratur mit der lehre und überlieferung der mittelalterlichen kirche aufzuweisen, anderseits fragen über den charakter der dichtungen und ihrer verfasser sowie über ihre geschichte zu beantworten. Es beschränkt sich auf die „klassischen“ heldendichtungen, Nibelungen, Klage, Kudrun, Alphart. In den vier über diese epen handelnden abschnitten stellt Schönbach zuerst die formeln und redewendungen religiösen inhalts, die stellen mit christlichen oder spezifisch geistlichen anschauungen und die darstellungen kirchlichen lebens zusammen. Im mittelalterlichen kirchenwesen und in der kirchlichen litteratur trefflich unterrichtet, hat er zu vielen stellen daraus belege gegeben, und es sind seine mit sorgfältiger prüfung der vorliegenden epischen stellen verbundenen erläuterungen, die auch oft noch auf andere sachliche und stilistische eigentümlichkeiten sich erstrecken, stets anregend, lehrreich und für die interpretation unentbehrlich. Diesen sammlungen schliesst dann Schönbach seine kritischen und litterargeschichtlichen folgerungen an, denen jedesmal eine darlegung und prüfung der wichtigsten früheren ansichten vorangeht.

In betreff des Nibelungenliedes urteilt Schönbach zunächst, dass diese formen des lebensverkehrs „mit denen der erzählungsposie des zwölften jahrhunderts gar nicht mehr oder nur ganz wenig zusammenhängen“. Daher schliesse das Nibelungenlied sich nicht an diese überlieferung poetischer sprache unmittelbar an, sondern stehe durchaus im bannkreise der höfischen epik. Da nun aber beliebte formeln des Nibelungenliedes auch in jener geistlichen epik sich finden (*rater aller tugende, nu ruoche mich bewisen der mir ze lebene geriet, waz ob got gebietet, sô sol iu got gebieten, got hât an iu getân vil genedlichen, sô hât mîn got vergezzen, got sol iuch bewarn* u. a.), so ist dieses urteil dahin einzuschränken, dass der zusammenhang mit jener älteren epik noch vorhanden, der einfluss der höfischen epik aber dazu getreten ist. Es handelt sich jedoch hierbei nicht bloss um litterarischen einfluss. Das Nibelungenlied ist, wie auch die höfische epik, im unterschied von jener älteren dichtung, ein lebendiges abbild des modern-ritterlichen wesens und hat daher die konventionelle redeweise der höheren gesellschaft in sich aufgenommen, wie auch das zienlich reichlich berücksichtigte kirchliche ceremoniell ein wichtiger bestandteil des höfischen lebens ist. Dazu kommt noch, dass der häufige gebrauch der kurzen wechselreden die anwendung jener christlich gefärbten konventionellen redewendungen sehr begünstigte. Daher auch die fülle dieser formeln im XX. liede, dem Schönbach deshalb mit recht keine sonderstellung einräumen will. — Die kritischen beobachtungen Lachmanns erkennt Schönbach als an sich zutreffend an, bezweifelt aber ihre verwendbarkeit für die rekonstruktion eines älteren, echten textes: gegen die liederaussonderung verhält er sich daher entschieden ablehnend, die scheidung älterer und jüngerer strophen erklärt er bei unseren derzeitigen mitteln für nicht durchführbar. Seiner hierbei ausgesprochenen meinung, dass die unterschiede der echten und unechten strophen nicht gross genug seien, um die athetesen zu begründen, kann man freilich entgegenhalten, dass auch die plusstrophen in B und C dem original so ähnlich sind, dass sie so lange als strophen desselben verteidigt werden konnten. Auch Wilmanns' letzte untersuchungen weiss er wol zu würdigen, bestreitet aber

ihre ergebnisse, namentlich ist ihm seine hypothese von einem hauptdichter „weder bewiesen noch beweisbar“. Wenn er aber die möglichkeit einer freien dichtung grösserer scenen verneint, die ohne beispiel in der nichthöfischen epik dastehe, so ist doch dabei zu berücksichtigen, dass diese scenen (wie die nächtliche Hagen-Volker-scene und der buhurt an Etzels hof) bloss situationsbilder sind und kaum alten sagenstoff enthalten. — Schönbachs gesamtansicht ist: die vorstufe unseres Nibelungenliedes sind lieder in kurzzeitigen reimpaaren, die durch einen ritterlichen ministerialen unter anregung durch die höfische epik zu einem epos verarbeitet und dabei in die strophische form der ritterlichen lyrik umgegossen sind. Diese ansicht könnte man wohl annehmen, wenn man damit den ausgedehnten gebrauch der Nibelungenstrophe in der jüngeren volksepiik vereinigen zu können glaubt.

Dem dichter der Klago sind christliche gedanken in biblischer form sehr wol vertraut, und eine grosse anzahl von stellen hat ihren ausdruck unter biblischem einfluss erhalten; eine tatsache, über die das gesammelte material keinen zweifel lässt, auch wenn Schönbach bei vielen stellen den einfluss nur als wahrscheinlich hinstellt und man hin und wider auch anderer ansicht sein kann (466^b. 467^a ist allgemein episch und auch lyrisch, vgl. Ruge 98, 38. 517—520 ist von N. 2256 beeinflusst). Die darstellung der schmerzensausrüche zeigt mehrfach ähnlichkeit mit dem sprachgebrauch höfischer epiker, besonders Hartmanns. Dennoch ist der verfasser ein geistlicher, wie Schönbach endgiltig feststellt. Über die vorlage, die dieser bearbeitete, lässt sich nur behaupten, dass sie eine schriftliche, einheitliche, poetisch und sagengeschichtlich nicht bedeutende dichtung war. Die zeit der letzten abfassung ist, nach den unlegbaren einflüssen der höfischen poesie, nach der freien, persönlichen stellung des dichters zur überlieferung zu urteilen, nicht zu früh anzusetzen, vielmehr so weit ins dreizehnte jahrhundert zu rücken, als es die handschriften zulassen. Die heimat der Klago ist Österreich, wo auch sonst fürstenklagen bezeugt sind.

In der Kudrun werden die religiösen formeln des verkehrs zwar nicht so häufig (auch verhältnismässig) gebraucht wie im Nibelungenliede, dafür aber werden dem kirchlichen und religiösen leben angehörige tatsachen und handlungen um so mehr berichtet. Das erste hätte sich leicht aus dem mangel an bewegtem dialog, den die Kudrun gegenüber dem Nibelungenliede zeigt, erklären lassen. Das zweite leitet Schönbach überzeugend aus den zeit- und lebensverhältnissen ab, unter denen die Kudrun entstand. Der einfluss der kreuzzüge, des Levanteverkehrs tritt hierin überall deutlich hervor, wie die genauen und durch eine fülle litterarischen und kulturgeschichtlichen materials gestützten beobachtungen Schönbachs dartun. — In richtiger schätzung der schwierigkeiten, die dieses alleinstehende und schlecht überlieferte werk der höheren kritik bietet, weist er so durchgreifende versuche, wie sie Müllenhoff und Wilmanns machten, zurück, hält aber mit Sijmons eine von metrischen beobachtungen (über cäsurreime und Nibelungenstrophen) ausgehende unterscheidung einzelner zusatzstrophen für möglich. Die Kudrunstrophe leitet er nicht aus der Nibelungenstrophe, sondern mit dieser aus der lyrik ab; da die strophe schon lange bestanden haben kann, ehe der Kudrundichter sie anwendete, so legt er auch der Titulrestrophe keine bedeutung für die feststellung der auffassungszeit der Kudrun bei. Diese setzt er später an, als sie gemeinhin angenommen. Verschiedene beobachtungen führen ihn auf die zeit von c. 1230—1240. Damals wurde der alten Hildesage zuerst die Kudrunsage hinzugefügt und schliesslich noch die jugendgeschichte Hagens als einleitung vorangestellt. Die nachahmung des Nibelungenliedes in der Kudrun

findet Schönbach nur erklärbar, wenn das Nibelungenlied bereits allgemeine autorität erlangt hatte; dazu würde stimmen, dass dem dichter oder bearbeiter der Kudrun, wie sich mir (Ztschr. 23, s. 147 fg.) ergab, ein der vulgata am meisten entsprechender text der Nibelungen vorlag. Wenn ich übrigens auch jetzt mein damals (s. 205) über das verfahren des Kudrundichters ausgesprochenes urteil etwas einschränken würde, so kann ich doch an eine bloss gedächtnismässige aufnahme des Nibelungenstoffes, wie Schönbach sie annimmt, nicht glauben: so zusammenhängende nachahmungen wie z. b. in K. 20—30 setzen die eigentliche benutzung einer vorlage voraus. — Die vorstellungen des dichters von landschaft, von lebensverhältnissen, kriegs- und seewesen und seine terminologie, dinge, die nirgends bekantschaft mit niederdeutschen zuständen zeigen, ebenso wie die christlichen anschauungen, der geschmack an märchenhaften ausschmückungen, die romanischen und orientalischen namen lassen die bei der entwicklung der dichtung zusammenwirkenden faktoren erkennen: kreuzzüge, entwickeltes höfisches leben, höfische und spielmännische poesie, zustände der mittelmeerländer und zwar besonders der östlichen mittelmeerländer, beziehungen zu Palästina. „Das kostüm der Kudrun ist das der späteren, der letzten kreuzzüge.“ Man hat dabei also wol besonders an den kreuzzug Friedrichs II. zu denken. Und in der tat wird man nach Schönbachs untersuchungen das epos, wenigstens in seiner letzten fassung, der aber immer noch vereinzelte stropfen zugesetzt sein mögen, etwa in die zeit von 1230 setzen müssen. Dagegen ist die ansicht, dass auch die eigentliche Kudrumsage nicht viel älter ist, nicht hinreichend begründet, und es ist dies auch nicht wahrscheinlich. Unrichtig ist es ferner, das epos zu den spielmannsdichtungen von der art des Ortnit und der Wolfdietriche zu zählen. Durch eine engere verwandtschaft des stils und der epischen technik bilden diese einen kreis, dem weder die Kudrun noch das Nibelungenlied angehört, wenn auch jene durch eine weit grössere menge von zutaten spielmännischer herkunft ihm näher steht als dieses.

Da die handschrift des Alphart aus dem 15. jahrhundert die schlechte widergabe einer erst gegen 1350 angefertigten vorlage ist, wie Schönbach besonders aus den lesefehlern schliesst, so stehen der von Martin versuchten scheidung des echten und unechten unüberwindliche hindernisse entgegen. Die religiösen formeln verwendet Schönbach hier vorzugsweise zu der feststellung, dass der zweite teil des Alphart (von 306 an) die fortsetzung eines anderen (aber nicht späteren) dichters ist. Er berechnet für I 48 formeln, für II als gültig 8, während es im verhältnis hier 24 sein sollten. Obgleich mir diese zählung nicht ganz einwandfrei ist (auch fehlt 311, 4), will ich sie hier doch annehmen. Diese formeln, wird man leicht sehen, sind der rede eigentümlich, besonders der erregteren: vgl. Nib. XX. Nun kommen auf I fast dreimal so viel stropfen mit rede wie auf II: das verhältnis 8 statt 24 wäre hiernach das richtige. Die formel *wis got wilkomen*, hebt Schönbach hervor, findet sich nur in II. Sie kommt hier dreimal vor bei derselben handlung. Nib. 1123, 2 wird sie gebraucht bei der freudigen begrüssung gern gesehener gäste, ebenso II 398—401, in I fehlt ein empfang dieser art. Die abschiedsformeln in I, die Schönbach in II vermisst, beziehen sich fast alle auf die mehr oder weniger rührenden und daher lebhaft geschilderten verabschiedungen von Alphart, II kennt einen solchen abschied nicht. Auch was Schönbach sonst noch für die trennung der beiden teile geltend macht, lässt sich in der hauptsache aus ihrem verschiedenartigen inhalt erklären. Die wenigen wesentlicheren abweichungen werden durch recht bedeutende und zahlreiche übereinstimmungen aufgewogen. Bei der betrachtung der darstellung

des kampfes ist die bemerkung, dass die kämpfe in II einen so viel kleineren raum beanspruchen als die in I, insofern unzutreffend, als die zahl der von kampf erzählenden strophen in II fast noch grösser ist als in I.

So richtig an sich Schönbachs methode ist, so konnte sie doch bei dem verschiedenen umfang und wert des in den vier epen enthaltenen materials nicht in gleicher weise fruchtbar sein. Ausserdem erwiesen sich die stellen für die bestimmung des standes des verfassers, der litterarischen stellung der dichtung, der kultur-einflüsse, die auf sie wirkten, ihrer abfassungszeit im allgemeinen als geeignet, weniger für die höhere kritik. Daher sind die untersuchungen über die klage und besonders über die Kudrun, bei denen es sich um einen bedeutenderen stoff und fast nur um den ersten zweck handelte, auch in dieser beziehung wertvoll und ergebnisreich, während bei denen über die Nibelungen und den Alphart mit diesen hier viel schwächeren mitteln für die beantwortung jener kritischen und litterargeschichtlichen fragen wenig gewonnen wird und ihr wert in dem sonst gebotenen liegt.

Zu den erklärungen einzelner stellen möchte ich noch folgendes bemerken. Nib. 1789 wird *si sungun ungeliche, kristen unde heiden scarn niht enein* auf den gesang der zur kirche ziehenden gedeutet. Aber diese stelle, die das singen zwischen dem läuten und dem aufstehen aus den betten erwähnt, soll wol weiter nichts sagen als: ein verschiedener gottesdienst fand statt, getrennt für christen und heiden. *Singen* kann die allgemeine bedeutung „gottesdienst halten“ haben: auch 787, 1 wird es mit *gote dienen* zusammengestellt, Walth. 11, 1 dem *bannen* entgegengesetzt, *ungesungen* bedeutet auch „ohne gottesdienst“ (Mhd. wb. II^b 301). — 945, 3 soll *mettine* gleichbedeutend sein mit einer *vrromesse*, wie sie 750, 3 erwähnt wird. „Aus den angaben, dass es finster war 945, 3, dass licht gemacht wurde 946, 3. 947, 3, ersieht man, dass es spätherbst war: das schickt sich trefflich zu der jagdzeit . . . Dagegen war es 750, wo man vor der frühmesse in der dämmerung schon spiele treiben konnte, natürlich sommer.“ Aber der dichter hat an einen solchen zeitunterschied nicht gedacht: das beweisen seine zeitangaben 756. 820 und seine vorstellung von der sommerlichen natur des waldes (*bluomen* 929, 1. 939, 1). Entweder hat er 945 eine andere kirchliche handlung gemeint als 750 oder er hat dort ein beliebtes motiv (vgl. Kaiserchr. 12245) ohne längere überlegung verwendet. — Die worte Hagens 1897, 3 will Schönbach nicht auf das gedächtnis Siegfrieds beziehen, sondern versteht darunter ein minnetrinken zur ehre des wirtes. Die gewöhnliche deutung wird aber schon nahe gelegt durch das vorangehende *ich hân vernomen lange von Kriemhilde sagen dax si ir herxeleide wolde niht vertragen*, wo also gerade das andenken an den ermordeten Siegfried hervorgehoben wird. — Bei seinem interessanten erklärungsversuch der engelsbotschaft Kudr. 1166 fg. hat er doch übersehen, dass 1168 der erscheinung zweifellos vogelgestalt beigelegt ist; die angaben darüber vermag er (s. 133) mit seinen anschauungen nur gezwungen zu vereinigen.

MÜHLHAUSEN IN THÜR.

EMIL KETTNER.

Vergleich des Hartmannschen Iwein mit dem Löwenritter Crestiens. Graifswalder dissertation 1896. Von B. Gaster. IV, 152 s. 8.

Eine eingehende vergleichung zwischen Crestiens Löwenritter und Hartmanns Iwein hat zuerst Güth angestellt in Herrigs Archiv, bd. 46, 1870, s. 251—292. Auf ihn folgte, offenbar ohne von seinem vorgänger kenntnis zu haben, den er nirgends erwähnt, Settegast: Hartmanns Iwein verglichen mit seiner altfrz. quelle (Marburg

1873). Auch Gärtner: Der Iwein Hartmanns von Aue und der Chevalier au Lyon des Crestien von Troies (Breslau 1875) hat, wenn auch seine methode gewiss nicht unanfechtbar ist, manche treffende einzelbemerkung gemacht.

In erster linie das schroffe urteil, welches W. Förster in der einleitung zu seiner grösseren Iwein-ausgabe (Halle 1887) über die leistung des mhd. dichters gefällt hatte, veranlasste Gaster, die frage nach Hartmanns verhältnis zu seiner vorlage nochmals aufzunehmen, und es ist gewiss zuzugeben, dass seine ausführungen hie und da ein neues moment zu gunsten des ersteren zu tage gefördert haben. Sehr dankenswert ist jedesfalls die ziffermässige zusammenstellung von Hartmanns auslassungen und zusätzen, s. 8 fgg.

Wenn er indessen s. 7 sagt: „Schon Rauch hatte verlangt: ‘Wer die lösung der aufgabe unternimmt, das verhältnis beider dichter so zu beleuchten, dass die frage nach dem beiderseitigen verdienst als erledigt betrachtet werden darf, der muss seinen vergleich nicht auf das ganze und grosse, auf eine nebeneinanderstellung ganzer teile der beiden in rede stehenden gedichte beschränken; er muss ihre abweichungen und übereinstimmungen bis in die einzelnen verse, ja worte, verfolgen’; aber weder er, noch Güth, Settegast und Gärtner, die sämtlich die vortrefflichen neuen Iweinausgaben noch nicht benutzen konnten, haben eine so genaue untersuchung angestellt“ — und also seine arbeitsweise zu derjenigen seiner vorgänger in gegensatz stellen möchte, so entspricht dem die vorliegende leistung keineswegs. Gewiss zwei drittel der schrift würden wegfallen, wenn wir alles das abstrichen, was Gaster den früheren einschlägigen abhandlungen entnommen hat, ohne sie dabei zu citieren; ja die sachliche entlehnung wird nicht selten zur wörtlichen copie. So bemerkt z. b. Güth über das tête à tête Kalogreants mit der tochter des ritters s. 262: „Es liegt etwas sentimentalität in dieser scene so dass hier Crestiens darstellung matt und farblos gegen die innige schilderung Hartmanns erscheint“; dem entsprechend Gaster s. 31: „In der darstellung des zusammenseins Kalogreants und der schönen jungfrau steckt etwas sentimentalität Hartmann hat die ganze scene zarter behandelt als Crestien, dessen darstellung matt und farblos gegenüber Hartmann erscheint.“ Über Laudine's schmerzausbrüche am grabe ihres gemahls, wie der frz. dichter sie schildert, heisst es bei Güth s. 269: „Bei Cr. s. 1156 fgg. ringt und schlägt sie die hände, rauft sich die haare aus, greift sich an die kehle und liest dabei die psalmen, wobei Cr. (v. 1417) aber nicht vergisst zu bemerken, dass diese mit goldenen buchstaben verziert sind.“ Ebenso bei Gaster s. 53: „Bei Cr. (v. 1412) greift sie sich an die kehle, ringt die hände, schlägt sich selber und liest ihre psalmen in einem psalterium, ja Cr. vergisst nicht zu bemerken, dass die buchstaben darin mit gold illuminiert sind.“ Als Artus bei dem neu vermählten paar gastfreundschaft geniesst, hebt Hartmann, statt die dabei arrangierten festlichkeiten zu beschreiben, lieber hervor, wie sehr Laudine ihrem gemahl für die durch sein verdienst ihr zuteil gewordene ehre sich ihm zu dank verpflichtet fühlt; Güth fährt fort s. 275: „Es war ja die erste freude und die erste ehre, welche sie ihrem siegreich heimgekehrten gemahl verdankt“; copiert bei Gaster s. 77: „Es ist ja die erste grosse freude und ehre, welche sie dem nute und der tüchtigkeit Iweins, ihres gatten verdankt.“

Zu seinem schaden hat Gaster Settegast (s. 9) ausgeschrieben, wenn er meint, (s. 36), Hartmanns frommes, gott vertrauendes gemüt zeige sich darin, dass Kalogreant dankbar der hilfe gottes gedanke; denn Gärtner hat s. 24 bereits ganz

richtig darauf hingewiesen, dass Hartmanns vorlage dies moment auch schon enthalten hat (vgl. v. 451).

Endlich sind aber Gasters selbständige ausführungen keinesweges immer glücklich; namentlich hat er wiederholt den frz. text missverstanden; auch hat er öfters kleinlich und ungerecht an Crestiens versen herumgemäkelt, ohne zu bedenken, dass der ästhetische geschmack des 12. jahrhunderts von dem unsrigen naturgemäss nicht selten abweicht. So heisst es s. 29: „Ebenso nimmt Kalogreant bei Crestien die aufforderung widerzukommen beim abschied nur an, weil es eine beschimpfung gewesen sie auszuschlagen; wegen seines wirtes (der ihn so freundlich aufgenommen!) wäre es ihm nicht darauf angekommen, sie abzulehnen.“ Aber Cr. v. 267 fg.: *Petit por mon oste fçisse. Se cest don li escondeisse*, heisst doch vielmehr: „Wenig hätte ich für meinen wirt getan, wenn ich ihm diese gabe abgeschlagen hätte.“ — S. 36: „Bei Crestien wird das unheil dadurch herbeigeführt, dass Kalogreant zuviel (v. 439 *trop*) wasser auf den stein giesst; aber in der erzählung des waldmenschens hierüber (v. 395—97) war von einer bestimmten menge wassers nicht die rede. Hartmann hat das *trop* nicht berücksichtigt.“ Indessen geht aus frz. v. 439: *Mes trop an i eersai, ce dot*, doch nur hervor, dass Kalogreant fürchtet, die masslose heftigkeit dieses unwetters rühre von dem „zuviel“ her. — S. 42. Dass man den vergleich v. 812: „Der ritter kan vor zorn mehr als kohlenlut glühend“, oder den gleich darauf folgenden, der jagd entlohnten, als unschön empfunden haben sollte, bezweifle ich sehr; modern sind sie freilich nicht. — S. 43 tadelt Gaster, dass die durch das fallgatter abgeschnittenen und natürlich nach aussen zu gefallenen sporen zufolge v. 1125 innerhalb des tores lägen; denselben vorwurf hatte schon Settegast s. 10 gegen den dichter erhoben. Sicherlich zu unrecht, denn in den worten v. 1122 fgg.: *La sele asseç plus que demie Est ça dedanz, ce reons bien, Ne de lui ne reomes rien Fors que les esperons tranchiez, Qui li cheïrent de ses pies*, wird überhaupt nichts davon gesagt, wo die sporen liegen; der leser musste das schon aus v. 951 fgg. wissen. — S. 56 meint Gaster, Crestiens worte v. 1498—1506 forderten uns zum spott heraus, gibt aber die stelle dann ganz ungenau wider, wodurch die gegenüberstellung von *Nature* und *Dieu* garnicht zum ausdruck kommt. Dagegen bringt Gütth s. 271 parallelstellen aus Ariost und einem sicilianischen volksliede bei, wozu sich noch der schluss von lord Byron's *Monody on Sheridan's Death* stellen würde. — S. 79 sagt Gaster gelegentlich der schilderung des Artus zu ehren veranstalteten festes: „Die jungen burschen springen vor freude in die höhe“; aber frz. v. 2354 fg.: *D'autre part refont lor labor Li legier bacheler qui saillent*, kann sich doch nur auf einen tanz beziehen. Eine merkwürdige idee ist auch, dass Crestien das fest wol nur deshalb so eingehend schildere, „damit seine leser, denen solche feste neu sind, vorkommenden falls nach seinen angaben sich richten können.“! — S. 80 nennt Gaster den vergleich von Gawein und Lunete mit sonne und mond, den Gütth s. 275 als ein „hübsches wortspiel“ bezeichnet, „einen stumpfsinnigen witz“ (!), und entstellt in folge eines missverständnisses die worte des frz. dichters, v. 2412 fgg.: *Et neporuce je nel di mie Solemant por son* [sc. Lunete's] *buen renom, Mes por ce que Lunete a non*, wenn er sagt: „schliesslich versichert Crestien selber, dass er den vergleich gar nicht (!) zu ehren Gaweins (!), sondern nur weil Lunete's namen ihm dazu die veranlassung gegeben, angestellt habe.“ — S. 92 fg.: „Natürlicher ist es auch, wenn bei Hartmann (v. 3315) der einsiedler betet, gott möge ihm künftig solche gäste fernhalten; bei Crestien (v. 2856 [l. 2863]) fleht er gott um schutz für den ritter an.“ Aber Crestien sagt genau dasselbe wie Hartmann; Gaster hat nur v. 2862—64 falsch

aufgefasst. — Was daran „spassig“ ist (G. s. 96), dass bei Crestien (v. 2382 fgg.) „Iwein dem löwen ein stück seines schweifes abhauen muss, weil die schlange sich daran festgebissen hat“, bekenne ich nicht einzusehen; ebensowenig, inwiefern sich Crestien „etwas wunderlich ausgedrückt“ hat, wenn er v. 3567 spricht von *le mur qui estoit crevex* (G. s. 101); risse in einer mauer sind doch etwas sehr gewöhnliches. — Endlich lesen wir s. 145: „Bei ihm [sc. Cr.] fordert Launce ihre herrin auf, Iwein ihren zorn zu verzeihen; das ist sehr schief ausgedrückt, denn Iwein war ja der schuldige teil; Hartmann lässt sie richtiger sagen v. 8071: *Vergebt im sine missetât.*“ Der verfasser hat frz. v. 6756: *Dame, or li pardonex vostre ire!*, den z. b. der nordische übersetzer wörtlich so widergegeben hat (Riddarasögur s. 135¹⁸ fg.): *Fyrirgefít honum, frá min, nú reidi ydra* = „Traget ihm nun euren zorn nicht länger nach“, nicht verstanden.

So leistet diese etwas prätentios auftretende erstlingsarbeit nicht ganz das, was man der einleitung zufolge von ihr hätte erwarten sollen.

BRESLAU, JULI 1897.

E. KÖLBING.

Die Alexanderchronik des meister Babiloth, ein beitrage zur geschichte des Alexanderromans. Programm des Eberhard-Ludwigs-gymnasiums. Von prof. dr. Herzog. Stuttgart 1897.

Die „Cronica Alexandri des grossen königs“, ein werk des ausgehenden mittelalters, das in der Dresdner handschrift einem „Meister Babiloth“ zugeschrieben wird, gehört zu den letzten und geringwertigsten ausläufern des Alexanderromans, entbehrt jedoch, als ein seinerzeit offenbar ziemlich beliebtes und weit verbreitetes unterhaltungsbuch, nicht eines gewissen litterarischen interesses. Nachdem ich vor einem jahrzehnt (in der festschrift der badischen gymnasien zum Heidelberger jubiliäum 1886 s. 112 fgg.) den inhalt der chronik näher untersucht und auf seine quellen zurückgeführt hatte, hat es nun Herzog unternommen, mit verwendung einer grösseren anzahl von handschriften das buch zum abdruck zu bringen. Das vorliegende programm enthält von seiner ausgabe die einleitung und das stück der chronik, das Alexanders herkunft und jugendzeit behandelt.

Um den leser über die quellen der chronik zu orientieren, schickt Herzog zunächst eine besprechung der ältesten bearbeitungen des Alexanderromans voraus. Auf diesem schwierigen gebiet wird man freilich erst durch jahrelange beschäftigung einigermaßen heimisch, und so ist nicht zu verwundern, dass der verfasser die litteratur noch nicht genügend beherrscht, und dass ihm hier mancherlei irrthümer begegnen. Unter anderm ist ihm das erscheinen von Raabes ausgabe der armenischen übersetzung entgangen und er kennt über diesen wichtigen text des romans nur die kurzen bemerkungen Nöldekes und Römhelds. Da immer noch manche fachgenossen auf die versprochene fortsetzung der untersuchungen des letzteren zu hoffen scheinen, so sei hier beiläufig mitgeteilt, dass Römheld bereits vor zwanzig jahren in Hersfeld gestorben ist.

Was die unmittelbare quelle der chronik, die sogenannte *Historia de preliis*, betrifft, so folgt Herzog in seinen erörterungen über die verschiedenen bearbeitungen dieses vielgestaltigen werks den aufstellungen, die ich im 18. bande dieser zeitschrift und in der erwähnten festschrift, vorbehaltlich eingehender begründung in meiner ausgabe Leos, kurz angedeutet, bezüglich des textes I₂ am letzteren orte auch weiter ausgeführt habe. Doch möchte ich zu s. 8 bemerken, dass meine ausgabe nicht

bloss die erweiterten texte, sondern zunächst die ursprüngliche fassung behandeln soll, ferner auch, dass ich bd. 18 s. 388 dieser ztschr. natürlich keineswegs eine klassifikation der handschriften bieten, sondern nur jede der von mir aufgestellten textformen durch einige beispiele belegen wollte. An eine erschöpfende klassifikation der handschriften Leos ist überhaupt vorderhand nicht zu denken, und Herzog würde wol auch keine solche erwartet haben, wenn er, statt des kurzen verzeichnisses in Landgrafs ausgabe, die lange und trotzdem noch weitaus nicht vollständige liste P. Meyers gekannt hätte.

Hat sich der verfasser in den beiden ersten abschnitten, wie begreiflich, in der regel nur den ergebnissen anderer angeschlossen, so hat er dagegen das verhältnis der Chronik zur Historia de preliis nochmals selbst untersucht und ist dabei zu denselben resultaten, wie ich, gelangt. Ausser den im druck erschienenen texten hat er hierfür die Stuttgarter hs. 411, cod. lat. Mon. 824 und 14796 und die Berliner hs. 49 verwendet. Von der pseudo-Aristotelischen schrift „Secreta secretorum“, die gleichfalls zu den quellen der Chronik gehört, war ihm kein text zugänglich. Ich bin damals, trotz beziehung mehrerer, auch ungedruckter texte, zu keinem abschliessenden urteil über die verschiedenen fassungen dieses traktats gelangt, und habe mich inzwischen überzeugt, dass sich hier ohne beträchtliche mitwirkung der orientalischen philologie überhaupt keine klare einsicht erreichen lässt.

Der eigentliche wert der arbeit Herzogs liegt im dritten und vierten abschnitt, die von den handschriften der deutschen chronik handeln. Die von mir nanhaft gemachten 8 handschriften, von denen ich nur drei benutzen konnte, hat er mit ausnahme der Wolfenbütteler, die nicht ausgeliehen wird, alle herangezogen und nach form und inhalt sorgfältig untersucht. Dass dies das gesamte handschriftliche material sei (s. 10), möchte ich zwar nicht behaupten; aber allzuviel wird wol eine weitere durchforschung der bibliotheken nicht hinzufügen¹, und wahrscheinlich wird sich das neu hinzukommende denselben beiden, erheblich von einander abweichenden textklassen einreihen, die ich bereits nach den wenigen mir vorliegenden handschriften unterscheiden konnte, und die nun von Herzog auf grund eines reicheren stoffes genauer beschrieben und gekennzeichnet werden. Die eine, die Herzog A nennt und ihrem dialekte nach als oberdeutsche bestimmt, enthält einen text, der durch das verschieben von blättern in einem ungebundenen archetypus in unordnung geraten ist; die andere, B, die ausser der von mir benützten Dresdener nur noch durch die Berliner handschrift vertreten ist, zeigt mitteldeutschen dialekt und ist von jenem fehler frei. Mit recht gibt Herzog der zweiten klasse den vorzug, aber die ursprüngliche fassung des werkes lässt sich einstweilen auch aus dieser nicht gewinnen, da der Berliner text unvollständig erhalten, der Dresdener willkürlich verkürzt ist. Unter diesen umständen hat Herzog seine ausgabe so eingerichtet, dass die Stuttgarter und Dresdener handschrift als vertreterinnen der beiden recensionen neben einander zum abdruck kommen, während die abweichungen der anderen handschriften unter dem text vermerkt sind. Für die fortsetzung der ausgabe wäre zu wünschen, dass die fälle, wo St u und D die lesart ihrer klasse unrichtig oder unvollständig wiedergeben, im text durch ein zeichen angedeutet und die ergänzenden varianten durch den druck hervorgehoben würden. Auch sollte der herausgeber

1) Kürzlich machte mich herr dr. H. Fuchs in Giessen auf eine niederdeutsche fassung der Alexanderchronik aufmerksam, die in Rostock gedruckt und von Wichmann (Mecklenburgs altniedersächsische litteratur III, 87) ausführlich beschrieben ist.

doch nicht so ganz bei dem, was A und B überliefern, stehn bleiben. Denn der archetypus, auf den A und B gemeinsam zurückgehn, enthielt, wie ich (a. a. o. s. 113 anm. 2) nachzuweisen versucht habe, bereits mehrere fehler, die sich teilweise mit hilfe der lateinischen vorlage beseitigen lassen. Heisst es z. b. s. 49 in B: *do wart; Phylippus weynende und alle andere mit ihm*, in A mit weiterer entstellung *und all die andern mit ihm*, gegenüber I₂: *cepit Phil. rex flere et Alexander cum eo*, so ist doch klar, dass diese abweichung nicht etwa auf die lateinische vorlage der Chronik zurückgeht, sondern dass auch im deutschen text ursprünglich gesagt war: *und alexander* (so schreibt die Chronik gewöhnlich) *mit ihm*. Ein solcher fehler müsste ebenfalls kenntlich gemacht, oder doch wenigstens in den anmerkungen verbessert werden. Endlich dürfte vielleicht eine nochmalige kollation der handschriften zu empfehlen sein; s. 32 fehlt z. b. aus sp. 1^a der Dresdener hs. *do weder* = *darwider* A nach den worten: *noch* (hs. *nach*) *tat keynerley künst*.

Die im nachtrag (s. 60) erwähnte metrische bearbeitung der Historia de preliis, von der kürzlich eine handschrift nach Berlin gelaugte, ist vermutlich das bekannte werk des Quilichinus.

BADEN - BADEN, OKT. 1897.

AD. AUSFELD.

Das büchlein gleichstimmender wörter aber ungleichs verstandes des Hans Fabritius. Ältere deutsche grammatiken in neudruck herausgegeben von **John Meier**. 1. heft. Strassburg, Trübner. 1895. 8. XI, VI, 44 s. 2 m. Die deutsche grammatik des Laurentius Albertus. Ältere deutsche grammatiken usw. 3. heft. Von **Carl Müller-Fraureuth**. Strassburg, Trübner. 1895. 8. XXXIV, 160 s. 5 m.

Die von John Meier begründete sammlung älterer deutscher grammatiken hat nicht mit dem vorliegenden ersten heft ihren anfang genommen; vorausgegangen war diesem vielmehr das zweite heft, Weidlings ausgabe der grammatik des Johannes Clajus, Strassburg 1894. Dass der gedanke, die ältere deutsche grammatik in neudruck zugänglich zu machen, ein glücklicher und fruchtbarer ist, dafür bedarf es keiner erörterungen. Dem herausgeber gebührt dank dafür, dass er der bisherigen zersplitterten herausgabe einzelner werke gegenüber die sammlung ins leben gerufen hat, die den überblick erleichtert und recht eigentlich erst die studien ermöglicht, die an die ältere deutsche grammatik anzuknüpfen berufen sind. Es sind mehrere arbeitsgebiete, die hier in mitleidenschaft gezogen sind. Ganz allgemein ist es für die litteraturgeschichte von bedeutung, die geistigen fäden aufzudecken, die den oinen oder andern dieser grammatiker mit den bestrebungen seiner zeit vorknüpfen; im besonderen ist es die aufgabe der geschichte des deutschsprachlichen unterrichts, die abhängigkeit der grammatiken untereinander und von gemeinsamen mustern nachzuweisen. Für die sprachwissenschaft haben methodische fragen interesse; es ist gerade im überblick lohnend, zu vergleichen, wie eine oder die andere beobachtung von den beobachtern so verschieden gedeutet wurde; andererseits wie oft auf einer primitiven stufe der erkenntnis vorahnungen späterer wahrheiten auftauchen. Ein besonderes gewicht möchte ich jedoch auf die ergebnisse legen, die für die neuhochdeutsche grammatik hier zu gewinnen sind. Bei dem wachsenden interesse, das gerade den grundbedingungen unserer neueren sprache gewidmet wird, gewinnen auch diese ersten gesetzgebenden faktoren ihre besondere bedeutung. Und andererseits lässt sich an

tatsächlichen beobachtungen für den sprachstand des 16. jahrhunderts aus diesen grammatiken doch mehr ziehen, als man gewöhnlich annimmt.

Die aufgabe eines herausgebers scheint sich mir hier demnach neben der textkritischen behandlung vor allem auf eine einleitung zu beschränken, die den beziehungen des betreffenden denkmals zu den oben angedeuteten fragen gerecht wird.

John Meier gibt uns in seinem neudruck den ersten abdruck einer bisher nur dem namen nach gekannten schrift, die er in einem lange vermisst gewesenen sammelband der ratschulbibliothek zu Zwickau aufgefunden hat. Aus diesem grunde wol greift das erste heft in den kreis ein, der durch Johannes Müllers Quellenschriften und geschichte des deutschsprachlichen unterrichtes bis zur mitte des 16. jahrhunderts (Gotha 1882) im wesentlichen abgeschlossen ist, und für den die sammlung Meiers vor allem eine ergänzung nach dem 17. jahrhundert zu bieten soll. Die schrift des Fabritius stammt aus dem jahre 1531, da aber Johannes Müller (s. 381, ann. 244) diese „von Gottsched (Deutsche sprachkunst 5. aufl. Leipzig 1862 s. 601) angeführte schrift“ als desideratum hatte bezeichnen müssen, gibt sie jetzt ein willkommenes bindeglied zwischen Müllers Quellenschriften und der neuen sammlung.

In der ausgabe schliesst sich Meier genau an das original an, die abkürzungen sind aufgelöst, druckfehler verbessert. Die tabelle dieser änderungen auf s. VII/VIII hat insofern interesse, als an einzelnen buchstaben die fehlerquelle besonders deutlich hervortritt. Unter den litterarhistorischen beziehungen hat Meier mit sichtlicher liebe das biographische moment kräftig herausgearbeitet. Auch der zusammenhang mit der pädagogischen litteratur kommt zu seinem rechte, wie ebenso den lautphysiologischen betrachtungen des verfassers mit grund eingehendere beachtung geschenkt wird. Dagonon hätte ich für den vierten der oben angeführten punkte allerdings mehr ausführlichkeit gewünscht.

Meier hebt hier richtig hervor, dass die sprache des Fabritius in keiner weise einheitlichkeit zeige, dass vielmehr die thüringischen eigenheiten des druckortes vorherrschen, neben denen sich die dem verfasser angeborenen oberdeutschen besonderheiten geltend machen, durchkreuzt von niederdeutschen elementen, die wol als spuren der wanderschaft aufzufassen sind. Hier, glaube ich, hätte das oberdeutsche als das grundelement bezeichnet werden müssen, das der sprache des Fabritius trotz der mitteldeutschen lautgebung doch den eigentlichen charakter aufsprägt. In syntax und wortschatz kommt es viel kräftiger zur geltung, als der herausgeber andeutet. Nur auf einiges möchte ich aufmerksam machen, wie das verschobene „helfen“ in: *wie wol etliche stimmen end sylben bücher von hoch berumpten end wohlgelehrten männer im druck ausgangen, wil ich die selbigen engeschmecht, sonder vil mehr zu erhalten helfen haben* (s. 13); hieher gehört auch das adverb „tapfer“ in verbindungen wie *so ever etlich weren, die solche kunst lust hetten zu leren, die komen frey dapfer zu mir* (s. 43). Auch in dem satze: *so ens nun Christus unser aller erlöser end seligmacher also sein wort mit geteilt*, verrät sich wol der oberdeutsche, denn in mittel- und niederdeutschen denkmalen wiegt in dieser zeit für salvator „gesundmacher“ vor. Im lautstand ist als oberdeutsche auch das schwanken der anlautenden dentalen hieher zu ziehen, media für tenuis (*dapfer*) und umgekehrt (*wie ich willens wer ein künstliches rechenbuch in truck zu geben* s. 2).

Die einleitung von Müller-Fraureuth zu seiner ausgabe der grammatik des Laurentius Albertus grenzt sich ganz und gar auf den zweiten gesichtspunkt ein, der nach der oben angegebenen reihenfolge bei dieser sammlung in frage kommt.

Die stellung innerhalb der grammatik, die abhängigkeit von den vorgängern wird gekennzeichnet und zwar beschränkt sich Müller ganz auf die lateinische grammatik, die er in den werken des Melancthon und Camerarius als die eigentlichen vorläufer des Laurentius anerkennt. Abschnitt für abschnitt wird vorlage und ausführung geprüft und neben der entschiedenen anlehnung an die antiken schemata doch auch eine gewisse selbständigkeit, ein feiner blick, eine glückliche beobachtung gerühmt. Die darstellung, die Müller hier wählt, erleichtert bei der lektüre des textes das nachschlagen, sie macht es einem aber unmöglich, vor dieser lektüre schon sich ein bild zu machen, sie erschwert den überblick. Auffallend müsste es erscheinen, dass der grammatik des Ölinger in diesem zusammenhange mit keinem worte gedacht ist, galt ja doch vor nicht langer zeit Laurentius Albertus als blosser plagiator des Ölinger. Der grund für diese nichtberücksichtigung des Ölinger liegt in demselben litterarhistorischen abschnitte der einleitung unterdrückt hat. Nachdem Reifferscheid in der Allgemeinen deutschen biographie unter Osterfrank das verhältnis umgekehrt und den Ölinger für den plagiator des Laurentius erklärt hatte, kam Müller in der festschrift zum 70. geburtstage R. Hildebrands auf den gedanken, beide namen zu identificieren und die unter dem namen Ölingers gehende grammatik als eine spätere und anderen zwecke gewidmete ausgabe unserer grammatik aufzufassen. Diese annahme war zu wenig begründet, um zustimmung zu finden, es standen ihr zu gewichtige gründe gegenüber, unter denen inzwischen einige von dem herausgeber der sammlung in den Beiträgen zur geschichte der deutschen sprache und litteratur (20, 565 fgg.) geltend gemacht worden sind¹. Trotzdem aber beherrscht diese annahme unausgesprochen die ausgabe Müllers und sie hat nun den so wünschenswerten vergleich beider darstellungen unmöglich gemacht. Auch die allgemeinen persönlichen beziehungen, den eigentlichen biographischen hintergrund, vermisse ich nur ungern in der einleitung, wenn uns auch der letztere im texte selbst mit lebenswarmen farben entgegentritt. Von allgemeinerem interesse ist hier eine stelle in der widmung, die an den apostolischen pronotar, den Würzburger canonicus Johann Aegolf von Kröningen gerichtet ist. Von der pflege der deutschen sprachstudien um diese zeit sagt Laurentius: „hic respondendum: quod apud doctos literatosque viros, et in summorum excellentissimorumque hominum aulis atque familiis, summa cura diligentia et industria linguae nostrae excolendae adhibeatur, quorum in archivis, tablinis, et cancellariis (ut vocant) actiosa, luminosa et gravissima verba invenire, aut a veteribus inventa et composita enere, atque collocare, et rebus commoda applicare studiosissime annuntur. Atque in hoc studio, efferant alii alios, quoscumque velint, de te autem hic testari iure cogor, quod praeter multa a Deo dona tibi collata, linguae nostrae antiquae et avitae multum splendoris, et ornamenti addas“ (s. 3). Hier erwächst also die deutsche grammatik aus der lektüre und der beschäftigung mit alten sprachdenkmälern, es sind vergangene sprachperioden, die durch das fremdartige ihrer formen die notwendigkeit grammatischer studien darlegen; bei Ölinger umgekehrt sind es fremde sprachen, die dieselbe wirkung erzeugen. Wir sehen die wissenschaftliche und die praktische grammatik aus ihren wurzeln entkeimen. Beachtung mag auch eine stelle aus dem abschnitt „Utilitas et finis hujus

1) Kurz nach absendung des manuscrites dieser anzeige ist die ausgabe der grammatik des Ölinger als 4. heft der sammlung erschienen. Der herausgeber, W. Scheel, der den Ölinger auf seine quellen prüft, stellt sich ebenfalls mehr auf die seite von Reifferscheid, ohne jedoch plagiat anzunehmen.

instituti^a finden, die über die fremdwörtersucht sich folgendermassen ausspricht: „hoc idem Germanis contingit, qui adeo non excolunt aut absolvunt suam linguam, ut cum in quotidianis tum gravibus rebus à Græcis, Latinis, Gallicis, et pluribus aliis linguis abstinere nullo modo possint“ (s. 15).

Aus der grammatik selbst lassen sich mannigfaltige für die geschichte der neuhochdeutschen sprache belangreiche beobachtungen hervorheben. S. 25 wird der unterschied von *das* = quod und *das* = hoc zum ersten male festgelegt, den das deutsche wörterbuch 2, 811 erst für Henisch anmerkt, während ihn Pietsch in der einleitung zur Lutherausgabe (XII s. 12) richtig in das 16. jahrhundert setzt. Interessant sind die bemerkungen über die diphthonge (s. 29, 30), für die vor allem die differenzen einzelner sprachstufen beobachtet sind. Unter die diphthonge wird auch der umlaut gerechnet, wobei für das umlauts-*e* gute und schiefe beobachtungen gleichmässig von selbständigem denken zeigen, wofern nicht auch für diese und andere bemerkungen noch eine unbekante, dem Ölinger wie dem Albertus gemeinsame vorlage aufgefunden sind. Die deklination wie die conjugation klebt am lateinischen schema und zeigt — wie noch heute die deutsche schulgrammatik — das ängstliche bestreben, die lateinische formenfülle, die doch der deutschen sprache verloren gegangen ist, durch künstliche bildungen widerzugeben. So spielt unter den casus der ablativ und der vocativ, unter den modi ein vollkommen ausgebildeter imperativ seine rolle; aus der griechischen grammatik ist ein künstlicher optativ entlehnt (*wolt got, ich heft*) u. a. Am deutlichsten wird diese abhängigkeit jedoch beim tempus, das in der deutschen grammatik ja ganz verkümmerte formen zeigt und nun auf dem Prokrustesbett der lateinischen sprache die unnatürlichsten verrenkungen erleidet. Selbständiger und freier ist die vergleichung der praepositionen mit den adverbien (s. 131) und ganz aus dem deutschen sprachgebrauch geschöpft sind die bemerkungen über die wortstellung (s. 104). Die regelmässige folge von subjekt und verb (*ich hab*), die sogenannte inversion auch in der parataktischen form des nebensatzes (*hab ich es getan, so straff er mich*) und endlich die eigentliche nebensatzstellung (*dieneil er sich dann dessen angemasset hat*) werden aufgeführt. Das neue an der grammatik des Laurentius im verhältnis zu seinen deutschen vorgängern ist der abschnitt, der die syntax behandelt, er ist jedoch, wie der herausgeber zeigt, in hohem grade abhängig von Melancthon und Camerarius und umfasst nur den zehnten teil des ganzen werkes, das freilich vielfach mit einzelbemerkungen in das gebiet der syntax übergreift. Die congruenz, die in der deutschen syntax eigentlich nur eine geringe rolle spielt, wird mit der ganzen breite behandelt, die der antiken syntax gebührt. Daneben vermag sich nur noch die lehre von der rektion der casus geltung zu verschaffen. Ein erstes anzeichen von mundartlicher syntax (Enallagen Saxones et Belgae nonnunquam inmiscet nobis inusitatum, neque ab aliis discendam, ubi infinitivum ponunt, als *Er aber immerzu schlagen, die nächsten zulauffen, sie schreien pro er aber schlug jimmerzu, die nächsten zulieffen* usw.) stammt nach Müller aus der vorlage, aus Camerarius. Wichtig aber ist diese bemerkung, weil sie die volkstümliche wurzel dieser infinitivconstruction im norden nachweist und damit zugleich die erklärung als aus einer verwitterung des in norddeutschen mundarten besonders beliebten periphrastischen praeteritums nahelegt: er war schlagend, war schlagen, — er schlagen.

Geschichte der minnesinger von **Fritz Grimme**.¹ 1. band. Die rheinisch-schwäbischen minnesinger. Paderborn 1897. XVI, 330 s. 6 m.

Der gedanke, die äussere lebensgeschichte der altdeutschen liederdichter besonders auf grund der urkundlichen zeugnisse im zusammenhang darzustellen, wird allseitigen beifall finden. Seit von der Hagens umfassenden forschungen, die aber in jeder hinsicht veraltet und bekanntlich auch nicht immer zuverlässig sind, ist dieser versuch nicht mehr erneuert worden. Wol brachten Haupt, Bartsch, Stälin u. a. neues material bei, jedoch nur auf beschränktem gebiete. Die arbeit kann mit vollem erfolge nur von einem tüchtigen archivär und historiker unternommen werden, der mit sicherem blick die weit verstreuten nachrichten aufzufinden und sorgsam zu verwerthen versteht. Grimme hatte sich diese dankenswerte aufgabe bereits vor längerer zeit (1885) vorgesetzt und darauf hin die süddeutschen archive und bibliotheken durchforscht. Einige seiner funde veröffentlichte er in zeitschriften. Im vorliegenden buch erscheint das gesamte für Schwaben und die Rheulande zu gebot stehende material neu gesichtet und gesammelt. Im ganzen sind 34 minnesinger, 18 rheinische und 16 schwäbische, darunter ein bisher völlig unbekannter, Heinrich Offenbach von Isny, behandelt. Die bisher benutzten nachrichten werden theils erheblich vermehrt, theils berichtigt, so dass das geschichtliche bild mancher dichter oft sehr wesentlich sich verändert. Die anordnung des Grimmischen buches ist durchaus zu loben. Die urkunden und regesten, soweit sie die mhd. dichter unmittelbar betreffen, sind in einem besonderen abschnitte (s. 224—303) vorgelegt. Diese quellenzeugnisse, in die etwaige nachträge leicht und bequem eingefügt werden können, bilden die grundlage der im ersten abschnitt (s. 1—221) gegebenen geschichtlichen darstellung. Dem benutzer des buches wird so stets die möglichkeit selbständiger nachprüfung der zeugnisse und eigener von der darstellung des verfassers unabhängiger ansicht darüber gegeben. Diese reinliche sonderung der quellen selber und der darauf beruhenden geschichte scheint mir der grösste vorzug des buches, wozu sich noch das genaue orts- und personenverzeichnis (s. 304—330) gesellt. Auf die schnellste und bequemste art gewinnt man übersicht über alle einzelheiten, die im buche zur sprache kommen und einsicht in ihre urkundliche begründung. Bei verwertung der zeugnisse geht Grimme mit grösster sorgfalt zu wege, alle möglichkeiten sind rieflich erwogen. Auch die aus den gedichten selber zu entnehmenden anhaltspunkte finden gebührende rücksicht. Ich hebe hier einige der von Grimme erwiesenen oder doch sehr wahrscheinlich gemachten neuen ergobnisse hervor. Berngers von Horheim heimat glaubt Grimme s. 20 im badischen seekreise, südlich von Stühlingen annehmen zu sollen. Der dichter starb vielleicht in jungen jahren 1196 in Italien. Ulrichs von Gutenberg wohnsitz war die feste Gutenberg in der nähe von Diedelshausen bei Rappoltsweiler i. E. (s. 13). Friedrich von Leiningen regierte 1189—1220, nicht wie Bartsch irrthümlich behauptet, indem er zwei verschiedene personen zusammenwirft 1214—39 (s. 26 fgg.). Ob der 1270—87 in urkunden bezengte Burkart III. von Hohenfels ein sohn des minnesingers Burkart II († nach 1242) ist, wie Grimme s. 47 sagt, scheint mir zweifelhaft. Der zeitabstand lässt eher an einen enkel des dichters denken. Zum beweis für Grimmes sorgfalt hebe ich hervor, dass er s. 261/2 den Basler Conrad Goeli, von dem Bartsch (Schweizer minnesinger LXXXVII) nur eine einzige urkunde kennt, in 27 urkunden aufzählt. Er entscheidet sich übrigens gegen Bartsch und Herzog, die Diethelm Goeli in Basel 1254—81 für den minnesinger

1) Vgl. Schulte, Litteraturblatt f. germ. u. rom. phil. 1897, 260/6.

erklären, für den vogt Goeli in Freiburg i. B. 1248—80. Die nachkommen des Dürners versetzt Grimme jetzt nach Mengen bei Signaringen (s. 108). Durchaus überzeugend ist die verteilung derjenigen urkunden, die von 1125—1256 Hiltbold von Schwangau erwähnen, auf 4 träger dieses namens (s. 134). Der dichter begegnet vielleicht schon 1179, sicher 1221. Ulrich von Winterstetten aus der Schmalegger linie, den späteren domherrn weist Grimme (s. 161) urkundlich bis 1280 nach. Er hält aber einen sprossen der eigentlichen linie Winterstetten, Ulrich, den angeblichen sohn Konrads, für den dichter und findet diesen 6mal, 1239—80 in urkunden. Es ist allerdings sehr fraglich, welche urkunden gerade für diesen Ulrich in anspruch genommen werden dürften, da auch der Augsburger domherr gelegentlich schlechthin als schenk Ulrich von Winterstetten angeführt wird. Konrad von Bickenbach stellt Grimme nicht zum Bopparder ministerialengeschlecht, sondern zu den freiherrn von Bickenbach bei Alsbach an der bergstrasse und hält ihn für Konrad II. (1254/75). Die regesten (s. 244/46) verzeichnen hier, wol aus versehen, nur die Bopparder familie. Für Wachsmut von Mülhausen, dessen lieder s. 172 auf die mitte des 13. jahrhunderts angesetzt werden, vermutet Grimme zugehörigkeit zu einem ministerialengeschlecht im dienste der schwäbischen herrn von Mülhausen. S. 192 lenkt Grimme gegen Bartsch und Herzog die möglichkeit, das bild der handschrift C auf ein bestimmtes Ereignis im leben der herrn von Buwenburg auszulegen. Rudolf den schreiber findet Grimme s. 208 in Augsburger urkunden 1280 und 1289. Endlich erkennt Grimme in des bischofs Nikolaus I. von Konstanz (1334—44) secretär Heinrich, von dem die Zimmerische chronik berichtet, er sei „mit den deutschen lieder und gerühmten gedichten umgangen“, den in urkunden aus der zeit des bischofs und nach 1347 mehrfach erwähnten notar und domherrn Heinrich Offenbach von Isny, der, obwol ein geistlicher in hohen ämtern und wüorden, doch noch um die mitte des 14. jahrhunderts der pflege der dichtung sich hingab, zu einer zeit, als das deutsche lied sich bereits in die stuben der meister zurückgezogen hatte, und der daher nicht mit unrecht als der letzte minnesinger in Schwaben bezeichnet werden dürfe.

Grimmes buch macht im ganzen einen guten eindruck. Es wird gewiss die aufnahme und beachtung finden, die der verfasser wünscht, um ihm in baldo die geschichte der bayerischen und österreichischen minnesinger folgen zu lassen. Schon die vereinigung der weit verstrouten nachrichten und abhandlungen über die minnesinger in einem handlichen bande ist ein verdienst, das um so grösser wird, je mehr durch eigene neue forschung und gründliche nachprüfung der quellenzeugnisse die einzelnen fragen gefördert werden. Auch tritt im grösseren rahmen die art und weise der untersuchung viel lebendiger hervor, als in der einzelarbeit. Man lornit daraus, nach welchen grundsätzen solche fragen behandelt werden müssen. Dass Grimme dem fleiss und sammeleifer v. d. Hagens, obwol er in jeder hinsicht, namentlich auch durch ausscheidung aller unnötigen gelehrsamkeit, weit über ihn hinaus gekommen ist, volle anerkennung und bewunderung zollt, dass er nirgends mit billiger geringschätzung über die zahlreichen fehler und irrümer seiner vorgänger aburteilt, gereicht seiner eigenen arbeit nur zur empfehlung.

Goethes werke. Herausgegeben im auftrage der grossherzogin Sophie von Sachsen-Weimar. I. band 37 (mit abbildungen). 47; (schriften zur kunst 1788—1800). III. band 8. Tagebücher 1821—1822. IV. band 19. 20. 21. Briefe vom januar 1808 bis December 1810. 6 bände. 8. Weimar, Hermann Böhlau's nachfolger.

Bei besprechung der von ende 1895 bis ende 1896 erschienenen bände fällt es unangenehm auf, dass eine anzahl derselben, da sie nur halb vorliegen, zur vollen benutzung noch unbrauchbar sind, weil ihnen der gerade für den forschler bedeutendste teil, die lesarten, fehlt. Wir haben schon früher den misstand bedauert, dass der text gedruckt wird, ehe die lesarten abgeschlossen sind, von denen doch dessen gestaltung abhängt, da ohne sie die berechtigung der abweichungen vom früheren wortlaute nicht beurteilt werden kann. Nun hatte der herausgeber der gedichte schon 1891 beim 4. bande die lesarten fehlen lassen, und zwei jahre später, wo er nur die erste abteilung des 5. liefern konnte, die lesarten zum 4. und zur ersten hälfte des 5. zugleich mit der zweiten abteilung nachzuliefern versprochen. Unglücklicherweise hat ihn der tod abgerufen. Zwar wurde die lieferung des schlusses der gedichte tüchtigen kräften anvertraut, aber die aufgabe war so schwierig, dass bis jetzt nichts weiter von den gedichten erscheinen konnte. So hat denn die eile, womit die vollendung der gedichte betrieben wurde, die benutzung des 4. bandes und der ersten abteilung des 5. zum bedauern der teilnehmenden forschler gehindert. Leider gieng dieses übel dann auch wie eine krankheit auf andere bände über. Seit 1894 vermissen wir die 2. abteilung des 13. bandes, der Goethes bearbeitung von Kotzebue's „Schutzgeist“ und die „Paralipomena“ und die „lesarten“ der stücke der 1. abteilung bringen sollte. Auch die „lesarten“ zu den „Wanderjahren“ band 24 und 25, 1 (1894 und 1895) sind noch im rückstand. Ebenso verhält es sich bei dem im vorigen jahre erschienenen 37. bande: die „lesarten“ sollen, was für die benutzung nichts weniger als bequem sein wird, im nächsten bande folgen. (Ist jetzt geschehen.) Den die ausgabe wirklich benutzenden forschler und den liebhaber, der sich nicht gern mit brochierten bänden eines so vornehm auftretenden werkes abgibt, würde die redaktion aufs beste verbinden, wenn sie nur abgeschlossene bände ausgeben und denjenigen bänden den vorrang lassen wollte, die man am meisten wünschen muss, unter ihnen vor allem dem epischen band mit „Hermann und Dorothea“ aber auch die „Lehrjahre“ sollten nicht lange hinter den „Wanderjahren“ zurückstehen.

Was ich gleich beim beginne des erscheinens bemerkt habe, dass man die arbeit ohne alle kenntnis der mängel der ausgabe letzter hand, die man wiedergeben wollte, unternommen, hat sich nur als zu wahr erwiesen. Obgleich von anderer seite längst darauf hingewiesen worden war, welchen ärger Goethe darüber gehabt, dass man bei anordnung dieser ausgabe ohne weiteres mehrfach aus buchhändlerischen rücksichten von seiner bestimmung abgewichen ist, am tollsten darin, dass man den epischen band, der nach des dichters bestimmung zwischen die lyrischen gedichte und die dramen treten sollte, an den schluss rückte, hinter alle prosa! Fanden wir noch im vorbericht von 1887 frischweg behauptet, für den druck seiner werke habe Goethe selbst in der ausgabe letzter hand die norm gegeben. Die ärgerlichen abweichungen des druckes von Goethes verteilung auf die bände habe ich in meiner beurteilung angegeben. Die redaktion wusste von allem diesem nichts. Auch die behauptung, dass die erst nach dem tode des dichters veröffentlichten und die noch ungedruckten stücke sich ohne schwierigkeit einfügen liessen, bewährt sich nur teilweise. Die gedichte des 4. und 5. bandes erscheinen in arger, wenn auch schon in

der beim ersten allmählich erfolgten drucke vorhandenen zersplitterung, die man bei dem neudrucke nach dem tode des dichters vermeiden musste. Und einen anderen hauptpunkt hatte man trotz dem vorbericht ganz übersehen, dass über die wirklich von Goethe gebilligten lesarten keine völlige sicherheit herrscht, die man sich vor der schliesslichen bestimmung durch nähere untersuchung hätte verschaffen müssen. Bei einzelnen bänden hatte schon Vollmer entdeckt, dass zwei oder mehrere in kleinigkeiten abweichende abdrucke der ausgabe letzter hand vorhanden seien; die redaktion aber liess sich das nicht kümmern. Und doch fragte es sich, welche abdrucke von Goethe durchgesehen waren, da diese allein bei der bestimmung der lesarten massgebend sein konnten. Jetzt erst hat Angust Fresenius, wie Suphan (Goethes-jahrbuch XVII, 261 fg.) mitteilt, sämtliche Cotta'sche ausgaben auf diesen punkt hin untersucht, und seine ergebnisse jetzt für den 13. band zusammengestellt. Von band 1, 2, 3—5, 9, 11, 12, 15 (mit ausnahme der „novelle“), 21—23, 29, 31—33 ist die druckvorlage erhalten; Goethe hat die bogen nicht revidiert. Sind diese ergebnisse gedruckt und genau geprüft, so werden danach die bisherigen bände unserer ausgabe revidiert werden müssen; erst dann wird ein tatsächliches bild der textgestaltung vorliegen, und wir über die gewähr jeder lesart sicher sein. Was ich seit einer reihe von jahren über die Weimarische ausgabe nach genauester prüfung gewissenhaft bemerkt habe, wird durch die versicherung von Loepers im Jahrbuche nicht umgeblasen, alles sei in dieser vortrefflich geleistet.

Wenden wir uns zu den im vorigen jahre erschienenen bänden, so erhalten wir im 37. die ersten jugendwerke, zunächst die neujahrswünsche des knaben (?) an die „erhabenen grosseltern“ von 1757 und 1762, den ersteren in fünf-, den anderen in sechsfüssigen jamben; im nächsten jahre „möchte er gern mit fremder zunge reden“. Es folgt die längst bekannte „Höllenfahrt Jesu Christi“ und das von Suphan früher herausgegebene „Buch Annette“, die ältesten dramatischen versuche, die launige „Ode an den kuchenbäcker Händel“, die „Judenpredigt“ (in judendutsch), die „Bruchstücke“ eines Leipziger romans, die „Gesänge von Selma“ (aus Ossian), die „Ephemerides“ und die „Positiones juris“, die rede „Zum Shakespeare-tage“, „Von deutscher baukunst“, der „Brief des pastors“, „Zwo biblische fragen“, die „Recensionen in die Frankfurter gelehrten anzeigen. Die jahre 1772 und 1773“, wovon ein teil als Goethe nicht angehörend, mit kleiner schrift gedruckt, die letzten als „nachträge“ bezeichnet sind. Weiter „Parabeln Davids, königs von Israel und Juda“ und das „Hohe lied Salomons“, dann „Aus Goethes brieftasche“, was der dichter zu Wagners übersetzung von Mercier's „Neuem versuch über die schauspielkunst“ 1774 geliefert hatte, endlich „Goethes anteil an Lavater's Physiognomischen fragmenten“ nach der bestimmung von der Hellen's, auch die dazu gelieferten bilder. Wir haben leider nichts darüber zu sagen, da auch hier die verweisung der lesart auf die zukunft eingerissen ist, die redaktion kurz und gut die lesarten noch nicht geliefert hat.

Glücklicher sind wir mit dem 47. bande, wo den „Schriften zur kunst von 1788—1800“ paralipomena, vorarbeiten und bruchstücke, sodann die lesarten beigegeben sind. Die von Harnack geschickt geordneten paralipomena stammen fast alle aus den jahren 1797—1799, nur wenige gehören etwas früher, etwa 1795, und stehen meist zu den „Propyläen“ in näherer oder fernerer beziehung. Die reihenfolge derselben ist zu grunde gelegt, und, wo es nötig, die textstelle, zu der sie gehören, bezeichnet. Manches ist für Goethes anschauung bezeichnend; so die ausführung über römisches künstlerleben, wo der studiengang der verschiedenen nationen in Rom angegeben wird. Sehr bedeutend erscheinen das allgemeine und die beson-

deren schemata über den dilettantismus, dem die verbündeten dichter besondere aufmerksamkeit zugewandt hatten. Hier erhalten wir sie zuerst vollständig und in ihrer ursprünglichen folge. Zum „Sammler“ findet sich das ursprüngliche diktat, auch die veränderungen zum 6. briefe. Von Flachsmanns „Kompositionen“ liegen noch die ursprünglichen aufzeichnungen vor; ebenso die bemerkungen, die Goethe sich bei seinem besuche des Städel'schen kabinets in Frankfurt 1797 gemacht hatte, und die 1790 im kataloge der gemälde der Dresdener gallerie von 1771 den 500 ersten nummern hinzugefügten kurzen beschreibungen. Auch erhalten wir hier die schematisierung von 200 satirischen kupfern, die er in Frankfurt 1797 entworfen und für Schillers „Horen“ bestimmt hatte. Harnack übergeht dies, so wie die erwähnung dieser kupfer in Goethes brief an Schiller vom 24. juli 1797. Später wurden diese für die „Propyläen“ bestimmt. Reichhaltig sind die lesarten zu dem „Sammler“, wo wir auch zum teil die frühere fassung erhalten.

Der 8. band des Tagebuchs enthält die jahre 1820 und 1821. Darf man auch hier keine neuen, wichtigen enthüllungen erwarten, die schon dadurch ausgeschlossen waren, dass sie einem schreiber diktiert wurden (ausnahmsweise hat Goethe selbst in 2 monaten des sommers 1822 die einträge gemacht) so bringen sie doch manche willkommene, bisher unbekannte nachricht, aber besonders ein bild seiner rastlosen, so ununterbrochenen wie vielseitigen tätigkeit. Gleich in der ersten hälfte des jahres 1821 geben sie von der stetigen fortarbeit an den „Wanderjahren“ kunde, von denen er am 22. mai den ersten gehefteten band in händen hatte. Daneben läuft der druck der naturwissenschaftlichen und litterarischen zeitschrift: bei der ersteren beschäftigt ihn sehr lebhaft die ehrung des englischen meteorologen Howard; er beruhigt sich nicht, bis er die früher entworfenen und gedruckten stropfen in einer würdigeren und erweiterten gestalt, von englischer übersetzung begleitet, herausgegeben und zu Howards kenntnis gebracht hat; darüber gibt unser tagebuch unter dem 16. und 19. september, und am 24. oktober nähere kenntnis. Den revisionsbogen auf welchem dieser neue druck stand, erhielt Goethe am 21. oktober; denn der dort erwähnte Bogen X ist gerade dieser; der herausgeber weiss dies ebensowenig, wie er das gedicht kennt, das dort als das der letzten seite bezeichnet wird. Von Goethes aufenthalt in Marienbad vom 29. juli bis zum 24. august erhalten wir ein volles tagebuch. Er wohnte dort im Klebelsbergischen hause. Dass graf Klebelsberg aus Prag in seinem eigenen hause wohnte, berichtet die kurliste. Aber dieses haus war dasselbe, das der grossvater von Ulrike Lovetzwow früher besessen hatte, wo dessen tochter und enkelin den sommer zubrachten. Graf Klebelsberg, dem es jetzt gehörte, hatte es wider herstellen und zur aufnahme von kurgästen einrichten lassen, frau von Brösigke führte dort die wirtschaft. Goethe speiste am familientische; ausdrücklich wird des besuches des grafen und der frau von Lovetzwow gedacht. Er lernte dort seine letzte leidenschaftliche liebe kennen. Im folgenden jahre weilte er dort vom 19. juni bis zum 24. juli. Seltsamerweise vergisst das tagebuch, in diesem jahre den ort zu nennen, wo er damals eingezogen ist, wenn nicht etwa s. 209, 8 die worte „in Marienbad“ zufällig ausgefallen sind. Fast noch auffallender ist es, dass der herausgeber die lücke nicht bemerkt und ausgefüllt hat. Nicht zu bezweifeln ist es, dass der dichter damals wider im Klebelsbergischen hause wohnte; nur der herausgeber hat nichts davon geahnt. Die terrasse wird ausdrücklich am 3. juli erwähnt, unter den dort spielenden kindern war auch Ulrike von Lovetzwow. Am 7. wird frau von Lovetzwow als krank gemeldet. Frau von Brösigke, ihr gatte und graf Klebelsberg machten ihm ihren besuch. Alle diese zeichen, auch nicht die ver-

gleichung mit dem vorigen jahre, haben den herausgeber darauf gestossen, dass wir uns hier in der familie Levetzow befinden. Durch die eingehenden mittheilungen von Loeppers aus dem noch ungedruckten tagebuch von 1823 sind wir über den aufenthalt Goethes ausführlich unterrichtet, damals fand er das Klebelsberg'sche haus besetzt und musste sich freuen ein anderes passendes unterkommen zu finden; aber mit der Levetzow'schen familie war er immer zusammen.

Für den winter 1822 hatte Goethe sich als hauptgeschäft die „Campagne in Frankreich“ vorgesetzt, die er gleich nach der rückkehr aus Jena am 4. november 1821 in angriff nahm. Neben dieser beschäftigte ihn auch vieles andere, wie „Kunst und altertum“ und der „Paria“. Zunächst nahm ihn gleich Zelter und dessen talentvoller schüler, Felix Mendelssohn, in anspruch, dessen besuch ihn aus Jena nach Weimar gezogen hatte. Über diesen aufenthalt berichtet das tagebuch ausführlich. Schon am ersten nachmittag spielte Felix auf dem flügel. Am folgenden tage lesen wir: „Nach tische musik bis abends“; später gieng man ins theater. Am 6. heisst es: „Mittags mit den gästen“; am 7.: „Mit badeinspector Schütz (einem begeisterten verehrer Bachs und einem tüchtigen klavierspieler) im garten, sodann dem kleinen virtuosen zugehört; mittags zusammen. Nach tische spielte der kleine.“ Am 8.: „Waren vor tische die beiden fürstinnen und der erbgrossherzog gekommen, um den Felix zu hören. Abends grössere gesellschaft.“ Am folgenden tage berichtet Goethe: „Abends für mich, da alles bei Schopenhauers zum concerte war. Nachts Euripides Electra. Später mit der familie zu tisch.“ Den 16. war musikalische unterhaltung, in welcher Strohmeier und Moltke sangen. An den beiden letzten tagen befand Goethe sich unwohl, so dass er zeitig zu bette gieng; den 18. spielte Felix noch nach tische. Das nüchterne tagebuch sticht freilich von dem begeisterten berichte des überseligen knaben auffallend ab. Wie grossen antheil auch der muntere junge virtuose dem dichter erregte, der vierzehntägige besuch des kleinen, den besonders die frauen anzustauen nicht müde wurden, langweilte den in steter tätigkeit lust und beruf findenden alten dichter, der gern abends seinen Euripides las, die vorgesetzten und ihm zusagenden arbeiten und die vielfachen geschäfte betrieb, oder gern ein gehaltvolles gespräch führte, wogegen ihm das ewige einerlei und die vergötterung des knaben lästig fiel. Die inhaltvollen gespräche mit Riemer, dem kanzler Müller und dem architekten Coudray, und die förderung seiner druckwerke zogen ihn mehr an als der junge, freilich wundervoll begabte virtuose. Schon am 7. finden wir ihn mit seinem hauptgeschäfte, der „Campagne in Frankreich“, und der sich anschliessenden „Belagerung von Mainz“ beschäftigt. Die darauf bezüglichen einträge bis zum april 1822 (den ersten revisionsbogen hatte er gleich am anfang des jahres erhalten) geben uns ein lebhaftes bild der redaktion dieses bandes, da sie von tag zu tag berichten, was er daran durchgesehen oder geschrieben hatte. Am 8. april geht er an den letzten bogen der „Belagerung“, und schon am 5. hatte er das neue morphologische heft angegriffen, noch früher das edelsteinkästchen des herzogs neu geordnet und einen ansehnlichen ankauf von edelsteinen für diesen vermittelt, wobei ihn die sorge, keinen zu hohen preis zu zahlen, und das bedenken beunruhigte, ob er in bezug auf die lage seines herrn diesem zu einer so bedeutenden auslage raten dürfe. Eben ist er, am 1. mai, mit der redaktion eines bedeutenden aufsatzes über den urstier beschäftigt, als seine gedanken sich auf die in den nächsten jahren zu bringende neue ausgabe seiner werke richten. Schon am folgenden tage schematisiert er einen vorschlag zu derselben, und sortiert die paralipomena, d. h. die bisher zurückgelegten stücke, worüber die lesarten erwünschte mittheilungen machen. Er vollendet die

durchsicht seines vorjährigen prologs für Berlin, der am anfang des nächsten heftes „Kunst und altertum“ erscheinen soll. Den philosophen von Henning, der in Berlin an der universität vorlesungen über Goethes farbenlehre halten wollte, versieht er mit den dazu nötigen apparaten, besonders mit bezug auf die entoptischen farben. Dann aber forderten die Jonaischen anstalten seinen längeren aufenthalt daselbst, doch wird er schon nach 14 tagen zurückberufen, da er in Weimar noch manches zu besorgen hat, ehe er sich nach Marienbad begeben kann. Das dortige bad war ihm so woltätig geworden, dass er kein bedenken trug, der einladung der frau von Brösigke zu folgen, die ihm die anwesenheit ihrer tochter und ihrer drei enkelinnen, von denen die älteste ihn im vorigen jahre lebhaft angezogen hatte, in aussicht stellen konnte. Seines berichtes über den diesjährigen besuch ist schon oben gedacht. In Eger, wo er am 24. juli eintraf, wurden die in Marienbad hingeworfenen kleinen gedichte abgeschrieben. Dort machte er die bekantschaft dreier bedeutender naturforscher, des grafen Stornberg aus Prag, des dr. Pohl aus Wien und des berühmten chemikers Berzelius aus Upsala. Auch sein weiterer aufenthalt in Böhmen war reich an mannigfaltiger belehrung und anziehung, doch fand er noch zeit das beschädigte handbillet Friedrich des Grossen an den vater des kapitains Brösigke herzustellen, das er aus Marienbad mitgenommen hatte; dieses bezog sich auf die annahme der gevatterschaft des sohnes von Brösigke. Die risse desselben hatte Goethe am 22. august verklebt; am 24. schrieb er die bekannten verse auf Friedrich den Grossen; zwei tage später schickte er beides durch einschlag an Brösigke. Wir bemerken dies, weil von Loeper blos den tag der absendung angibt. Hatte vielleicht der todestag des grossen königs, der 17. august, ihn an sein versprechen gemahnt? Weiter beschäftigten ihn neue hefte „Kunst und altertum“ und „Zur naturwissenschaft“, auch die neugriechischen heldenlieder. Am 16. september kam von Henning an, mit dem er mehrere entoptische versuche wiederholte. Vom 6. oktober an sah er die abschrift von Meyers Kunstgeschichte durch, die er als höchst bedeutend erachtete. Am 7. berichtet das tagebuch: „Kam Felix an und blieb zu tische. Musicierte sodann und abends dessen familie zum thee“, dann am folgenden tag: „Mittag zu sechsen. Felix Mendelssohn ass mit. Abends thee. Mendelssohns und hiesige freunde.“ Felix war ihm schon ein alter bekannter und er selbst hatte damals wenig zeit. Vom 16. oktober an bis zum ende des jahres machte er auszüge aus seinen tagebüchern, aus denen er einen summarischen lebensbericht als fortsatzung von „Wahrheit und dichtung“ geben wollte; noch vor dem ende des jahres dichtete er das „Gebet des Paria“ und die neugriechische ballade „Charon“. Neben diesem fast verwirrenden bilde unausgesetzter tätigkeit gewinnen wir auch einen lebendigen einblick in sein gesellschaftliches und häusliches leben.

Ausser den tagebüchern der beiden jahre erhalten wir einen „anhang“, zunächst einen bericht „Notiertes und gesammeltes über die reise vom 1.—18. august 1822“ mit der unterschrift „vom 16. juni bis zum 29. august“. Der widerspruch in den zeitangaben ist dadurch veranlasst, dass der herausgeber die überschrift verstümmelt hat; von dem hefte, aus dem dieser bericht genommen ist, sind die ersten 30 seiten weggerissen, auch fehlt der schluss von s. 43 an, aber auch diese scheinen bei Hempel schon unter dem geologischen gedruckt. In der überschrift geht noch die angabe „Geologisches“ vorher. Der inhalt sollte nicht als anhang gegeben sein, sondern unter den lesarten des august 1822. Der abschreiber war ein Böhme, dessen schreibhilfe Goethe in dieser zeit in anspruch nahm, in welcher er selbst sein tagebuch führte; letzteres berichtet der herausgeber in der einleitung zum jahre 1822, aber in

den lesarten jener zeit vermisst man jede genaue angabe; nur erraten kann man, dass Goethe mit Besuchte 204, 11 zu schreiben anfieng, aber nicht, wo er schloss, und doch müsste dies bestimmt angegeben sein. Den schluss des „anhangs“ bilden Agenda (aufzeichnungen zu besorgender geschäfte) vom 19. oktober 1821 (1827 ist druckfehler) und vom 1. november desselben jahres, dann von beiden jahren die listen der zum geschenk erhaltenen bücher.

Der abdruck des textes und die lesarten, deren beigefügte erläuterungen keinen anspruch auf vollständigkeit machen, sind in derselben weise wie früher gegeben. Der bearbeiter ist Ferdinand Heitmüller geblieben, dem Julius Wahle zur sicherung des textes beistand leistete. Die namen, die oft unrichtig oder arge nsteltt geschrieben sind, werden meist übereinstimmend gegeben. Leider ist dies nicht streng durchgeführt. 92, 12 wird die beibehaltung des gemeinen honorationen mit beziehung darauf, dass diese dialektisch volkstümliche form auch bei Fritz Reuter vorkomme, und mit dem ernstlichen grunde angenommen, dass Goethe das betreffende diktat sorgfältig korrigiert, aber diese form habe stehen lassen; daraus folgt aber noch keineswegs, dass er sie gebilligt, sondern, da er vieles zu verbessern hatte, diesen fehler übersehen habe. Und was die hauptsache, 228, 9 steht das richtige honorationen in handschrift und druck. Das entscheidet schon allein; denn der bunte wechsel zwischen verschiedenen formen ist in einem anständigen druck überhaupt nicht zu dulden. Dass in Goethes tagebüchern Winzerla und Winzerle, Kanzlar und Kanzler bunt durcheinander laufen, ist in keinem falle zu billigen. Wir hören freilich, dass Kanzlar von dem steif förmlichen Kräuter, Kanzler von John geschrieben wird: sollen wir uns deshalb die verschiedenen formen gefallen lassen? Einmal finden wir troschke, ein andermal droischke, auch ein ethymologisches wird uns nicht erspart (355, 24). In 100, 15 ist noch der gemeine schreibfehler begleitet statt bekloidet stehen geblieben, während 109, 13 Goethes eigene verbesserung bekleidung aufnahme gefunden hat. Auch das kostbare studios findet sich 186, 2 (wo die handschrift studisus hat) neben mehrfachem studiosus. Doch ist dieser fehler angezeigt, das richtige Kinsberg 219, 27 wird in den lesarten angeführt, wie auch mehreres andere, teils am ende des bandes, teils in den lesarten berichtigt ist. Aber manches ist völlig übersehen. 110, 14 fg. muss es unfall eines (statt des) allzu tätigen knaben beim bürgerlichen schiessen heissen, denn es ist bisher noch kein knabe genannt. Am folgenden tage heisst es mit recht: „Leiche des knaben.“ Es ist nicht etwa ein knabe des unmittelbar vorher genannten Grüner gemeint, der mit der sache nur als polizeirat zu tun hatte, sondern der söhn des sonnenwirtes, bei dem Goethe wohnte, war umgekommen. 133, 17 wird der hofmedicus Rehbein zum hofmechanikus gemacht, der Körner hiess. 182, 6 fg. sollte es heissen: „Halb elf uhr war legationsrät Bertuch verschieden“ (statt geschieden); denn kaum ist anzunehmen, Goethe habe hier scheiden euphemistisch vom sterben gebraucht. Vom tode seiner frau sagt das tagebuch am 7. juni 1816: „Sie verschied gegen mittag“. 185, 21 hat sich das unsinnige serenissimum statt an serenissimum oder dem dativ serenissimo auch hier erhalten, während 272, 15 das handschriftliche von serenissimi in von serenissimo verbessert ist. 196, 23 ist entoptischen statt des hier falschen epoptischen büchern zu lesen; vgl. zum 2. december 1822. 371 ist in den lesarten: „Die eingegangenen briefe bis 1797 werden beklagt verdruckt oder verschrieben statt wurden verbrannt; die tatsache berichtet Goethe selbst. Ungewiss ist. ob 187, 10: „An Sachse“ die erfüllung des honorars richtig ist. Goethe hatte den druck von Sachse's schrift, die er „den neuen Gil Blas“ nannte, gegen

honorar bei Cotta durchgesetzt; die höhe desselben aber nicht bestimmt. Hatte er hier etwa erzielung diktiert? An einer stelle berichtigt unser herausgeber eine falsche lesart von Loepers. Dieser liess im eintrag vom 21. juli 1822 drucken: „Gedichtet für die kleinen L.“, und ergänzte das L. durchaus willkürlich leute, während man, stände L. fest, an die drei Levetzow's denken würde; nun aber ist nach dem herausgeber deutlich geschrieben F. Derselbe lässt aber sich dabei auf die deutung gar nicht ein. Und doch ist F. ganz ohne zweifel zu ergänzen Firks; denn der kreismarschall Firks aus Dresden nobst frau und zwei söhnen befanden sich damals in Marienbad. Frau Firks scheint für ihre söhne ein glückwunschgedicht von Goethe wol zum geburtstage des vaters erbeten zu haben.

An manchen stellen sind durch versehen die namen ausgefallen oder ausgelassen worden. Nicht überall hat der herausgeber sie beigefügt. Zur erläuterung ist mit grossem erfolg die Marienbader kurliste benutzt worden. Manches bot auch das Goethe-Schiller-archiv, aus dem vieles wichtige hier mitgeteilt ist; so unter anderem briefe des grossherzogs und der grossherzogin, auch Goethes briefe an den sohn; einer der letzteren hat sich sogar ins tagebuch verirrt. Dem herausgeber war aufgefallen, dass das tagebuch an einer stelle, 99, 6—12, „unter der hand des schreibenden sich in einen brief an die in der heimat zurückgebliebenen verwandelt“. Das ist nun freilich eine täuschung, und die betreffende stelle erstreckt sich weiter. Früher pflegte Goethe briefe dem tagebuch beizufügen; das ist auch hier zufällig geschehen. Der bericht vom 26. august 1821 mit der überschrift: „St. Vincents-tag grosses fest“ ist ein brief an seinen sohn, der erst am folgenden tage mit den Worten: „Von allem nächstens“ schliesst. Über viele personen und sachen erhalten wir erwünschte kunde, bei anderen fehlt sie ganz, oder ist ungenügend. Das fehlen entschuldigt sich dadurch, dass auf eine vollständige erläuterung verzichtet wurde. Auch wir übergehen hier absichtlich manches, glauben aber doch, dass zu dem als römisch angesprochenen alten turm zu Eger 219, 27 fg. die briefe Goethes an Schultze vom 28. september 1826 und 8. oktober 1827 angeführt werden mussten. Sonderbar ärmlich erscheint uns die bemerkung über Sonnerat am 18. december 1821: „Reise-schriftsteller“. Sie ist nicht allein völlig unbestimmt, sondern verrät, dass der herausgeber von der hohen bedeutung nichts ahnt, die Sonnerat seit den achtziger jahren für Goethe gehabt, und dass seine erwähnung an dieser stelle durch den am vorigen tage angeführten „Paria“ veranlasst ist; denn dieser ist die am 17. genannte „indische legende“. In Sonnerats „Reise nach Ostindien und China“ (von 1774—1781) fand Goethe die sage von den balladen „Der Gott und die Bajadere“ und dem „Paria“.

Die drei neuen briefbände umfassen die zeit von Schillers tod bis zum ende des jahres 1810, fast 1000 briefe, von denen mehr als ein drittel ungedruckt sein soll. Ungefähr 100 der ungedruckten sind an Goethes spätere gattin gerichtet (fast alle erhaltenen erscheinen zuerst in unserer sammlung und sind für Goethes leben und den hohen wert, den dieser mit recht auf diese treue seele legte, ganz unschätzbar und von allerhöchster anziehung für den beobachter); 44 an die anmutige Silvie von Ziegessar; 23 an den treuen herzensfreund J. H. Meyer, der bis 1803 hausgenosse Goethes war (jetzt war er verheiratet); 23 an den verleger Cotta und den professor Lenz, der für das naturwissenschaftliche kabinet von grösster wichtigkeit war; 20 an J. Chr. von Voigt, den für Goethes ganze stellung in Weimar bedeutendsten treuen verbündeten; 13 an Karl August und den hofkammerrat Kirms, der beim theater Goethe beigeordnet war; 10 an Blumenbach; 7 an J. F. Schlosser; 6 an Schillers gattin; 5 an Bettine Brentano und Karl Witzel; 4 an Wioland, Knebel und Karoline

von Egloffstein, 3 an Zach. Werner, Friedrich von Müller und Riemer, 2 an Alex. von Humboldt, Karl Unzelmann und Goethes sohn. Einzelne sind an die herzogin, frau von Türkheim (Lili), Fr. Jacobi, Vulpus, Zelter u. a. Unsere briefe fallen in Goethes wahre leidensjahre, in denen er sich oft nur mühsam aufrecht hielt. Er selbst litt an einer schmerzlichen nierenkrankheit, die ihn längere zeit jeden monat befiehl und die ihm besonders deshalb widerwärtig war, weil jede erholung von ihr nur der übergang zu neuen anfällen schien. Während er selbst daran litt, verlor er Schiller, den unersetzlichen verbündeten. Er erlebte Preussens vernichtung durch den übermütigen fremden, und in deren folge die eroberung Weimars, das nur die grossherzigkeit der herzogin rettete, die als heldin dem rücksichtslosen sieger entgegentrat. Aber der von diesem gehasste herzog musste dem schmachvollen Rheinbunde unter drückenden bedingungen beitreten und zeuge sein, wie Napoleon in verbindung mit Russland über die deutschen als feile beute verfügte, und er so wenig, wie der treue haushalter Weimars, der staatsminister von Voigt, vermochten eine baldige rettung zu hoffen. Beide suchten nur das bestehende möglichst zu erhalten, vor jedem gedanken, insgeheim die flamme vaterländischer rache zu schüren, entsetzten sie sich, da bei der geringsten spur eines aufruhrs der fortbestand des kleinen staates gefährdet war. Und doch unterstützte der herzog insgeheim alle freisinnigen bestrebungen, und hatte deshalb den hauptmann von Müffling nach Weimar gezogen, der mancherlei geheime verbindungen zur künftigen erhebung in ganz Deutschland geschlossen hatte, wovon freilich Voigt und Goethe nichts wissen durften. Einen hochbedeutenden, längst beabsichtigten schritt tat Goethe selbst gleich nach der plünderung Weimars, er liess sich mit seiner treuen Christiane kirchlich trauen. Aber diese erfüllung einer heiligen pflicht erweckte den neidischen hass der vornehmen damen Weimars, denen es ein greuel war, die arme Christiane, gegen die sie die gemeinsten verleumdungen auszustreuen nicht gescheut hatten, als frau geheimrat anzuerkennen; gegen diese musste er seine frau fortwährend schützen. Leider sollte er sich auch von seiten des herzogs auf das tiefste verletzt sehen, der durch seine ebenso herrschsüchtige wie schöne und kunstbegabte geliebte, die schauspielerin Jagemann, gegen ihn aufgeregt und zu einer behandlung gereizt worden war, wie Goethe sie von seinem Karl für unmöglich gehalten hatte. Eine grosse freude war ihm dagegen der beifall, den die neue ausgabe seiner werke fand, die in kurzum einen neuen abdruck nötig machte. Aber sein tragischer roman „Die wahlverwandtschaften“, den er während der widerkehr seines übels zu stande brachte, wurde als unsittlich verworfen, während er darin die strengste sittliche ansicht von der heiligkeit und unauflöslichkeit der ehe vertreten hatte. Im sommer 1810 beglückte ihn die bekantschaft der kaiserin von Österreich, da die junge vortreffliche fürstin einen innig reinen, echt menschlichen antheil an seinem ganzen sein und wesen nahm. Wie schmerzlich er auch die not der zeit mit ihren starken kriegskontributionen empfand, er suchte sich aufrecht zu halten in treuem wirken für die ihm anvertrauten anstalten, dichtung und wissenschaft und der freude über sein immer schöner sich aufbauendes häusliches glück, das auch seine gute, ihm jetzt entrissene mutter noch gesegnet hat.

Unter den neuen, in den schluss des jahres fallenden briefen sind besonders die an den herzog gerichteten blätter von hohem werte, die der herausgeber ohne berechtigung in die zeit zwischen dem 19. und 26. oktober setzt; sie fallen viel später. Erst am 25. oktober fand der kammerjunker von Spiegel den lange vergeblich gesuchten herzog in Wolfenbüttel und diese blätter setzen bereits

eine frühere absendung Goethe's an diesen voraus. Sie beginnen: „Das eis des mitteilenden schreibens ist einmal gebrochen, und ich fahre bequemer fort, noch einiges nachzubringen, wenn ich gleich als handschreibender mich immer mehr paralytisiert fühle.“ Vorangegangen müssen die allgemeinen nachrichten sein, unter denen die äusserung nicht gefehlt haben kann, die er seit dem 20. Oktober an mehrere freunde getau: „Wir leben! Unser haus blieb von plünderung und brand wie durch ein wunder verschont. Die regierende herzogin hat mit uns die schrecklichsten stunden vorlebt. Ihr verdanken wir einige hoffnungen des heils für künftig, so wie für jetzt die erhaltung des schlosses.“ Diese mitteilung konnte er ihm erst machen, als der weg zu ihm durch die herzogin geöffnet war. Das erste, was er darauf meldete, war, dass frau von Heygendorf in dieser wilden zeit mit einem sohne niedergekommen sei. „Den neuen lange erwarteten ankömmling habe ich gesehen; er ist wohlgebildet und hat eine gute farbe und verspricht zu leben. Möge er, wenn er einst die welt erkennt, sie lustiger finden, als sie nun erscheint. Ich bin zu alt, um ihn einzuführen, doch vielleicht kann ich ihm noch etwas werden. Auch die zimmer der mutter sind wider ordentlich hergestellt.“ Der herzog hatte, als er von Goethe abschied nahm, frau von Heygendorf seiner sorge empfohlen. Weiter heisst es: „Erlauben sie, dass ich so fortfahre! es würde besser werden, wenn es sich schickte, dass ich diktirte. Wo man jetzt einen anfang des lebens erblickt, hat es einen besondern reiz der hoffnung; kann sich noch die liebe daran schliessen, so ist der glaube gleich unfehlbar da, und die sache ist gemacht, indem wir überzeugt sind, dass alles zu grunde geht.“ Weiter berichtet er über die anstalten in Weimar und Jena. Die Weimarer zeichenschule stand jetzt unter Meyer, da Kraus während der plünderung auf den tod misshandelt worden (er starb am 6. november); die schüler vermehrten sich wöchentlich. Das konnte Goethe unmöglich schon am 26. oktober schreiben. Erst am 25. hatte der kammerjunker von Spiegel den herzog in Wolfenbüttel aufgefunden; von dort führte dieser sein heer über die Elbe, verliess es am 28., als er vernommen, dass Hohenlohe Prenzlau aufgegeben habe, verleitet durch einen falschen bericht Massenbachs. Jene blätter kann Goethe vor dem november nicht geschrieben haben. Von Berlin aus teilte Voigt Goethe mit, dass der herzog am 23. dorthin gekommen, 3 tage früher der erbpriuz, um dort mit Napoleon zusammenzutreffen. Dieser antwortete: „Herzlichen dank, dass sie meine einsamkeit mit einem freundlichen wort erheitern, und mir die doch einigermaßen günstige nachricht von der annäherung des fürstlichen vaters und sohnes zu dem allmächtigen mitteilen wollen. Möge Ihre unschätzbare gesundheit in diesen ersten tagen sich kräftig erhalten. Was mich betrifft, war meine kaum dem frieden hinreichend, so ist sie's noch weniger dem kriege. Ich bewege manches in der seele, über das ich seiner zeit zu sprechen und mich zu beraten hoffe.“ Dazu gehörte vor allem die sicherung des eigentumes seines hauses für frau und sohn. An Voigt schreibt er am 2. december: der herzog habe im jahre 1794 sein haus auf dem Frauenplan ihm durch eine eigene schenkungsurkunde zugeeignet, und 1801 nach seiner tödlichen krankheit in einer förmlichen urkunde die beweggründe zu seiner schenkung ausgesprochen, die steuern habe die kammer aus dem genusse des auf dem hause haftenden braulooses bezahlt. Gegenwärtig, wo 12 kriegssteuern von den grundstücken abzutragen seien, finde er (ohne zweifel um jede einrede gegen sein eigentum abzuschneiden) sich bewegen, dieselben zu zahlen, wie er auch künftig die gewöhnlichen steuern und andern lasten tragen wolle, wogegen er sich das brauloos erbitte. Dazu wünsche er sich die anweisung des freundes. Offenbar steht brief 5291 zu früh, ja er sollte ganz fehlen,

da Goethe den auszug der steuern sich selbst verschaffte, worauf denn Voigt durch einen erlass an die kammer bei den steuerbehörden erklären liess, Goethe werde in zukunft die steuern bezahlen. Dieser hoffte, der herzog werde bei seiner baldigen rückkunft ihm das eigentum des hauses bestätigen; da er aber hörte, derselbe werde vielmehr sich noch weiter entfernen (nach Posen gehen?), beschloss er, sich gleich schriftlich an ihn zu wenden. Das datum des briefes 5298: „Mitte december“ ist wol etwas zu spät gesetzt. Von wert ist auch ein neuer brief an Anna Elisabeth von Türkheim, Goethe's Lili (brief 5467), aber auffallend, wie wenig der herausgeber hier seine pflicht getan. Er scheint keine ahnung davon gehabt zu haben, dass wir näheres über den brief wissen, durch den Goethes antwort veranlasst war. Es war ein empfehlungsbrief, den sie am 21. september 1807 ihrem zweiten sohne Karl schrieb, der mit seiner frau, einer gräfin von Waldner-Freundstein, im herbst 1807 eine reise durch Deutschland machte, auf welcher er auch Goethe besuchen wollte. Wir kennen denselben aus Bielschowskys zweiter vermehrter ausgabe der schrift von Türkheim's „Lili's bild“ (1894) s. 82. Er schloss mit den worten: „Beurteilen Sie meinen Karl mit schonung und liebe, und lassen Sie mich des gedankens froh werden, dass Ihr belehrender ungang ebenso glücklich auf meine kinder einwirken wird, als die in meinem herzen so unauslöschlich tief eingegrabene erinnerung an Ihre freundschaft.“ Sie hatte noch als nachschrift hinzugefügt: „Sollte der dritte meiner söhne, Wilhelm, das glück haben, Sie auf seiner rückreise zu seinem regimente kennen zu lernen, so darf ich auch für ihn um eine gute aufnahme bitten. Sein bidersinn und das empfehlungsschreiben, das ihm die natur erteilte, wird ihm auch Ihr herz gewinnen. Dies wünscht und hofft die glückliche mutter.“ Dass Karl diesen empfehlungsbrief Goethe nicht zeigte, auch desselben nicht erwähnt haben kann, ist äusserst auffallend. Dadurch wurde es möglich, dass Goethe die familie von Türkheim, deren sohn sich ihm vorstellte, mit einer anderen ihm bekannten familie dieses namens verwechselte; von seiner Lili musste er einen freundlichen brief erwarten, da er schon 1801 mit ihr wider in briefwechsel getreten war. Einen besuch des herrn von Türkheim in Weimar erwähnt das tagebuch am 30. september; des zweiten, wo ihn ein rogeneguss lange festhielt, der ihn vielleicht auch zu ihm getrieben, gedenkt es nicht. Dass dieser noch einmal ihn besuchte, muss ihm aufgefallen sein, da er ein so nahes verhältnis zu seiner mutter nicht ahnen konnte. Türkheim hielt sich für kalt aufgenommen und wurde dadurch noch scheuer, als er schon war. Auch beim zweiten besuch wagte er nicht auf die nahe verbindung Goethes mit seiner mutter vor dreissig jahren in Frankfurt zu deuten. So drehte sich denn die unterhaltung meist um das Weimarer theater und die damalige ausstellung, auch etwa die orte, welche der reisende noch sehen sollte oder schon berührt hatte. Goethe speiste damals meist allein, nur in seltenen fällen lud er einen einzelnen freunden zu tisch, da er es vorzog, auch zu mittag seinen gedanken nachzuhängen, die damals besonders auf die geschichte der farbenlehre im mittelalter gerichtet waren. Lili's brief zeigt, dass Goethe ihren sohn Wilhelm noch nicht gesehen hatte, wonach auch die frühere annahme, dieser sei im oktober 1806 bei ihm gewesen, unrichtig ist, was schon Bielschowsky orkaunt hat. Goethe hat unseren brief erst abgesaudt, als er lange zeit den besuch Wilhelms erwartet hatte; er ist aber jedesfalls in Jena geschrieben, obgleich im datum Weimar steht. Goethe hat auch sonst an anderen orten geschriebene briefe von Weimar datiert.

Zur erläuterung der briefe hat der herausgeber bedeutendes besonders aus Goethes archiv beigetragen, ja auch manche briefe mitgeteilt, die er in die samm-

lung nicht aufnahm, und sich dadurch den dank aller wirklichen verehrer Goethes erworben, aber wir vermissen manche aufklärung, die ihm bei grösserer vortrauthheit mit Goethes leben nahe gelegen hätte, und dem leser sehr willkommen gewesen wäre. Wenn es s. 93, 12 heisst: „Die herren Loder und Klinger haben wir diese tage gesehen“, so war dieser Klinger ein junger, dem Frommann'schen hause nahe-stehender arzt in Jena, der im winter von Paris aus an Frommann schrieb und ihm dort gedichtete sonette schickte, die auch Goethe vorlesen hörte. — Die nicht gut zu beantwortende frage, die Goethe dem verleger Göschen zu tun habe (107, 26 fg.), war die nach dessen berechtigung, die zweite wolfeile ausgabe seiner werke zu drucken, die er mehrfach als ein ihm getanes unrecht rügte. — Der unangenehme vorfall Eichstädt's (131, 1), der Goethe bei dessen besuch verwirrte, war die leidenschaftliche aufregung, mit welcher der sehr am gelde hängende freund den durch einen diebstahl erlittenen verlust bejammerte, und strenge untersuchung bei der Weinarer polizei durchsetzen wollte. — Der zweifel, welchen „glücklichen effekt“ (228, 20) das alte pferdeskelett, das früher auf der reitbahn gestanden, zur zeit eingepackt auf dem museum der naturforschenden gesellschaft sich befand, geübt habe, ist kaum zu begreifen, da die vom herausgeber selbst angeführte stelle (265, 4 fgg.) deutliche auskunft gibt; es rettete das museum, da die eingedrungenen plünderer durch dasselbe geschreckt und in die flucht getrieben wurden. — Die scene aus „Wallenstein“, die Goethe 185, 14 für ungedruckt hielt, muss es nicht gewesen sein, da wir sonst sie im jahre 1806 gedruckt sehen würden. — Welches monument 338, 18 gemeint sei, ist ganz richtig durch verweis auf 200, 20 angedeutet, aber nicht „der brief der Berliner dame, mit der Goethe durch frau von Stein in connection gesetzt wurde und die den auftrag hatte.“ Dass die dame eine frau von Sartoris gewesen, für die Goethe ein darauf bezügliches promemoria schrieb, das frau von Stein mit ein paar begleitenden worten schicken sollte, wissen wir aus den briefen an frau von Stein. — Der herausgeber hat festgestellt, dass der merkwürdige brief über den französischen Wertherroman (5161) Sidner (oder Sydner) geheissen, aber übersehen, dass dieser brief, wenn die zahlen richtig gedruckt sind, am 26. mai 1805 geschrieben wurde. — Die äusserung 470, 14 fg.: „Übrigens treiben wir allerlei wunderliche dinge, und tun wir, wie gewöhnlich, mehr, als wir sollten, nur gerade das nicht, was wir sollten“, geht darauf, dass er ins sonettendichten geratet, das ihn von der vorgesetzten „Pandora“ und anderen nötigen arbeiten abhielt.

Die einzelbesprechung der beiden anderen briefbände behalten wir uns vor.

HENRICH DÜNTZER.

Gedichte des achtzehnten jahrhunderts ausgewählt und erläutert von prof. dr. Karl Kinzel. Halle, Waisenhaus. 1896. X, 166 s. 1,20 m.

Das gut ausgestattete bändchen enthält in sechs abteilungen gedichte von Klopstock, Herder, Bürger, Claudius, Goethe und Schiller; jeder abteilung ist eine ganz knappe biographische skizze vorangeschickt. Nach dem vorwort ist die sammlung in erster linie für höhere töchterschulen bestimmt. Ob längst vorhandene bücher — ich denke namentlich an den bewährten Echtermeyer — für die besondern zwecke dieser anstalten nicht genügen, kann ich nicht beurteilen. Es mag sein, dass die vorliegende sammlung einem wirklichen bedürfnis abhilft, was man meines erachtens nur von recht wenigen der zahlreichen schulausgaben deutscher dichtungen sagen kann, die in den letzten jahren erschienen sind. Der zweck der erläuterungen unter

dem text ist mir nicht klar geworden. Wollte der herausgeber dem lehrer die einzelerklärung ersparen oder beabsichtigte er lediglich das erste verständnis zu erleichtern? Im ersten fall hat er zu wenig, im zweiten zu viel gegeben. Hier und da stösst man auf irrthümer und ungenauigkeiten. So sind die anmerkungen 3 und 4 auf s. 13, 1 auf s. 116 gewiss unrichtig. Sehr zweifelhaft erscheint mir die erklärung der larven auf s. 102 anm. 1 (vgl. s. 130 anm. 2). Ungenau ist die angabe über die prytanen, s. 115 anm. 2. S. 94 anm. 1 muss es Dionysios, s. 29 anm. 2 Eckart heissen.

SCHLESWIG.

J. SCHMEDES.

Geschichte der deutschen litteratur mit einem abriß der geschichte der deutschen sprache und metrik bearbeitet von G. Böttcher und K. Kinzel. Zweite, verbesserte auflage. Halle, Waisenhaus. 1896. XII, 178 s. 1,80 m.

Von der für den gebrauch an höheren lehranstalten bestimmten Geschichte der deutschen litteratur, die G. Böttcher und K. Kinzel zuerst 1893 als anhang zu ihren „Denkmälern der älteren deutschen litteratur“ herausgegeben haben, ist in weniger als drei jahren eine neue auflage nötig geworden, der beste beweis, dass sich das buch freunde erworben hat. Auch ich halte es für brauchbar und bin überzeugt, dass weitere auflagen nötig sein werden. Wenn ich im folgenden einige bedenken vorbringe, so tue ich es in der hoffnung, dadurch ein wenig zur weiteren verbesserung des werkens beitragen zu können. Bei der besprechung der mhd. dichter, in deren reihe ich ungern Heinrich von Morungen vermisste, hätte Noidharts bedeutung wol etwas mehr hervorgehoben werden können. Von Meier Helinbrecht heisst es (s. 27), er bilde das bindeglied zu den schwänken des 16. jahrhunderts: der ausdruck ist geeignet, irrige vorstellungen über die entstehungszeit der dichtung zu erwecken. Warum aus der periode von Luther bis Klopstock mehr als zwanzig verfasser von kirchenliedern, darunter sogar, wenn auch mit dem ausdruck des zweifels, Luise Henriette von Brandenburg, aufgeführt sind, ist mir nicht recht verständlich. Ich denke, es würde genügen, wenn in einem solchen für die schule bestimmten leitfaden ausser Luther noch Paul Gerhardt und etwa Rist genannt wären. Andere werden, soweit es nötig ist, ja schon im religionsunterricht an geeigneter stelle erwähnung finden. Dass auf die zweite blütezeit der deutschen dichtung das hauptgewicht gelegt ist, verdient unbedingte billigung. Mit der art, wie Böttcher diese epoche behandelt hat, bin ich insofern nicht ganz einverstanden, als ich es für unzumässig halte, dass von so vielen grösseren dramen eine kurze darstellung ihres aufbaus gegeben ist. Bei den meisten wäre eine ganz knappe inhaltsangabe, etwa wie die zu Miss Sara Sampson gebotene, durchaus hinreichend gewesen. Schliesslich wird der schüler doch aus solchen aufrissen nur dann gewinn ziehen, wenn er sie selbst im schulunterricht mit erarbeitet hat. Werden sie ihm fertig vorgelegt, so wird meines erachtens weder seine privatelectüre dadurch wesentlich erleichtert, noch werden sie ihm für die vorbereitung auf die schullectüre förderlich sein. Aber am ende steht hier ansicht gegen ansicht. In den biographien unsrer grossen dichter finde ich mehr jahreszahlen, als mir für ein schulbuch wünschenswert erscheinen. Und was sollen so nebensächliche angaben wie die, dass Lessing zu Braunschweig in einem privathaus am Egidienplatz gestorben ist? Die behandlung der neuesten litteraturgeschichte ist gefällig bis auf den abschnitt, der über die dichtung der gegenwart handelt. Es ist gewiss etwas wert, wenn ein lehrer, der belesenheit,

geschmack und urteil besitzt, im unterricht zeit findet, seine primaner auch auf bedeutendere litterarische erscheinungen der letzten jahrzehnte empfehend hinzuweisen; auch dagegen ist nichts einzuwenden, dass er gegenüber gewissen tagesgrüssen zur vorsicht mahnt. In einem gedruckten leitfaden ist aber für solche winke kaum der rechte ort. Kinzel hat nun aus der grossen menge moderner dichter und schriftsteller über dreissig ausgewählt. Über die auswahl will ich nicht mit ihm rechten, auffällig aber ist mir gewesen, dass die besprochenen personen so ungleich behandelt sind. Über mehrere ist ein nicht immer unanfechtbares urteil abgegeben, von andern wird nur der name, das geburtsjahr und der geburtsort nebst den titeln einiger werke genannt, zuweilen in etwas wunderlicher weise: so wird K. F. Meyer lediglich als romanschriftsteller erwähnt, von Storms novellen werden der Schimmelreiter, Imensee, Aquis submersus in dieser reihenfolge hervorgehoben. Ob es sich nicht empfiehlt, diesen ganzen abschnitt überhaupt zu streichen oder doch wenigstens die auswahl noch wesentlich zu beschränken? Der anhang verdient lob. In seinem zweiten teil hätte bei erwähnung der antiken stropfenformen doch auch wol Platen genannt werden können. Dass der hexameter für die deutsche dichtung als „heute völlig aufgegeben“ anzusehen wäre, kann ich nicht zugeben.

SCHLESWIG.

J. SCHEDES.

Beiträge zum deutschen unterricht von **Rudolf Hildebrand**. Aus Otto Lyons zeitschrift für den deutschen unterricht, zugleich ergänzungsheft zu deren zehnten jahrgange. Mit sach- und namenregister sowie dem bilde und der nachbildung eines tagebuchblattes Rudolf Hildebrands. Leipzig, Teubner. 1897. X, 446 s. 6 m.

Der stattliche band vereinigt die aufsätze, die Rudolf Hildebrand für die Lyonsche zeitschrift beigetragen hat; gelegentlich sind zur ergänzung ein paar kleinigkeiten eingefügt, die zuerst in Schnorrs Archiv gestanden haben. Der Teubnersche verlag hat sich durch diese veröffentlichung, die durch ein vortrefflich ausgeführtes bildnis und ein grösseres facsimile noch einen besondern schmuck erhalten hat, ein unbestreitbares verdienst erworben. Der herausgeber O. Lyon, der in seinem vorwort Hildebrands verdienste um den deutschen unterricht mit der wärme des begeisterten jüngers preist, hat seine tätigkeit darauf beschränkt, die aufsätze im wesentlichen in der reihenfolge, in der sie in seiner zeitschrift erschienen sind, zum abdruck zu bringen. In einigen fällen hat er es indes doch für angebracht gehalten, von dieser chronologischen anordnung abzuweichen, um inhaltlich eng zusammengehöriges nicht auseinander zu reissen. Mir ist zweifelhaft, ob er nicht überhaupt besser getan hätte, die aufsätze nach sachlichen gesichtspunkten zu gruppieren, was sich unschwer hätte bewerkstelligen lassen. Der reiche inhalt des buches wäre in diesem fall weit bequemer zu übersehen. Jetzt findet man z. b. die abhandlungen über metrische fragen durch die ganze sammlung verstreut. Es ist durchaus zu billigen, dass auch diejenigen aufsätze wider mit abgedruckt sind, die Hildebrand schon in seine „Gesammelten aufsätze und vorträge zur deutschen philologie“ aufgenommen hatte. Dagegen halte ich es nicht für angemessen, dass in einzelnen fällen kürzungen vorgenommen sind. Die benutzung des buches wird durch das beigegebene register, das Hildebrands sohn angefertigt hat, in dankenswerter weise erleichtert.

SCHLESWIG.

J. SCHEDES.

Goethes briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821. Herausgegeben von **Rudolf Jung**. Weimar, Hermann Böhlau nachfolger. 1896. 66 s., 1 stammtafel und 2 lichtdrucke. 2,40 m.

Aus dem nachlasse des Frankfurter senators **Franz Brentano** und seiner gemahlin **Antonie geb. von Birkenstock**, der bekannten freundin Beethovens und Goethes, ist dieser briefwechsel zusammengestellt worden, der 21 briefe Goethes, 2 briefe seines sohnes August und 3 von Antonie Brentano enthält.

Die Goethischen briefe sind von ungleichem werte, und gehören der bekann- ton und nicht angenehmen greisenhaften und etwas gespreizten richtung seines brief- stils an, in der die alte schwiegermutter weisheit allzuvernehmlich das wort führt. Allein in etlichen findet Goethe doch einen ganz anmutigen und lebhaften plauderton, und alle erfreuen durch eine fülle persönlicher beziehungen und willkommener auf- schlüsse. Ihren mittelpunkt finden sie in der grossen familie Brentano und bewegen sich insgesamt um Frankfurt, Wiesbaden und den Rheingau, wobei auch das sie besonders anziehend macht, dass sie, zum teil wenigstens, der zeit angehören, wo Goethe (1814 und 1815) zwei sommer nacheinander diese gegendens aufsuchte und in dem verhältnis zu Marianne von Willemer der Westöstliche divan entstand.

Antonie Brentanos briefe machen keinen unbedingt günstigen eindruck, und wenn der herausgeber s. 12 „alle höheren geistigen empfindungen“ rühmt, „welche sie so schön zeigen“, so vermag ich ihm nicht ohne einschränkung beizustimmen. Vielmehr ist unverkennbar, wie sehr sie sich bemüht, gedanken und ausdrucksweise auf eine ihrem grossen freunde möglichst entsprechende höhe zu steigern, aber, von einigen wenigen besser gelungenen stellen abgesehen, klingt alles gezwungen, manie- riert und unbeholfen, und neben Marianne von Willemer macht sie keine sonderlich gute figur. Beide frauen waren befreundet, und aus Antoniens stammbuch teilt der herausgeber s. 43 ein überaus anmutiges gedicht Mariannens vom jahre 1818 mit, das mit den worten schliesst:

Und liebst du mich auch leider nicht,
So hoff' ich magst du mich doch leiden,

in denen doch wol ein kleiner stachel mit weiblicher feinheit verborgen ist.

Offenbar trat bei Antonie Brentano der reiz und die anmut, die güte und der adel ihres wesens im persönlichen verkehr weit klarer und schlichter zu tage, als in ihren briefen oder der stammbucheintragung für Goethe vom jahre 1814, die auf s. 22 fg. abgedruckt ist. Sie war 1780 geboren, 4 jahre älter als Marianne und hat nachmals im hohen alter von 85 jahren dem maler Reiffenstein aus ihrer jugend viel erzählt, insbesondere auch von ihren beziehungen zu Goethe. Was davon auf s. 10 und 11 mitgeteilt wird, mutet freilich, mit jenen hochfliegenden briefen verglichen, sehr nüchtern an und klingt etwas kleinlich und mürrisch, ist auch nicht frei von kleinen irrthümern des gedächtnisses. Aber es ist ehrlich, einfach und aufrichtig und gibt doch trotz allen mängeln ein recht lebendiges bild von dem damaligen Goethe, das mir wertvoller erscheint, als der künstliche enthusiasmus ihrer fünfzig jahre früher an ihn gerichteten apostrophen.

Der herausgeber verdient für seine arbeit allen dank; er hat eine sehr hübsche einleitung über Goethe und die familie Brentano vorausgeschickt und hat mit sorgfalt und sachkunde für das verständnis der briefe mit ihren mannigfachen beziehungen und anspielungen durch fortlaufende erläuterungen gesorgt, ohne welche dergleichen briefe für die mehrzahl der leser nur ein buch mit sieben siegeln bleiben müssen.

Nur an einer stelle (s. 26 fgg.) wundere ich mich, dass ihm die lösung einer frage entgangen ist, trotzdem sie sich fast von selbst ergibt. Goethe schreibt aus Weimar am 21. november 1814 an Antonie nach Frankfurt: „Da mir nicht mehr vergönnt ist, zu guter stunde . . . zu erscheinen, um in der gegenwart einer wahren freundin der angenehmsten augenblicke zu geniessen, so sende ich nächstens einige repräsentanten, mit dem ausdrücklichen auftrag, sich Ihnen, wo möglich, gefällig zu machen. Lassen Sie sich durch die ungleiche, und von manchen menschen für unglücklich gehaltene zahl nicht irre machen, wählen Sie vielmehr einen derselben vorzüglich aus . . . und dann wäre ich wol neugierig zu wissen, auf welchen die wahl gefallen ist.“ — Drei tage später, am 24. november, hat Goethe die versprochene sendung mit dem begleitbillet: „Glückliche fahrt dem kästlein wünschend und sich zu freundschaft und wolwollen empfehlend“ an frau Antonie abgesandt, und es in seinem tagebuche vermerkt.

Der herausgeber vermutet nun, dass die „repräsentanten“ schriften seien, die Goethe der freundin bestimmt hatte, aber er vermisst die angabe, welche schriften es waren, und vermutet (s. 28), es seien vielleicht die 1811, 1812 und 1814 erschienenen drei hände „Aus meinem leben“ gewesen; auch die „für unglücklich gehaltene zahl“ weiss er nicht zu deuten. Allein genau betrachtet, bedarf es keiner vermuthungen, sondern Goethe selbst gibt schon die lösung in seiner vom herausgeber (s. 28) abgedruckten tagebuchnotiz vom 23. november 1814: „Kästchen mit m. werken fr. v. Brent. Francf.“, was nichts anderes bedeutet, als: Kästchen mit meinen werken an frau v. Brentano nach Frankfurt geschickt. Also nicht eine einzelne schrift, sondern „seine werke“ sandte Goethe der freundin. Im jahre 1814 aber stand ihm dazu nur die erste Cotta'sche gesamtausgabe (1806. 1808) zur verfügung, deren letzter band (Hirzel, Goethe-bibliothek s. 69) im jahre 1810 erschienen war. Diese erste Cotta'sche ausgabe nun enthält dreizehn bände, und in dieser ziffer wird man die „von manchen menschen für unglücklich gehaltene zahl“ erkennen.

Dem buche sind zwei lichtdrucke beigegeben, deren einer ein im jahre 1808 von Stieler in öl gemaltes porträt von Antonie Brentano widergibt. Das zweite ist eine nachbildung des altarbildes der Rochuskapelle in Bingen: es wurde (s. 47 fgg.) nach einer skizze Goethes und einem entwurfe des hofrats Meyer von Luise Seidler in öl ausgeführt und von Goethe und Antonie gemeinsam der kapelle gestiftet.

KIEL, 1. SEPTEMBER 1897.

A. SCHÖNE.

Wörterbuch der elsässischen mundarten, bearbeitet von **E. Martin** und **H. Lenhart**, im auftrage der landesverwaltung von Elsass-Lothringen. Erste lieferung. Strassburg, Trübner. 1897. XVI und 160 s. 4 m.

Wie die nationalökonomie ihre deskriptive schule hat, so gibt es in der deut-schen philologie eine deskriptive richtung. Ihren vertretern kommt es darauf an tatsächliches zu sammeln und einzuordnen; da nun mundart und volksitte, wenn auch nicht unerschöpflich, so doch trotz aller gleichmacherei der gegenwart noch immer recht reich sind, gibt es hier noch viel zu tun. In unübertrefflicher weise hat J. A. Schmeller durch sein Bayerisches wörterbuch die wege vorgezeichnet; das Schweizer idiotikon, jetzt halb vollendet, wird sich dieser wissenschaftlichen leistung wüthig an die seite stellen. Nach dem vorbilde dieser beiden werke ist auch im Elsass gesammelt und gearbeitet worden — zur rechten zeit; denn, wie es in der

vorrede mit recht heisst, „die elsässischen mundarten sind unzweifelhaft gerade jetzt im begriff durch die innige berührung mit der deutschen schriftsprache ihre eigenheiten abzuschleifen und zum guten teil aufzugeben: es ist hohe zeit, wenn diese wenigstens für die wissenschaft erhalten werden sollen.“⁴

Es liegt in der natur der sache, dass bei einer solchen sammelarbeit viele in betracht kommen, die nicht etwa ausschliesslich fachgelehrte oder überhaupt studierte sind. Jacob Grimm durfte im ersten bände des Deutschen wörterbuches eine stattliche anzahl von fleissigen sammlern mit dank nennen; und das liebevolle beitragen von ähren und fährchen zu diesem nationalwerk hat auch bis zum heutigen tage, trotz Heynes klagen, nicht aufgehört. So muss besonders jedes dialektische repertorium sich auf eine breite und feste grundlage von mitarbeit stellen. Der erste versuch der zusammenfassung gelingt selten. In Luxemburg ist es z. b. ein zahnarzt, der mit einem pflanzenwörterbuch begann und nun ein lexikon der Luxemburger mundart ausgearbeitet hat; aber die regierung wird es nicht veröffentlichen, bevor nicht durch methodische aussendung von fragebogen das material vervollständigt und gesichtet ist. In Strassburg sammelte unter anderen ein friseur mit liebe jahrelang den wortschatz seiner heimatstadt, aber druckfähig ist die arbeit nicht geworden.

Vielmehr muss eine sachkundige, also philologisch geschulte leitung vorhanden sein, die zunächst die fragen richtig stellt; die liebhabereien des einzelnen müssen sich dem gesamtplan unterordnen; und schliesslich muss die ausarbeitung streng wissenschaftlich, die drucklegung einheitlich und praktisch geschehen — forderungen, die bei einer laienarbeit regelmässig zu scheitern gehen.

Beim zustandekommen des Elsässischen idiotikons sind viele glückliche momente zusammengetroffen. Unter die glücklichen umstände darf man besonders die mitarbeiterschaft von Lienhart rechnen. Geborener Elsässer und durch langjährige amtsstellung¹ in steter berührung mit den landeskindern aus verschiedenen gauen, ist er der eigentliche sachverständige über die moderne aussprache der elsässischen wörter. Das leitende haupt blieb prof. Martin, und seiner tatkraft ist es zu verdanken, dass das mühevollere werk so exakt ausgeführt und so zeitig abgeschlossen werden konnte.

Da liegt nun die erste lieferung des wörterbuchs, in sorgfältigem drucke, sauber und vollständig. Bei dem 25jährigen jubiläum der Wilhelma Argentinensis wurde sie öffentlich im lichte überreicht, als gabe eines lehrers und eines ehemaligen zuhörers der hochschule; und man kann sich die freude denken, mit der die herausgeber dies taten, die freude der Elisabeth von Berlichingen — „als wenn ich einen sohn geboren hätte.“ Auch dem recensenten muss es freude machen, dieses repertorium des elsässischen sprachgebrauchs zu besprechen, eine wissenschaftliche leistung hohen ranges, eine wirkliche fundgrube alemannischer eigenart.

Ich beginne damit, die vorarbeiten zu notieren, welche gedruckt oder handschriftlich den herausgebern vorgelegen haben. Die erste ausgabe des Pfingstmontags von J. G. D. Arnold (erschienen 1816) enthielt schon ein „Wörterbuch der hier vorkommenden eigentümlichen ausdrücke“, brauchbar, aber sehr lakonisch und dürftig. Für einen Norddeutschen ist es zum verständnis der interessanten Arnold'schen dichtung ganz ungenügend. Auch dem „Tollen morgen“ (lustspiel von Alphons Pick) und

1) Dr. Hans Lienhart, früher lehrer in Ingenheim (Kreis Zabern), wude in den preussischen schuldienst (nach Wesel) übernommen, wirkte dann an der Strassburger Oberrealschule und ist neuerdings zum direktor befördert worden.

den „Elsässer schatzkästel“ (Sammlung von gedichten und prosaischen aufsätzen in Strassburger mundart, von D. Rosenstiehl, 1877) sind glossare beigegeben. G. Ulrich's, des obengenannten friseurs, „Complets dictionnar“ befindet sich urschriftlich auf der Strassburger universitäts-bibliothek, ebenso die fragebogen, welche auf pfarrer Liebich's anregung im jahre 1874 von der deutschen regierung an die volksschullehrer versandt wurden¹. Handschriftlich benutzte Martin auch die arbeiten des verstorbenen oberlehrers Joh. Friedr. Kräuter² über den elsässischen dialekt, ein pflanzenwörterbuch von prof. Fischer in Stralsund, ganz besonders aber den nachlass von August Stoeber, den die familie ihm hochherzig zu diesem zwecke überliess. Der verdiente mann und sinnige dichter († 1884), dem mit seinem vater Daniel Ehrenfried († 1835) und seinem bruder Adolf († 1892) jetzt in Strassburg ein denkmal errichtet wird, muss auch als begründer der elsässischen philologie geehrt werden. Von seinen vorarbeiten für ein elsässisches wörterbuch ist nur wenig durch den druck bekannt geworden (Els. nenjahrsbl. 1846; Adam Maeder, Die letzten zeiten der republik Mülhausen 1876). Sechstausend zettel, die aus seinem nachlass abgeschrieben wurden, haben den grundstock für den apparat des idiotikons gebildet. — Über die mundart einzelner elsässischer gaue sind zwei wissenschaftliche monographien erschienen: Wilhelm Mankel, Mundart des Münsterthals (in den Strassb. studien 1883) und Hans Lienhart, Mundart des mittleren Zornthals (Jahrb. f. geschichte, sprache und litteratur Elsass-Lothringens 1886—88)³. — Die elsass-lothringische regierung unterstützte das unternehmen seit 1890 durch einen zuschuss von zweitausend mark jährlich. Der klingende lohn, der von nun an auch für die materialsammlung gezahlt werden konnte, wirkte doch bei manchem mehr als das bloss ehrsüchtige bewusstsein wissenschaftlicher mitarbeit. Das verzeichnis in der vorrede weist über hundert namen auf. Die zahl der eingelaufenen zettel belief sich schliesslich auf weit über hunderttausend; und die redactoren hatten nun die nicht geringe arbeit, das überreiche material zusammenzuarbeiten und zu reduzieren.

Eine concurrenz-arbeit entstand in der sammlung des theologen Charles Schmidt. Der verdiente Strassburger gelehrte hatte seine sammlung von mundartlichen ausdrücken nicht mit jenem allmählich anwachsenden zettelapparat vereinigen wollen. Nach Schmidts tode ist dieses „Wörterbuch der Strassburger mundart“ gedruckt worden (Strassburg, Heitz und Mündel 1896)⁴. Zu bedauern ist die scheidung gewiss: es steht viel wertvolles bei Schmidt, dass die herausgeber des Idiotikons nicht ohne weiteres entnehmen durften. Aber es ist leicht zu erkennen, wie ungemein das idiotikon jene arbeit übertrifft.

Der buchstabe *a* z. b. umfasst bei Schmidt gerade vier seiten, die ersten artikel sind *aamol*, *aase*, *aawerwitz*, *aba*, *abardi*: was ist das gegen die überwältigende kompress gedruckte fülle des Idiotikons! Dies beginnt allein mit zehu verschiedenen *a* und sechs verschiedenen *ä*. Oder man vergleiche die zahlreichen belege.

1) Die von Liebich, einem vetter Stoebers, ausgearbeitete elsässische grammatik (von der französischen regierung preisgekrönt!) wurde als manuskript erworben.

2) Kräuter's phonetisches system ist im wörterbuch zur bezeichnung der aussprache (nicht in den dialektproben) durchgängig angewandt worden.

3) Dieses von der litterarischen sektion des Vogesenklubs veröffentlichte jahrbuch (jetzt 12 bände) wurde überhaupt zu kundgebungen und zum abdrucke von specimina des idiotikons benutzt, wie es auch für nachträge und verbesserungen offen steht.

4) Vgl. Zeitschr. XXIX, 262 fgg.

die in dem artikel *ei (orum)* im Idiotikon gegeben werden, mit den beiden sprichwörtern, die Schmidt anführt; oder den artikel *is (glacies)* in beiden werken. — Schmidt beschränkte seine auf ein manuskript des verstorbenen Strassburgers Stronwald begründete arbeit nur auf das Strassburgische; und gerade für diese mundart flossen die quellen auch für das Idiotikon am reichlichsten. Was Schmidt dazu de suo beitrug, waren wesentlich die excerpte aus vielen litteraturwerken und im archiv aufbewahrten manuskripten, die bis zum mittelalter zurückreichen — sie waren dem überaus belesenen bücherfreunde leicht zur hand. Man findet also bei ihm seite für seite Geiler, Brant, Butzer, Capito, Murner, Fischart und Moscherösch citirt; und durch diesen citatenschatz behält sein posthumes werk einen bleibenden vorzug.

Das Martin'sche Idiotikon behandelt die mundarten des Unter- und Ober-Elsasses vollständig, mit einschluss eines nordstreifens, der sich der Pfälzer und eines südstreifens, der sich der Schweizer sprechweise annähert. Ausgeschlossen ist Deutsch-Lothringen, dessen sprache wegen der grossen verschiedenheit eine eigene behandlung verlangt¹. Die reihenfolge der artikel ist nach der Schmeller'schen praxis (grundlage das consonanten-gorippe) bestimmt. Das lemma zeigt das wort in eier dem schriftdeutschen möglichst angenäherten form; dann folgt die präzise bezeichnung der aussprache nach Kräuter's system, mit angabe der ortschaften, in denen diese aussprache konstatiert ist; dann die erklärung der bedeutung; darauf die belege aus der heutigen umgangssprache und aus litterarischen quellen; den schluss bildet, wo es nötig ist, die etymologische ableitung: meist tut es schon eine berufung auf die Schweizer, auf Schmeller oder das DWb. Besonders brauchbar ist die praxis, in den dialektproben die nicht auszusprechenden buchstaben klein über der zeile drucken zu lassen, also *ouch*, sprich *o*; *willet*, sprich *wit*; *ich hab*, sprich *i ha*. Soll bei der drucklegung etwas getadelt werden, so will recensent nicht verhehlen, dass ihm die unzialen für die substantiva nicht gefallen. Meines erachtens hätte sich Martin hier lieber der praxis im DWb. als den Schweizern anschliessen sollen. Das werk ist doch eben ein wissenschaftliches; auf benutzung in breiten laienkreisen kann nicht gerechnet werden; dadurch fällt auch die rücksichtnahme auf die gewöhnliche praxis der alltagschrift, die man etwa zur entschuldigung dieses bekämpfenswerten gebrauches der unzialen gelten lassen kann. Auch dass die zeichen für den scharfen *s*-laut nicht geschieden sind, dass also, entgegen der officiellen preussischen schulrechtschreibung, für *ff* und *ff* ohne unterschied *ss* gesetzt wird, ist nicht zu loben.

Die erste lieferung enthält, entsprechend der Schmeller'schen anordnung, die vokalisch anlautenden wörter (*aciou*) und die mit *f* (= *v*) beginnenden. Mediae kennt das Elsässische nicht; so fällt der anlaut *b* unter *p*, *d* unter *t*; *e* ist unter *k* und *x* zu suchen.

Welchen eindruck erhält nun der leser von dem in diesen bogen niedergelegten sprachschätze? Altdeutsche, die noch die vorgefasste meinung hegen, dass die Elsässer halbe Franzosen seien, werden, glaube ich, besonders darüber erstaunen, wie grunddeutsch, nach ausweis dieser sammlung, ausdrucksweise und volkssitte unserer jüngsten reichsgenossen sind. Der französische firnis war oberflächlich, und glücklicherweise hat die herrschaft des dritten Napoleon, der zuerst folgerichtig und zielbewusst die gallisierung des volkes vornahm, nicht ganz zwei jahrzehnte gedauert.

1) Eine liste von 2500 besonders merkwürdigen ausdrücken des elsässischen wortschatzes wurde von einem angehörigen der gegend von Sierck (Deutsch-Lothringen, luxemburgische grenze) geprüft: er liess nur 5⁰/₁₀ der elsässischen ausdrücke stehn.

Trotz dem französischen parlieren der besitzenden und vornehmen, besonders der städtischen kreise, ist die masse des volkes kerndeutsch geblieben, und auch in jenen kreisen hat sich stets eine fast rührende liebe zur heimatlichen mundart erhalten. Ein buch wie Arnolds Pfingstmontag war von Goethes zeit an ein wahrzeichen der Strassburger (vulgo Meiselocker).

Unter den wörtern zeigen einige ein überraschend zähes festhalten an der mhd. form oder bedeutung. So *überenxig* (spr. *everantsi*), soviel wie überflüssig, aber auch adverbial zur hervorhebung: *überenxig gut*. Hier fehlt im Idiotikon die stelle aus Arnold, Pfingstm. I, 4: *was diss e daigaff isch, so iwerenzi dumm*. Vgl. mhd. *ubereinzie*. — *einige* (spr. *enje*) „strafanzeige“, noch in Weinburg bei Ingweiler erhalten, ist mhd. *einunge* „übereinkommen, vereinbarte strafe“. Davon *zë äninge, zenje* (elsäss.) = vorsätzlich. — *and* (spr. *â*) im sinne von leid; *and thuen* „leid sein“. Vgl. mhd. *ande*. — *endlich* im sinne von „eifrig, eilig“, ist mhd. *endelich*. — *ender* „eher“, ist mhd. *end*.

Wie mannigfaltig die mundarten im Elsass variieren, erhellt aus der tatsache, dass das wort *eidechse* in vierzig verschiedenen ausspracheformen erscheint — Ein charakteristischer elsässischer ausdruck ist *run ase* „von selbst“. Dies wird noch im Schatzkästlein erklärt = *a se*, also aus dem klosterlatein. Die richtige erklärang ergibt sich aus Nib. 944: *ex hieꝝ Hagene tragen Sifriden also tōten* = tot wie er war. Danach erklärt sich: *eps ase kalt essen; pack s ase warm; ich hab die birnen ase gebrochen*; und endlich: *d bloter ist von ase ufgangen; er kumt ron ase wider*. — Welche interessante historische beziehung liegt in dem verbum *fuckeren* „tauschhandel treiben“! *Fugeren ihr schon wieder?* ruft man drohend den tauschenden kindern zu; *jemandem etwas abfuckeren* heisst mit list und ränken jemandes geld an sich bringen. In diesen ausdrücken lebt das alte Augsburger patriziergeschlecht fort. — Das alte wort *ürte* „zeche, wirtschassschuld“ ist im Elsass noch lebendig. — Der *oneins letzt* sagt man für den vorletzten, *huséren* für hausflur, *erblich* für austeckend (von krankheiten). *Frau Faste* ist unsere frau Holle. *Die häng fünkle mir* bezeichnet das kribbelnde gefühl, wenn man in kalter jahreszeit an den heissen ofen tritt. — Echt strassburgisch sind die maskulinbildungen auf *-es*, aus lat. *-us* entstanden, so *soxies* (ein grober s.), *notarjes*, *wackes* (= *vagus*), aber auch *barickes* „perückenmacher, friseur“, *lappores* „mensch mit schlappen ohren“, *heches* (eigentlich *Hechinger*, spottname für die Schwaben). *zackeren* bedeutet „pflügen“ wie im pfälzischen, *fettigen* „hin- und herlaufen“, *ägerste* „elster“, aber nur im Oberelsass, unterelsässisch heisst der vogel *atxel*. *grumbeer* „grundbirne“ heisst die kartoffel in Strassburg, aber im Oberelsass sagt man *arteplf. anken* (schon bei Dasypodius) heisst butter, aber frische nur im Oberelsass, ausgelassene im Unter-Elsass. *angläs* (hier einmal ein fremdwort) bedeutet im Oberelsass einen männerrock aus schwarzem tuch mit langen schössen, dagegen in Hochfelden eine champagnerflasche, die mit edelbranntwein gefüllt wird. — Ein merkwürdiger superlativ: *ich bin doch der üveldranst mensch von der welt*. Eine auffallende aphäresis: *este* für „brennnessel“, *acke* für „nackten“, *acristei* für „sakristei“, *everenz* für „reverenx“; umgekehrt nach dem frz.: *labbé* mit angewachsenem artikel. — Geradezu zur aufnahme zum schriftdeutschen gebrauche empfiehlt sich *äuglen* für „oculieren“ der bäume. — Im elsässischen fehlen die wörter *erde* (ausser einigen zusammensetzungen und ableitungen) — dafür *grund*; *arzt* — dafür *doctor*; *ronmund* — dafür *rogel*. Es fehlen die composita mit *zer-*, dafür *rer-*, also *verbreche, verhaue, verrisse, rer-*

springe. — Welcher volkshumor liegt in *Fisigunges* (schon im DWb.), vermutlich aus *physicus* entstanden!

Die abstammung der vom schriftdeutschen abweichenden ausdrücke ist nach den angaben des Idiotikons meist klar und einleuchtend; nur selten muss die etymologie noch offen gelassen werden, wie bei dem seltsamen worte *egerde* „unbebautes land“. — Sehr ausgiebig werden im Elsässischen personennamen zu appellativen verwendet, nach art von Struwelpeter und Dreckliese. So sagt man (mitunter unter lieblichen zusammensetzungen mit *dorf-* oder *dreck-*) *Üöli* für einen geizhals, *Urban* für Grobian, *Anebadütscherle* (Anabaptist) für einen menschen von alberner unständlichkeit, *Naxi* (Ignatius) für eine einfältige mannsperson, *Schelappel* (Apollonia) für eine schielende. In diese kategorie ist wahrscheinlich *Drecküsele* zu bringen, nämlich von Ursula. Martin stellt es gar künstlich zu mhd. *unsaelde* und vergleicht thüringisch „ein häufchen unglück.“

Genug der proben! Auch aus diesen wenigen beispielen wird schon erhellen, wie reich der hier aufgespeicherte schatz ist, und wie leicht er fruchtbar gemacht werden kann. Und dass dieses werk zustande kam, hat doch noch einen andern nutzen, als den gelehrten. Der Altdeutsche, der vielfach geringschätzig auf den Elsässer herabzusehen pflegt, sogar in Strassburg, dem uralten horte alemannischer kultur, kann hier lernen, wie viel altes gut im elsässischen volke steckt, markige, kerndeutsche art, mit zähigkeit bewahrt. Er kann lernen, dass seine norddeutsche sprechweise nicht die einzig berechnete ist, und dass es sich schon lohnt, sich ein wenig zu akkommodieren; vielleicht sind ihm schliesslich auch *ewexemür* und *gottersprüch* keine böhmischen dörfer mehr. Der Elsässer aber wird mit berechtigtem selbstgefühl auf diese sammlung blicken. Ch. Schmidt wollte den beweis führen, dass „unser dialekt nicht, wie man oft geringschätzend behauptet, ein verdorbener ist, sondern grossenteils das reine hochdeutsch des mittelalters. Unser *uib*, *min*, *hüs*, *müs* usw. reichen jahrhunderte weit hinauf. Viele unserer ausdrücke, die längst von den schriftgelehrten nicht mehr gebraucht werden, finden sich bei uns schon vor fünf- bis sechshundert jahren.“ Glücklicherweise mehrt sich die zahl der national empfindenden Elsässer von tage zu tage, die nicht auf ihr angelerntes französisch, sondern auf ihr angestammtes deutsch stolz sind, aut das deutsch von Geiler und Brant, von Dasypodius und Fischart. Ein Oberelsässer erkannte in einem briefe, den Martin in der sitzung des deutschen sprachvereins vorlas, an, schon in seiner jugend habe man oft den wunsch geäussert, den elsässischen wortschatz gesammelt zu sehen; aber erst der deutschen wissenschaft sei es gelungen, diesen wunsch in so schöner weise zu erfüllen, und nur die deutsche wissenschaft sei überhaupt in stande gewesen, diesen gedanken zu verwirklichen.

STRASSBURG.

M. ERDMANN.

Indogermanische sprachwissenschaft von R. Meringer. Leipzig 1897. Sammlung Götschen. 136 s. 16. 0,80 m.

Unzweifelhaft bedarf die indogermanische sprachwissenschaft noch mancher zusammenfassender werke, um immer mehr bekannt und anerkannt zu werden. Brugmanns Grundriss steht in der neuen auflage zwar wider ganz auf der höhe der forschung, aber sein bedeutend gewachsener umfang wird eher vom studium der sprachwissenschaft abschrecken als anziehen, abgesehen davon, dass er für viele unerschwinglich sein dürfte. Ein dringendes bedürfnis scheint mir eine darstellung der indoger-

manischen grammatik zu sein von einem umfang, wie ihn einst Schleichers Kompendium hatte. Dass sich eine solche schreiben lässt, ist unzweifelhaft, und Meringer wäre der mann gewesen, dies auszuführen. Statt dessen hat er uns eine indogermanische sprachwissenschaft geliefert, die auf 136 kleinen, nicht übermässig engbedruckten seiten ein ganzes, mächtiges gebiet der forschung umspannt. Wenn man es nicht vor augen hätte, würde man diese leistung kaum für möglich halten; so aber können wir dem geschick des verfassers, in kürze viel zu bieten, unsere achtung nicht versagen.

Es ist von vornherein klar, dass der verfasser nichts wesentlich neues bieten konnte, aber er hat doch ein wichtiges kapitel, das von der inneren sprache, hinzugefügt, das auch den meisten gelehrten etwas neues bringt, und das unsere aufmerksamkeit in vollem masse verdient. Ausserdem gibt Meringer einfache und klare bemerkungen über die äussere sprache, die hervorbringung der laute, und über die entwicklung der sprachen. Das zweite hauptstück bringt angaben über die heutigen und die alten indogermanischen dialekte und orientiert über die frage der verwandtschaftsverhältnisse, und das dritte gibt endlich eine grammatik der idg. grundsprache. „Die widerherstellung der sprache der Indogermanen ist eine der aufgaben der indogermanischen sprachwissenschaft und eine andere ist die feststellung der regeln, nach denen die einzelnen indogermanischen sprachen den übernommenen laut und formenbestand bereits zur zeit ihres geschichtlichen erscheinens oder später innerhalb der geschichtlichen überlieferung verändert haben.“ So sagt der verfasser selbst, aber naturgemäss konnten nicht beide aufgaben in gleicher weise auf so knappem raume gelöst werden. Die zweite musste zurücktreten, ohne ganz zu verschwinden, und wir haben daher, so können wir getrost sagen, die erste grammatik der indogermanischen grundsprache vor uns.

Man weiss, wie wichtig die rekonstruktion der grundsprache für die grammatik jeder einzelsprache ist. Durch die blosse vergleichung kommen wir zu keinen sprachgeschichtlichen ergebnissen, sondern erst die erschliessung des archetypus ermöglicht es uns in vielen fällen, von ihm ausgehend, licht in die dunklen erscheinungen der historischen epoche zu bringen. Ich begrüesse daher Meringers buch als eine im princip wichtige erscheinung; überall sind die indogermanischen grundformen direkt erschlossen und angesetzt, und der leser erkennt daran gleich, dass diese grundsprache nichts absonderliches, sondern etwas recht einfaches ist.

Am schluss finden wir ein kapitel über die kultur und die urheimat der Indogermanen.

Dass bei einem manne wie Meringer alles auf der löhe der forschung steht, ist selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich, dass er in zweifelhaften fällen die ansicht gegeben hat, die ihm als die wahrscheinlichste erschienen ist. Da der umfang des buches jede begründung ausschliesst, so ist man natürlich nicht immer darüber im klaren, weshalb Meringer eine ansicht verworfen oder angenommen hat, aber das tut dem buche keinen abbruch. Kommt es doch wahrlich nicht darauf an, ob jemand diese oder jene auffassung von einer bestimmten spracherscheinung hat; die hauptsache ist und bleibt, dass die allgemeinen grundsätze unserer wissenschaft allgemeingut der philologen werden.

Soll ich meine ansicht kurz zusammenfassen, so ist das büchlein in erster linie ein ausgezeichnetes hilfsmittel für akademische vorlesungen, die sich mit der historischen grammatik einer einzelsprache beschäftigen. Vieles, was man in einer allgemeinen einleitung zu geben pflegt, wird der student hier hübsch dargestellt finden,

und man wird sich darauf beschränken können, an einzelnen punkten erläuterungen und bemerkungen hinzuzufügen. Wie weit das buch geeignet ist, auch zum selbststudium benutzt zu werden, das sicher zu beurteilen ist nur dem möglich, der noch nichts weiss. Mir will es aber scheinen, als ob es auch dazu durchaus brauchbar wäre. Jedesfalls wird es aber der lehrer, der seine kenntnisse der vergleichenden grammatik auffrischen will, mit grossem nutzen verwenden können.

Über einzelne ansichten mit dem verfasser zu rechten, scheint mir hier nicht der ort zu sein. In der hauptsache zeigt auch dieses buch wider deutlich, dass heute eine weitgehende übereinstimmung über viele fragen bei allen gelehrten besteht, und dass die fundamente der indogermanischen grammatik wol für alle zeiten fest gelegt sind.

LEIPZIG-GOHLIS.

H. HIRT.

Die Syntax in den werken Alfreds des Grossen. Von dr. **H. Ernst Wülfing**.

Zweiten teiles erste hälfte. Zeitwort. Bonn, P. Hansteins verlag. 1897. (IV, 250 s.) 8 m.

Der zweite teil von Wülfings umfangreichem werk ist nach derselben methode gearbeitet, wie der erste und weist dieselben vorzüge auf: ausserordentlich fleissige und wolgeordnete beispilsammlungen, beachtenswerte erörterungen einzelner schwieriger stellen, wolerwogene, zum grossen teil wol abschliessende feststellungen des sprachgebrauchs in den könig Alfred dem grossen zugeschriebenen prosaschriften.

Den wünschen einiger recensenten hat der verfasser rechnung getragen, indem er nunmehr auch sonstige ae. prosaschriften zur vergleichung heranzog. Auf weitergehende vergleichungen z. b. mit dem sprachgebrauch der ae. poesie, mit me., oder mit altniederdeutscher, altnordischer syntax, verzichtet er indessen auch hier, was ja nicht eigentlich zum vorwurf gemacht werden kann. Ebensowenig hat sich Wülfing auf versuche eingelassen, die syntaktischen erscheinungen logisch oder psychologisch zu erklären. Die darstellungsweise folgt meist der hergebrachten schablone (besonders Kochs Grammatik): nomenklatur und definitionen machen einen etwas altnodischen und schulmeisterlichen eindruck. Im ganzen mutet das buch in seiner trockenheit und seinem schematismus etwa wie ein reichhaltiges und wolgeordnetes herbarium an; einem sprach-botaniker wird es sicher gute dienste leisten.

Für manche abschnitte dieses teiles hatte Wülfing gute vorarbeiten, die er auch gebührend ausgenutzt hat. Besonders ausführlich und erschöpfend ist die moduslehre bearbeitet (im anschluss an Fleischhauer). Verhältnismässig kurz und wenig befriedigend erscheint dagegen die tempuslehre; hier hätten die feinsinnigen untersuchungen von Ad. Gräf über die präsentischen tempora bei Chaucer (leider nicht benutzt) manchen wink geben können. Behaghels Heliand-syntax konnte von Wülfing noch nicht zu rate gezogen werden.

Um eine probe von Wülfings behandlungsweise zu geben, will ich nur den letzten, das verbalsubstantiv behandelnden abschnitt dieses teils kurz besprechen. Es wird sich dabei zeigen, wie reichhaltige materialsammlungen Wülfing bietet, zugleich aber, wie äusserlich und pedantisch dieselben angeordnet, und wie wenig sie verarbeitet sind.

Der abschnitt besteht aus drei kapiteln, in denen sämtliche in Alfreds schriften vorkommende verbalsubstantive mit belegstellen alphabetisch geordnet aufgeführt

sind; und zwar im 1. kapitel die verbalsubstantiva auf *-ing*, im zweiten die auf *-eng*, im dritten die auf *-ung*.

Da diese verbalsubstantiva im ae. noch keine besondere syntaktische funktion haben, sondern ebenso verwandt werden, wie andere hauptwörter, so war dies kapitel eigentlich überflüssig; es gehört in jedem falle mehr in die wortbildungslehre als in die syntax. Wülfing weiss denn auch gar nichts über die syntaktische verwendung dieser wortbildungen zu berichten. Er spricht sich nicht einmal darüber aus, ob hier drei grundverschiedene oder nur lautlich differenzierte suffixe vorliegen. Nach seiner einteilung könnte es scheinen, als wenn *-ing* die ursprüngliche form des suffixes wäre. In einer anmerkung (s. 238) führt er die substantive *dirling* und *ierming* als „andere ableitungen auf *-ing*“ an (warum nicht auch *cyning* usw.?), ohne zu bemerken, dass hier ganz andere ableitungssuffixe vorliegen. Kluges Nominale stammbildungslehre scheint ihm unbekannt geblieben zu sein (vgl. §§ 158. 159).

So ist es auch nur zu erklären, wenn er im folgenden kapitel zu den „verbalsubstantiven auf *-eng*“ vermutungsweise auch *underfeng* rechnet und in einer anmerkung zum folgenden kapitel (verbalsubstantiva auf *-ung*) (s. 249) „die bildung *geong* (*forþgeong*) von *gangan* erwähnt.“ Mit genau demselben rechte könnte er die deutschen hauptwörter *anfang*, *untergang* als verbalsubstantiva auf *-ang* verzeichnen.

Nichtsdestoweniger sind die listen wertvoll und interessant. Es ergibt sich daraus zunächst, dass die bildungsweise im ae. noch selten bei ursprünglich starken verben belegt ist (*ræding*, *ondræding*, *cidung*, *blotung*, *forsecung*, *gyfung*, *hrining*).

Ferner dass die ursprünglichere form des suffixes (*-ung*) durchaus vorherrscht bei ableitungen von schwachen verben der zweiten klasse (*ô*-klasse), z. b. *arung*, *ascung*, *bletsung*, *clemsung*, *costung*, *dagung*, *ealdung*, *eardung*, *eorþbeofung*, *fandung*, *gesomung*, *geþafung*, *gilsung*, *gnornung*, *hreoelsing*, *hunting*, *leornung*, *licung*, *manung*, *milsung*, *neosing*, *scearung*, *tacnung*, *þenung*, *þronung*, *weorþung*, *willnung*). Nur höchst selten treten hier formen auf *-ing* auf, z. b. einmal *costing* neben häufigem *costung*.

Sodann, dass von schwachen verben der ersten klasse das suffix regelmässig in der form *-ing* gebildet wird (z. b. *baerning*, *cenning*, *feding*, *gemcting*, *greting*, *gyming*, *hering* (zu *herigean*), *neþing*, *pynding*, *seting*, *stying*, *teling*, *weerming*, *wending*, *yliding*); nur selten daneben *-ung* (z. b. *eldung* neben *yliding*).

Endlich dass die seltene nebenform auf *-eng* fast nur in den beiden handschriften der *Cura pastoralis* vorkommt, und auch da nur bei schwerer casusendung (*-engum*, *-enga*). Die form *þingengum* verhält sich zu *þingung* etwa wie der dativ plur. *heofenum* zu *heofon* (vgl. Sievers *Ags. gr.* § 129).

Es gibt also im ae. nur zwei übliche formen des suffixes: *-ung* und *-ing*, von denen die letztere offenbar unter dem assimilierenden einfluss des ursprünglich vorhergehenden *j* oder *i* aus der ersteren differenziert ist (z. b. *greting* aus *gret(i)ung*, etwa wie *ging* neben *geong* aus *giung* oder wie *gind* neben *geond*, vgl. Sievers, *Ags. gr.* § 110 anm. 1).

Das umschgreifen der *ing*-form wurde wahrscheinlich gefördert durch die schwächung der unbetonten vokale, besonders in der mittelsilbe, wenn noch ein voller vokal folgte. Es bildete sich so zunächst wol ein suffix-ablaut wie z. b. in

þingung — *þingungum*, *þingingum*; *leasung* — *leasunga* heraus, der endlich zu gunsten der *ing*-form wider beseitigt wurde¹.

Von starken verben scheinen ursprünglich keine ableitungen auf *-ung* gebildet worden zu sein, weil hier einfachere ableitungssuffixe näher lagen (vgl. Kluge, Nom. stammbildungslehre § 159).

Für die weiterentwicklung der verbalsubstantiva auf *-ung* war nun aber die an sich geringfügige lautliche umwandlung in *-ing* von grosser bedeutung. Denn dadurch erst wurde es möglich, dass im me. das partic. praes., welches sich aus *-ende*, *-inde* zu *-ing(e)* entwickelt hatte, und der flectierte infinitiv: *-enne*, *-ende*, *-inde*, *-inge* lautlich mit dem verbalsubstantiv zusammenfielen. So wurde das verbalsubstantiv allmählich als verbalform empfunden und erhielt die syntaktische function des gerundiums, von der im ae. noch nicht die rede sein kann.

Andererseits erklärt sich damit die einbusse an substantivischer, begriffsbildender kraft, welche besonders in die augen springt, wenn man die englischen bildungen auf *-ing* ihrer bedeutung nach mit den ursprünglich identischen deutschen auf *-ung* vergleicht. Während den Deutschen durch diese ableitungen die bildung abstrakter begriffe erleichtert wurde, gerieten die Engländer, die in ae. zeit mit den Deutschen in dieser hinsicht noch gleichen schritt gehalten hatten, oder vielleicht gar voraus waren, später in verlegenheit und waren genötigt einen grossen teil ihrer abstracta der französischen sprache zu entlehnen (z. b. *motion* — bewegung, *formation* — bildung, *education* erziehung)². Die entwicklung des verbalsubstantivs zum gerundium hat also wahrscheinlich, indirekt wenigstens, das englische geistesleben in der sprache nicht unerheblich beeinflusst.

Leider scheint Wulfing die laut- und formenlehre der altenglischen sprache nicht so sicher zu beherrschen, wie es für einen grammatiker wünschenswert ist. So führt er auf s. 202 das adjectiv *suēt*, „süss“ an (statt *suete*), auf s. 204 *celegg*, „lang“ (statt *celenge*), auf s. 219 *gespannan* „überreden“ (statt *gespanan*). Auf s. 182 wäre statt *hogian*, „denken“, besser *hygean* anzusetzen gewesen; auf s. 9 statt *hebban* „sich heben“ besser *hebban*. Auf s. 82 sind, wie es scheint, absichtlich die comparative *wyrse* und *iedre* in neutraler grundform gegeben. Auf s. 71, z. 2 v. u. wird unter den fällen, in denen bei *hwæþer* in fragesätzen der indicativ steht aufgeführt: So. 178, 35 *hwæder ic durfe þara þreora þinga ealra, þe . . . ?* Aber *ic þurfe* ist doch konjunktiv (d. h. optativ)! Solche vereinzelte kleine versehen und unebenheiten, auf die aufmerksam zu machen die pflicht des recensenten ist, schmälern indessen den wert des buches kaum.

1) Ob die bildungen auf *-ing* im altnord. (z. b. *kenning*) ähnlich oder anders zu erklären sind, wage ich nicht zu entscheiden.

2) Es ist charakteristisch, dass diejenigen bildungen auf *-ing*, die sich im englischen als wirkliche substantiva erhalten haben, meist nicht sowol nomina actionis der bedeutung nach geworden sind, als vielmehr einen concreteren sinn angenommen haben, indem sie nun das ergebnis oder die grundlage, das objekt, das mittel oder werkzeug der tätigkeit bezeichnen, z. b. *building*, *dwelling*, *lading*, *living*, *clothing*, *paling*, *footing*, *turning*, *gilding*, *offering*, *reading*, *writing* usw.

Angelsächsisches Lesebuch. Zusammengestellt und mit glossar versehen von **Friedrich Kluge**. Zweite verbesserte und vermehrte auflage. Halle, Max Niemeyer. 1897. IV, 214 s. 8. 5 m.

Durch die vortreffliche, die litterarhistorischen wie die sprachlichen interessen in gleicher weise berücksichtigende auswahl der lesestücke, durch die zuverlässige gestaltung der texte und ein bequem zu benutzendes glossar zeichnet sich Kluges Ags. lesebuch vor den übrigen altenglischen chrestomathien aus, und diese vorzüge werden in der tat auch in weiten kreisen gewürdigt, das lehrt uns das erneute erscheinen dieses buches in zweiter auflage. Vermehrt und verbessert nennt sie sich selbst auf dem titel, mit recht. Schon der äussere umfang, der von 194 auf 214 seiten angewachsen ist, trotzdem durch entfernung von weniger wichtigen proben platz für neu einzufügende geschaffen und auch — leider nicht immer zum vorteil der übersichtlichkeit — durch grössere sparsamkeit in der typographischen anordnung einiger raum gewonnen worden ist, zeigt, dass das erste prädiat ein durchaus begründetes ist. Von stücken, welche in dieser neuen auflage haben weichen müssen, seien die Blickling homilien, der anfang der poetischen Genesis und die proben aus den Cambridger glossen genannt. Dafür sind neu hinzugekommen fast der ganze rest der Epinaler und der Kentischen glossen, alte Bibelglossen, Oxforder glossen nach Napier im Arch. f. d. st. n. Spr. 85, 310, die Münsterer und Werdener glossenfragmente; der Mercischen psalmenübersetzung aus Vespasian A 1 ist Psalm 7—9, der Nordhumbrischen interlineareversion des evangeliums Matthäi kap. IV, 18—25 hinzugefügt worden, im anchluss daran erscheint nun auch die ws. Matthäiusübersetzung nach hdschr. CXL des Corpus Christi college in Cambridge. Unter den poetischen denkmälern sind neu aufgenommen Bedas sterbegesang, die runeninschrift des kreuzes von Ruthwell und die zwei verse des kreuzes von Brüssel, ferner das „Grab“, die zaubersprüche gegen verzaubertes land, gegen hexenschuss und *icid ymbe*, sowie die „Ruine“ und das Reimlied. Das früher mitgeteilte stück aus der Cura pastoralis ist ersetzt durch die vorrede dazu, für die ausgeschossenen abschnitte aus Ines gesetzt ist die nummer *Be geseceðwisan geréfan* nach Liebermann Anglia V, 259 eingeschoben; einige kleinere verschiebungen von einer abteilung in eine andere, z. b. der altnordhumbr. version von Cædmuns hymnus aus der anmerkung zur Bedaübersetzung in die abteilung Poetische denkmäler oder von des Sängers trost aus der epik in die lyrik sind von geringerer bedeutung, aber wol berechtigt.

Die litteraturangaben, nicht mehr in einem anhang zusammengestellt, sondern jedem einzelnen denkmal in knappster fassung vorausgeschickt, sind gewissenhaft bis auf die neueste zeit fortgeführt, nur bei der nordhumbr. Matthäiusübersetzung vermisse ich die erwähnung der neuen ausgabe durch Skeat, Cambridge 1887, bei den glossen wären die aufsätze von Otto B. Schlutter, Anglia 19, 101 fgg. und 461 fgg., 20, 136 fgg. sowie Journal of Germanic Philology 1, 59 fgg. nachzutragen, die mich freilich trotz ihres oft hochfahrenden tones Sweet gegenüber nur zum kleineren teile zu überzeugen im stande sind.

Ausser in der auf den inhalt sich erstreckenden revision des lesestoffes macht sich die stets nachbessernde hand des herausgebers auch sonst noch vielfach bemerkbar. In der graphischen bezeichnung hat er den anchluss an Sievers vollzogen, mit ausnahme der type für *g*, wo Kluge das Sieverssche *ȝ* verwirft. Das glossar ist mannigfach ergänzt, bei seltenen wörtern auch durch belege, die über das lesebuch hinausgehen; leider, wenn auch begrifflicherweise, sind darin die hinweise auf Sievers' grammatik weggelassen, weil ja eine neue auflage derselben sich in vorbereitung

befindet und verweise auf die alte später nur irreführen könnten. So ist denn auch der zweite zusatz auf dem titel, verbesserte auflage, voll berechtigt und alle diese besserungen werden unzweifelhaft dazu dienen, den guten ruf des lesebuches, das keiner empfehlung mehr bedarf, von neuem zu befestigen.

Im interesse der anfänger aber und derjenigen, welche ohne anleitung eines lehrers mit Kluges chrestomathie an das studium des ae. gehen müssen, möchte ich mir noch erlauben, dem verehrten verfasser gegenüber einige wünsche auszusprechen, welche in erster linie das glossar betreffen, in der hoffnung, dass sie in einer künftigen dritten auflage freundliche berücksichtigung finden werden.

Nach den erfahrungen, welche ich in meinen altenglischen übungen gemacht habe, halte ich es für angezeigt, den studenten die erlernung des altenglischen so viel als möglich durch ein zweckmässiges wörterbuch zu erleichtern und empfinde es als einen mangel an Kluges glossar, dass es einerseits nicht eine streng alphabetische anordnung durchführt, andererseits mit verweisen von formen älterer zeit oder angli-scher dialekte auf die normalen ws. sich manchmal etwas zu sparsam zeigt. Die abweichungen von der alphabetischen ordnung beruhen zum teil auf dem grundsatz, über dessen berechtigung man verschiedener meinung sein kann, dass composita unter dem stammwort, ableitungen aber gesondert eingereiht werden, so dass z. b. *nýðnæme*, *nýðfearf* vor *genýðan*, *nýðling* zu stehen kommen; indessen ist auch darin nicht consequent verfahren, so findet sich die mehrzahl der mit *or-* zusammengesetzten wörter unter *or-*: *orenæwe*, *ordúl*, *oreald*, *orforme* usw., davon getrennt aber und je an den platz, der ihnen in streng alphabetischer reihe zukommt, eingewiesen *orfeorme* Jud. 271, *ormód*, *orsáule*, *orsorh*, *ortrýwe*, unter diesem stichwort sind aber auch *orvearde* und *orþane* angeschlossen, während *orcwene* und *ge-orwécan* wider später folgen, oder z. b. *onbryrdan* steht unter *b*, *onbryrdnys* unter *o*. Zum teil ist die alphabetische ordnung ohne ersichtlichen grund, wol nur durch versehen verlassen: es gehören z. b. *frán* vor *franca*, *fréogan* vor *fréolic*, *gegeorweian*, *geotra* vor *géotan*, *hlemm* vor *hléo*, *pund* hinter *púca*, *seoceca* vor *seoöh*, *tintreg* vor *tiohhian*, *unslæc* hinter *unsiðu*, *unweine* hinter *ungewiderung*, bei *innan* fgg. ist die reihenfolge völlig zerrüttet.

Auch in beziehung auf vollständigkeit liesse sich an glossar noch manches verbessern. Dass die oft recht zweifelhaften wörter der glossen zum grossen teil fehlen, lässt sich, wenn es mir auch nicht gelingt, einen grund für aufnahme des einen, ausschluss des andern zu finden, wol verteidigen; mit anfügern wird man diese stücke nicht behandeln wollen und für vorgerücktere wird die aufsuchung der etymologie und der bedeutung eine vortreffliche übung des eigenen scharfsinnes abgeben, dabei bleibt nur zu bedauern, dass uns auf diese weise auch die meinung eines so sachkundigen mannes wie Kluge vorenthalten bleibt. Aber auch abgesehen von den glossen vermisst man manches wort in dem doch nach vollständigkeit strebenden verzeichnis; ich habe mir, ohne systematisch danach gesucht zu haben, die folgenden als fehlend notiert: *almesman*, *áfandodlic*, *áfeorsian*, *átæsan*, *bencian*, *beodðian*, *bereweastm*, *bræsesoc*, *carléas*, *cwidol*, *cweylðrôf*, *cynesett*, *cýðere*, *darg-sceald*, *dyng* (nur der verweis *deng* siehe *dyng* vorhanden), *eordcrypel*, *flánhred*, *forhogung*, *forspanung*, *geandstrérgan*, *ginddreanc*, *hildecalla*, *hience*, *hlose*, *hne-scian*, *ghlisa*, *leccing*, *mærsung*, *mónsöc*, *oferbrédels*, *gesceálcwisanys* neben *scéad-wisanys*, *seireweastm*, *sigeuif*, *swáslæcan* (nur verweis *swéslæcan* siehe *swéslæcan* ist da), *unásedndlic*, *weodian*, *wift*.

Ein paar mal sind englische wörter im glossar ohne deutsche entsprechung angeführt, was sicher vorsichtiger ist, als eine vermutung für gewissheit auszugeben, hin und wider scheint aber doch deren bedeutung unzweifelhaft, z. b. *caluar* = lat. *galmaria*, *galbalacrum*, molken, vielleicht verwandt mit schweiz. *challe* = gerinnen, stocken, gefrieren von flüssigkeiten und besonders von fett. Bei *tuuli* fehlt die bedeutung zwilch. Neu sind meines wissens die ansätze *léah* masc. feld, fem. hain; *aglþéca* (got. *aglaits*) bösewicht, ungeheuer, und *aglþéca* (= ahd. *eigileihhi* phalanx) kriegler, held.

Der gestaltung des textes hat der verfasser ebenfalls erneute sorgfalt und widerholte prüfung angedeihen lassen, doch scheint mir auch da das eine und andere zweifelhaft, z. b. die conjectur *fótas* für hsl. *fēt* im Seefahr. 9 und hinweis auf Sievers Beitr. 10, 483, denn dort liegt doch wol typus B 3 mit zweisilbigor eingangsenkung vor, in welchem *fótas* metrisch bedenklich wäre, vgl. Beitr. 10, 455 § 6. Die form *fótas* ist a. a. o. übrigens von Sievers gar nicht für diese stelle in anspruch genommen worden. Dass das stück über Cádmon aus Beda in Älfrédischer sprache übertragen geblieben ist, kann auffallen gegenüber Millers nachweis, dass das original dieser Bedaversion mercisch war. Warum s. 86 die stelle aus der Chronik vom jahre 1086 von *manig marc goldes* an nicht mehr in verse abgeteilt gedruckt wird, ist nicht ersichtlich. Bei dem abdruck der glossen ist ein etwas ungleichmässiges verfahren bemerkbar, im allgemeinen begnügt sich Kluge mit einer genauen widergabe der handschriften, auch bei offenbaren fehlern, in einigen fällen aber gibt er in anmerkungen besserungen der handschriftlichen lesarten, was sich vielleicht überall wo unzweifelhafte verderbnisse vorliegen, empfohlen hätte, namentlich auch bei den alten Bibelglossen s. 9 fgg. Ferner ist auf eine kleine inconsequenz in der bewahrung der handschriftlichen accentu anmerksam zu machen, die meistens als circumflexe widergegeben, in Älfrics Homilie über Gregor aber entweder weggelassen oder durch akute ersetzt sind.

Endlich schliesse ich meine anzeige mit der aufzählung einer anzahl von druckfehlern, in der hoffnung, damit zur ausmerzung derselben in der nächsten auflage mithelfen zu können: s. 13, nr. 2, l. 13 l. *Egberet* statt *Eyberet*; s. 23 unten l. *pecora* statt *neora*; s. 24 Ps. IX, 3 l. *laetabor* statt *laetabot*; s. 25, ib. IX, 16 l. *pes* statt *per*; s. 47, II, 4 *scribas* statt *seribas*; s. 49, II, 15 *prophetam* statt *prophetum*; s. 64, 985 *temulenti* statt *temulentia*; s. 123, XXIX, 10 *godes* statt *godes*; s. 163 oben *be(ecorian)* statt *he*; s. 171 unten *flýtme* statt *fllytme*; s. 172 *fremsum* statt *fensum*; s. 178 *helpan* (ge-) statt *helpan*(ge); s. 181 oben *andorn* statt *andern*; s. 182 *idelness* statt *idelness*; s. 186 *man* (pronomen) statt *mann*; s. 195 mitte *sceop*, *dichter* statt *dehter*; s. 209 l. *membrum* statt *memerium*; (*ceangþ* turf statt *þurf*); s. 212 unten *prophexeiung* statt *phophexciung*.

Nicht aus freude an kleinlicher nörgelei, sondern von dem aufrichtigen wunsche erfüllt, einen bescheidenen beitrug zur vervollkommnung eines buchcs zu liefern, das in die hände aller germanisten und anglisten unter unseren studenten gelangen sollte, habe ich meine äusserungen zu papier gebracht und nehme darum auch mit dem ausdrucke herzlichsten dankes abschied von dieser neuesten gabe des verehrten verfassers.

Friedrich Nicolais roman „Sebaldus Nothanker“. Ein beitrug zur geschichte der aufklärung. Von **Richard Schwinger**. (A. u. d. t. Litterarhistorische forschungen, herausgegeben von J. Schick und M. v. Waldberg. Heft II.) Weimar, Felber. 1897. XIV, 272 s. 6 m. Subskriptionspreis 5,20 m.

Die vorliegende schrift behandelt einen ungemein glücklich gewählten gegenstand; es ist das verdienst v. Waldbergs, den verfasser darauf hingewiesen zu haben. Danach werden wir anzunehmen haben, dass es sich um eine erstlingsarbeit handelt, und es sei gleich ausgesprochen, dass man das der schrift nirgends anmerkt. Der verfasser zeigt sich als wol unterrichtet; ohne unnötiges und zu feruliegendes heranzuziehen, weiss er gut über die in betracht kommenden fragen zu orientieren: die darstellung ist einfach und sachlich, dabei klar und leicht verständlich, so dass auch von der stilistischen seite aus nichts auszusetzen ist.

Der „Nothanker“ berührt so nach allen seiten hin das geistige, religiöse und allgemein-kulturelle leben des 18. jahrhunderts, dass eine eingehende untersuchung seines gesamtgehaltes sowol der litteratur- als der kulturgeschichte zu gute kommen muss. Deshalb sei die vorliegende schrift namentlich allen denen empfohlen, die sich eingehender mit der geschichte des geistigen lebens Deutschlands im 18. jahrhundert beschäftigen. Bei der behandlung des romanes selbst und der besprechung der urbilder der einzelnen figuren war es natürlich nicht zu vermeiden, dass vielfach dinge sorgfältig ausgeführt wurden, die den meisten freunden der deutschen dichtung wol bereits bekannt sind. Doch wird auch der mit dem gegenstande vertraute dem verfasser dank dafür wissen, dass hier alle für die komposition und entstehung des romanes wichtigen tatsachen übersichtlich und klar aneinandergereiht worden sind, so dass die vielfach verzweigten beziehungen litterarischer und kulturhistorischer art sofort bequem überschaut werden können. Auch ist eine derartige genaue durchforschung eines mehr oder weniger bekannten gebietes niemals ganz ohne nutzen; daher sind bei den erörterungen der grundlagen des romanes im einzelnen manche hübsche nachweise gegeben, auch einzelne bisher wol nicht allgemeiner bekannte beziehungen aufgedeckt worden. So war mir der hiiweis auf Joh. Wilh. Bernh. von Hymnen († 1787) als ein allenfalls neben Joh. Georg Jakobi wirksames modell für die gestalt Säuglings neu; ebenso sei auf die hübschen parallelen aus Jakobis gedichten und auf die, so viel ich weiss, in dieser art noch nicht bekannten belege zu der satire auf Riedel s. 128 fgg. verwiesen. Auch die beziehung der Judengeschichte auf Mendelssohn war mir bisher entgangen. Ebenso wie diese persönllichen beziehungen sind die grösseren zeitgeschichtlichen grundlagen überall klargelegt, und die grösseren und kleineren richtungen, die absichtlich oder unabsichtlich in dem Nothanker ihren niederschlag gefunden haben, werden ausreichend und richtig charakterisiert. Nur einen zug hätte ich gern ausführlicher behandelt gesehen, den der verfasser nur im vorbeigehen s. 261 andeutet und dessen kulturgeschichtliche wichtigkeit nicht zu unterschätzen ist: das ungünstige licht nämlich, in welchem der wolhabende mittelstand bei Nicolai erscheint; hier würde es sich wol verlohnt haben, durch genaueres eingehen auf die einzelheiten und vielleicht auch durch herbeiziehen anderer litterarischer parallelen der von Nicolai zum ausdruck gebrachten stimmung nachzugehen und die frage nach ihrer verbreitung und stärke im damaligen Deutschland zu erörtern.

Recht wertvoll ist der zweite teil von Schwingers arbeit, der die aufnahme und die litterarischen nachklänge des Nothanker schildert. Man übersieht jetzt die

ausserordentlich grossen wirkungen, die von dem buche ausgegangen sind. Nachträge werden vielleicht hier und da noch gegeben werden können; aber alles wesentliche ist, so weit ich sehe, berücksichtigt; und dass der verfasser sich bei der behandlung der nachahmungen einige beschränkungen auferlegt hat, wird ihm kein einsichtiger verübeln.

BERLIN.

GEORG ELLINGER.

Got. *hiri*, *hirjats*, *hirjip*.

Das unterbleiben der brechung in den worten *hiri*, *hirjat*, *hirjip* (letztere beide *ἄναξ λεγόμενα*) ist unter den wenigen fällen, wo das gotische die brechung nicht vollzogen hat, der rätselhafteste. Ihn zu erklären, sind zwei versuche gemacht worden.

J. Schmidt lehrt (Vokalismus II, 423 fgg.), dass die brechung in den obigen wörtern deshalb unterblieben sei, weil der hochton hier die zweite silbe getroffen habe. Dagegen wendet sich Paul, Idg. forsch. IV, 334 mit recht. Der wie ich das gesetz, in unbetonter silbe sei brechung unterblieben, überhaupt nicht anerkennt, wird die von Schmidt gegebene erklärang natürlich von vornherein ablehnen. Aber die richtigkeit des gesetzes selbst zugegeben, eine betongung *hiri* würde doch vollständig in der luft schweben. Denn Paul hebt richtig hervor, dass für das gotische sprachgefühl diese imperativformen als von einem verbalstamme *hir* kerkommend erscheinen müssen, und selbst wenn die in frage stehenden worte ursprünglich gar keine verbalformen wären, im gotischen sind sie mit solchen zusammengefallen, wie *hirjats*, *hirjip* zeigt, und sie müssen der betongung des got. verbumb folgen. Wir haben daher für das gotische ein starkes verbum **hirjan* vorauszusetzen, das sonst nicht vorkommt und auch ausser im imperativ wol kaum vorkommen konnte, wie man sich auch im übrigen mit seiner etymologie abfinden mag. Die verbalendungen waren aber im gotischen nirgend betont. Ferner hätte nun J. Schmidt doch noch dafür belege bringen müssen, dass das gesetz auch für vortonige *i* und *u* gilt. Die wenigen fälle, die man für dasselbe überhaupt anführen kann und die sich alle ebenso gut anders erklären lassen¹, sind nachtonig. Komposita wie *bihait*, *bihaitja*, *bireks*, *duhte dariman* dürfen natürlich nicht angeführt werden. Hier wirkten einmal die simplicia und ausserdem fand eine scharfe silbentrennung statt, die *r* und *h* gehören zur folgenden silbe. Bei *hiri* könnten wir ja nun zur not *hi-ri* trennen, aber *hi-rjats*,

1) In frage kommen hierbei ausser den obigen imperativadverbien das enklitische *uh*, *nih*, *nuh*, *fidurda* und *farhis* vgl. Braune, Got. gramm. § 20 anm. 1; Streitberg, Got. elb. § 49. *uh* aus *yge* hat langes *u* (Per Person, Idg. forsch. II, 212 fgg.), ebenso *fidurda* (vgl. *ahtūda*) und *nuh* (aus *nu + ūh*) oder *nū + h*). *nih* wird später zur sprache kommen. Es bleibt von allen *farhis*. Und das kann, da es *ἄναξ λεγόμενον* und „der verderbnis dringend verdächtig“ ist, wie die glosse *sihu* (1. Cor. 15, 57) erklärt werden (J. Schmidts ansicht Neutra 153, Vokalismus a. a. o. *h* sollte die palatale spirans ausdrücken, ist mir weniger ansprechend, als einfach einen schreibfehler anzunehmen, der sache nach sind beide erklärungen gleich). *Parigs* wäre eine bildung wie *gabigs*. So brauchen wir denn auch für *widuwairna* und *undaurnimals* nicht einen starken nebenont verantwortlich zu machen. Über *paup-paura* und *paup-pura* vgl. Kuhns ztschr. 35, 301. In *Tibairius*, *Tbairius*, *Tibairiadeis* ist auch brechung eingetreten. Die worte waren sicher volkstümlich und deshalb nach germ. betongung *ai* unbetont.

hi-rjþ wären unmöglich, hier müssten wir schon die analogie von *hiri* wirken lassen, die uns aber in andre schwierigkeiten brächte.

Paul macht seinerseits einen andern vorschlag. Er hält das folgende *i* für verantwortlich und lehrt, ursprüngliches, dem *r* oder *h* unmittelbar folgendes *i* hindere die brechung. Auch dieser ausweg scheint mir ungangbar. Das auslautende *i* von *hiri* ist lautgesetzlich aus *j* vokalisiert, Pauls lehre müsste also statt *i j* sagen. Das *j* in *hirjats hirjþ* ist aber mehrdeutig. Ferner fehlt nun im got. sonst jeder beleg, dass sich urgerm. *ǣ* und *ǣ* noch in ihren wirkungen erkennen lassen, beide laute sind hier unterschiedlos zusammengefallen. Und auch dafür muss Paul, ehe man seiner ansicht näher treten kann, belege bringen, dass sonst noch got. *j* oder *i* (= urgerm. *j* oder *i*) auf vorübergehende vokale und konsonanten gerade palatalisierende wirkung irgend welcher art ausüben.

Ich möchte eine andere erklärang vorschlagen. Der grund, dass sich in *hiri* und seiner sippe das *i* des stammes der brechung entzogen hat, muss in seiner natur liegen. Und in der tat scheint uns ja hier ein got. *i* erhalten zu sein, das sich von den übrigen, mögen sie aus urgerm. *ǣ* hervorgegangen sein oder altes *i* fortsetzen, nach seiner entstehung und phonetischen qualität deutlich unterscheidet.

Wir unterscheiden für das germ. \bar{e}^1 und \bar{e}^2 . In der frage, wie letzteres entstanden ist, sind wir über vermutungen leider noch nicht hinausgekommen¹. Für die vorliegende frage ist ja seine entstehung auch nebensächlich, für sie genügt die tatsache, dass im germ. zwei grundverschiedene \bar{e} vorliegen. got. *hēr* (ahd. *hiar*) hat nun solches \bar{e}^2 . Die entstehung dieses adverbiums denke ich mir so: an den pronominalstamm *kī* ist das instrumentalsuffix *ǣ* getreten. Das auf diese weise entstandene **kīe* = germ. **hē* (vgl. got. *þē*) ist durch die deiktische partikel *ro* (gr. *δε̄-ρο* vgl. Per Person I. c. 249) erweitert worden. Das so zustande gekommene *hēr* trat natürlich völlig aus dem zusammenhang mit dem pronominalstamm *kī* heraus und das *i* in *hiri* hat mit dem *i* dieses stammes direkt nichts zu schaffen². Vielmehr haben wir in dem *i* von *hiri* eine tieftonige stammgestalt zu *her* zu sehn. Nun meine ich, ebenso wie zu \bar{e}^1 als tiefstufe ein \bar{e}^1 gehört, werden wir für \bar{e}^2 eine tiefstufe \bar{e}^2 postulieren dürfen, und beide \bar{e} sind wie ihre längen ihrer qualität nach im urgerm. deutlich unterschieden gewesen. Das got. musste natürlich auch \bar{e}^2 zu *i* werden lassen, sodass sein *i* urgerm. *i*, \bar{e}^1 und \bar{e}^2 fortsetzt. Für \bar{e}^2 konnten wir bisher aus dem got. heraus nichts beibringen (tiefstufe *ei* (*i*) auch zu $\bar{e}^1 + i$), es ist \bar{e}^1 völlig gleich geworden³,

1) Kluge meint \bar{e}^2 beruhe auf idg. *ei* mit urgerm. brechung vor *r* (P. G. I², 504, vgl. 411). Letztere wäre jedesfalls erst noch ausserdem nachzuweisen, bedenklich bleibt ferner, dass sie nicht alle fälle erklärt. Ansprechender will Mikkola B. B. XXII, 244 von idg. *iē* ausgehn. Auf denselben gedanken bin auch ich unabhängig von ihm verfallen; wir kommen überall mit dem ansatz von *jē* und *je* aus. Nur die schwierigkeiten der sog. reduplizierten perfekta (*haihait : hiax*) kann ich noch nicht ganz beseitigen. Mikkola's erklärang von der erhaltung des *i* in *hiri* kann ich aber nicht für zutreffend halten, für eine entwickelung *ii : i* fürs germ. fehlt jeder anhalt.

2) Aus diesem grunde kann ich auch nicht wie Brugmann (Grundriss I² §86, 2) *hiri* für beeinflusst durch *hidre* halten.

3) Den schluss aus der tatsache, \bar{e}^2 wechsele nie mit *ei*, hält Streitberg mit recht für hinfällig. Wie will man sich übrigens mit *skerein* (1. Cor. 14, 26) neben *skerein* (1. Cor. 12, 10) abfinden? Für das durch ahd. *sciario* geforderte got. *skers* ist uns überhaupt nur *skers* (zweimal) erhalten.

dasselbe gilt von urgerm. i und e^1 . Scheint meine erklärang annehmbar, so können wir jetzt die existenz von e^2 auch ohne die hilfe der andern germ. sprachen im got. nachweisen, und zwar durch seinen ablaut e^2 . Ich fasse demgemäss die regel über die got. brechung so: vor r und h erleiden alle got. u und die i aus urgerm. i und e^1 in jeder lage brechung, das i aber, das die tiefstufe e^2 zu hechtonigem e^2 bildet, bleibt von der verdampfenden wirkung der folgenden r und h verschont. Für die zeit der entstehung unserer gotischen sprachdenkmäler werden wir wol aber bei e^2 ebenso wenig wie bei e^2 einen unterschied in der aussprache anzunehmen haben. Das gotische wird einheitliche e und i aus den verschiedenen urgerm. lauten entwickelt haben.

Über die natur des so konstatierten urgerm. e^2 können wir natürlich noch weniger wissen, als über die von e^2 . Mit dem ausdruck e^2 will ich nicht einmal sagen, dass der laut ein e war, es kann ja auch ein i^2 gewesen sein. In bezug auf die ablaufsverhältnisse halte ich folgendes für wahrscheinlich: e^2 (= i^2 , i^2) hatte von anfang an eine tiefstufe \bar{e} bei sich, die ihrerseits bei nochmaliger verkürzung zu \bar{i} werden konnte; es entwickelte sich aber zu e^2 im sonderleben des germ. noch eine sekundäre tiefstufe, die mit e^2 zu bezeichnen ist. Leider ist ja unser material in dieser hinsicht zu beschränkt. e^2 liegt nur in wenigen fällen vor (vgl. Noreen, Urgan. lautl. § 10, woselbst aber manches zweifelhaft), von den reduplizierten perfekta abgesehen; die tiefstufe \bar{e} treffen wir auch noch mehrere male an, die tiefstufe e^2 können wir nur im stamme *hir* zweifellos konstataren, in den andern \bar{i} kann die tiefstufe zu \bar{i} vorliegen. Vielleicht könnten wir aber den ablaut e^2 doch noch einmal — natürlich nur im gotischen — feststellen. Auch in *nih* ist die brechung unterblieben. An unbetontheit ist nicht zu denken, denn in *naih* *paüh* (falls nicht mit Per Person *hauh*) wirkt sie z. b. nicht, abgesehen davon, dass *nih* gewöhnlich emphatisch gebraucht wird. Die labiale natur des h ist auch kein erklärungsgrund, da sie sich in andern fällen nicht in dieser weise dokumentiert. Auch mit einer grundform $ni + uh$ kann ich mich nicht befreunden, das beste ist noch, mit Streitberg *nih* durch *ni* beeinflusst sein zu lassen, natürlich ist das aber nur ein notbehelf. Per Person hat Idg. forsch. II, 199 fgg. ausführlich über den weitverzweigten pronominalstamm *ne*, *no* gehandelt. Die stellung der negation zu ihm hat auch er nicht endgiltig klar gelegt. Wir dürfen mit sicherheit mehrere negationen für das idg. ansetzen, schon die germ. lassen sich kaum unter einen hut bringen. Indessen sind die demonstrativpartikeln und die negationen in ihren formen und auch zum teil bedeutungen so durch einander gegangen, dass ich an dieser stelle darauf verzichten muss, einen versuch zu reinlicher scheidung hierin zu machen. Für das german. können wir annehmen, dass zwei grundverschiedene negationen vorhanden waren, die in ihren hochstufen zusammengefallen sind. Nämlich ne^1 und ne^2 . ne^1 hatte als tiefstufe urgerm. ne^1 = got. *ni* bei sich. Die existenz von ne^2 geht hervor aus der tiefstufe *nei* (= *ni*). Die dazu entwickelte tiefstufe $n\bar{i}$ fiel mit der von ne^1 zusammen. Die zweite tiefstufe zu ne^2 $n\bar{e}^2$ kann auch in *ni* zu suchen sein, sicher nachweisen könnten wir sie nur in *nih*, weil sie hier der brechung widerstanden hat.

Lutheraua.¹

Den erläuterungen der rätsel, welche Klaiber aus Luthers sprachschatz herausgehoben hat, und von denen ich einige in bd. XXIX, 372 fgg. der lösung näher zu bringen gesucht habe, füge ich hier noch einige bei. Sie dürften wenigstens einer weiteren prüfung wert sein.

Zu s. 46, nr. 21 *muterei*, *mutterei* möchte ich bemerken, dass schon der in mancher beziehung eigenartige, von Stephan Roth bearbeitete druck der kirchenpostille Luthers, welchen Michael Lotther 1530 herausgab, den ausdruck durch mutwillen ersetzt. Roth hat den ausdruck also von mut abgeleitet und dazu wol ein gutes recht. Vgl. schelmerei; möncherei, nonnerei. Der begriff mutwillen, willkür der sich vollständig mit der von Klaiber aus der ed. Viteb. 7. 516 angezogenen übersetzung „vesana temeritas“ deckt, passt zu allen von ihm gegebenen beispielen. Wenn Klaiber s. 47 sagt: „mutterei“ muss = quälerei, zornige feindschaft sein, so hat er den grundbegriff umgebogen, wozu ihn wol die s. 46 citierte mittheilung von dr. Frommann veranlasste. Wenn die Wittenberger, Jenaer und Erlanger ausgabe dafür „meuterei“ setzen, so ist das eine spätere form. In der „meuterei“ herrscht der *ἄνομος*, der mut, die willkür statt des verstandes und der kühlen überlegung. Der bauernkrieg wird von gleichzeitigen schriftstellern als bauernlust bezeichnet.

Klaiber fragt bd. XXVI, s. 42, nr. 25: Was ist Mattheshochzeit? Er hat den ausdruck nicht nur bei Luther, sondern auch bei Schweinichen nachgewiesen, während ihn Freybe auf den „armen Matthes“ aufmerksam gemacht hat. Ganz richtig wird Mattheshochzeit als „hochzeit eines armen schluckers“ erklärt. So findet sich der ausdruck auch in Mathesius hochzeitpredigten. (Vgl. Lösche, Joh. Mathesius ausgewählte werke, zweiter band: Hochzeitpredigten. Wien 1897.) Vgl. bei Lösche s. 266, 11. 267, 18.

Zu s. 50, nr. 26 flasche hat J. Meier bd. XXVII s. 61 gefragt: Sollte flasche nicht = schwert sein? Klaiber denkt zunächst an lagena, bringt aber keinen passenden sinn heraus, weil er das wort einseitig ansieht. Er fühlt, fürstendiener als flaschen, die sich von den fürsten füllen lassen, passen nicht in den zusammenhang. Aber flaschen werden nicht nur gefüllt, sondern auch geleert. Sehen wir den zusammenhang näher an. Luther stellt einander zweierlei fürstendiener gegenüber: solche, welche die arbeit tun, land und loute regieren, und solche, welche nur wie eine flasche, aus der man trinkt, zum genuss und zum vergnügen dienen, was wir in moderner sprache hofschanzen nennen. Das schwert passt schlechterdings nicht in den zusammenhang. Denn für Luther ist das schwert in der hand der obrigkeit nicht ein blosser gegenstand des vergnügens und genusses im gegensatz zur arbeit. Für Luther trägt die obrigkeit das schwert nicht umsonst. Röm. 13, 4. Sobald man den gegensatz, welchen Luther im sinne hat, scharf fasst, verschwindet das dunkel des ausdrucks. Leider ist mir die lateinische übersetzung der hauspostille nicht zur hand, um prüfen zu können, wie weit der übersetzer mit der von mir angegebenen auslegung übereinstimmt.

Bei den „beschornen männlein“ s. 50, nr. 27 wird Luther die reminiscenz von 2. Sam. 10, 4. 5 vorgeschwebt haben. Das tertium comparationis ist für Luther, wie Klaiber wol richtig gesehen, das gefühl der beschännung.

1) Vgl. band XXVI, 30—58. XXVII, 55—63.

S. 50 nr. 28 hamerstetig hat Klaiber in seiner zweiten hälfte ganz richtig gefasst. Luther vergleicht den alten Adam mit einem pferd, das unter die sporen zu fassen ist, weil es mutwillig, stetig ist. Wenn Luther das pferd hamerstetig nennt, so beweist er, dass er mehr mit reitpferden zu tun hatte, als wir kinder der neuzeit. Das pferd muss oft zum hufschmied, aber nur zu oft stutzt es und weicht dem hammer beim beschlagen aus. Denn es ist wehleidig. Der alte Adam ist für Luther nicht nur mutwillig, sondern auch kreuzesseheu, wehleidig. Die wortbildung „hamerstetig“ ist in keiner weise schwierig. Vgl. wasserscheu. Der versuch von Ehrismann Zeitschr. XXVII s. 57, die lesart zu ändern, ist überflüssig. Der begriff hamel = abgrund führt auf wege, die Luthers gedanken hier nicht entsprechen.

S. 52, nr. 33. „Vom habersack singen“ lässt sich sofort verstehen, wenn man den von Klaiber ganz glücklich herangezogenen ausdruck „vom strohsack singen“ daneben hält. Das bild geht, wie Klaiber richtig erkannt hat, vom futtersack des pferdes aus. Ist haber in dem sack, so freut sich das pferd, es ist seinem herrn dankbar, singt ihm gleichsam ein danklied. Mönche und paffen singen die messe, verrichten äusserlich ihr werk, aber sie wissen nichts von freudigem dank, sondern „lassen sich dünken, unser herr Gott sei ihnen alle ding schuldig“. Das ist der sinn der zuerst angezogenen stelle. E. A. 6, 5. In der zweiten stelle E. A. 6, 208 redet L. vom undank von bauer, bürger, knechten und mädgen gegenüber der obrigkeit. Sie hören wol, was sie dem kaiser geben sollen, aber „sie singen ihm nicht vom habersack“, gerade „als wären sie dem kaiser nichts schuldig“. Es fehlt am freudigen dank für die woltat eines geordneten regiments. Vom strohsack singen nach E. A. 38, 30 päpste und mönche. „Sie haben ihre stifte und klöster, das ist ihre freude, und werden also gross und gewaltig nicht durchs wort, sondern durch ihren mammon.“ Aber, will Luther im zusammenhang sagen, aller irdische besitz ist wie der nur mit stroh gefüllte futtersack des pferdes, der dasselbe nicht befriedigt, so dass es gleichsam ein klagelied über den strohsack anstimmt. Dass dies Luthers gedanke ist, zeigt der schluss des ganzen abschnitts: „sie haben doch die herzensfreude nicht.“ An strohsack als lager, gar als gutes lager, wie Klaiber s. 54 will, ist nicht zu denken. Es kann sich aber auch nicht um einen vertrag, einen kompromiss handeln, bei welchem leistung und gegenleistung einander entsprechen müssen, denn auszugehen ist, wie Klaiber ganz richtig gesehen hat, vom futtersack des pferdes. Das tertium comparationis, das auch J. Meier nicht a. a. o. s. 62 getroffen haben dürfte, ist das gefühl der befriedigung und nichtbefriedigung mit seinem ausdruck in dankerweis oder undank.

Zu berösten s. 54 nr. 34 sei noch auf die „röste“, die grube, aufmerksam gemacht, welche man für flachs und hauf gräbt, um ihn zu rösten. Wenn Luther sagt: Also muss man ihn (den tenfel) berösten und fahen, so kann das heissen: Man muss ihn eine grube graben und ihn darin fangen.

Zu dem sog. *Opus imperfectum*.

Dem bericht und den verhandlungen über die Dresdener philologenversammlung (oben s. 361 fg.) entnehme ich, dass prof. Streitberg veranlassung genommen hat, sich gegen meine in der Beilage zur Allgemeinen zeitung (Jahrg. 1897 nr. 44) veröffentlichte skizze zu wenden.

Es liegt für mich kein grund vor, auf seinen mir nur in kurzem auszug vorliegenden vortrag einzugehen.

Nur ein passus verdient berücksichtigung, da prof. Streitberg mir einen positiven irrtum nachgewiesen zu haben glaubt. Es handelt sich um die stelle, die ich für die auswanderung der wulfilanischen Goten als beleg herangezogen hatte. Ich habe in der Migneschen ausgabe nur spalte 767 fg. ausdrücklich citiert. Es war, da ich auf sorgsame leser des commentars rechnete, nicht erforderlich die einer hervorhebung überhaupt nicht bedürfende stelle auszuschreiben, die sich auf spalte 896 findet und also lautet: *Nos enim ab illis exivimus corpore, illi autem a nobis animo. Nos ab illis exivimus loco, illi a nobis fide. Nos apud illos reliquimus fundamenta parietum, illi apud nos reliquerunt fundamenta scripturarum. Nos ab illis egressi sumus secundum aspectum hominum, illi autem a nobis secundum iudicium dei.*

KIEL.

FRIEDRICH KAUFFMANN.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

- Beowulf**, Angelsächsisches heldengedicht übertragen von Moritz Heyne. 2. aufl. Paderborn, Schöningh. 1898. VIII, 184 s. 1,40 m.
- Brugmann, Karl**, Grundriss der vergleichenden grammatik der indogermanischen sprachen. Erster band: Einleitung und lautlehre. Zweite bearbeitung. Strassburg, J. Trübner. 1897. XLVII, 1098 s.
- Bischoff, Heinrich**, Ludwig Tieck als dramaturg. Bruxelles 1897.
- Credner, Karl**, Neidhartstudien. Leipz. diss. 1897. 88 s.
- Nygaard, M.**, Sproget i Norge i fortid og nutid. 2. udg. Bergen 1897. 15 ss. (Kurzer sprachgeschichtlicher überblick für die norwegischen gymnasien.)
- Ordbok** öfver svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häftet 7. 8. Sp. 913—1232. alfa — an. Lund, Gleerup. (Leipzig, M. Spirgatis.) 1897. à 1,50 kr.
- Paul, Hermann**, Die bedeutung der deutschen philologie für das leben der gegenwart. Festrede gehalten in der öffentlichen sitzung der k. b. akad. der wissensch. am 15. nov. 1897. München 1897. 23 s. 4.
- Polle, Friedr.**, Wie denkt das volk über die sprache? Gemeinverständliche beiträge zur beantwortung dieser frage. 2. aufl. Leipzig, Teubner. 1897. VI, 188 s. 2,40 m.
- Ritter, Albert**, Altschwäbische liebesbriefe. Eine studie zur geschichte der liebespoesie. (A. u. d. t.: Grazer studien zur deutschen philologie. V.) Graz, Styria. 1898. VIII, 118 s.

- Schönbaeh, Anton E.**, Dichtungen und sänger, das hof- und minneleben bis 1270. Separatabdruck aus band I der „Geschichte der stadt Wien“ herausg. vom altertumsvereine zu Wien. Wien 1897. 5 tafeln, 34 s. fol.
- Sokoll, Eduard**, Zum angelsächsischen Physiologus. Progr. der k. k. staats-oberrealschule in Marburg. 1897. 22 s.
- Steiner, Rudolf**, Goethes weltanschauung. Weimar, Felber. 1897. XII, 206 s. 3 m.
- Torsvisen** i sin norske form udgivet med en afhandling om dens oprindelse og forhold til de andre nordiske former af **Sophus Bugge** og **Moltke Moe**. Christiania 1897. II, 124 s. [Separatabdruck aus der festschrift der universität zum regierungs-jubiläum könig Oskars II.]
- Waas, Christian**, Die quellen der beispiele Boners. Dortmund' 1897. (Dissert. Giessen.)
- Zarnecke, Friedr.**, Aufsätze und reden zur kultur- und zeitgeschichte. Leipzig, E. Avenarius. 1898. [A. u. d. t.: Kleine schriften von Fr. Zarnecke. Zweiter band.] IX, 402 s. 9 m.

NACHRICHTEN.

Am 29. november 1897 verstarb zu Christiania professor dr. Carl Richard Unger (geb. 2. juli 1817 ebendaselbst).

Die ordentl. professoren dr. Wilh. Streitberg und Franz Jostes in Freiburg in der Schweiz haben ihre demission eingereicht und werden ihre ämter am 1. april 1898 niederlegen.

Der ausserordentl. professor dr. Berthold Litzmann in Bonn wurde zum ordinaris befördert; der ordentl. professor dr. Otto Behaghel in Giessen erhielt den charakter als geh. hofrat, der oberbibliothekar dr. G. Wenker in Marburg den professortitel.

An der universität Innsbruck habilitierte sich dr. Jos. Schatz für germanische philologie.

DIE LESE- UND EINTEILUNGSZEICHEN IN DEN GOTISCHEN HANDSCHRIFTEN DER AMBROSIANA IN MAILAND.

Als ich vor fünf jahren die untersuchung der gotischen handschriften der Ambrosiana anfieng, fiel mir schon auf, wie wenig man bisher die lese- und einteilungszeichen beachtet hatte, die sich besonders im Cod. B häufig finden¹. Die darauf bezüglichen angaben der verschiedenen herausgeber gotischer texte, von Castiglione bis auf Uppström, entsprechen nicht der handschriftlichen überlieferung. Nachdem ich die abschrift sämtlicher codices vollendet hatte, beschloss ich darum, zunächst auf diesem gebiete klarheit zu schaffen, und begann eine nochmalige prüfung aller texte nur mit rücksicht auf diese zeichen. Die ergebnisse dieser untersuchung mögen die erste der veröfentlichungen bilden, die ich auf grund sorgfältiger prüfung der bis dahin nur von wenigen untersuchten palimpseste den fachgenossen zur beurteilung vorzulegen gedenke.

Im Cod. A bestehen die zeichen nur aus buchstaben. Solche finden sich an folgenden stellen:

		s. 176	1. Korinth.	5, 5	<i>q</i> = 6.
o ³ × ²	" 163	" "	" "	11, 3	<i>h</i> = 8.
o ×	" 87	" "	" "	14, 26	<i>ic</i> = 15.
	" 144	" "	" "	15, 29	<i>iq</i> = 16.
l ⁴ o ×	" 99	" "	" "	15, 58	<i>ix</i> = 17.
l ×	" 143	2.	" "	5, 11	<i>d</i> = 4.
l	" 105	" "	" "	7, 1	<i>e</i> = 5.
l ×	" 155	" "	" "	8, 1	<i>q</i> = 6.
l	" 116	" "	" "	9, 1	<i>z</i> = 7.

1) Vgl. K. Marold, Stichometrie und leseabschnitte in den gotischen episteltexten. Progr. Königsberg 1890.

2) × = Von Uppström angegeben.

3) o = Von Castiglione angegeben.

4) l = *laiktjo* in Cod. B.

<i>l</i> o × s.	88	Ephes.	2, 1	<i>a</i> = 1.
<i>l</i>	" 91	"	2, 19	<i>b</i> = 2.
<i>l</i>	" 167	"	4, 1	<i>g</i> = 3.
<i>z</i> ¹	" 161	"	4, 31	<i>e</i> = 5.
o × "	170	Galat.	3, 27	<i>g</i> = 3.
o × "	186	"	4, 12	<i>d</i> = 4.
<i>l</i>	" 157	"	5, 24	<i>c</i> = 5.
<i>ib</i> ¹ × "	47	"	6, 11	<i>ib</i> = 12.
<i>l</i>	" 34	Philipp.	3, 1	<i>g</i> = 3.
	" 2	"	3, 15	<i>d</i> = 4.
<i>l</i>	" 45	"	4, 1	<i>e</i> = 5.
<i>l</i> × "	15	Koloss.	1, 21	<i>a</i> = 1.
	" 28	2. Thessal.	1, 7	<i>a</i> = 1.
<i>g</i>	" 8	" "	3, 11	<i>g</i> = 3.
<i>b</i> ¹ v. 8	" 39	1. Timoth.	1, 9	<i>b</i> = 2.
<i>e</i> ¹ " 8	" 19	" "	2, 9	<i>g</i> = 3.
	" 31	" "	4, 2	<i>q</i> = 6.
	" 25	2. "	1, 5	<i>a</i> = 1.
<i>b</i> ¹	" 26	" "	1, 6	<i>b</i> = 2.
	" 191	" "	3, 4	<i>q</i> = 6.
<i>h</i> ¹	" 202	" "	4, 1	<i>ib</i> = 12.

Ausserdem glaube ich noch folgende zeichen zu lesen:

s.	57	Röm.	10, 7	<i>d</i> = 4.
"	60	"	11, 23	<i>h</i> = 8.
"	101	1. Korinth.	16, 10	<i>ih</i> = 18.
<i>l</i>	" 110	Ephes.	4, 17	<i>d</i> = 4.
"	170	Galat.	2, 18	<i>b</i> = 2.
"	5	Koloss.	2, 23	<i>g</i> = 3.
"	11	"	4, 9	<i>q</i> = 6.
"	188	2. Timoth.	3, 7	<i>z</i> = 7.
"	200	" "	4, 8	<i>ig</i> = 13.

Es stehen also 30 sichere und 9 ziemlich sichere zeichen. Uppström hat nur 11 bemerkt. Das von ihm und Castiglione auf s. 126 bezeichnete *e* = 5 (1. Korinth. 11, 25) habe ich selbst beim klarsten lichte nicht auffinden können, obwol ich die stelle mehrmals untersucht habe. Da es nicht in die reihe passt, so nehme ich an, dass es überhaupt nicht vorhanden gewesen ist. Castiglione bemerkt auch dazu:

1) = zahlzeichen in Cod. B.

„Miror tamen duas diversas partitiones in eodem codice litteris iudicari“, ein grund, der für die richtigkeit meiner lesung spricht.

Im Cod. B bemerkt man eine vierfache einteilung, nämlich:

1. Stellen, welche durch ein beigeschriebenes *laiktjo* als leseabschnitte bezeichnet sind (bei vielen findet sich auch ein zahlzeichen, d. h. ein buchstabe);
2. Stellen, bei denen nur ein zahlzeichen steht;
3. Stellen, welche durch ein zusammengesetztes zeichen, gewissermassen abteilungszeichen 1. ordnung bezeichnet sind;
4. Stellen, an denen sich ein einfaches zeichen, abteilungszeichen 2. ordnung findet.

Die bezeichnung durch *laiktjo* ist bei weitem häufiger, als bisher angegeben wurde. Uppström hat es an 25 stellen verzeichnet; es findet sich aber 44 mal und zwar an folgenden stellen:

ix^3	o^2	\times^1	s.	74	1. Korinth.	15, 58	$+^4$
			"	93	2.	"	1, 15 1, 12 ⁵
			"	115	"	"	2, 12 2, 14
	o	\times	"	78	"	"	3, 4 +
		\times	"	17	"	"	4, 7 +
<i>d</i>	o	\times	"	27	"	"	5, 11 5, 10
<i>e</i>		\times	"	87	"	"	7, 1 +
<i>q</i>	o	\times	"	14	"	"	8, 1 +
<i>z</i>	o	\times	"	20	"	"	9, 1 +
			"	146	"	"	10, 1 9, 12
			"	96	"	"	11, 1 +
	o	\times	"	113	"	"	11, 29 11, 31
		\times	"	107	"	"	12, 15 12, 14
<i>a</i>			"	48	Epheser	2, 1	1, 22
			"	75	"	2, 11	+
<i>b</i>		\times	"	76	"	2, 19	+
<i>g</i>		\times	"	101	"	4, 1	+
<i>d</i>		\times	"	122	"	4, 17	+
	o	\times	"	65	"	5, 1	+
			"	79	"	6, 10	+

1) \times = Von Uppström angegeben.

2) o = Von Castiglione angegeben.

3) = Zahlzeichen in Cod. A.

4) + = Lectiones nach den angaben des Zacagnius.

5) = Als lectiones bezeichnete stellen nach den angaben des Zacagnius.

	s. 147	Galat.	2, 1	+
	" 62	"	2, 11	+
o ×	" 51	"	5, 1	4, 28
e o ×	" 118	"	5, 25 (24)	5, 22
o ×	" 97	Philipp.	1, 21	1, 20
g o ×	" 152	"	3, 1	+
e o ×	" 50	"	4, 1	3, 20
a	" 100	Koloss.	1, 21	+
	" 130	"	2, 16	2, 13
	" 63	"	3, 5	3, 4
	" 86	"	3, 18	3, 17
	" 136	1. Thessal.	2, 13	2, 14
o ×	" 26	" "	3, 1	2, 20 oder 3, 2
	" 91	" "	4, 1	+
	" 39	" "	5, 1	4, 18
	" 10	2. "	1, 1	+
×	" 131	1. Timoth.	1, 18	+
×	" 105	" "	3, 1	+
×	" 54	" "	4, 9	+
o ×	" 104	" "	6, 1	6, 2
	" 142	" "	6, 13	+
o	" 133	2. "	2, 11	+
o	" 140	" "	3, 1	+
×	" 37	" "	3, 16	+

Castiglione und Uppström haben noch ein *laiktjo* Ephes. 5, 5 bezeichnet. Obwol ich diese stelle der handschrift bei sehr günstigem licht wiederholt untersucht habe, vermochte ich keine spur davon zu entdecken. Auch steht nicht das zeichen (ε), welches sich gewöhnlich mit dem *laiktjo* zusammen findet. Ich muss darum annehmen, dass Uppströms angabe nur eine wiederholung der von Castiglione irrthümlich gemachten bemerkung ist. Uppström hat auch statt Galat. 5, 1 unrichtig Galat. 5, 2 angegeben und die beiden *laiktjo*

s. 133 2. Timoth. 2, 11 und

" 140 " " 3, 1

vergessen, die schon von Castiglione bemerkt worden waren.

Als einteilungszeichen erscheinen zunächst die buchstaben, die als zahlzeichen gelten. Nach den bisherigen ausgaben könnte es fast scheinen, dass diese zeichen in beliebiger reihenfolge gesetzt seien, während in wirklichkeit die ordnung streng gewahrt ist.

Zahlzeichen stehen an folgenden Stellen:

o ²	×	s.	125	2. Korinth.	1, 3	a = 1	1, 1	=	α' ³
o	×	"	93	"	"	1, 15	b = 2	1, 15	= β'
o	×	"	115	"	"	2, 12	g = 3	2, 12	= γ'
		"	78	"	"	3, 4	d = 4	3, 4	= δ'
o	×	"	72	"	"	4, 1	e = 5	4, 1	= ε'
o	×	"	17	"	"	4, 7	q = 6	4, 7	= ζ'
o	×	"	27	"	"	5, 12	z = 7	5, 12	= η'
o	×	"	21	"	"	7, 4	h = 8	7, 4	= θ'
o	×	"	14	"	"	8, 1	ψ = 9	8, 1	= ι'
o	×	"	128	"	"	9, 3	i = 10	10, 1	= κ'
		"	146	"	"	9, 15	ia = 11	11, 21	= λα'
		"	155	"	"	11, 16	ib = 12		
	×	"	70	Ephes.	1, 3	a = 1	1, 1	=	α'
	×	"	33	"	1, 15	b = 2	1, 15	=	β'
		"	48	"	2, 1	g = 3	2, 1	=	γ'
		"	57	"	3, 1	d = 4	3, 1	=	δ'
		"	102	"	3, 13	e = 5	3, 14	=	ε'
							4, 1	=	ζ'
		"	65	"	4, 31	z = 7	4, 32	}	= η'
		"	65	"	5, 2	h = 8	5, 3		
		"	66	"	5, 5	ψ = 9	5, 22	=	θ'
	×	"	79	"	6, 10	i = 10	6, 10	=	κ'
		"	147	Galat.	2, 1	a = 1	2, 1	=	β'
o	×	"	62	"	2, 11	g = 3	2, 11	=	γ'
		"	61	"	2, 16	d = 4	2, 17	=	δ'
o	×	"	52	"	4, 21	ψ = 9	4, 21	=	θ'
		"	51	"	5, 1(2)	i = 10	5, 2	=	κ'
o	×	"	153	"	5, 13	ia = 11	5, 13	=	λα'
o	×	"	149	"	6, 11	ib = 12	6, 11	=	ιβ'
	×	"	152	Philipp.	3, 1	e = 5	3, 1	=	ε'
		"	50	"	4, 1	q = 6	4, 1	=	ζ'
	×	"	144	"	4, 10	z = 7	4, 10	=	η'
		"	143	"	4, 14(13)	h = 8			
	×	"	110	Koloss.	1, 9	b = 2	1, 9	=	β'
		"	100	"	1, 21	d = 4	1, 21	=	δ'

1) × = Von Uppström angegeben.

2) o = Von Castiglione angegeben.

3) = Capita des Euthalius.

	s. 99	Koloss.	1, 25	$e = 5$	1, 24	$= \epsilon'$
	" 130	"	2, 16	$z = 7$	2, 16	$= \eta'$
	" 63	"	3, 5	$h = 8$	3, 5	$= \theta'$
	" 86	"	3, 18	$\psi = 9$	3, 17	$= \iota'$
	" 23	"	4, 6	$ia = 11$		
o ×	" 135	1. Thessal.	2, 17	$b = 2$	2, 17	$= \beta'$
o ×	" 91	" "	3, 11	$g = 3$	3, 11	$= \gamma'$
×	" 91	" "	4, 1	$d = 4$	4, 2	$= \delta'$
o ×	" 40	" "	4, 13	$c = 5$	4, 13	$= \epsilon'$
×	" 39	" "	5, 1	$q = 6$	5, 1	$= \varsigma'$
	" 9	" "	5, 18	$z = 7$	5, 23	$= \zeta'$
	" 10	2. Thessal.	1, 2	$a = 1$	1, 3	$= \alpha'$
×	" 7	" "	3, 1	$d = 4$	3, 1	$= \delta'$
o ×	" 8	" "	3, 6	$e = 5$	3, 6	$= \epsilon'$
o ×	" 15	" "	3, 16	$q = 6$	3, 16	$= \varsigma'$
	" 16	" "	3, 18	$z = 7$		
×	" 16	1. Timoth.	1, 1	$a = 1$	1, 1	$= \alpha'$
×	" 42	" "	1, 8	$b = 2$	1, 12	$= \beta'$
×	" 131	" "	1, 18	$g = 3$	1, 18	$= \gamma'$
o ×	" 132	" "	2, 1	$d = 4$	2, 1	$= \delta'$
×	" 105	" "	3, 1	$q = 6$	3, 1	$= \varsigma'$
	" 54	" "	4, 7	$h = 8$	4, 7	$= \eta'$
×	" 54	" "	4, 11	$\psi = 9$	4, 11	$= \theta'$
×	" 59	" "	5, 1	$i = 10$	5, 1	$= \iota'$
o ×	" 59	" "	5, 3	$ia = 11$	5, 4	$= \iota\alpha'$
	" 141	" "	6, 8	$iq = 16$	6, 3	$= \iota\varsigma'$
o ×	" 141	" "	6, 11	$ix = 17$	6, 11	$= \iota\zeta'$
	" 142	" "	6, 13	$ih = 18$	6, 17	$= \iota\eta'$
	" 44	2. Timoth.	2, 1	$d = 4$	2, 3	$= \gamma'$
o ×	" 133	" "	2, 14	$c = 5$	2, 14	$= \epsilon'$
	" 140	" "	3, 1	$q = 6$	3, 1	$= \varsigma'$
×	" 38	" "	3, 10	$z = 7$	3, 10	$= \zeta'$
o ×	" 45	" "	4, 1	$h = 8$	4, 1	$= \eta'$
o ×	" 6	Titus	1, 9	$b = 2$	1, 10	$= \beta'$

Ausser diesen zeichen, die ich klar gelesen habe, glaube ich noch folgende weniger deutliche annehmen zu dürfen:

s. 113	2. Korinth.	11, 29	$ig = 13$
" 69	" "	13, 9	$i\psi = 19$
" 122	Ephes.	4, 17	$q = 6$ 4, 17 $= \zeta'$
" 109	Kolossier	1, 13	$g = 3$ 1, 14 $= \gamma'$

s. 24	Kolosser	4, 1	$i = 10$
" 106	1. Timoth.	2, 8	$e = 5$ 2, 11 = e'
" 106	" "	6, 1	$ib = 12$ 6, 1 = ie'
" 103	" "	6, 3	$ig = 13$ 6, 3 = ig'
" 35	2. Timoth.	1, 5(6)	$b = 2$ 1, 3 = α'
" 36	" "	1, 10 (11)	$g = 3$ 1, 13 = β'
" 5	Titus	1, 5	$a = 1$ 1, 1 = α'

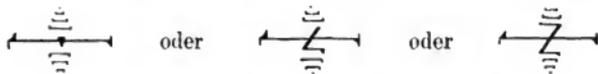
Es stehen also im ganzen 68 sichere und 11 ziemlich deutliche zeichen. Uppström hat von ihnen nur 40 bezeichnet; ausserdem hat er noch folgende stellen vermerkt:

s. 146	2. Korinth.	9, 15	$i = 10$
" 155	" "	11, 21	$ia = 11$
" 76	Epheser	2, 19	$i = 10$

Gegen diese angaben spricht der umstand, dass Uppström selbst mit $i = 10$ die beiden stellen 2. Korinth. 9, 3 und Ephes. 6, 10 bezeichnet. Es müsste also in beiden briefen eine doppelte einteilung sich finden, was durch das mitgeteilte vollständig widerlegt ist. Das von Castiglione und Uppström s. 155 2. Korinth. 11, 21 angegebene ia ist nicht vorhanden. Die von mir als „weniger sicher“ bezeichneten buchstaben glaube ich nach widerholter untersuchung der teilweise sehr schwer zu lesenden handschrift annehmen zu dürfen; sie passen auch vollständig in die reihe.

Ergänzend treten zu diesen buchstaben die übrigen zeichen hinzu, die ich abteilungszeichen 1. und 2. ordnung nennen möchte. Bei ihnen ist es oft zweifelhaft, ob sie den schluss eines verses oder den anfang des auf ihn folgenden bezeichnen, da sie vor der zeile stehen, in der ersterer endigt und letzterer beginnt; in solchen fällen gebe ich darum in dem nachstehenden verzeichnis immer zwei verse an.

Zu den abteilungszeichen 1. ordnung rechne ich alle zeichen, die aus mehreren zeichen zusammengesetzt sind und etwa folgende formen haben



Es finden sich solche zeichen an folgenden stellen:

s. 73	1. Korinth.	15, 53
" 67	" "	16, 9
× " 126	" "	16, 17
" 83	2	1, 6
" 84	" "	1, 10 (9)
" 93	" "	1, 20 (19)

	s. 116	2. Korinth.	2, 4
×	116	" "	2, 9
	" 77	" "	2, 16 (15)
	" 77	" "	3, 3
	" 71	" "	3, 12
	" 72	" "	3, 17
	" 72	" "	4, 2
	" 17	" "	4, 5 (4)
	" 4	" "	4, 2
×	" 3	" "	4, 16 (15)
×	" 3	" "	5, 1
	" 27	" "	5, 8 (7)
×	" 28	" "	5, 13 (12)
×	" 90	" "	6, 2 (1)
	" 89	" "	6, 4
	" 89	" "	6, 7
	" 88	" "	6, 9
	" 88	" "	6, 13 (12)
	" 87	" "	6, 16
	" 87	" "	6, 18
×	" 21	" "	7, 2 (1)
	" 21	" "	7, 3
	" 22	" "	7, 7 (6)
	" 13	" "	7, 11
×	" 31	" "	8, 5
×	" 31	" "	8, 9 (8)
×	" 32	" "	8, 10
	" 19	" "	8, 16 (15)
	" 19	" "	8, 21
	" 20	" "	8, 22
	" 127	" "	9, 8 (7)
	" 146	" "	9, 12
	" 146	" "	9, 15
	" 145	" "	10, 2
	" 145	" "	10, 4
×	" 82	" "	10, 8 (7)
	" 81	" "	10, 12
	" 96	" "	11, 1 (10, 18)
×	" 95	" "	11, 6
	" 156	" "	11, 10 (9)

	s. 114	2. Korinth.	11, 21
	" 113	" "	11, 26 (25)
	" 29	" "	11, 33
×	" 29	" "	12, 5 (4)
	" 30	" "	12, 6 (5)
	" 108	" "	12, 10
	" 55	" "	12, 20
	" 56	" "	13, 3
	" 34	Epheser	1, 12
	" 47	"	2, 3 (2)
	" 75	"	2, 11 (10)
	" 76	"	2, 16 (15)
	" 58	"	3, 7 (6)
	" 80	"	6, 16 (15)
	" 52	Galater	4, 27 (26)
	" 51	"	4, 28
	" 153	"	5, 5 (4)
	" 118	"	5, 20
	" 118	"	5, 26 (25)
	" 117	"	6, 1
	" 117	"	6, 8 (7)
	" 149	"	6, 9 (8)
×	" 150	"	6, 16 (15)
	" 98	Philipper	1, 15 (14)
	" 98	"	1, 17
	" 97	"	1, 21 (20)
	" 151	"	2, 24 (23)
	" 124	"	3, 5
	" 49	"	3, 16
	" 144	"	4, 8 (7)
	" 63	Kolosser	2, 23 (22)
	" 85	"	3, 12 (11)
	" 24	"	4, 3 (2)
	" 138	"	4, 12 (11)
	" 138	"	4, 15
	" 136	1. Thessal.	2, 13 (12)
	" 136	"	2, 14
	" 26	"	2, 20
	" 25	"	3, 6 (5)
	" 1	"	5. 8

s. 15	2. Thessal.	3, 13 (12)
" 42	1. Timoth.	1, 4 (3)
" 41	" "	1, 9
" 41	" "	1, 12
" 53	" "	4, 1
" 104	" "	5, 24 (23)
" 35	2. Timoth.	1, 10
" 133	" "	2, 11

Es sind also im ganzen 93 zeichen vorhanden, von denen Uppström nur 15 angegeben hat. Er setzt solche zeichen noch

s. 78	2. Korinth.	3, 4
" 90	" "	5, 18
" 88	" "	6, 10
" 113	" "	11, 27
" 29	" "	12, 1,

doch nur an der 2. und 3. dieser stellen habe ich ein abteilungszeichen 2. ordnung bemerkt.

Die abteilungszeichen 2. ordnung haben folgende formen:



Sie sind die häufigsten und stehen an folgenden stellen:

s. 73	1. Korinth.	15, 48
" 74	" "	15, 57
" 68	" "	16, 12 (11)
" 125	2. "	1, 5
" 83	" "	1, 7
× " 83	" "	1, 8
" 93	" "	1, 16
" 94	" "	1, 23 (22)
" 94	" "	2, 2 (1)
" 116	" "	2, 5
" 115	" "	2, 14 (13)
" 115	" "	2, 15
" 78	" "	3, 7 (6)
" 18	" "	4, 9 (8)
" 18	" "	4, 11 (10)
" 4	" "	5, 5
" 27	" "	5, 10
" 28	" "	5, 17
" 90	" "	5, 18

	s.	89	2. Korinth.	6, 5
	"	88	"	"
	"	21	"	6, 11 (10)
×	"	13	"	7, 6 (5)
×	"	13	"	7, 12 (11)
×	"	13	"	7, 12
×	"	13	"	7, 13
	"	31	"	8, 8 (7)
×	"	32	"	8, 11 (10)
×	"	32	"	8, 12 (11)
	"	19	"	8, 17
	"	20	"	8, 24 (23)
×	"	128	"	9, 3
	"	128	"	9, 4
	"	128	"	9, 5
×	"	127	"	9, 7 (6)
	"	127	"	9, 9 (8)
	"	127	"	9, 10 (9)
	"	146	"	9, 13
×	"	82	"	10, 10
×	"	82	"	10, 12 (11)
×	"	81	"	10, 13
	"	156	"	11, 12
	"	155	"	11, 20 (19)
	"	114	"	11, 23
	"	113	"	11, 29 (28)
×	"	113	"	11, 31
×	"	29	"	12, 3
	"	30	"	12, 6
×	"	30	"	12, 9
×	"	30	"	12, 10 (9)
×	"	108	"	12, 11
	"	108	"	12, 13 (12)
	"	108	"	12, 14 (13)
	"	107	"	12, 16 (15)
	"	107	"	12, 18
×	"	55	"	12, 21 (20)
	"	55	"	12, 22
×	"	55	"	13, 2 (1)
	"	55	"	13, 2
	"	56	"	13, 3
×	"	56	"	13, 5 (4)

×	s. 56	2. Korinth.	13, 6 (5)
	" 56	" "	13, 8 (7)
	" 69	" "	13, 10 (7)
	" 34	Epheser	1, 10
	" 33	"	1, 19 (18)
	" 48	"	1, 20
	" 48	"	1, 22
	" 47	"	2, 4 (3)
	" 47	"	2, 5
	" 75	"	2, 12 (11)
×	" 76	"	2, 16
	" 76	"	2, 19 (18)
×	" 57	"	3, 5 (4)
	" 58	"	3, 9 (8)
	" 58	"	3, 9
	" 102	"	3, 16
	" 101	"	4, 4 (3)
	" 122	"	4, 19 (18)
	" 121	"	4, 25 (24)
	" 121	"	4, 26
	" 121	"	4, 29 (28)
	" 65	"	5, 1 (4, 32)
	" 66	"	5, 7 (6)
	" 79	"	6, 13 (12)
×	" 80	"	6, 17 (16)
	" 80	"	6, 18 (17)
	" 80	"	6, 19
	" 120	"	6, 23 (22)
	" 148	Galater	2, 5
	" 148	"	2, 6
	" 52	"	4, 24
	" 153	"	5, 10
	" 154	"	5, 13
	" 154	"	5, 14
	" 154	"	5, 15
	" 117	"	6, 3 (2)
	" 117	"	6, 5 (4)
	" 149	"	6, 14 (13)
	" 150	"	6, 18
	" 98	Philipper	1, 19 (18)
	" 98	"	1, 20 (19)

	s. 97	Philipper	1, 23 (22)
	" 97	"	1, 24 (23)
	" 97	"	1, 26 (25)
	" 112	"	1, 27
×	" 112	"	1, 28
	" 112	"	1, 29
	" 112	"	2, 1 (1, 30)
	" 112	"	2, 1
×	" 151	"	2, 26 (25)
×	" 151	"	2, 27
×	" 152	"	3, 2 (1)
	" 152	"	3, 3
	" 152	"	3, 4
	" 124	"	3, 7
	" 124	"	3, 8
×	" 50	"	4, 3
	" 50	"	4, 5 (4)
	" 50	"	4, 7 (6)
	" 110	Kolossier	1, 10
	" 109	"	1, 15
	" 100	"	1, 22
	" 100	"	1, 23
×	" 130	"	2, 13
×	" 129	"	2, 18
	" 129	"	2, 20 (19)
	" 63	"	3, 1 (2, 23)
	" 63	"	3, 4 (3)
	" 64	"	3, 11 (10)
	" 85	"	3, 14 (13)
	" 24	"	3, 24 (23)
	" 24	"	4, 2 (1)
	" 24	"	4, 2
×	" 136	1. Thessal.	2, 13
	" 26	" "	3, 1 (2, 20)
	" 26	" "	3, 2
×	" 26	" "	3, 4
	" 25	" "	3, 7 (6)
	" 25	" "	3, 9
	" 40	" "	4, 9
	" 40	" "	4, 14

×	„	39	„	„	4, 15
×	„	39	„	„	4, 16
	„	39	„	„	4, 18 (17)
	„	1	„	„	5, 3
×	„	1	„	„	5, 6 (5)
	„	2	„	„	5, 10
	„	9	„	„	5, 23 (22)
	„	9	„	„	5, 23
	„	7	2.	„	2, 16
	„	7	„	„	3, 3 (2)
	„	7	„	„	3, 4 (3)
×	„	16	1.	Timoth.	1, 2 (1)
×	„	42	„	„	1, 6 (5)
	„	41	„	„	1, 14 (13)
	„	131	„	„	1, 17 (16)
×	„	53	„	„	4, 2 (1)
×	„	53	„	„	4, 6
×	„	54	„	„	4, 9 (8)
	„	60	„	„	5, 4
	„	141	„	„	6, 7 (6)
×	„	141	„	„	6, 10 (9)
	„	142	„	„	6, 15 (14)
	„	35	2.	Timoth.	1, 8 (7)
×	„	134	„	„	2, 19 (18)
	„	134	„	„	2, 20
	„	45	„	„	4, 3 (2)
	„	45	„	„	4, 4 (3)
	„	46	„	„	4, 6 (5)
	„	6	Titus	„	1, 6

Es finden sich also im ganzen 170 zeichen, von denen Upström nur 42 vermerkt hat. Von den 28 zeichen, die er ausserdem unter dieser abteilung angibt, sind 18 zeichen 1. ordnung; die anderen 10 sind als nicht vorhanden zu streichen und zwar an folgenden stellen:

2. Korinth.	1, 9	1. Thessal.	5, 7	
„	„	1, 11	2. „	3, 18
„	„	11, 16	1. Timoth.	1, 5
„	„	12, 2	2. „	2, 5
Epheser	2, 6	„	„	3, 8

Aus dieser zusammenstellung der lese- und einteilungszeichen ergibt sich folgendes: Zwischen den im Cod. A vorhandenen zeichen

und den im Cod. B angebrachten herrscht eine grössere übereinstimmung, als bisher angenommen wurde. Den meisten im Cod. A stehenden buchstaben (zahlzeichen) entspricht in den auch im Cod. B enthaltenen partien entweder die bezeichnung *laiktjo* oder ein buchstabe, unter 28 fallen 20 mal.

Mai und Castiglione bemerkten schon 1819: „Capitum distinctio vel nulla est, vel aliter plerumque quam vulgo nunc usurpamus fit. Sunt tamen sectiones aliquot modo numeralibus notis, modo spatiis maioribus, modo litteris a medio margine ordientibus satis declaratae: haeque fere euthalianae divisiones, vel eiusdem generis, esse videntur. Versiculi minoribus quandoque spatiis inter se secernuntur“ (Ulphilae partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis ab A. Maio repertarum specimen etc. praefatio pag. XIX.)

Gabelentz und Löbe schreiben hierzu: „E latinis libris Gothos etiam indicem lectionum ecclesiasticarum, additamenti eodem tempore cum subscriptionibus introducti, in sua biblia transtulisse, earum appellatio *laiktjo* argumento est; illas enim sectiones Gothi si e graecis libris hausissent, verbum a *siggvan* (*ἀναγιγνώσκειν*) ductum formassent, ut graeco *ἀνάγνωσις* responderet, nunc autem vocem mere latinam posuerunt. Praeter hanc divisionem, secundum lectiones factam, alia in utroque codice secundum capitula, sed diversa apparet. Nam quae in cod. B. solo leguntur, maximam partem cum Euthalianis conspirant, quas praeterea habet cod. A et B, cum nulla librorum aliorum divisione congruunt. (Proleg. pag. XXIV.) Da sie selbst die handschriften nicht gelesen haben, beruhen ihre angaben ganz auf den von Castiglione ihnen gemachten mitteilungen. (Castillionaeum precibus adiimus; idque negotium non solum paratissimo animo atque rarissima gratificatione et benevolentia suscepit, sed etiam tanta diligentia atque accurate gessit, ut textus epistolarum, quantum superest, quem eius ipsius editione multo emendatiorem edidimus, summo iure Castillionaei etiam studio debeat“ (Prol. pag. XXXVI.)

Alle auf die einteilung bezüglichen angaben beruhen also vor den forschungen Uppströms lediglich auf den mitteilungen Castigliones, der aber, wie es scheint, von der gewissenhaften feststellung des textes so sehr in anspruch genommen war, dass er sich wenig um die lese- und einteilungszeichen bekümmerte.

Heyne und Bernhardt haben ihre angaben nach Uppström gemacht, „so gut es Uppströms angaben erlaubten“ (Bernhardt, Einleitung p. XLIII). Da Uppström sich nur einen sommer mit den handschriften beschäftigte („Quum vero hic industria ingenti una aestate perfi-

ceret, quod duarum opus existimaverat, fieri non potuit, quin de viribus corporis multum detraheretur“ Codices gotici ambrosiani p. II.), so ist es begreiflich, dass ihm manches zeichen entgehen musste, wie aus der zusammenstellung ersichtlich ist.

Durch die andeutungen der genannten herausgeber veranlasst, habe ich die von mir bemerkten zeichen mit den lectiones des Euthaliv verglichen wie sie von Laurentius Alexander Zacagnius veröffentlicht worden sind. (Euthalii episcopi Sulcensis actuum apostolorum et quatuordecim S. Pauli aliarumque septem catholicarum epistolarum editio ad Athanasium iuniorum episcopum Alexandrinum ex pluribus Vaticanæ bibliothecæ scriptis codicibus integra nunc primum Græce ac Latine edita. Romæ 1698.) Das *laiktjo* stimmt 26mal mit den im cod. Reg. Alexand. als lectiones bezeichneten stellen überein, und in den übrigen 18 fällt entspricht ihm ein leseabschnitt, der nur um wenige verse verschieden ist. Ein vergleich der in der handschrift vorhandenen zahlzeichen mit den capita des Euthaliv ergibt, dass jene zeichen im allgemeinen mit der einteilung des Euthaliv übereinstimmen (unter 79 fällen 44mal), und dass in den meisten anderen fällen der unterschied nur 1—3 verse beträgt.

Eine genauere untersuchung würde mich auf ein gebiet führen, das mir bis jetzt vollständig fremd ist. Ich beschränke mich deshalb darauf, meine auf sorgfältiger prüfung der handschriften beruhenden beobachtungen mitzuteilen, um damit die irrthümer der bisherigen ausgaben zu verbessern und eine sichere grundlage für weitere forschungen zu schaffen.

MAILAND.

W. BRAUN.

ZUR ORDNUNG DER VOLUSPÁ.

1. Um die schwierigkeiten, welche sich bei der erklärung der Voluspá ergeben, zu vermindern, haben die herausgeber und erklärer seit Rask sich gelegentlich auch mit einer umstellung der stropfen zu helfen gesucht, so z. b. P. A. Mauch und Weinhold. — Kühner nach dieser seite hin gieng bekanntlich S. Bugge vor, nicht ohne bestärkende zustimmung anderer¹. K. Müllenhoff² dagegen nahm von den

1) Norren fornkvaði s. I.—LXII. — Dieser ansicht Bugges hatte sich ausser Sv. Grundtvig z. b. auch K. Hildebrand (Die lieder der älteren Edda, Paderb. 1876) angeschlossen und in meiner ausgabe der Pros. Edda (ebend. 1877) hatte ich aus äusseren gründen die stropfenzählung Hildebrands adoptiert.

2) Deutsche altertumskunde V, 75 fg. — In einzelheiten sind übrigens auch

63 strophen des cod. R zwar nur 49 in seinen text auf, hielt sich aber nur an einer stelle für befugt die strophenfolge dieser handschrift zu verändern, während das etwa gleichzeitig erschienene Corpus poeticum boreale von Vigfusson¹ wider eine reihe zum teil recht kühner umstellungsversuche darbot. Wäre man moralisch verpflichtet nur einem führer zu folgen, so würde ich dem standpunkt Müllenhoffs auch heute den vorzug geben; da dies nicht der fall ist, habe ich mich von widerholter nachprüfung auch der ansichten anderer nicht abhalten lassen und bin so zu der ansicht gelangt, dass ausser bei str. 50 R (= 49 R bei Sijm.) noch an einer andern stelle eine umstellung, ausserdem aber eine etwas stärkere ausscheidung von strophen nötig ist, um die ursprüngliche gestalt des gedichtes zu gewinnen². — Die betrachtung wird am besten bei dem schlussteile des gedichtes beginnen und es empfiehlt sich, die erörterung einiger für diesen teil der Vql. besonders wichtiger mythologischer fragen in form eines kleinen excursus (in § 2 und 3) vorzuschicken.

2. Zwei fragen sind es, deren beantwortung unerlässlich ist, wenn man das schlusstück der Vqluspá kritisch zu ordnen unternimmt: 1) Hat es neben der vorstellung einer weltzerstörung durch feuer (Surtalogi) oder einer vernichtung der lebenden geschöpfe durch strenge kälte (fimbulvetr) im heidnischen norden noch eine dritte auffassung gegeben, wonach dem wasser des meeres die entscheidende rolle zufiel oder nicht? 2) Ist die vorstellung von einer erneuerung der welt gleichzeitig oder jünger, verglichen mit den weltuntergangssagen? — Am deutlichsten scheidet sich die fimbulvetr-vorstellung von den beiden andern; es handelt sich hier noch nicht um zerstörung der welt selbst, aber eine dauernde verfinsterung der sonne (Vql. 41 Sijm.) lässt alles lebende erstarren; der hunger tritt ebenso mörderisch auf wie die kälte, dies lässt sich aus Vafpr. 44. 45 erschliessen. Diese im norden

anhänger Müllenhoffs, wie z. b. Hoffory (Eddastud. I, 24, 40, 126) zu andern ergebnissen gelangt; selbst das alter der Vql. wird bei Hoff. (s. 40) bedeutend jünger angesetzt, als bei Müllenhoff.

1) Corp. poet. bor. by Gudbr. Vigfusson and Fr. York Powell. Oxford 1883. — Die Wolospa reconstructed findet sich II, 621 fg. Versuche anderer gelehrten (z. b. von E. H. Meyer, Völuspa s. 236 fg., von Finnur Jónsson im Arkiv for nordisk filologi IV, 26 fg.) bleiben hier ausser betracht, da ich mich ihnen nur in unwesentlichen einzelheiten anschliessen könnte.

2) Eigentlich nehme ich keine einzige umstellung ausser bei str. 50 R vor, durch die ausscheidung fast aller strophen des schlussteiles wird aber str. 66 Sijm. dem hauptteile so nahe gerückt, dass scheinbare umstellung stattfindet.

möglicherweise älteste form eschatologischer vorstellung¹ ward in späterer zeit durch die vom weltbrande abgelöst, wusste sich aber doch vor völliger verdrängung zu schützen, indem der fimbulvetr nun als eine art vorspiel des weltbrandes aufgefasst wurde, so am deutlichsten in Gylf. LI (zu anfang), aber wahrscheinlich auch in Völ. 41 (vgl. mit str. 50 fg.). — Als die eigentlich herrschende vorstellung in unseren denkmälern tritt der weltbrand hervor; sei es mit, sei es ohne christliche einflüsse. Beinahe überall da, wo nur kurz auf das ende hingedeutet und nicht der (für unsere frage neutrale) ansdruck *ragna røk* bevorzugt wird, heisst es ähnlich wie Gylf. IV: *hann (Surtr) hefir loganda sverð ok í endu verablar mun hann fara ok herja ok sigra qll gudin ok brenna allan heim meil eldi*. Vgl. z. b. Gylf. XVII *hvat gætir þess stadar, þá er Surta logi brennir himin ok jörd?* Vafþr. 51, 3: *þá er sloknar Surtalogi*; Gylf. LI (Pros. Edda 84, 14): *þri næst slyngur Surtr yfir jörðina ok brennir allan heim*; ähnlich auch LII zu anfang. Und weil Surtr mit seinem feuer der eigentliche weltzerstörer sein soll, gilt er Vafþr. 17. 18 sowie Fáfn. 14, 6 auch allein als führer aller götterfeinde, während er in der Völ. neben Hrymr und Loki in dieser rolle auftritt (str. 50 — 52 Sjm.). — Da nun nach Gylf. IV Surtr eigentlich in Múspellsheimr zu hause ist, so sind auch ausdrücke wie Gylf. XIII (mitte): *þá er Múspells megir fara at herja* und (schluss) *þá er M. sýnir herja* sowie Løkas. 42, 3 dem ideenkreise des Surtalogi einzureihen². — Eine zerstörung der welt durch das meer ist zunächst nur aus skaldischen quellen zu belegen. Wenn es nämlich auch Hyndl. 44 heisst:

1) Diese ansicht weiter zu begründen ist hier nicht der ort. Nur gegenüber den gelehrten versuchen, die neuerdings gemacht sind, auch den fimbulvetr aus christlichen vorstellungen abzuleiten (vgl. namentlich E. H. Meyer Völuspa s. 185) betone ich zunächst die übereinstimmung mit auffassungen eines anderen nordvolkes, der Indianer Nord-Amerikas, vgl. E. R. Baierlein, Im urwalde s. 65 fg. „Die Indianer halten ihn (den winter) für einen alten mann, welcher im wigwam beim ausgegangenen feuer sitzt, ruhig seine lange friedenspfeife raucht und spricht: Blas ich von mir meinen odem, atme ich ihn auf die landschaft: reglos stehen da still die ströme, hart wie stein wird da das wasser“ und s. 67: „Wie die armen kinder jammern, wie die armen frauen sich ängstgen! Krank, verhungert ist die erde; hungrig ringsum sind die lüfte, hungrig selbst des himmels äther; hungrig wie wolfsaugen glühen selbst die sterne auf sie nieder.“ (Vgl. zu dem schlusssatze meine erklärung des Fenriswolves, Zeitschr. 28, 305 fg.) — Mag in dem berichte Baierleins einiges modernisiert sein, gelehrt-kirchliche weisheit ist hier jedesfalls nicht verborgen.

2) Auszuschliessen ist hier die wol sicher verderbte stelle Völ. 51, 1, wo die herausg. seit Bugge lesen: *koma munu Heljar*.

*haf gengr hrifnum víð himin sjálfan,
lífr lönd yfir, en lopt bílar,
þá þan koma snjóvar ok snarir vindar;
þá 's í ráði, at regin of þrjóti,*

so geht diese stelle, wie namentlich z. 3 zeigt, auf herbststürme, die wol als verboten des *fimbulvetr* (vgl. *rindöld, varöld, áfr veröld steypisk* Vql. 44) zu fassen sind, aber nicht der schilderung des eigentlichen weltunterganges angehören¹. Dagegen lassen die beiden von Golther (s. die vorige note) s. 532¹ citierten verse des Kormakr (Cp. poet. bor. II, 65: *Heitast hellor fljóta hvatt sem korn á vatni . . . enn biqd söktra, færask fjöll en stóru fræg í díupan ægi*) und Arnórr jǫrlaskald (ebd. 197: *Þírt verþr sól at sortna; sökkr fold í mar dökk-ran, brestr erfíþi Anstra, allr brunar sar með fjöllum*) sowie der schluss von Snorris Hátatal: *Falli fyrr fold í ægi, steini studd, en stillis lof* (str. 102 Möb.) keine andere beziehung als auf den weltuntergang selbst zu. Ob alle drei stellen auf die Vql. zurückweisen, wie man früher ohne weiteres annahm, oder nicht, ist zweifelhaft, da einzelnen bei behandlung desselben gegenstandes leicht erklärlichen anklängen auch bemerkenswerte verschiedenheiten gegenüberstehen². Sollten aber wirklich jene übereinstimmungen schwerer wiegen, so wird man doch sagen müssen: die skaldische dichtung verfährt hier planvoller, konsequenter; sie entnimmt der weiter unten zu erörternden str. Vql. 57 Sijm. nur solche züge, die ein wirklich einheitliches bild gewähren. Ohne kenntnis der Vql. würde man diese drei stellen entweder im anschluss an Hyndl. 44 (vgl. oben) mit der vorstellung des *fimbulvetr* kombinieren oder besser wol so erläutern dürfen, dass ähnlich wie das schliessliche herabfallen der gestirne Vql. 57, 2 bezeugt ist und wahrscheinlich auch in den mythen vom Fenriswolfe und dem schiffe Naglfar als ursprünglicher sinn zu grunde liegt³, so auch ein versinken der erde in das ringsumbrausende meer zu den älteren eschatologischen vorstellungen des nordens gehörte, wobei die vorstellung eines weltbrandes entweder nicht gekannt oder nicht in rechnung gezogen wurde. Eine combinierung beider vorstellungskreise findet sich

1) Meiner auffassung entspricht z. b. die von Golther German. mythol. s. 533; vgl. übrigens Sijm. zu Hyndl. 44.

2) So entspricht die wendung *brestr erfíþi Anstra* bei Arnórr weder in der fassung noch im inhalte einer angabe der Vql. — Bei den aus der Merlínússpá von Bergmann Poëm. isl. s. 181 angeführten stellen ist eine nachbildung der Vql. als wahrscheinlich anzunehmen.

3) Vgl. meine oben (s. 450 ann. 1) citierte abhandlung.

nur in Vql. 57 und den davon abhängigen stellen der Gylfag. Dass in dieser strophe sich ein logischer widerspruch findet, indem die erde nach z. 1 ins meer versinkt, während z. 4 die flamme zum himmel emporschlägt, hat u. a. Müllenhoff entschieden hervorgehoben und in seiner weise geistvoll zu erläutern gesucht¹.

Aber wenn man auch strenge logik nicht überall suchen darf, so viel logischen instinkt würde ich doch auch von der darstellung des dichters erwarten, dass der leser erkennen kann, auf welche von zwei scheinbar widerstreitenden ansichten der hauptaccent fallen soll; denn erst so kann das eben geforderte „einheitliche bild“ entstehen. Wie steht es nun in diesem falle? Wenn die zerstörung durch wasser nur in einer halbzeile der ersten halbstrophe, die durch feuer in der ganzen zweiten halbstrophe vorausgesetzt wird, so scheint die auffassung des dichters auch dieser strophe sich mit der oben als im norden herrschend nachgewiesenen hauptvorstellung zu decken. Wie kam er dazu, dem wasser des meeres einen anteil an der zerstörung einzuräumen? Auch hier ist die antwort nicht schwer. Sobald das von Þórr bekämpfte ungeheuer nicht mehr als wolkendrache², sondern als die erde drohend umgürtende meeresschlange gedacht wurde, lag es sehr nahe, auch diese in die zerstörung eingreifen zu lassen, wie Gylf. LI (Pros. Edda 82, 5) schildert: *Þá geysix hafit á lundin, fyrir þrjú at þá snýx Midgardsormr í jötunnmód ok sarkir upp á landit.* — Die meilenweite überschwemmung der uferstrecken ist dann mit poetischer freiheit von Vql. 57 verallgemeinert: „die erde versinkt ins meer“. So mochte es beim beginne des dramas erscheinen, aber mit der besiegung der weltsschlange wird man sich auch das meer wider zurückflutend denken müssen, so dass die eigentliche weltvernichtung dem feuerdämon verbleibt³.

1) Es heisst D. alterk. V, 28: „Unbekümmert um die causalität des herganges und seines zusammenhanges im einzelnen und im ganzen begnügt sich der dichter ein erhabenes, einheitliches bild für die anschauung hinzustellen.“

2) Dass der *jörmungandr* eigentlich so gemeint war, ergibt sich mit einiger sicherheit schon daraus, dass in dem kampf Þ. zwar den sieg gewinnt, aber unmittelbar darauf selbst fällt, wie der blitzgott, nachdem er die finstere wolke gespalten hat, auch selbst verschwinden muss. Zum meere aber hat der gewittergott keine besonders nahe und alte beziehung; vgl. E. H. Meyer Germ. myth. s. 35, der aber nach dem vorgeh von Bugge in dem angeln der midgardschlange einen einfluss der christlichen leviathanvorstellung erblickt.

3) Dass auch an die *fimbulretr*-vorstellung sich meererregende stürme anschlossen, haben wir oben (s. 451) bei betrachtung von Hyndl. 44 gesehen. — Was die s. 451 besprochenen skaldenstrophen betrifft, so deutet nichts an, dass die dichter

Hier glaube ich den einwurf zu hören: aber folgt nicht auf str. 57 alsbald (oder wenigstens nach der stefstr. 58) str. 59, wo es heisst: *sér upp koma ofru sinni jörð or ægi íþjagruna* — muss also nicht dort das meer die hauptrolle in der zerstörung gehabt haben? Dieser schluss ist irrig, da str. 57 aus sich selbst erklärt werden muss; selbst Müllenhoff (D. alt. V, 28) findet keine eigentliche weiterführung des gedankens, sondern meint, demselben (d. h. dem in str. 57 vorgeführten bilde des weltunterganges) stelle der dichter alsbald in str. 56 A (59 Sijm.) das nicht minder erhabene, aber woltuendere von der aus den fluten aufsteigenden, neuen erde gegenüber.“ — Der zusammenhang beruht also nur auf dem verhältnis des gegensatzes, vielleicht des komplementes. Hier tritt uns aber auch die zweite der oben s. 449 schon angedeuteten fragen gegenüber.

3. Dass einige der in betracht kommenden stellen, z. b. die drei skaldischen zeugnisse s. 451 eben nur den untergang erwähnen¹, schliesst an und für sich die möglichkeit einer widerberstellung nicht aus; dass aber diese letztere doch in der überlieferung lange nicht so fest stand als jener, geht teils aus dem grossen schwanken der gleich zu besprechenden zeugnisse, teils aus direkten geständnissen wie besonders Hyndl. 45 hervor: *fáir sea nú fram of lengra an Ópinn mun ulfi meta*. Wenn es so in einem gedichte, dem zweifellos die Vql. bereits vorlag, heisst, so ist damit allein bewiesen, dass es sich von str. 59 Sijm. an nicht um irgendetwas fest beglaubigte überlieferung handelt. Weicht doch auch die einzige quelle, die sonst etwas genauer auf die neue erde eingeht, Vafprúdnismál, nicht unerheblich ab². Einerseits

ausser der zerstörung durch wasser auch eine durch feuer oder etwa das wasser als löschmittel angenommen haben. (Vgl. Weinh. bei Haupt VI, 313: dagegen finden wir die vorstellung, dass die fluten den weltbrand löschen werden auch bei dem skalden Arnórr und im cod. Ex. 447, 11 fg.) Dass nach den gedichten von den 15 zeichen (z. b. Paul u. Braune VI, 466) sogar das meer verbrennt, hebt derselbe mit recht hervor. Vielleicht liegt hier Apoc. 21, 1 zu grunde, vgl. Meyer Völ. 214, der aber mit unrecht in den worten: „et vidi coelum novum et terram novam et mare iam non est“ die quelle für Vql. 59 sieht.

1) Die art der erwähnung ist stets die gleiche, offenbar formelhafte: eher wird die welt untergehen, als ein schöneres mädchen, ein besserer fürst (als der von mir besungene) sich widerfindet. Als vierte variante stellt sich dazu Hákonarmál str. 16 Vgf. (C. poet. I, 265) und da die ersten drei zeugnisse die zerstörung an sichtbaren und allen bekannten elementen erläutern, wird auch der Fenriswolf dem sichtbaren naturreiche, nicht etwa der geisterwelt, angehören.

2) Auf diese widersprüche wies schon K. Maurer Bekehrung II, 34 fg. entschieden hin.

wird an die vorstellung vom fimbulvetr die angabe angeschlossen (str. 45. 46), dass zwei menschen den grausen winter überleben, von denen die andern bewohner der künftigen welt sich ableiten; andererseits für die zeit des erlöschens des Surtalogi (str. 50. 51) das walten der götter Vǫlurr, Váli, Móði, Magni in aussicht gestellt; auch eine neue sonne, eine tochter der bisherigen ist dann zur stelle (str. 46. 47). — Diesen drei zügen genau entsprechendes findet sich in Vǫl. nicht. Woher die neuen bewohner der welt, die str. 62¹ und 64 voraussetzt, kommen sollen, wird nicht gesagt, die neu erscheinenden götter (*Baldur, Höftr, Heenir, burir braefra Tveggja*²) stimmen in keinem namen mit den göttern der Vafþr.; von einer neuen sonne ist nicht die rede, ja nach str. 64, 1 kann es scheinen, als ob man dann einer sonne nicht mehr bedürfe³.

Andererseits darf zugegeben werden, dass die abweichungen nicht so stark sind, um eine gemeinsame grundlage ganz auszuschliessen. So viel gelehrtes und fremdes beiwerk gerade die eschatologie des nordens verrät, sie ist auch, was ihre positive seite (die widerherstellung) betrifft, nicht ganz ohne volkstümliches fundament⁴. Dass der seelenglaube der ältesten zeit von dem spätern unsterblichkeitsglauben so sondern ist, hebt E. H. Meyer freilich mit recht hervor (Germ. myth. § 99*), aber die vorstellung, dass die seelen zu bestimmten zeiten den lebenden näher als sonst treten⁵, liess wol ziemlich früh ein widererscheinen auch am ende der welt erwarten. Wenn auch unsere literarischen denkmäler die negative (zerstörende) seite des weltendes entschieden mehr betonen, blickt doch auch die andere hier und da durch, besonders der gedanke, dass dann alles in den früheren zustand zurückkehren wird. Nach so deutlichen stellen wie Vafþr. 39 und H. H. II, 38⁶ (Möb.) sind auch minder deutliche leicht zu verstehen.

1) Wenn es hier heisst: *munu ósánuir akrir raxa*, so ist doch wol an ein bewohner zu denken, die ihre frucht geniessen sollen — sonst wäre die angabe wertlos.

2) Ob so (mit Grundtvig) oder *br. tveggja* geschrieben wird, trägt nicht viel aus, da uns die brudersöhne Óðins leider sonst nicht bekannt sind.

3) Dass eine solche vorstellung nicht ganz neu wäre, geht aus Jes. 60, 19—20 hervor.

4) Zu weit geht meines erachtens allerdings Müllenhoff, der D. alt. V, 69 selbst für die Südgermanen aus der zuversicht auf persönliche fortdauer den glauben an eine erneuerung der welt folgert.

5) So in den stürmischen Zwölften oder im Allerseelewind (Meyer § 91).

6) Vafþr. 39, 3: *í aldar rok hann mun aptr koma heim með risum rómum* (Njorþr). — H. H. II, 38: *Heárt eru þat seik ein . . . eða ragna rok? riða menn*

Die letzte der in der anm. citierten stellen führt uns unmittelbar zu dem *mun Baldr koma* in Vql. 62, 2. — Da jedoch die weltzerstörung durch solche vorstellungen nicht negiert werden soll, ist es notwendig die als leiter und regierer der früheren welt angesehenen und mit ihr unauflöslich verknüpften götter im *ragna rok* als endgiltig beseitigt hinzustellen; sie können höchstens in ihren söhnen wider hervortreten¹ oder sie werden durch bisher zurückgedrängte gottheiten ersetzt². Weit schwieriger ist die frage zu beurteilen: wurde die erneuerte welt als eine (physisch oder moralisch) verbesserte betrachtet? Dass in den elbsagen einige züge hervortreten, die mit der paradies- und unsterblichkeitsvorstellung sich berühren, ist bekannt³, aber die künftige welt als eine moralisch bessere lässt sich selbst aus diesen schon an und für sich zweifelhaften parallelen nicht erweisen. Christlicher einfluss ist für Vql. 62 u. 64 demnach jedesfalls wahrscheinlicher als heidnischer; Gylf. XVII spricht bei erläuterung von Vql. 64 ganz im christlichen sinne⁴; Vafpr. schweigt völlig davon.

4. Wichtiger noch ist der umstand, dass die Vql. in ihrem schlussteile (d. h. hier in allen strophen von 57 an) sich zu sich selbst mehrfach in widerspruch setzt. Der übersicht wegen⁵ stelle ich kurz zusammen: 1) Vql. 57 lässt die welt durch feuer untergehen, 59 sie aus dem wasser hervortauchen, 58 (*stef*) passt hier gar nicht mehr in den zusammenhang. 2) Woher die neuen bewohner kommen, ist nicht gesagt. Diese bewohnen nach str. 62 die neue erde selbst, nach 64 wohnen

... *daupir . . efa er hildingum heimfor* (= rückkehr der toten auf die erde Lünig) *gefin?* Darnach ist zu verstehen auch Eiriksmál 2 (Möbius) *sem muni Baldr koma aptir i Óþins sali*. — Dass in stellen wie Vafpr. 51, Vql. 62 fg. auch die lehre von der widergebur und seelenwanderung anklingen mag, ist von G. Storm im Arkiv för nord. fil. IX, 221 fg. glaublich gemacht worden.

1) Diese auffassung bevorzugt Vafpr., die ja auch die frühere sonne durch ihre tochter ablösen lässt.

2) Dies ist mehr der standpunkt der Vql. — In ähnlichem sinne äusserte sich Sv. Grundtvig zur Vql. 69, 4.

3) Vgl. Meyer Germ. myth. s. 126, 127. — Gylf. XVII schluss heisst es, dass dort, wo einst Ginle als wohnsitz der seligen sich finden werde, zur zeit nur licht-elbe wohnen.

4) Ähnlich auch Mogk in Pauls Grundriss I, 1116. Hofforys standpunkt (Eddast. I, 41): „unser dichter war kein christ, wol aber war er in gewissem sinne über das heidentum hinausgekommen“ ist an und für sich ansprechend, aber jedesfalls noch weiter zu begründen als a. a. o. geschehen ist.

5) Indem die begründung meines standpunktes, soweit sie nicht schon oben gegeben, weiter unten folgen soll.

sie in Gimle¹. 3) Die nach Müllenhoff für den zusammenhang unentbehrliche str. 65 fehlt nicht nur in R, sondern ist auch sonst verdächtig². 4) Die schlusstrophe gibt (in ihrer jetzigen stellung) nur dann einen erträglichen sinn, wenn gegen beide handschriften *hón* in *hann* geändert wird. Gegen diese änderung sprechen aber triftige gründe. — Sehen wir nun zunächst, wie der autor von Gylf. sich mit diesen schwierigkeiten abzufinden sucht. Was 1) betrifft, so bleibt die differenz unerörtert. Während nach G. LI (Pros. Edda 84, 14) Surtr die erde mit feuer vertilgt, LII anf. (87, 3) ganz entsprechend lautet und die wendung in LIII (89, 5) *svá at eigi hefir sarrinn ok Surtalogi grandat þeim* die zerstörung durch feuer wenigstens als das schliesslich entscheidende moment festzuhalten scheint, findet sich in demselben kapitel (89, 3) doch auch die angabe: *upp skýtr jörðinni þá ör sænum* usw.³ — Auf 2) wird in Gylf. genauer eingegangen. Bereits c. XVII lässt der autor nach dem hinweise, dass in Gimle auch nach dem untergange der erde und des himmels gute menschen für alle zeit leben sollen, die frage aufwerfen: *hvat gælir þess stadar, þá er Surtalogi brennir himin ok jörð?* Die antwort lautet: über dem ersten himmel, den wir sehen, welcher dem untergange geweiht ist, befindet sich ein zweiter, über diesem ein dritter; dort ist die stätte des künftigen Gimle. Diese auskunft, mag sie auch gelehrt-kirchlichem wissen entsprungen sein⁴, zeigt eine verständige überlegung, in G. LI aber sieht sich der verfasser veranlasst, nun auch den angaben von Vql. 62 und Vafpr. 44. 45. 51 gerecht zu werden. Er ordnet den stoff so, dass er an letztere strophe die namen der neu hervortretenden götter anknüpft⁵, während er die angabe der str. 45, mag sich diese auch

1) Auf die künstliche unterscheidung der *dyggjar dróttir* in str. 64, die als folge des erst in str. 65 (aber nicht in R) genannten neuen herrschers gelten sollen, von den str. 62 vorausgesetzten bewohnern der neuen erde, für welche die *ósávir akrar ræza* bei Müllenh. D. a. V, 33 fg., gehe ich hier nicht ein.

2) Es tritt hier die christliche vorstellungsweise bestimmter auf als sonst in der Vql., vgl. jetzt Golther, Germ. myth. 543.

3) Dass der inhalt der stfstr. 58 von Gylf. übergangen wird, ist natürlich; der inhalt war schon früher (83, 20) berücksichtigt.

4) So wird von den neuoren, z. b. Golther Germ. myth. 643, meist angenommen.

5) Vorsichtig vereinigt der verfasser die angaben seiner beiden quellen so, dass er zunächst (nach Vafpr.) Viþarr und Vali, Móþi und Magni auftreten lässt; dann (*því næst*) kommen auch (nach Vql. 62) Baldr und Höþr aus dem reiche der Hel zurück. Ob die in RH verstümmelt überlieferte str. 63 Sijm. von dem autor nicht gekannt oder als weitere ausführung der vorhergehenden betrachtet und deshalb unberücksichtigt gelassen ist, steht dahin.

ursprünglich auf den *fibulvefr* beziehen, dazu benutzt, um das entstehen eines neuen menschengeschlechtes auf erden (nach Surtalogi) zu erklären¹. Ohne diese neue erklärung würde der leser, falls sein gedächtnis soweit reichte, sich wol mit der andern, bereits c. XVII gegebenen begnügt haben. — Von 3) und 4) schweigt der autor anscheinend ganz und bez. der in R fehlenden str. 65 lässt sich auch kein grund denken, weshalb er sie im falle, dass sie ihm vorlag, übergehen sollte. Ganz anders liegt es bei str. 66; dass diese der autor von Gylf. an passender stelle schon erwähnt hat, glaube ich begründen zu können. Da diese frage sich aber mit anderen verflocht, möchte ich erst die ansichten der neueren erklärer dieser strophengruppe kurz erörtern, wobei bez. des bedenkens 3) an das schon zu anfang dieses paragrafen bemerkte erinnert wird.

5. Dass Müllenhoff in str. 57 Sijm. (= 41 Mhff.) ein poetisches gemälde in freierer fassung erblickt und so die in § 4 sub 1) erörterte frage zu erledigen versucht, wurde oben s. 452, nr. 1 angeführt. Die fg. stefstrophe wird von Müllenh. D. A. V, 154 so erläutert, dass die erste hälfte eigentlich gar nicht mehr in den zusammenhang passt und nur als einleitung zur zweiten hälfte dienen soll, „aber diese tritt nun auch erst mit ihrem ganzen gewichte ein, um den letzten abschnitt anzukündigen.“ Zugegeben wird dann noch, dass die strophe in den handschriften nicht ausgeschrieben ist. Um zur entscheidung zu kommen, ist vor allem die frage, ob *ragna rok*, das etymologisch wol auch auf die welterneuerung sich ausdehnen liesse, im wirklichen sprachgebrauche jemals so gefasst ist, vgl. z. b. Baldrs dr. 14, 4: *ok (f) ragna rok rjáfendr koma*; auch die schon in der Lieder-Edda (Lokas. 39, 4) beginnende vermischung mit *ragna rokkr* (dämmerung; dunkel) scheint hier jeden gedanken an die lichte welterneuerung auszuschliessen². Ist demnach nicht die zweite strophenhälfte hier ebenso wenig am platze wie die erste? Als ein ganz „bedeutungsloser kehervers“ erscheint die strophe gleichwol auch mir nicht, sie soll den platz einer jetzt an andere stelle gerückten strophe äusserlich füllend, die weite kluft zwischen str. 57 und 59 einigermassen überbrücken. Davon weiteres zu 4).

1) Auch wenn man *Hoddmimis holt* auf die weltseehe bezieht, ergibt sich die notwendigkeit diese den *Surtalogi* überdauernd zu denken, was (abgesehen von der zweifelhaften stelle Vql. 46, 1) nicht der sinn von Vql. 47, 1—2 zu sein scheint, vgl. auch Grm. 35.

2) Dieser grund spricht neben anderen (z. b. der stelle Hyndl. 45, 3. 4) auch dafür, dass die welterneuerung vielleicht gedanke einzelner kreise war, aber nicht der allgemeinen vorstellung des heidnischen nordens entsprach; vgl. oben § 3 zu anfang.

Was 2) betrifft, so wird die herkunft der neuen menschen einigen forschern weniger not machen, da die Vql. davon schweigt; von den angaben dieses gedichtes hat aber namentlich str. 64 nicht nur wegen des fremdwortes Gimle längst bedenken hervorgerufen¹; gegen Schullerus, der in Pauls Beitr. XII, 221 fg. u. a. auch diese strophe als kennzeichen christlicher einflüsse geltend machte, versuchte Hoffory (Eddast. I, 131 fg.) sie als echt und ursprünglich namentlich dadurch zu erweisen, dass diese str. 48 Müllenhoff (= 64 Sijm.) als gegenstück zu str. 23, 24 (= 38. 39 Sijm.) zu betrachten sei — „der parallelismus könnte gar nicht schöner, die korrespondenz nicht vollkommener sein.“ — Dass sie aber so weit getrennt sind, hat seinen grund doch darin, dass es sich um verschiedene zeiträume handelt; auch ist es nicht zu verkennen, dass str. 23. 24 Müllenhoff zunächst als düsteres gegenstück zu str. 22 (= 37 Sijm.) sich darstellt. Eine gewisse entsprechung zwischen str. 23. 24 und 48 Müllenhoff besteht allerdings, ist auch von früheren bereits bemerkt worden; ja, der autor von Gylf. hat deshalb in c. LII die betrachtung von Gimle mit den in str. 22—24 Müllenh. erwähnten wohnstätten vereinigt, und ihm war Vigfusson in seiner neuordnung der Vql.² gefolgt, freilich nicht, ohne den schärfsten tadel Hofforys auf sich zu ziehen³. Dieser ablehnung einer umstellung der betreffenden stropfen glaube ich deshalb mich anschliessen zu müssen, weil zunächst die fortdauer von höllenstrafen in einer verjüngten welt für ein sei es noch heidnisches, sei es auf der grenze beider religionen stehendes gedicht⁴ unwahrscheinlich und für die Vql. speciell durch die wendung in str. 46, 2 Müllenhoff: *böls mun alls batna* direkt

1) Vgl. z. b. W. Müller Altd. relig. s. 158; hier wird Gimle noch von Gimill abgeleitet. Weinhold bei Haupt VI, 314. — Dass der name sich in der älteren überlieferung nicht fand, ist schon daraus deutlich, dass er Gylf. III dem heidnischen Vingolf gleichgestellt wird, XVII aber dem früheren lichtelbenheim. Auch ist mehrfach bemerkt, dass Vql. 64, 2 unter G. einen berg verstehen muss, während G. XVII es als name eines *satr* erscheint. Für fremden ursprung tritt entschieden auch Golder Germ. myth. 542 ein.

2) Corp. poet. II, 627 fg. Hier findet sich „Wolospa reconstructed“, während die von Hoffory citierte stelle I, 201 nur wenige veränderungen der überlieferung aufweist.

3) Eddast. I, 123 fg. Dass ausser Vigf auch N. M. Petersen an eine näherückung dieser strophe gedacht hat, bemerkt Müllenhoff selbst D. a. V, 32.

4) Dies meine ich hier nicht im sinne Hofforys (s. oben s. 455 nr. 4) oder Jessens (Zeitschr. III, 72. vgl. jedoch auch 494), sondern so, dass von christlichen vorstellungen zunächst solche aufgenommen werden, die sich mit heidnischen ziemlich leicht verschmelzen lassen. Als wirklich von christlichen ideen beherrscht erscheinen dagegen z. b. die Sölarljöd.

ausgeschlossen ist. Vigf. hat nun allerdings die str. 21—24 und 48 Müllenhoff in kühner weise zu einem ganzen verschmolzen, das unter der bezeichnung „The places of bliss and torment“ seine stelle zwischen weltuntergang (41 Müllenh.) und neuschöpfung (43 Müllenh.) erhält. Den inhalt der strophe sich aber gewissermassen als von der zeitfolge unabhängig zu denken, verbietet vor allem die fassung von str. 48: *þar skulu byggra* ist offenbar futurisch gemeint; auch der autor von Gylf. erklärt c. XVII zum schluss: *en ljósálfar einir byggjum vér at nú* (d. h. vor der welterneuerung) *byggvi þá stadi*. — Kann ich so der umstellung Vigfussons im ganzen nicht beipflichten, so verhält es sich mit der schon früher von einigen vorgeschlagenen, von Müllenhoff und Hoffory geforderten änderung des *hón* in *hann* (str. 50, 4 Müllenh.) nicht anders. Gerade weil das gewicht der wendung *þols mun alls batna* von diesen forschern klar erkannt wurde, schien es ihnen notwendig als hauptinhalt der letzten strophe nicht das forttragen der leichen durch Niflhoggr, das ja, sobald man die schlusstrophe in inneren zusammenhang mit den vorhergehenden setzen will, entweder als moment eines strafgerichtes, das an den getöteten sich vollzogen hatte, oder als drohende auflehnung des drachen gegen die neuordnung der dinge aufgefasst werden müsste, sondern ein versinken und verschwinden des unholdes anzusehen, was denn freilich eine änderung des textes erforderte¹, vgl. oben § 4 s. 456).

Von den erklärungen der beiden gelehrten scheint mir die Müllenhoffs (s. 36): „derselbe gedanke, dass nur das gute endlich bleiben und bestand haben wird, wird dann in der letzten visa noch einmal in gleicher allgemeinheit, aber negativ ausgedrückt und damit denn in voller entschiedenheit hingestellt“ den vorzug auch vor der scheinbar noch geistvolleren Hofforys (vgl. die letzte note) zu verdienen; aber auch gegen sie lässt sich einiges einwenden, namentlich sind die worte „in gleicher allgemeinheit“ sehr anfechtbar. Was in der letzten strophe gesagt wird, ist doch zunächst ein einzelnes factum und in Niflhoggr den repräsentanten aller den göttern und menschen feindlichen mächte zu sehen, sind wir weder aus dieser noch aus irgend einer andern stelle zu folgern berechtigt². Auffällig wird auch das völlige schweigen, das Gylf. über diese strophe beobachtet, wenn sie im sinne Müllenhoffs

1) Die gründe Müllenhoffs sind namentlich s. 14, s. 36 ausgeführt, die von Hoffory Eddast. I, s. 141.

2) Ausser dieser stelle kommt Völ. 39, 3 (Sijm.) und Grm. 32 u. 35 in betracht; auf die erklärungen gehe ich weiter unten § 7 ein.

gedeutet wird¹. — Prüft man von den älteren herausgebern die ansichten einiger besonders umsichtiger, so setzt Möbius hinter str. 64 seiner ausgabe einen strich und bezeichnet so die schlusstrophe als für sich stehend; Bugge (N. F. 392), dem Grundtvig (s. 191 seiner Sæm. Edda) sich anschloss, bemerkte: *i dette vers forudsiger ikke volven, hvad der vil ske, efter at den unærnte magtige er kommen, men hun afbryder her sin spådom ok henpeger på et ilderarslende syn, som viser sig for hende, medens hun kvæder* usw.; hier soll die erscheinung erst hinweisen auf den noch kommenden untergang der bestehenden welt. — Auch diese erklärungs scheint mir zu künstlich.

6. Nimmt man das überlieferte *hón* als richtig an², so ist es natürlich auf die seherin zu beziehen³, dann darf nicht übersehen werden, dass, wenn auch einige stropfen später in das gedicht eingefügt wurden⁴, sie doch jedesfalls vor die ursprüngliche schlusstrophe, die als solche deutlich war, gesetzt werden mussten. Dass diese am passendsten gleich an str. 57 Sijm. sich anschliessen würde, scheint bisher kaum beachtet zu sein⁵; Vigf. trennt sie allerdings von der schilderung der verjüngten welt, zu der sie trotz aller erklärungskünste einmal nicht passen will, verbindet sie aber mit der oben erwähnten gruppe von stropfen, die er „Places of bliss and torment“ nennt;

1) Schon die grosse Kopenh. ausgabe bietet übrigens *hann*, das Lüning in der note halbwegs adoptiert und doch bemerkt: diese strophe gebe ich gerne, und nicht bloss wegen des wortes *dreki*, als späteren zusatz preis.

2) Von der frage sehe ich hier ab, ob das pronomon vielleicht ursprünglich ganz fehlte (*nú mun sokkrask* Sijm.); auch dann muss ja gefragt werden: welches fürwort ist zu ergänzen?

3) Die worte *nú mun hón sokkrax* scheint Bergmann (vgl. u. anm. 5) auf die erde bezogen zu haben; er übersetzt (s. 207) Maintenant elle va s'abimer (vgl. s. 173: la terre s'abime dans l'Océan).

4) Bekanntlich sind solche interpolationen in kleinerem massstabe von allen neueren herausgebern, von Müllenhoff in dem masse angenommen, dass er von 66 stropfen (Sijm.) nur 50 als ursprünglich ansieht.

5) Am nächsten meiner auffassung steht in dieser einzelfrage Ettmüller in seinem Altnordischen lesebuche 1861 s. 4, wo er str. 66 auf 57 Sm. folgen lässt. Aber seine gründe sind nur teilweise die meinigen; die änderung von *hón* in *hann* hält er für notwendig, bezieht dies pronomon auf den drachen, behält die refrainstr. 58 Sijm. bei und erkennt in str. 66 nicht die (auch ursprüngliche) schlusstrophe, die nur durch einschiebung von str. 58—65 den rechten zusammenhang mit dem hauptteile eingebüsst hat. — Bergmann, Poèmes Islandais 1838 s. 173 und 207 hatte bereits die nähere berührung der schlusstrophe mit dem hauptteile erkannt. Aber auch er verkannte ihre bleibende bedeutung als schlusstrophe, schob sie sogar noch vor str. 57 Sm. in den text ein und scheint das pronomon *hón* auf die erde bezogen zu haben, vgl. oben anm. 3.

dadurch wird der zusammenhang mit str. 57 zerrissen. Was man nach dem falle der götter noch zu erfahren wünscht, ist dies: was ist aus den menschen, auf die vorher doch mehrfach (so 45; 52, 4 Sijm.) hingewiesen war, in der grossen katastrophe geworden? Erst dann kann die ragnarök-schilderung als abgeschlossen gelten. Wenn nun Gylf. LII fragen lässt: *hvat verðr þá eptir, er brendr er heimr allr od dauð ql gudin ok allir einherjar ok allt mannfólk*, so hat der autor, glaube ich, mit den letzten worten nur dasselbe kurz und knapp prosaisch angegeben, was die Vql. in poetisch ausmalendem stile als inhalt der str. 66 (abgesehen von der letzten halbzeile) darbietet. Bei dieser auffassung ergibt sich nicht nur sachlich eine passende ergänzung der vorhergehenden str. 50—57, sondern auch ein passendes komplement im kolorite der darstellung. Nach der hochauflodernden flamme des weltbrandes erwartet man zunächst, sobald der brennbare stoff annähernd verzehrt ist, das raucherfüllte dunkel hereinbrechen zu sehen, das jetzt — nach der vernichtung aller gestirne — zur herrschaft berufen erscheint. So wird der drache denn auch zunächst mit vom stabreime gestützten attribute¹ als *dimmi* bezeichnet; hier namentlich wol auch im hinblicke auf die mächtigen, weithin schattenden flügel so genannt, auf denen er die leichen dahinträgt². Wenn es darauf einfach heisst, dass die seherin (nachdem sie verkündet, was zu verkünden war) versinken solle, so kann ich hier weder einen sprachlichen noch sachlichen anstoss erblicken. Am ehesten würde noch Lünings einwurf (zu str. 67) beachtung fordern: „*hón* soll auf die *vala* gehen; aber diese versinkt nicht, sondern sie tritt ebenso feierlich ab, wie sie aufgetreten ist.“ Dass aber gerade die zwei ersten strophen des gedichtes sich

1) Dem einwurfe Weinholds (Zeitschr. f. d. a. VI, 314), dass dem drachen zwei sich widerstrebende attribute, *dimmi* und *fránn* beigelegt seien, glaubte Müllenhoff mit den worten begegnen zu können: dass das epitheton „*dimmi*“ mehr von dem ethischen charakter oder eindruck als von der farbe des drachens zu verstehen ist, lehrt die zweite zeile“ (D. a. V, 157). — Nach meiner auffassung kann der drache, als ursprünglich meteorisches wesen (vgl. Meyer Germ. myth. s. 95 fg.) sehr wol das epitheton ornans „*fránn*“ erhalten, ohne dass darum der düstere eindruck der erscheinung auf das ethische gebiet beschränkt zu werden braucht, vgl. oben im texte den schluss des satzes.

2) Da es nach Müllenhoff (s. 36) „selbstverständlich nur die leichen der im letzten grossen kampf gefallen“ sind, die der drache forträgt, so würde die von mir vorgeschlagene umstellung sachlich zusammengehöriges näher rücken. Einfacher ist es freilich wol, bei den schon oben genannten gewöhnlichen menschenkindern als beute für den drachen stehen zu bleiben, da man sich die leiber „der götter und der riesen“ wol als in Surtalugi verzehrt wird denken dürfen.

„durch das vordrängen der persönlichkeit der vala, hinter der sich der umarbeiter verbirgt, sowie durch die breiten widerholungen als jünger kundgeben“, war längst von Weinhold (bei Haupt VI, 311), wenn auch, soweit ich sehe, ohne erfolg, bemerkt worden. Sieht man von diesen eingangsstrophen ab, so kann die *valva*, die zwar nicht mit der als böseartig geschilderten *Heiðr* (str. 22 S.) identifiziert werden darf, andererseits nach der selbst in str. 2 bezeugten abstammung von riesen, nach dem für „wizards“ ganz gebräuchlichen ausdruck *ein sat hön úti* (vgl. Vigf. s. v. *sitja* I, 1 und s. v. *útisetla*), nach der ihr von Óþinn gewährten belohnung an „ringen und halsband“ nicht so hoch über die sonst in der Edda genannten, sei es prophetisch begabten, sei es moralisierenden riesentöchter erhaben gedacht werden¹, dass man nicht den zu schluss der *Helreið Brynhildar* dem riesenweibe zugerufenen ausruf „*sokkstu (gýgjarkyn)*“ auch am schlusse der *Völ.* in der variation „*nú mun hún sokkrask*“ völlig am platze finden dürfte². Der spott Müllenhoffs (D. a. V, 14): „dass die *valva* zuletzt plötzlich, sei es vor schrecken, sei es weil sie schlechterdings nichts mehr zu berichten weiss, versinken will und dabei den drachen mit seiner ganzen last in der luft schweben lässt“ entspricht der wirklichen sachlage nicht³. Um jedoch dem vorwurfe vorschneller änderungsgelüste tunlichst zu entgehen, bemühe ich mich im nächsten paragraph den verschiedenen ansichten über *Níðhöggr* gerecht zu werden, um sodann in § 8 die konsequenzen der umstellung von str. 50 Müllenhoff für den ganzen schlussteil zu erwägen.

7. Der drache *Níðhöggr*⁴ wird entweder nach dem vorgange älterer forschers auf rein germanische vorstellungen bezogen (so neuerdings noch bei Müllenhoff, Hoffory) oder lediglich auf christliche (so

1) Als prophetisch begabte erscheinen die *valva* in Balders draumar, die Hyndla (vgl. G. 1, 2 Sjm.: „*es freistar mín, risar augun á oss þau þú*“ mit *Völ.* 28: *ok í angu leit: heers fregu þú mik, hvi freisti þú mín?*), als moralisierende die *gygr* in *Helreið*. Beide richtungen berühren sich mehrfach.

2) Nur liegt kein grund vor mit Bang Voluspa og de Sibyll. orakler s. 8 zu sagen: *heor Sibyllen (= volven) ulstoder et klageraab*.

3) Wer beunruhigt sich etwa über das ziel der reise, wenn von einem raubvogel gesagt wird: er fliegt mit seiner beute übers feld! — Der noch pointiertere spott Hofforys (*Eddastr.* I, 124), wonach „zu guter letzt die über diese wendung mit recht verdutzte *Valva*, ohne ein weiteres wort zu verlieren, in der versenkung verschwindet“, legt sogar die frage nahe: lässt nicht vielmehr die Berliner kritik den für die schilderung der verjüngten welt etwas unbequemem drachen mit seiner leichenlast in einer versenkung verschwinden?

4) So schreiben die meisten herausgeber, „der schadengierig hauende“ (Golther).

bei Bugge, Goltner) oder eine Mischung beider Kreise angenommen, so namentlich bei E. H. Meyer. Wenn ich auch der letzteren Ansicht keineswegs widerstrebe, so scheint es mir doch nicht nötig, in dem „erst dann (in der Ragnarökzeit) auffliegenden Draken N.“ (Meyer Germ. myth. 96) eine Einwirkung der im Abgrunde gefesselten „alten Schlange“ (Offenb. Joh. 20, 2 vgl. mit 12, 9) anzuerkennen. Wer die Verwandtschaft mit den meteorischen „Draken“ gelten lässt, der wird diese — zwar nicht dem Worte, aber doch wohl der Vorstellung nach germanischen — Luftunholde in ganz ähnlicher Weise allmählich der Tiefe verfallen sich denken dürfen, wie wir dies mehrfach sonst bei ursprünglich meteorischen Wesen, wie z. B. dem Mánagarmr = Garur (Zeitschr. 28, 336 fg.) belegen können. Der Zustand, in welchem die Grm. 32 u. 35 und ähnlich Völ. 39, 3 Sijm. den Draken zeigen (am Fusse der Weltesche) würde dann nicht den ersten, sondern den zweiten Akt darstellen; der dritte erschien Völ. 66 Sijm. und würde insofern kein Befremden erregen, als nach Zerstörung der Weltesche, an deren Untergang er selbst gearbeitet, ein Ferneres Verbleiben in der Tiefe für den Draken zwecklos wäre. Wird diesem Draken schon Völ. 39, 3 Sijm. eine besondere Vorliebe für Menschenleichen beigelegt, so ist anzunehmen, dass er bei dem Untergange des ganzen Menschengeschlechtes eine besonders reiche Beute gemacht hat; als vor andern hervorragender Götterfeind ist er weder hier noch an anderen Stellen aufgefasst¹. Da bei den Vorzeichen des Weltunterganges mehrfach der Menschen gedacht war (str. 39. 41. 45, wofür auch 47 *allir* = alle Menschen), so findet die Schilderung des Weltunterganges einen guten Abschluss mit dem Hinweis auf die reiche Beute aus der Menschenwelt, die der Drache eingeheimst hat. Durch diesen wird der Zerstörungsakt in ähnlicher Weise belebt wie das Bild eines Schlachtfeldes durch Raben und Geier, die der Reichen Atzung zufliegen.

8. Die erste Konsequenz der vorgeschlagenen Umstellung ist die Entbehrlichkeit der st. 58 Sijm., die eben nur als Gedankenstrich zwischen dem Weltuntergang und der Welterneuerung stehen soll und daher von einigen Herausgebern (z. B. Möbius) geradezu durch dieses Zeichen ersetzt ist. Aber auch alle anderen Strophen des Schlussteiles sind — der poetischen Vorzüge einiger Strophen ungeachtet — entbehrlich, da sie entweder eine für das eigentliche Thema unnötige fort-

1) Berührungen unseres *dreki* (Völ. 39 als *vargr* bezeichnet im Sinne von gefräßiger Unhold) mit dem „Draken“ der niederdeutschen Volkssagen sind vorhanden, aber etwas verdunkelt. Zu beachten ist aber, dass der „Drache“ hier und da alljährlich ein Mädchen verlangt (Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sagen reg. s. Drache).

setzung darbieten¹ oder sich geradezu in widersprüche mit dem (echten) hauptteile verwickeln, wie dies oben § 2 gegen ende dargetan ist. Dass auch im eigentlichen schlussteile (d. h. str. 59—65) selbst sich widersprechende angaben finden, ist richtig², aber von geringerer bedeutung, da ein die ursprüngliche anlage überschreitender nachdichter gerne alles, was er in verschiedenen quellen gefunden hat, an den mann bringt. Es wird daher nicht geboten sein, in der alten zudichtung noch andere interpolationen als die in R fehlende str. 65 auszuschneiden. Der gedanke aber, dass alle schlusstrophen (59—65) einem nachdichter gehören, wird um vieles einleuchtender werden, wenn sich ergibt, dass das eigentliche thema nur den weltuntergang mit seinen vorzeichen umfasste, während eine in sich wahrscheinlich gleichzeitige rahmendichtung jenen älteren kern eingefasst hat, die rückwärts schreitend die welterschöpfung und die ersten spuren des Übels auf erden, vorwärts blickend die welters neuerung mit in das thema einbezog. Die stützen für solche ansicht werden sich im folgenden darstellen.

9. Während Müllenhoff wie vor ihm Bergmann (P. Isl. s. 170—174) drei teile des gedichtes in der weise unterscheidet, dass sie sich auf vergangenheit, gegenwart und zukunft beziehen sollen³, teilt Vigfusson meines erachtens richtiger so ein: the past, the future, the regeneration⁴. Richtiger, meine ich, deshalb, weil eine seherin nur solche dinge zu „sehen“ braucht, welche andere nicht auch bereits wissen können oder die sie nie gewusst haben; ihre weissagung wird entweder der entferneren vergangenheit, über die es an sicherer kunde fehlt, oder der zukunft gelten, soweit sich diese nicht etwa (wie z. b. der ausfall der künftigen ernte nach dem jeweiligen zustande der saaten) auch von gewöhnlichen sachverständigen annähernd richtig beur-

1) Dass alle auf welters neuerung bez. ansichten in der überlieferung recht schwankend sich darstellen, ist schon oben § 3 angeführt.

2) Vgl. die aufzählung in § 4.

3) Wenn Müllenhoff (D. alt. V) diese einteilung auch damit zu stützen meint, dass sie „den namen und reihen der drei vornehmsten nornen entsprechend“ sei, so sind schon ältere bedenken gegen die dreizahl der nornen, besonders aber gegen ihre beziehungen auf die drei zeiträume von Golther Germ. myth. 108 (text und note 1) mit recht wider schärfer betont worden.

4) Für ganz verfehlt halte ich dagegen den gedanken, diese drei teile den drei verschiedenen „sibyllen“ zuzuweisen, wie ich auch den meisten umstellungen von strophen nicht beipflichte. Eine besondere abteilung The places of bliss and torment (Corp. poet. II, 627) lässt sich nicht rechtfertigen, vgl. oben § 5; ebensowenig die zuweisung von Baldrs fall zur abt. The past.

teilen lässt¹. Diesem a priori festgestellten verhältnisse entspricht nun auch die vorliegende darstellungsweise. Abgesehen von einigen mehr geographischen angaben, die schon der gegenwart angehören, aber ihre volle bedeutung erst in der zukunft gewinnen sollen, gliedert sich mir das gedicht in vergangenheit (etwa = I Müllenh.), zukunft (= II und III, 1—2 Müllenh.), fernste zukunft (III, 3 Müllenh., vgl. D. a. V. 5—7). Fällt so die gegenwart in der mitte fast völlig heraus, so erkennt man auch bald, dass die zukunftsschilderung eine lebendigere und bewegtere ist als die der vergangenheit. Was wird geschehen? Diese frage hat praktisch eine zwanzigfach höhere bedeutung als die andere: was ist einst geschehen? Die fernste zukunft aber verblasst wider etwas und nähert sich der neutralen färbung ferner vergangenheit². Den beweis aber dafür, dass der mittlere teil nicht etwa der gegenwart³ angehört, habe ich zunächst zu erbringen. Odin hat in str. 28 die seherin auf die probe gestellt: da eine ihm, wie er meinte, und Mimir allein bekannte tatsache der vergangenheit ihr nicht verborgen geblieben war, ermuntert er sie durch gaben nun auch die zukunft zu enthüllen⁴. Betrachtet man die folgenden strophen (31—44 Sijm.) im ganzen, so begegnen zwar einzelne praesentia, mehrfach selbst praeterita, aber der vergangenheit wird die schilderung niemand, der gegenwart der schärfer prüfende vielleicht ebenso wenig zuweisen⁵.

1) Sind andererseits fälle denkbar, wo auch die nähere vergangenheit oder selbst die gegenwart rätsel bietet (man denke z. b. an die ermittlung eines ohne zeugen begangenen verbrechens), so sind diese fälle doch als ausnahmen sofort kenntlich. In der Vql. gehört dahin z. b. die genauere kunde von der esche Yggdrasil, dem darunter verborgenen horne u. ähnl.

2) Der vergangenheit sind (die einleitung ungerechnet) in der Vql. str. 3—26 gewidmet (über str. 27 vgl. w. u.), der näheren zukunft bis zum weltuntergange str. 31—57 (sowie 66), der ferneren zukunft str. 59—64. Dazu kommt, dass in dem eingangsteile manche strophen so entbehrlich sind, dass sie schon längst vom kritischen standpunkte (z. b. von Weinhold, Müllenhoff) beanstandet sind. Das hauptgewicht fällt auf den mittleren teil, mehr noch im hinblick auf den inhalt als auf die zahl der strophen.

3) Müllenhoff versteht unter „gegenwart der welt“ (a. a. o. s. 5) wol den ganzen zeitraum, in dem die seherin lebte, aber für die auffassung des gedichtes wird dadurch nicht viel gewonnen.

4) Ähnlich so verlangt Nebucadnezar von den weisen, dass sie den traum, der ihm entfallen sei, ihm wider ins gedächtnis rufen, nur dem dazu fähigen schenkt er das vertrauen, dass er auch den traum richtig deuten könne (Dan. 2).

5) Die praeterita schliessen sich dem stile der epischen einkleidung (*Ein sat hón úti* str. 28) teils direkt (*Ek sá Baldri* str. 32). teils in freierer weise an (*Varþ af meiþi* str. 33 = *ek sá verþa af m.*); die praesentia sind entweder die der lebhaften schilderung (*Þar sitr Siggyn* str. 35, 3), oder selbst futurisch zu fassen (*verþr*

Dies ergibt csih schon daraus, dass die fast im anfang stehende darstellung vom tode Baldrs doch nur als weissagung hier einen sinn hat: sobald die that einmal geschehen war, galt sie als eine der bekann- testen aller tatsachen, vgl. auch § 18. Wenn es ferner in der schluss- strophe dieses abschnittes heisst: *fram sé ek lengra*, so wird dies am einfachsten doch so verstanden, dass ein *fram sjá* = vorwärts sehen, vorausschauen auch in den vorhergehenden stropfen schon stattgefunden hat. Ehe ich zu der bedeutung des einfachen *sjá* in dieser strophe mich wende (in § 11), habe ich noch die frage aufzuwerfen: wem gilt denn diese weissagung, wer soll belehrt werden? Nach Müllenhoff¹ kann es sich nur um eine belehrung für die menschen handeln, die die seherin im auftrage Odins vollzieht; dies würde allerdings dem standpunkte der ersten strophe und scheinbar auch dem des refrains *vitupér enn eþa hvat?* entsprechen. Aber die erste strophe ist schon von Weinhold angefochten und wird weiter unten besprochen; der refrain aber muss, glaube ich, anders aufgefasst werden, als meist geschieht. Wie in der nachbildung (in den Hyndlulj.) der refrain *viltu enn lengra?* sich direkt an den fragesteller² wendet, so wird es vermutlich auch in der Vgl. sein. Als fragender kann in diesem abschnitte nur Odin gelten (vgl. die vorletzte n.) und der plural ist ebenso zu verstehen wie in str. 28, 3: *hvers fregniþ mik, hvi freistiþ mín?* Da Odin die götter vertritt und im namen aller sich an sie wendet, ist der plural verständlich hier wie in allen folgenden stropfen; aber wie steht es mit str. 27?

af qlum 40, 3 = *mun verþa*; so wol auch *fyllisk fjerri* 41, 1, vgl. 41, 3 *svort verþa sólskin* nach den meisten hss.). Auch da, wo das praesens schon von der gegenwart gelten mag (43, 2 *sá vekr hólða*; 43, 3 *en annarr gelr*), denkt der dichter doch mehr dabei an die zukunft. So (bez. der letzten strophe) auch Müllenhoff D. a. V, 137.

1) D. a. V, 109. „Odin beschenkt die *vqlca*, ohne wie es scheint sie auch nur gefragt zu haben und von ihr ein orakel oder etwas neues, was er nicht schon wusste, zu erfahren.“ Dieser schein dürfte hier doch trügen. Dass Odin mit wort oder blick sie gefragt hat, ist zu schliessen 1) aus dem *i augu leit* (vgl. Hyndlulj. 6, 1, 2 — *er freistar mín, risar augum á oss þannig*); 2) aus 28, 3: *hvers fregniþ mik, hvi freistiþ mín?* 3) aus der gabe, die ihr Odin str. 30, 1 zum danke spendet. Dass nämlich die gabe nur eine „anerkennung, auszeichnung und ermunterung in ihrem berufe“ (Müllenh. a. a. o. s. 109) für sie sein solle, nachdem sie die probe bestanden, ist durchaus nicht die zunächst liegende erklärang, vgl. Golther Germ. myth. s. 652 n. 1. Dieser bezieht die gabe zwar nicht auf die bereits erteilte auskunft, aber auf 30, 2.

2) Darunter verstehe ich Ottar, wenn auch Freyja für ihren schützling das wort nimmt.

10. In str. 27 kann der refrain nicht wol auf Odin bezogen werden, da er hier noch nicht ausdrücklich genannt ist; die schwierigkeit liesse sich für mich am bequemsten lösen, wenn ich, hier der anordnung Bugges folgend, str. 27 Sijm. erst hinter 29 folgen liesse; aber dem scharfblicke dieses forschers glaube ich in anderem sinne (vgl. § 12) folgen zu sollen. Auch ohne diese hilfe und gerade mit teilweiser anerkennung der worte Müllenhoffs a. a. o. s. 10: „das ist unlängbar der fall¹, da die zweite hälfte der str. 13 nur im hinblicke auf die folgende gedichtet ist: sie setzt die verpfändung bereits als geschehen voraus, wenn die *volva* den weltbaum mit dem pfaude begiessen sieht .; sie leitet also diese visur nur ein und bereitet sie vor“². Diese vorbereitung aber fasse ich in anderem sinne als der genannte forscher; sie soll, glaube ich, ähnlich wie die nach str. 57 ungeschickt widerholte stefstr. (58) die fortrückung der echten schlussstrophe (66) verdecken sollte, so hier eine art natürlichen überganges bilden zwischen den jüngeren eingangsstrophen (1—26) und dem älteren hauptteile des gedichtes; ungeschickt kann in diesem falle nur die vorausnahme des refrains *Vitufér* usw. erscheinen, der in den vorhergehenden strophen mit recht gemieden ist, da die str. 1 erwähnten söhne Heimdalls niemals als wirklich um rat fragende erscheinen, sondern nur poetische hyperbel für das publikum sein können, das der verfas-ser sich wünscht. — Während Müllenhoff str. 27 so auffasst, dass der seherin, „nachdem sie den bund Odins mit Mime und das opfer, das er darum an seinem leibe gebracht, mit angesehen hat, selbst erst die augen über den wahren stand der dinge aufgehen“, vermisse ich nicht nur eine begründung für diese letztere behauptung, sondern bezweifle sogar, dass mit dem *sér* in str. 27, 3 und überhaupt in der Vol. ein sehen im sonst gewöhnlichen sinne (d. h. mit dem ange) gemeint ist³.

1) Nämlich, dass *vef Valföðrs* in str. 13 (= 27 Sijm.) dasselbe ist mit *v. V.* in str. 15 (= 29 Sijm.)

2) Wenn Müllenhoff hier dann ein neues beispiel der von ihm s. 95 besprochenen hystericie sieht, so glaube ich meinerseits betonen zu müssen, dass in allen fällen, wo sich in zwei strophen so starke anklänge des ausdrucks finden wie hier zwischen 27 und 29 (*Veit hón Heimdallar hljóð of folget = V. h. Óðins auga folget*; die schlusszeile beider strophen stimmt völlig, was durch den refrain nur zur hälfte veranlasst ist), der verdacht einer jüngeren nachbildung in dem einen falle nahe liegt. Etwas minder deutlich als hier z. b. 4, 3—4 = 5, 1—2; vgl. auch 8, 3—4 mit 17, 1—2; 21, 1 und 24, 2; 54 und 55 Sijm. — Durchaus kunstgemäss ist dagegen eine anaphora wie 30, 4 *sá rítt* und 31, 1 *Sá valkyrjor rítt of komnar*; vgl. 35, 1; 38, 1; 39, 1; ferner 40, 1 vgl. mit 42, 1.

3) Hier weiche ich am meisten von Bergmanns standpunkt ab. Während er s. 163 das gedicht im ganzen als vision prophétique fasst, unterscheidet er s. 167

11. Betrachtet man nämlich die ganze darstellungsweise des gedichtes hinsichtlich der zeitbestimmung, so ergibt sich folgendes; 1) wo der dichter ereignisse ferner vergangenheit berichtet, lässt er neben andern mitteln der zeitabstufung¹ namentlich ein *ek man* (1, 4; 2, 1; 21, 1) hervortreten; durch diese mittel werden die dazwischen tretenden praeterita als wirkliche momente der vergangenheit deutlich. 2) bei angaben, die nicht so weit zurückreichen, wo es sich vielmehr um ein gründlicheres bescheidwissen von auch sonst nicht ganz unbekanntem dingen, die selbst der gegenwart angehören mögen, handelt, ist ein *reit ek* oder *reit hón* angewandt (19, 1; 27, 1; 28, 4; 29, 1.) Auf den standpunkt des fragenden bezogen (etwa = verstehen) erscheint dasselbe verbum in dem refrain *Vituper enn eða hvat?* vgl. Müllenhoff a. a. o. s. 6 n. — Dagegen scheint 3) das verbum *sjá* in unserem gedichte, das ja eben eine weissagung sein will, stets auf die zukunft zu gehen, = *fram sjá* zu sein. Dies ergibt sich a) daraus, dass selbst bei der schilderung der welterneuerung zweimal (59, 1; 64, 1) das einfache *sér* dem dichter genügt, obwol in dem ersten falle keine direkte futurbezeichnung (vgl. w. u. 4) vorhergeht, die bei der zeitbestimmung mitwirken könnte; b) aus dem schon oben besprochenen *fram sék lengra* in str. 58, 3 = ich sehe weiter voraus². — c) aus der wendung *sá vítt ok vítt of veröld hverja*, sobald man hier mit Müllenhoff übersetzt: sah weit und weit über alle zeitalter, wobei natürlich die dem gewöhnlichen auge verschleierte reiche der zukunft besonders gemeint sind³. Darnach wird wenigstens bei allen auf 30 fol-

drei hauptteile: vergangenheit (tradition), gegenwart (vision) und zukunft (prédiction). Der mittlere zeitraum aber kann hier nicht als vision prophétique gelten; es heisst: Vala en parle d'après ce qu'elle a vu elle même. Noch auffälliger ist aber, dass V. in diesem teile, um zu versichern, dass sie selbst es gesehen habe, sich der dritten person bedienen soll; *hón sá* bedeutet also: elle (Vala) a vu de ses propres yeux.

1) Dazu rechne ich ausdrücke wie *þat vas enn folkríg fyrst í heimi* 24, 2.

2) Unrichtig scheint mir der ausdrück von Müllenhoff auch str. 30, 3 (= 16, 3 Müllenh.) in den text gesetzt zu sein.

3) Nur sehr vereinzelt weisen die var. der hss. auf eine vermischung jener drei bezeichnungen hin; von einiger bedeutung ist wol nur 38, 1 *Sal sá hón R*, *sér hón H*, *reit ek SE*. Die bestrafung der schuldigen weist auch SE in str. 39, 1 der zukunft zu, der saal selbst aber konnte längst vorhanden sein. In der stfstr. 44 (und öfter) bezeichnet *reit ek froða* das erlernte wissen, *fram sé ek* das prophetische voraussehen. Ähnlich auch Háv. 138, 1 *Veitk* (= aus erfahrung weiss ich) *at ek hekk vinda meidi á*, während eine wirkliche vermischung des sprachgebrauches da, wo an der unterscheidung nichts liegt, gelegentlich auch begegnet (z. b. *vissi hann vel fram sem vanir adrir* Þrymsk. 14, 2). Übrigens bezeichnet in allen

genden stropfen die futurbezeichnung oder *sjá* = *fram sjá* angenommen werden dürfen¹. — 4) endlich erscheint, wo entweder die zukunft vom hintergrunde der vergangenheit, oder die fernere von der näheren zukunft sich abheben soll, eines der bekannten hilfsverba mit futurischem sinne². — Es entspricht ferner dem schon in § 9 von mir angenommenen standpunkte, dass die mit *veit ek*, *veit hón* beginnenden angaben keinen besonderen abschnitt des gedichtes darstellen, sie bilden meist einen übergang von der fernen vergangenheit zur zukunfts-welt, aber auch die noch für lange dauer bestimmte weltesche wird in dem abschnitte der vergangenheit mit einem *ask veit ek standa* (19, 1) uns vorgeführt. Dagegen ist die soviel reichere gruppe des zukünftigen nicht nur in die beiden hauptgruppen vor und nach der welt-erneuerung geschieden, sondern die erste wird durch die stefstr. 44 und 49 deutlich wider in kleinere abschnitte zerlegt; der erste reicht von str. 31—43 (Baldrs tod und andere vorzeichen des weltunterganges), der zweite von 45 bis 48 (anbruch des entscheidungstages), der dritte von 50—57 (der götterkampf selbst)³. — Der mittlere dieser teile ist nur übergangsglied; als hauptinhalt des ersten erscheint der tod Baldrs, als der des dritten Odins fall⁴. Die besondere rücksicht auf Odin und Frigg, die überall hervortritt, der warme anteil, den die seherin namentlich für letztere an den tag legt, entspricht völlig meiner annahme,

bekannteren sprachen dasselbe wort sinnliches und geistiges sehen, vgl. ὄραμα, visio, das gesicht (z. b. eines propheten), der seher = prophet u. ähnl. — Zum geistigen sehen gehört wol auch Grott. 19, 1; 21, 4.

1) Die von den erklärern so verschieden aufgefasste str. 27 bietet allerdings einige schwierigkeit, vgl. § 10, aber soviel scheint mir klar, dass gegenüber dem sonstigen sprachgebrauche des gedichtes *sér* nicht wol an dieser einen stelle ein sinnliches sehen bezeichnen kann; dies hätte durch einen zusatz (mit augen) besonders angedeutet werden müssen.

2) Als beispiel bietet sich zunächst 16, 3; dann zur bezeichnung fernerer zukunft die stefstr. 44, 2 u. 6.; 45, 1 u. 6; 51, 1; 53, 4; 56, 2; 61, 1; 62, 1 u. 2; 64, 3. Über 66, 4 vgl. das ende dieses §.

3) Während ich bez. dieser stefstr. mit Müllenhoff übereinstimme (abgesehen von str. 58, die ich streiche, vgl. § 8), so glaube ich den refrain *Vítuþer enn eþa heit?* überhaupt nicht als trennendes kolon verwenden zu dürfen, was der genaunte forschler in einigen fällen tut, in anderen nicht. Da dieser refrain sich bisweilen in zwei aufeinander folgenden stropfen findet (34. 35), scheint er nur nach einer bewegteren darstellung einen kleinen ruhopunkt darzustellen, mehr dem vortrage als der disposition des gedichtes dienstbar. — Ob die stefstrophe mit H bereits nach str. 35 Sijm. anzusetzen sei, kann weiterer erwägung überlassen bleiben.

4) Vgl. einerseits str. 32—34, andererseits 53, 1: *þá komr Hlinar harmr annarr fram*; 53, 4; 54, 4.

dass Odin wirklich in sorge für sein haus und reich ist, als er die seherin befragt, und sie nicht etwa bloss auf die probe stellt (vgl. oben § 9 gegen ende). — Wie schon s. 465 § 5 ausgeführt ist, sind im einzelnen bei der wahl des tempus manche freiheiten zu bemerken, die nur dann nicht verwirren können, wenn man die oben skizzierten 4 standpunkte des erzählers als massgebend festhält. Das praesens als futurisches ist besonders deutlich, wo es wie 45, 3. 4 und dann in str. 50—57. 59 fg. wiederholt im wechsel mit wirklicher futurbezeichnung (durch hilfsverba und das *fram sé* in der stefstrophe) sich findet. Präsens (mit einschluss jedoch der zukunft) steht es in str. 19 und 20. 27—29 mehrfach¹; rein präsens 28, 3. — Etwas schwieriger stellt sich die verwendung des präteritums dar. Eine vergleichung von str. 37 und 38 lehrt, dass die angabe *Stóþ fyrir norþan salr or gulli* zeitlich nicht anders gefasst werden kann als str. 38 *Sal sá standa; stóþ* ist also nur poetische verkürzung von *sá standa*, vgl. oben s. 465 anm. 5. — Mit dem praesens wechselt das prät. str. 20: *þá þau koma meyrjar — þær log lögju, þær lif kuru* usw. Die paraphrase in Gylf. (*þær skapu megrum aldr*) hebt jeden zweifel, dass dies prät. nur sagen will: sie taten es und tun es noch heute, vgl. den gnomischen aorist der Griechen. Aber auch für futurisches (die zukunft einschliessendes) praesens und wirkliches futur begegnet mehrfach praeter., vgl. namentlich die *sá ek* u. ähnl. prät. in den str. 32—40; die var. der handschriften zeigen hier vielfach praesens, gelegentlich selbst ein hilfsverb der zukunft². Als erklärung liegt die annahme einer assimilation der eigentlich prophetisch gehaltenen hauptdarstellung an die historische einkleidung (deutlich besonders in str. 28 und 30) jedesfalls zunächst. Umgekehrt scheint sich einmal (zum schluss) die einkleidung der futurisch gedachten haupthandlung gefügt zu haben in str. 66: *nú mun hön sökkvax* für prosaisches *nú sökþix*. — Durch alle diese poetisch wol berechtigten freiheiten wird die darstellung des starren schematismus entkleidet.

1) Das schon oben (s. 469 n. 1) besprochene *sér* in str. 27 ist wol nicht geradezu futurisch, aber doch ähnlich wie *reit hön* in derselben strophe präsens-futurisch aufzufassen.

2) Vgl. 38, 1 *sá hön R*, *sér h. H*, *reit ek SE*; 38, 3 *fello R*, *falla H SE*; 39, 1 *Sá hön vada R*, *sér hön v. H*, *skulur þa v. SE*, 40, 1 *Austr sat R*, *A. býr H SE*; 40, 2 *feddi R*, *fordir H SE*. In den letzteren fällen ist die einzelne angabe nicht gerade futurisch zu fassen, aber die bedeutung des ganzen abschnittes gravitiert doch nach der zukunft. Den beiden prät. *gól* in str. 42, 3; 43, 1 entspricht 43, 3 *gefr*; dieses praesens wird 44, 1 in *geyr* fortgesetzt, 44, 2 durch futurisches *mun* noch bestimmter der zukunft genähert.

12. Um den viel schwierigeren wechsel von *ek* und *hón* für dieselbe person zu erklären, ist es nötig, den eingang des hauptteiles, der in den str. 28—30 vorliegt, und schliesslich die jetzt davor stehenden strophen zu betrachten. Gegen Bugges vorschlag, mit str. 22 u. 28 das ganze gedicht zu beginnen, äusserte schon Möbius¹ gewichtige bedenken, wenn auch nicht im sinne einfachen festhaltens an der überlieferung². Weit schärfer sprach Müllenhoff D. a. V, 109 gegen Bugges ansicht sich aus; nicht mit unrecht wurde namentlich die von Bugge beliebte verbindung von str. 28 mit 22 entschieden getadelt. Gewonnen wurde dadurch freilich ein name für die sonst unbekannte *vqlva*, aber die charakteristik der *Heiþr* (str. 22) passt weit besser zu der in str. 21 geschilderten *Gullveig* als zu der unserer *vqlva*. Worin ich meinerseits Bugge zustimmen muss, ist dies: die str. 28—30 lassen sich nur als eingangsstrophen erklären, sie führen nur die situation vor, in der die *vqlva* von Odin gefunden ward; berichten, wie sie nach bestandener probe durch geschenke bestimmt ward weitere, auch für Odin wichtige aufschlüsse über die geschicke der welt zu geben³. Erinnert man sich, dass schon die etymologie die worte ahd. *forsago*, *προφήτης* u. a.⁴ zunächst auf die zukunft weist, die „rückwärts gerichtete prophetie“⁴ zweifellos eine jüngere schwester der eigentlichen prophetie ist, so ergibt sich als wahrscheinlich, dass diese strophen nicht etwa an den anfang des ganzen gedichtes zu verschieben sind, aber auch nicht hier eine zweite seherin (sibylle) auftritt, noch es endlich genügt, hier nur einen bedeutsamen einschnitt in der darstellung des dichters anzuerkennen. Die letztere ansicht, von Müllenhoff vertreten⁵, fordert nicht nur wegen der bedeutung dieses namens, son-

1) Zeitschr. I, 408.

2) Es heisst vielmehr a. a. o.; „wir unsererseits vermögen . . nur einen weiteren beweis dafür zu erkennen, in wie ganz zerrütteter gestalt das gedicht uns überliefert worden.“

3) Vgl. oben s. 466 § 1; s. 469 unten, 470 oben.

4) Das nord. *spá* übersetzt Vigf. einfach mit prophecy; komposita wie *forspá*, *forspár* (vgl. auch *forspjall*) lassen die beziehung auf die zukunft noch schärfer hervortreten.

5) D. a. V, 108: „noch viel entschiedener (tritt die *vqlva* in ihrer person hervor) str. 14 (= 28 Sijm.), wo sie als unmittelbar berührt von den letzten der grossen ereignisse, von denen sie berichtet hat, sich darstellt und so sich selbst persönlich in ihren grossen zusammenhang einflieht. Sie gewinnt damit gelegenheit nicht nur über das zuletzt kurz angedeutete weiter aufzuklären, sondern noch viel mehr um zu einem neuen abschnitte ihres themas, dem zweiten hauptteile des gedichtes, zu der betrachtung des gogenwärtigen zustandes der welt überzugehen und

dern auch ihres konservativen anstriches wegen die meiste beachtung. Warum genügt es nicht, bei str. 28 einen wendepunkt des gedichtes zu erkennen? Müllenhoffs auffassung als richtig angenommen, wäre in str. 28 1) nicht erwähnt, was man hier erwarten müsste: dass die uns schon bekannte seherin ihren blick nun nach einer anderen seite hin richtet¹; 2) erwähnt, was man teils an anderer stelle (str. 1) erwartet, die verfassung nämlich, in der die seherin sich befand, als ihr von Odin der auftrag zu teil wurde zu weissagen, oder was für den ferneren verlauf des gedichtes nach Müllenhoffs auffassung ganz ohne bedeutung bleibt². Somit scheint auch diese, an und für sich höchst geistvolle combination Müllenhoffs der rechten grundlage in der überlieferung zu entbehren.

dafür und dann für ihre verkündigung der zukunft mit desto grösserem gewichte einzutreten. Das mittel der persönlichen einflechtung ist das einfachste und zugleich das kunstvollste: es wird dadurch ein übergang erreicht von höchst dramatischer lebendigkeit usw. — Die gesperrt gedruckten worte sind insofern für mich die wichtigsten, als sich hier der unterschied der ansichten am meisten verrät. Dass die seherin das in str. 13 (= 27 Sijm.) berichtete selbst mit angesehen habe und sich darauf in str. 14 beziehe, ist vor Müllenhoff meines wissens nur von Bergmanu vermutet worden und von mir oben (s. 469 anm. 1; s. 467 anm. 3) bekämpft; von dem gegenwärtigen zustande der welt handeln schon str. 19. 20 (gestrichen von Müllenhoff), als besonderen zeitraum für die darstellung der Völ. habe ich oben (§ 9) die „gegenwart“ nicht anerkannt; die kunst der darstellung brauchen wir nicht zu bewundern, wenn str. 28 die eigentliche eingangstrophe war, an welcher stelle auch andere dichter von sich selbst zu reden pflegen.

1) Die worte *sá rítt ok rítt of veröld heerja* str. 30, 4 (= sah weit und weit über alle zeitalter Müllenh.) deuten eine solche wendung durchaus nicht an, sind vielmehr für den anfang der weissagung am platze.

2) Die in str. 30 erwähnte gabe (*hringa ok men*) hat nach Müllenhoff nur den wert einer aufmunterung: „ausser ringen und kleynoden konnte er ihr nichts schenken, was sie nicht schon hinreichend für ihren beruf besass“ (s. 109). Wozu wird es in der sonst so knappen darstellung der Völ. überhaupt erwähnt? Der irrthum Müllenhoffs scheint namentlich darauf zu beruhen, dass Odin von der seherin nichts erfahren konnte, „was er nicht schon wusste“ (s. 109). Aber die Völ. selbst lässt ihn ja str. 46 wider rücksprache halten mit Mimirs haupt, offenbar doch um rat zu holen; als ratsuchend erscheint Odin in der *Vegtamskvida*, als der kunde bedürftig in der erzählung von den beiden raben (Grm. 20 vgl. mit Gylf. 38). — Dass mit dem trunke aus Mimirs brunnen nicht alle weisheit erschöpft sein konnte, deutet auch Uhland an (Schriften VI. 206): „Mimirs brunnen ist nicht der einzige wissensquell im nordischen götterreiche. Am brunnen der Urð wohnen die vielwissenden, gesetz und schicksal sprechenden jungfrauen, die drei normen usw.“ Von diesen oder den str. 2 erwähnten riesen hat die völvá ihre für Odin noch neues bietende kunde erhalten.

13. Bleibt die *vǫlva* unbenannt, was insofern erträglich ist, als man aus den angaben in str. 28 und 30 ihren stand wenigstens ohne mühe erkennen wird, so entspricht anfang und ende des gedichtes: *Ein sat hón úti* (28, 1) und *Nú mon hón sökkrax* (66, 1) sich aufs genaueste¹. Wichtiger noch für mich ist der umstand, dass der wechsel der personbezeichnung, wenn derselbe überhaupt ursprünglich ist, als verständlich sich darstellen muss. Strenge genommen würde man ja die dritte person nur in den einkleidungsstrophen, überall da aber, wo die seherin selbst spricht, die erste person erwarten. Diesem princip entsprechen auch die citate der SE.², was bemerkenswert ist, da gerade bei dem citate einzelner strophen der wechsel in der bezeichnung am allerwenigsten störend wirken konnte; gleichwol lässt sich nach einzelnen citaten hier kein sicheres urteil gewinnen. Lässt man den wechsel³ vorläufig als begründet gelten, so erklärt er sich ähnlich wie der oben in § 9 besprochene wechsel des tempus, als assimilation der haupthandlung an die epische einkleidung. Weit schwerfälliger und seltsamer aber durchbrechen jene widerholten *hón* die darstellung, wenn die seherin wirklich (wie jetzt in str. 1) mit der ersten person feierlich begonnen hatte; dann kann ich den wechsel kaum anders als ein „aus der rolle fallen“ bezeichnen; auch hieran habe ich nicht als erster anstoss genommen⁴. Mich aber nicht mit der blossen umstellung zu begnügen, sondern str. 1—2 überhaupt zu streichen, dazu nötigt auch das s. 462 besprochene bedenken Weinholds. Ein drittes, von Müllenhoff (a. a. o. s. 89) erwähntes, aber wol kaum erledigtes

1) Wem diese str. 28 als eingang für das ganze gedicht nur notdürftig ausreichend erscheint, dem empfehle ich beachtung des grundsatzes: genug ist besser als zu viel! Ein zuviel aber scheint mir (und nicht mir zuerst, vgl. s. 462) in den jetzigen eingangsstrophen 1—2 vorzuliegen. Da übrigens das citat der SE 28, 4 mit 29, 2—4 zu einer strophe vereinigt, so ist nicht ganz unmöglich, dass in unserem texte str. 28 eine langzeile eingebüsst hat, deren richtige ergänzung bisher nicht gelungen ist.

2) Vgl. str. 38, 1 *sá hón R*, *sér hón H*, *veit ek SE*; 39, 1 *sá hón R*, *sér hón H*, *skulu SE*; *sér hón R*, *H*, *veit ek SE* (die angaben nach Sijmons).

3) Er wird durch die aus metrischen gründen erfolgte tilgung des pronomens in den neuesten ausgaben etwas weniger ins auge fallend.

4) Ein in der beurteilung der Vǫl. so conservativer forschrer wie K. Simrock (vgl. seine *Vaticinii Valae Eddici carminis antiquissimi vindiciae*) hat sich 1871 (Die Edda⁴, s. 392) in bedingter weise dem Buggeschen umstellungsvorschlage angeschlossen im hieblicke darauf, dass nur, wenn das gedicht einmal mit einer sie-strophe begann, das öftere „sie“ für die redende person im laufe des gedichtes sich erkläre. — Dagegen wird die von Simrock angezogene 4. strophe der Hyndluljóð nur scheinbar ähnliches bieten, vgl. Sijmons zu Hyndl. 4, 1.

bedenken¹ bezieht sich darauf, dass str. 1. 2 wol nur als einleitung zu dem ersten, von der vergangenheit handelnden teile des gedichtes gelten können: *fornspjöll fira*, *haus fremst of man*. Dieses *man* begegnet überall nur da, wo von der fernen vergangenheit die rede ist, vgl. oben § 11. Dem entspricht nun auch, dass diese str. 1 und 2 sich an die menschen wenden, denen die *völva* dem willen Odins gemäss die urgeschichte der welt enthüllen soll, während diese für den gott als bekannt gelten muss, war er selbst doch bei der menschen-schöpfung beteiligt gewesen. Wären zwei eingänge ursprünglich vorhanden gewesen, so hätte str. 28—30 der hinweis nicht fehlen dürfen, dass die seherin sich jetzt einem andern gebiete zuwenden wolle. Da dort aber in keiner weise früher besprochener dinge erwähnung geschieht, kann str. 1. 2 nur als jüngere nachbildung von 28—30 richtig verstanden werden, was auch in den worten 1, 3: *viltu at ek*, *Valfapir* angedeutet ist, die sonst mit recht befremden erregen².

14. Auch der sprachliche ausdruck in str. 1. 2 nötigt durchaus nicht sie den ältesten teilen des gedichtes zuzurechnen. *hljófs biþ ek* als eingangsformel mag an und für sich sehr altertümlich sein und ähnlich schon zu Tacitus zeit üblich gewesen sein (vgl. Müllenh. a. a. o. 5), aber bei einem werke, das doch mehr für die gelehrten kreise als für

1) Es heisst a. a. o.: „die *fornir stafir* des riesen Vafþrúdnir umschreiben ganz denselben kreis der dinge vom anfang bis zu dem ende der welt und ihrer erneuerung — die *ragna rok* also mit eingeschlossen — wie die *forn spjöll fira* der *völva*.“ Wer die beiden stellen der Vafþr., die Müllenhoff citiert (1 u. 55) nachliest, findet in str. 1, wo der gegenstand nur kurz angedeutet ist, im hinblick auf das wichtigere gebiet bloss *á fornum stofum*, str. 55 dagegen heisst es *mæltu ek minna forna stafi ok um ragnarök*. In den stropfen der *Alvissmál* findet sich kein hinweis auf die zukunft, kann also das *forna stafi* 35, 2 nicht befremden. Aus H. H. I, 36 (= 37 Hild.) belegt Müllenhoff selbst den ausdruck *fornspjöll* im sinne von „ältere, frühere vorgänge“. — Übrigens wird gerade durch vergleichung mit Vafþr. 34 und 35 ganz klar, dass *fremst of man* auch Völ. 1, 4 nur bedeuten kann: an die ich zuerst (= als an die ersten) gedenke und gerade wenn str. 1. 2 sich auf das ganze gedicht beziehen sollten, wie reimt sich diese angabe in str. 1 und 2 mit Müllenhoffs meinung, dass der seherin selbst erst bei dem str. 27 erwähnten vorfalle „die augen über den wahren stand der dinge aufgehen?“ (Müllenh. a. a. o. 111).

2) Der verfasser der zudichtung hat noch im sinne, dass die seherin zunächst (in str. 28—66) Odin auskunft erteilt hat; er lässt sie jetzt im auftrage des gottes sich auch an die menschen wenden. Die gewöhnliche annahme, dass die ganze offenbarung den menschen gelte, wird zwar erklärlich durch den umstand, dass Odin nur in str. 1 und 28 direkt angeredet zu sein scheint, aber doch als irrig erwiesen schon durch die wärmere anteilnahme an dem geschicke seines hauses (vgl. s. 469 unten) und den richtig verstandenen refrain *Vitubér enn eþa hvat?* vgl. s. 466.

den vortrag vor einer lärmenden volksmenge bestimmt gewesen sein muss, erscheint die anwendung in ähnlicher weise gesucht wie jenes bekannte Favete linguis!, mit dem ein dichter der augusteischen zeit als „musarum sacerdos“ das ehrfurchtsvolle schweigen aller leute verlangt!. Die etwas künstliche verwendung des alten terminus erhellt noch deutlicher aus dem folgenden *helgar kindir*, wenn diese worte (wie von Müllenhoff wol mit recht geschieht) als eigentlich juristischer ausdruck = „im heiligen frieden“ aufgefasst werden. Alle menschen befinden sich also im friedensbanne der seherin; das ist eine von der sonst bezeugten altnordischen auffassung so abweichende weise, dass die neueste behandlung der germanischen mythologie zu dem schlusse gelangt, dass „eine nordische *vqlva* als seherin und prophetin in so erhabenem stile nicht denkbar ist ohne das vorbild der sibylle“². Der dritte anstoss in den beiden ersten langzeilen liegt in den worten *meiri ok minni mögu Heimdallar*. Eine wie schöne bestätigung für den inhalt der Rígs-pula! denkt man zunächst³. Wer aber erwägt, dass der gott Heimdallr nicht nur an ziemlich vielen stellen beider Edden gelegentlich erwähnt wird (vgl. die register der herausgeber), sondern in zwei sich gegenseitig ergänzenden kapiteln der prosaischen Edda (Gylf. 27, Skáldsk. 8) sich eine genauere charakteristik des gottes findet ohne die geringste andeutung jener tätigkeit, welche ihm Rígsþ. zuschreibt, so kann dies kein zufall sein, da jene beziehung zur menschenwelt, wenn sie von alters her fest stände, von höchster bedeutung sein würde⁴. Dazu kommt, dass die eine bestätigung für Rígsþ. etwas unvollkommen ist auch darin, dass dies gedicht den gott nicht etwa in der weise als menschenschöpfer hinstellt wie die Vql. sonst (str. 17, 18) den Ódinn, Hœnir und Lóþurr oder wie Gylf. 9 die söhne

1) Vgl. Horaz Oden III, 1, 2 und ähnliche stellen bei den erklärern des Horaz (z. b. Orelli) — Wenn in skaldischen gedichten (vgl. Vigf. s. v. *hjóð* A.) und in den sogur ähnliche wendungen begegnen, so handelt es sich dort wirklich darum, gehór zu erlangen (am hofe eines kónigs oder vor einer andern versammlung), nicht um eine poetische fiktion.

2) Vgl. Golther a. a. o. 653. Mir genügt vorläufig die ablehnung der zugehörigkeit dieser strophe zur alten Vqluspá.

3) Dass die Rþ. nicht eigentlich zur sammlung der Lieder-Edda gehórt, ist ja bekannt.

4) Dass góttter nicht selten als ahnen besonders erlauchter geschlechter, allenfalls auch ganzer volksstämme erscheinen, ist richtig, fremdartiger erscheint die beziehung dieses gottes auf alle menschen, vgl. Golther a. a. o. 546: „wie spätere sagenbildung bis zu dem gedanken, alle menschen seien gottes (Heimdalls) kinder, vorschreitet, ist beiläufig erwähnt worden.“

des Borr, sondern nur als begründer der stammesunterschiede unter den menschen, so dass *meiri ok minni* eben die höheren und niederen unter den menschen meinen müsste; auf diese klassenunterschiede aber nimmt das gedicht sonst nicht weiter bezug. — In der dritten zeile findet dann Müllenhoff (a. a. o. 87) die anrede an Odin so auffällig, dass er *viltu in vildi* ändert, worin ihm Sijmons mit recht nicht gefolgt ist. Lag dem verfasser der ersten strophe in der älteren str. 28 schon eine wirkliche unterredung der *vqlva* mit Odin vor, so erscheint jene anrede schon etwas natürlicher: sie redet zu den menschen nicht nur im auftrage jenes, sondern auch nur im hinblicke auf den mächtigen gott, der solches gebietet. — Während der anfang der 2. strophe wenigstens klar und verständlich die quelle des wissens der *vqlva* hervorhebt und die neun welten wenigstens auch sonst wohl bekannt sind¹, wird alles andere, was sonst in der strophe sich findet, nur als gelehrtes schnörkelwerk sich verstehen lassen, da die neun „weltbaum-räume“ (Müllenhoff) jedesfalls nicht älter als die neun welten sein werden und die darstellung des weltbaumes in jenem gesucht altertümlichen tone gehalten ist, den man im weiteren sinne als „sibyllinisch“ bezeichnen könnte².

15. Was gegen str. 1—2 als ursprüngliche eingangstrophen spricht, ist also 1) die etwas feierliche, wichtigtuende art des vortrags; 2) die beziehung nicht auf vorgangenheit und zukunft, wie man erwarten sollte, sondern auf die erstere allein; 3) die verwertung zweifellos jüngerer mythischer vorstellungen; 4) die sprachliche färbung, die wol altertümelnd, aber nicht zweifellos altertümlich ist; 5) die auffällige hinwendung zu Odin, während die seherin ihr wissen doch nicht von diesem ableitet und ihre enthüllung hier den menschen gilt, veranlasst wahrscheinlich durch die ältere eingangsstr. 28. — Gegen diese letztere, wenn man sie mit Bugge als ursprüngliche eingangstrople betrachtet³, macht Müllenh. V, 86 den einwand geltend, dass es „selbstverständliche regel der eddischen dichtung sei, die einleitung monologischer, in erster person gehaltener lieder, da wo sie erforder-

1) Ihre späte einföhrung in die nordische mythologie wird aber von Mogk (Grundriss I, 1114), dann auch von Golther (Germ. myth. 519) mit recht betont.

2) Das auffällige *fyr mold nefan* hat Müllenhoff wol mit recht nach Vafþr. 43 übersetzt „bis nieden unter die erde“; doch scheint mir die anwendung in Vafþr. weit natürlicher, da bei dem weltbaume sonst mehr das hoch in die luft ragen betont wird (*hár baþmr* Vql. 19, 2, Hrafn. Ód. 7, 3).

3) Ob in verbindung mit str. 22 (so Bugge) oder ohne dieselbe, das trägt hier wenig aus.

lich sei, jedesmal dem Vortragenden zu überlassen.¹ Dies soll doch wol heissen, dass sie auch in erster person gehalten sei, aber wie stimmt dazu, dass von den sehr wenigen, strenge monologisch gehaltenen liedern in der ersten person¹ z. b. die Grímnismál der ersten, von Odin in erster person gesprochenen strophe eine prosaische einleitung vorausschicken, die von Müllenhoff selbst nicht als überflüssig angesehen ist?² Sollte es in der sache irgend einen unterschied machen, wenn das wichtigste aus jener prosa uns in einigen episch gehaltenen eingangsstrophen erzählt wäre?³ — Und wenn Müllenhoff mitten im gedichte eine von der seherin selbst im epischen stile handelnde strophe (14 — 28 Sijm.) sich gefallen lässt, warum sollte eine solche am anfang des gedichtes gegen irgend eine kunstregel verstossen?⁴ Ja, man darf fragen, wo finden sich sonst⁵ beispiele, dass eine in der ersten person beginnende erzählerin nach einiger zeit sich selbst in der dritten person bezeichnet?

16. Wer diesen ausführungen beipflichtet, wird doch vielleicht bedenken tragen aus dem umstande, dass von den beiden zur konkurrenz stehenden eingängen (str. 1. 2; 28 Sm.) der letztere in der probe besser bestanden hat, den schluss zu ziehen: wie str. 1. 2 sind auch die folgenden bis 27 incl. ein späterer zusatz, welchen standpunkt, der allerdings über Weinholds und Müllenhoffs streichungen weit hinausgeht, ich schon oben § 8 angedeutet habe. Aber ohne str. 1 und 2 würden 3—27 zunächst eingangsbar dastehen: zu wem soll man sich dieselben gesprochen denken? Dazu kommt, dass sehr viele der strophen dieses theiles (14 von 27 oder eigentlich 28 strophen des cod. R, also rund die hälfte) schon von Müllenhoff gestrichen sind, während von allen ferneren strophen nur noch eine (str. 52 R, nach Möbius 53 R) ganz von ihm getilgt wird⁶. Dies zeigt deutlich, wie selbst

1) Häufiger sind solche, wo wie z. b. in den Sigdrífumál hier und da eine strophe oder halbstrophe einer zweiten person zugeteilt wird.

2) Vgl. D. a. V, 159: „die situation, von der Grím. ausgeht, ist durch die einleitende prosa und in der ersten strophe aufs unzweideutigste angegeben.“

3) Hiernit erledigt sich auch die möglichkeit, dass unter dem „vortragenden“ etwa der das gedicht mit vorausgehender einleitung recitierende gemeint sein sollte.

4) Abgeleitet hat sie Müllenhoff wol aus Rúnatalsþáttir Óðins (= Háv. 138 fg. Sijm.) und ähnlichen stellen, wo es sich um sehr einfache angaben handelt, die der „vortragende“ am besten selbst vorausschickt. Dagegen vgl. Schillers monologisch in erster person gehaltene Cassandra, der drei epische eingangsstrophen vorausgehen, und Hero und Leander mit einer noch grösseren anzahl.

5) Abgesehen von der Völ. in der überlieferten fassung, vgl. oben § 13.

6) Dazu kommen allerdings noch einige strophenteile, besonders 33^b und 34^a.

einem relativ konservativen kritiker das erste drittel des gedichtes (str. 1—27) bei weitem die meisten anstösse darbot. Ausgestossen sind namentlich die strophen, welche inhaltlich entbehrlich scheinen. Aber selbst die dem neueren forser meist so unsympathischen zwergregister widersprechen der anlage des hauptteiles kaum in dem masse wie einige der poetisch anziehendsten strophen dieses teiles. Von diesen sind mehrere, z. b. str. 5, deren zweite hälfte an und für sich befriedigt, und str. 19 schon von Müllenhoff beseitigt. In der tat befremdet die angabe *stendr æ of* (oder *yfir*) *grænn Urþar brunni* (19, 4) in einem gedichte, das str. 47, 1, 2 berichtet, wie auch der herrliche weltbaum bei dem wanken aller dinge in mitleidenschaft gezogen wird. Wichtiger scheint mir noch, dass selbst solche partien, die ein bewusstes vorspiel zu dem hauptteile zu bieten scheinen, bei genauerer prüfung einen anderen geist atmen als die entsprechenden strophen des hauptteiles. Wol ist str. 45 von bruderkämpfen und verwandtenuntreue als vorzeichen des endes der welt die rede, und wenn der dichter des einganges in str. 21 von dem ersten krieg in der welt¹ und in etwas monotoner variation str. 24, 2 fortfährt: „das war ferner der erste krieg in der welt“, so sollte man denken, es handle sich schon hier um ein zeichen ungerechten sinnes, aber der verfasser selbst schildert in str. 22, 3—4 diejenige, an der die asen ihre gewalt versuchten, als ein ruchloses zauberweib, so dass die handlungsweise jener nahezu als notwehr erscheint; jedesfalls befinden sie sich str. 24 dem angriffe der wanen gegenüber im verteidigungszustande. Aber, wie str. 39 die *menn meinsvara ok morþvarga* brandmarkt, so bietet doch str. 26 dazu ein passendes vorbild aus der urzeit — schon dem baumeister aus riesenheim wurde der feierliche eidschwur von den göttern nicht gehalten!² Ja, freilich — aber verurteilt etwa der dichter diese nichtbeachtung des eides, sympathisiert er nicht ziemlich offen mit dem kühnen gotte,

1) Höchst lehrreich ist die vögl. der darstellung des titanenkampfes bei Hesiod (Theog. 617 fg.) und in den sibyll. weissagungen (bei Friedlieb Orac. Sibyll. III, v. 154 fg.). Während Hesiod diese kämpfe nur als notwendige voraussetzung für die herrscherstellung des Zeus behandelt, sieht die Sibylle hier den ursprung des krieges auch unter den menschen. vgl. Friedlieb s. XXVII: bei Hesiod sind die ganze veranlassung (des krieges) ebenso wie der endzweck andere. Wenn irgend etwas in den jüngern teilen der Völ. „sibyllinisch“ genannt werden kann, so ist es dieser hinweis auf den angeblich „ersten krieg“ auf erden.

2) Besonders ältere forser, wie z. b. Lüning zu Völ. 29—30 (= 25. 26 Sjm.) neigen zu solcher auffassung. „Das sittliche verderben dringt in die götterwelt selbst ein, indem die götter eid und treue nicht mehr achten und den baumeister um den versprochenen lohn bringen.“ Ähnlich schon Bergmann Poëm. Island. s. 169.

der sich der riesenbrut gegenüber durch keinen eidschwur gebunden hält?¹ Auch wer sich mit Müllenh. D. a. V, 99 zu sagen begnügt: „der erste krieg, der den anfänglichen frieden störte, ist zwar durch die einigung der asen und vanen beigelegt, aber durch seine folge, die tötung des baumeisters, ist der endlose kampf mit den riesen zur erhaltung der welt eingeleitet. Ein unheilvoller bruch, ein ewiger zwiespalt besteht seitdem“ — der mag dem standpunkte der eingangsdichtung gerecht werden, aber nicht dem des hauptteiles, nicht dem geiste echt altnordischer weltanschauung. Meine gründe? Nach dem hauptteile ist eine eigentliche (sittliche) schuld der götter an dem sturze ihrer herrschaft nicht anzunehmen, muss doch gerade der reinste unter ihnen, Baldr, zuerst fallen! Überrascht wird Ódin jedoch nicht durch die unheilskunde, denn das attribut unvergänglicher dauer ist den heidnischen göttern nicht gegeben. Was das verhältnis zu den riesen betrifft, so ist zwar wahrscheinlich, dass diese im letzten kampf das früher verlorene wider zu gewinnen trachten, aber den tod des baumeisters als ausgangspunkt für die feindschaft zu nehmen empfiehlt sich wenig, da schon der urriese Ymir von den göttern getötet ward². Hiervon abgesehen ist ja deutlich, dass der kampf mit den riesen im grunde nur die unterwerfung der rohen elemente unter die herrschaft des geistes bedeutet, dass dieser kampf erst die götter zu dem macht, was sie für die nordische vorstellung überhaupt sind. Der kampf „zur erhaltung der welt“ wird somit nur ein nachspiel des kampfes, in dem die jetzige welt (der kosmos) auf kosten des in dem urriesen personifizierten chaos entstanden war. Am wenigsten echt altnordisch erscheint mir aber die vorstellung, den ersten krieg unter den göttern als grund aller späteren entzweiung, als „anfang des endes“ zu betrachten, eine für die kampfesfreudigen nordleute jedesfalls höchst befremdliche vorstellung³.

1) Anders kann ich die worte str. 26 nicht verstehen: „Er (Þórr) bleibt selten ruhig sitzen bei solcher kunde! Aus war es jetzt mit allen feierlichen staatsverträgen!“ — Auch wird der ausdrück „wer die ganze luft hätte mit gift getränkt“ ja gerade auf das in der not dem riesen gegebene versprechen bezogen. Dass str. 39 auf eine ganz andere art von eidbruch anspielt, wird schon durch das dabeistehende *morþærga* deutlich, wobei doch hoffentlich niemand an die tötung des riesen durch Þórr denkt!

2) Allerdings ist die beziehung auf Ymir in Völ. 9, 4 undeutlich (möglich nur bei der lesung *Brimis* — *Bláins*, die Sijm. bevorzugt) und in str. 3, 1 halte ich die lesart *þars Ymir byggði* für die spätere, gleichwol finde ich keinen grund die kenntnis des Ymir-mythus etwa dem älteren Völ.-dichter abzusprechen; der jüngere wird ihn ganz sicher gekannt haben.

3) Erst eine zeit überwiegend friedlicher kultur verlegt ihr eigenes friedensideal

17. Neben diesen bedenken, die für mich am meisten ins gewicht fallen, gibt es in den ersten 27 stropfen noch genug andere. Sehr auffällig würde es z. b. sein, wenn in der Gullveig der str. 21 die verderbliche macht des goldes geschildert sein sollte, da doch die götter selbst nach str. 7, 8 des von ihnen bearbeiteten goldes sich in aller unschuld erfreut haben!¹ Hier hat wider die etymologische fassung eines namens (Gullveig) irre geführt, gerade als ob jeder könig Friedrich notwendig ein friedensfürst sein müsste! Lässt sich aber auch durch eine andere erklärung von str. 21. 22 dieser stein des anstosses entfernen², verdächtig bleibt immer noch, dass „auch für das goldene zeitalter der asen die Vǫluspá die einzige quelle ist“, wie Müllenh. D. a. V, 97 allerdings in anderem sinne hervorhebt. Verdächtig um so mehr, als die götter sich sonst alles handwerkes enthalten, als baumeister eber riesen erscheinen, mit der schmiedekunst ausschliesslich zwerge und elben vertraut sind!³ Wenn man ferner jenes behagen an einem harmlosen oder auch nützlichen zeitvertreib in allem frieden, der durch das plötzliche auftreten stärkerer mächte (in str. 8) gestört wird, ins auge fasst⁴, so passt diese angabe wider eben so schlecht für eine schilderung der

in die ferne urzeit und empfindet die erste friedensstörung nun als eine art von *πρωτον ψεδδος*. Mit seinem herzen steht nicht einmal der jüngere Vǫl.-dichter auf diesen standpunkte (vgl. s. 479, § 1), aber der versuch die leitenden gedanken des hauptteiles bis in die ferne vorzeit zurückzuverfolgen, lässt ihn mehrfach in jenen vieldeutigen orakelton verfallen, der sich von der zielbewussten prophezeiung des hauptteiles scharf genug unterscheidet.

1) Vgl. Lünig zu str. 25 (= 21 Sijm.): „Die bearbeitung des golderzes wird wie eine ermordung dargestellt, denn sie ist auch der untergang des goldenen zeitalters und krieg und mord knüpfen sich an sie ... es (das gold) ist nicht zu vernichten, aber seine verderbliche kraft auch nicht.“

2) Während Müllenhoff zwar zunächst auch die läuterung und bearbeitung des goldes in str. 21 Sijm. geschildert findet, weist er zu str. 22 darauf hin, dass Gullveig-Heiðr die der zauberei (*seið*) besonders geneigte wanengöttin Freyja gemeint sein möge. Damit war der richtigere weg betreten, und Golther Myth. s. 655 findet nun auch in str. 21 mit recht nichts anderes als die behandlung geschildert, die bösen *seið* treibende zauberweiber zu treffen pflegte. Ohne Heiðr gerade der Freyja gleichzusetzen, möchte ich hier ein beispiel aetiologischer mythenichtung finden, den versuch also irgend eine gewohnheit der menschen oder einen zustand in der natur auf ein quasi-historisches datum als seine quelle zurückzuführen, vgl. Zeitschr. 28, 175.

3) Vgl. die belege bei E. H. Meyer Eddische kosmogonie s. 20. 27. 100. — Dass ich dem hochverdienten verfasser in der annahme gänzlichen mangels einer echt germanischen kosmogonie noch nicht folge, sei beiläufig bemerkt.

4) Wenn hier str. 8, 3—4 die noruen gemeint sind, so haben diese nach str. 20 (und Gylf. XV) doch nur aufgaben, die sich auf das menschenleben beziehen.

götter, die sich nach den meisten quellen gerade im kampf mit den riesen als die stärkeren erweisen, wie andererseits recht gut für die zustände elbischer wesen, wie in unzähligen elben- und zwergsagen dies fröhliche, friedliche treiben in einer nun leider lange entschwendenen guten alten zeit anschaulich geschildert wird¹. Ist ferner der von Müllenhoff angenommene zusammenhang zwischen str. 24 (= 10 Müllenhoff) und den folgenden richtig, so ist der baumeister aus Riesenheim in sold genommen, um die im vanenkriege zerstörte asenburg wiederherzustellen: dann liegt hier aber eine kombination von mythen vor, die nicht einmal demselben hauptgebiete der göttermythen angehören². — Spricht alles dies zu gunsten der ansicht, dass wir in str. 1—27 alte überlieferung vor uns haben?

18. Aber es ist nicht meine absicht, hier näher in die einzelbetrachtung dieser strophen einzutreten; wichtiger scheint es mir für den zweck dieses aufsatzes noch einmal kurz die bedenken, welche durch meine auffassung der Völ. erledigt werden, denen gegenüberzustellen, welche bei derselben vielleicht neu hervortreten. In formeller und textkritischer beziehung ergibt sich 1) eine zwanglose beseitigung der unpassend gestellten stefstr. 58; 2) eine verwendung der schlussstr. 66 in der weise, dass sie nicht nur als schluss der ganzen Völ. sich eignet, sondern auch mit den vorhergehenden str. 28—57 in natürlichem zusammenhange bleibt und zwar mit bewahrung des *hón* der handschriften. — Wir gewinnen 3) einen der schlichten art alter poesie eher entsprechenden eingang des gedichtes in str. 28. 29, die nun zugleich in Odin die person deutlich erkennen lassen, welcher die *vólva*, nicht ohne warmen anteil an seinem geschicke zu nehmen, die zukunft enthüllt³. Es erleichtert 4) die annahme, dass str. 1. 2 erst nach den

1) Vgl. u. a. Kuhn und Schwartz Nordd. sagen nr. 126, 5; 270, 1; 291, 323 und s. XVIII der einl.

2) Der riesische baumeister (= schneesturm des winters) gehört ganz dem naturmythus, der vanekrieg (auseinandersetzung zwischen asen- und vanenverehrern) dem kultusmythus an. Übrigens sind die ansichten über die vanen noch immer nicht ganz geklärt, vgl. vorläufig Golther (Germ. myth. 220 und 221).

3) Da *úti síja* und *úti seta* (vgl. Vigf. s. v., oben s. 473) terminus technicus für das verweilen der zauberinnen an einem einsamen, von störendem treiben entfernten platze ist, so liesse sich der anfang so wiedergeben: „Einsam sass sie (die seherin) draussen, als der alte schrecker unter den asen kam und ihr in die augen blickte“ (im ganzen nach Müllenhoff). Wer vermisst hier eine für den eingang notwendige angabe? [Ich halte diesen anfang nur für möglich, wenn gelesen wird: *Ein satk úti. G.*] Das *i augu leit* stimmt ganz zu *rísar augum á oss þanig* Hyndl. 6, 2 und die unwillige frage: *hvers fregnþ mik, hvi freistþ mín?* einerseits

älteren eingangsstr. 28. 29 in den text gekommen sind, die erklärung des vocativ *Valfaþr* in str. 1, womit auch das *vilttu* der hs. H gut sich verbindet¹; in gedanken wendet sich die seherin immer noch (oder jetzt schon) zu Odin hin und macht nun in seinem auftrage den menschen enthüllungen über die Odin selbst wolbekannte urzeit².

Bezüglich des mythologischen standpunktes ergibt sich die beseitigung 1) des zwar ansprechend durchgeführten, aber mit den vorhergehenden stropfen schwer vereinbaren auftauchens der erde aus dem wasser³; 2) der widerstreitenden angaben über den aufenthalt der geretteten menschenwelt, nämlich auf der verjüngten erde selbst (str. 62, vgl. oben s. 456 n. 1) und dann wider in Gimle (str. 64, vgl. s. 456). 3) der schon mehrfach angefochtenen, von Ettm. Altnord. leseb. s. 5 z. b. als „christlicher zusatz“ bezeichneten str. 64. 65 Sijm.; vgl. oben § 3 gegen ende; endlich 4) zwar nicht ganz so auffälliger, aber ersichtlich jüngerer auffassungen in den eingangsstropfen, die teilweise auf verschiebung aus einm gebiete in das andere beruhen⁴. Wirklich alte bestandteile finden sich in den eingangsstropfen nur infolge entlehnung aus älteren gedichten, während der hauptteil (str. 28—57) im wesentlichen den mythologischen standpunkt bald nach besiedelung Islands repräsentiert. — Diesen (4 + 4) vorteilen gegenüber treten meines erachtens nur zwei nachteile. Erstens die etwas unklare stellung von str. 27, die sich jedoch auch von dem gewöhnlichen standpunkte der kritik aus nicht ohne mühe erklären lässt⁵. Ich finde hier eine

mit Hyndl. 6, 1 *er freistar mín*, andererseits mit dem unwilligen *Naufug sagþak, nú munk þryja* Vegtamskv. 7, 5 u. ö.; vgl. s. 466 n. 1. Dass die „grösseren und kleineren söhne Heimdalls“ in str. 1 in etwas zu nebelhaft verschleierter allgemeinheit auftreten, um die eigentlichen fragesteller bezeichnen zu können, hob schon Bugge N. Fornkv. s. 33, wenn auch in milderer form hervor.

1) Auch Sijm. schreibt: *Vilttu at ek, Valfaþer* usw.

2) Dazu kommt schliesslich, dass solche halbe widerholungen wie str. 8 *unz þrjár krámu þursa meþjar* vgl. mit str. 17, 1 *unz þrjár krámu ór þrjú líði; þat man folkeig fyrst í heimi* 21, 1 vgl. mit *þat vas enn f. f. í h.* 24, 2 sich zwar auch anders, aber doch am einfachsten als kennzeichen eines über seine ziele nicht ganz klaren hinzudichters erklären lassen. Über die besonders wichtigen str. 27—29 vgl. s. 467—472.

3) Über diese frage handelt ausführlicher noch der schlussexcurs zu § 18.

4) So z. b. aus der elben- in die göttersage. Auf die entbehrlichkeit des langen zwergregisters ist man längst aufmerksam geworden.

5) Der geistvollste, aber auch kühnste versuch, diese strophe mit der folgenden zu verknüpfen, ist von Müllenh. V, s. 108 dargelegt. — Von Möbius und Lüning wird die strophe ganz für sich hingestellt; der sprachliche ausdruck in der zweiten hälfte der strophe ist doppeldeutig und echt skaldisch.

ähnliche übergangsstrophe vom hauptteile nach vorn hin wie die unpassend wiederholte stefstr. 58 sie nach dem jüngeren schlussteile hin bildet. Die schlusszeile sehe ich als aus 29, 4 entlehnt an; so erklärt sich, dass der refrain *viti-þér* usw. schon hier eintritt, wo doch die weissagung noch nicht an Odin gerichtet erscheint¹. Diese prolepsis wird noch erklärlicher, wenn man bedenkt, dass schon str. 1 nach der lesart: *viltu at ek, Valfoþr* die seherin sich direkt an den sie erst im hauptteile befragenden gott wendet. — Etwas schwieriger ist 2) der umstand, dass von einigen 60 stropfen des cod. R nur etwa 30 der ursprünglichen textgestalt angehören sollen². Wol habe ich selbst daran gedacht, ob sich die radikalkur nicht vielleicht mildern liesse durch solche stropfenumstellungen, die schon von früheren kritikern versucht sind. So hat z. b. nach dem vorgange von Rask auch Möbius, nach dem von Munch auch Lünig str. 28 Sijm. als 21 gerechnet, so dass durch transposition der vorhergehenden stropfen für den hauptteil sich allenfalls noch 7 stropfen gewinnen liessen. Aber hätte man nicht dann die viel grössere schwierigkeit eingetauscht, dass dinge, die bereits — und zum teil in der halle Hárs oder von ihm selbst ausgeführt — geschehen sind (vgl. str. 21 und 24), Odin von der seherin in der weise mitgeteilt werden, als gehörten sie der dunkeln zukunft an?³ Gerade der umstand, dass meine auffassung von stropfenumstellungen und änderungen einfacher worte so sparsamen gebrauch macht, dass sie nach dieser seite der konservativsten kritik unserer tage sich anschliesst, dürfte als wirkliche und sehr wesentliche milderung der scheinbar etwas radikalen kühnheit meines standpunktes sich ergeben. Und wo zeigt sich, frage ich, die grössere kühnheit: in der annahme einer alten erweiterung eines mythologischen gedichtes,

1) Durch das leichte mittel der umstellung zu helfen (vgl. oben § 10) widerstrebt mir; beide stropfen sind bez. der copia vocabulorum zu ähnlich, um nicht eine als jüngere variation der anderen zu verraten; ausser der identischen schlusszeile erinnert *reit ek* an *reit hón, folgit* an *falt* und in beiden fällen handelt es sich um die hauptträger der vorstellung. — Ähnlich, nur noch etwas handgreiflicher ist die nachbildung von Grm. 23 in 24, welche letztere auch Sijm. ausscheidet.

2) Von der gruppe 28 bis 57 (+ 66) Sijm. würden in wegfall kommen ausser einigen verszeilen noch zwei halbstropfen (33^b und 34^a).

3) Allerdings ist auch die schildering vom tode Baldrs meist in praeteritalform gehalten, aber diese dürfen wir hier nach dem doppelten *sá* (in str. 31, 1 und 32, 1 = ich sah im geiste) als angleichung an die epische einkleidung betrachten; in str. 21—26 aber sind wirkliche praeterita gemeint, wie aus den bestimmt in die vorzeit zurückweisenden angaben in 21, 1; 24, 2 klar hervorgeht, vgl. oben § 9 und 11.

das seiner natur nach dazu auffordern musste, oder in der annahme so weitgehender strophen-umstellungen, wie sie nach Bugges vorgang eine zeit lang auch in Deutschland beifall genug fand?¹ Das mass der von mir ausgeschiedenen erweiterungen ist auch noch nicht so gross wie das in den Grm. neuerdings angenommene²; dass die ältere Vql. zu nachdichtungen angeregt hat, das erschen wir ja schon aus der bekannten Vql. en skamma, die ihren beinamen auch gegenüber der kritisch reducierten älteren Vql. behaupten kann³.

Excurs zu 18.

Um die hauptmomente, um die es sich bei der schilderung der weltkatastrophe handelt, klarer hervortreten zu lassen, diene folgendes:

1) Nach christlicher darstellung kann dem wasser die hauptrolle bei der weltzerstörung nicht zufallen: einmal im hinblick auf Gen. 9, 11 (es soll keine widerholung der sintflut stattfinden), dann wegen II. Petri 3, 10 (die erde soll durch feuer vernichtet werden). Wol heisst es Luc. 21, 25 „und das meer und die wasserwogen werden brausen“, aber hier handelt es sich um die vorzeichen des weltendes, eine zerstörung durch wasser ist auch hier nicht bezeugt. Demgemäss wird auch in allen mittelalterlich-christlichen darstellungen des weltendes die gewalt des wassers entweder als durch das feuer völlig ausser kraft gesetzt oder nur zur vorbereitung des weltbrandes⁴ oder

1) Die letztere lässt sich nur bei starker trübung der überlieferung oder durch bewusste abweichung von dem standpunkte des dichters erklären, erstere dagegen konnte schon bei eifriger pflege und verehrung des gedichtes von einem unberufenen in ähnlicher weise versucht werden, wie heutzutage wol der autor eines gelesenen werkes in einer neuen, vermehrten auflage seine ursprünglichen ziele erweitert. In der rahmendichtung sind nur noch einzelne strophen, so z. b. in dem schlussteile str. 65 als spätere zutat zu erkennen.

2) In der ausgabe von Sijmons werden von 54 strophen 31 als jüngere durch den druck unterschieden.

3) Dass dem verfasser der Vql. en sk. bereits die erweiterung der Vql. vorlag, ist mir auch glaublich, aber die worte Hyndl. 45, 3. 4 sind schon § 3 zu anfang zu dem nachweise benutzt worden, dass er sehr wol zwischen dem älteren bestande und den erweiterungen zu unterscheiden wusste.

4) Die litteratur ist übersichtlich behandelt von Nölle: Die legende von den 15 zeichen von dem jüngsten gerichte in Pauls beiträgen VI, 413 fg. Das meer soll entweder in die tiefe versinken (vgl. Muspilli 53: *muor varscilhit sih*) oder sogar verbrennen, bisweilen mit zeitlicher aufeinanderfolge beider momente (so bei Paul VI, 466 ur. 11, das ander zeichen, das viert zeichen). Ein vorübergehendes anschwellen des meeres (nur als erstes vorzeichen des endes) wird auch berichtet, teilweise jedoch mit der ausdrücklichen angabe, dass dadurch keiner das leben verliert oder

schliesslich nur in bildlicher weise zur veranschaulichung des gewaltigen „wogens“ der feuermassen gebraucht, ähnlich wie wir auch jetzt noch von einem „feuermeere“ reden¹.

2) Für die heidnische darstellung des nordens waren dogmatische voraussetzungen zwar nicht vorhanden, aber es liegt auf der hand, dass wenn man sich nicht mit der vernichtung durch ein element begnügte, die combination beider nur entweder in (bewusster oder unbewusster) analogie der christlich-dogmatischen auffassung gemäss das feuer oder sonst das wasser als schliesslich entscheidenden faktor betrachten konnte. Dafür, dass zwar die zerstörung durch feuer bewirkt, der weltbrand dann aber durch wasser gelöscht sei (so Weinhold bei Haupt VI, 313), fehlt es an innerer wahrscheinlichkeit ebenso wie an äusserer bezeugung für den nord. An der ersteren deshalb, weil das feuer, sobald ihm die nahrung fehlt, in sich selbst erlischt²; an zeugnissen lassen sich solche höchstens finden, die bildliche ausdrücke dem feuer entlehnen, wo doch das wasser gemeint ist³. Somit ergibt sich, dass die Vql., sobald sie die erde nach dem weltbrande aus den fluten (im eigentlichen sinne) emportauchen lässt, für sich allein steht⁴ — ja, wie wir oben § 4 gezeigt haben, mit sich selbst in widerspruch steht. Während str. 57 den feuerdämon als eigentlichen vernichter hinstellt, würde str. 59 eigentlich nur nach einer wassersintflut am platze sein⁵. —

auch nur benetzt wird (vgl. s. 468 *das sich das mer wird erhoen uber all perg und an seiner stat aufgericht stan alls ein maur* und s. 444 *Ubir die berge wah-sint diu merwazzir, Niman wird doch nazzir* usw.).

1) Am deutlichsten ist hier die stelle bei Friedlieb Orac. Sibyll. VII, v. 120 fg.: *Ἐσται γὰρ τε τοσοῦτον ἐπὶ χθονὶ μαινόμενον πῦρ, ὅσπον ἕδωρ ἑύσει καὶ ἐξολέσει χθόνα πάσαν.*

2) So heisst es Vafþr. 50, 3, 4: *heerir ráfa æsir eignum goða, þás sloknar Surtalogi?*

3) So heisst es bei Arnórr Jarlaskáld (Vigf. Corp. Poet. II, 197: *allr brunar sær með fjöllum.*) Sonst weisen die drei skaldischen zeugnisse (vgl. oben § 2) nur auf das wasser hin, während die mehrzahl der eddischen zeugnisse das feuer als einzigen oder doch weitaus wichtigsten zerstörungsfaktor voraussetzt (vgl. § 2 auf.)

4) Dies allein stehen würde nur dann etwas an gewicht verlieren, wenn sie durch eine kluft mehrerer jahrhunderte von den zunächst stehenden jüngeren zeugnissen getrennt wäre, aber dies wagt heutzutage wol kaum jemand zu behaupten.

5) Nicht nur findet sich gar keine beziehung auf das feuer, sondern die angaben str. 59, 2 *íþja græna* (sc. *jörð*) und str. 61: *þar munu eptir undrsamligar gullnar toflur í grasi finnask* sind nicht zu vereinigen mit einer kurz vorhergegangenen verheerung der ganzen erdoberfläche durch einen weltbrand. Übrigens spricht auch Kauffmann D. myth.⁹ s. 113 von einer „sintflutartigen überschwemmung“ als sinn des ausdrucks *sigr fold í mar*; aber kann diese sintflut mit dem weltbrande gleichzeitig sein?

Der gedanke, dass im schlussteile der Vql. eine anlehnung, sei es an die biblische sintflut oder an die eddische flutsage¹ vorliege, ist von mir lange als blosser einfall geachtet, seitdem ich aber wahrgenommen, dass in einer der ältesten, vorchristlichen sibyllinischen weissagungen bei der schilderung des emportauchens der erde nach der sintflut 4 momente sich ergeben, die an die darstellung der Vql. 59 fg. entschieden erinnern, so will ich dieselben hier doch kurz aufführen². Es ist 1) die angabe, dass die zeit gleich nach der flut eine goldene gewesen, der paradisesischen urzeit an glanz und weihe gleich gekommen sei; vgl. Vql. 61; 62, 2. 3; 2) dass grossmütige herrscher, drei an zahl, die frömmsten der männer, die loose verkündet hätten (vgl. Vql. 63, 1: *pá kná Hænir hlautvíp kjósa* usw.); 3) dass getreide ungesät gewachsen sei (Vql. 62, 1); 4) dass die menschen frei von krankheit leben und „glücklich sein werden, auch wenn sie zum Hades gegangen“ (v. 306, vgl. Vql. 64). — Die schilderungen der sibyllinischen bücher von der nach dem letzten gerichtstage neu erstandenen erde ähneln zwar vielfach, stehen aber teilweise dem berichte der Vql. ferner als die eben besprochene stelle³. — Müsste so nicht doch vielleicht mit der möglichkeit gerechnet werden, dass der rahmendichter der Vql. sei es durch lateinische, keltische oder angelsächsische vermittlung eine art kenntnis von dem inhalt der sibyllinischen weissagungen gewonnen hat?⁴

1) Rich. Andrée, Die flutsagen s. 43, s. 140 lässt es zweifelhaft, ob die eddische flutsage (ausser in der pros. Edda übrigens auch Vafþr. 35 andeutungsweise bezeugt), ursprünglich nordisch oder von dem babylonisch-biblischen flutbericht abhängig sei. Der letzteren meinung folgt u. a. E. H. Meyer Edd. kosmogonie s. 86.

2) Es handelt sich um das erste buch (der ausg. von Friedlieb), das in seinem hauptteile (bis v. 323) noch keine christlichen, sondern nur jüdische quellen in verbindung mit griechischen (namentlich Hesiod) aufweist, vgl. Friedlieb s. XV. XVI. — Die vier momente sind enthalten in buch I, 283—307 (*Ἐσσοῦται*). Dazu kommt, dass von einem richter, den die Sib. hier nicht kennen, nur die in R und der paraphrase in Gylf. fehlende str. 65 etwas weiss.

3) Auf diese anderen geht Bang, *Völuspaa og de sib. or.* s. 20 ein. Ähnlich der schilderung in buch I, 283 fg. ist z. b. II, 314—339; dagegen berichtet VII, 144 von einer neuschöpfung nach dem gericht in der weise, dass man weder acker- noch weinbau treiben, sondern „alle das tauende manna mit blendenden zähnen zermalmten werden“ (v. 149).

4) Die verwendung eines ursprünglich der sintflutschilderung angehörigen motifs für die zeit nach dem weltbrande würde erleichtert sein dadurch, dass die Vql. keine anspielung auf die sonst auch im norden bezeugte flutsage (vgl. n. 1) enthält.

ZUR DATIERUNG UND AUTORSCHAFT DES DIALOGS „NEU-KARSTHANS“.

II.

In seiner untersuchung „Ulrichs von Hutten deutsche schriften“ (Strassburg 1891) hat Siegfried Szamatólski den deutschen stil Ulrichs von Hutten zum ersten male auf seine eigentümlichkeiten geprüft. Indem er vornehmlich einen vergleich der eigenen übersetzungen Huttens mit ihren lateinischen originalen anstellt und hier gewisse charakteristische merkmale findet, gewinnt er zugleich allgemeine kriterien der deutschen schreibart des ritters. Prüfen wir an ihnen unsere these von der Huttenschen autorschaft des dialogs „New-Karsthans“.

Als charakteristikum deutschen elementes in Huttens deutschen schriften macht Szamatólski zunächst einflüsse der sogenannten kanzleisprache namhaft. Es sind gewisse formeln des amtstiles, die Hutten anzuwenden pflegte, weil die deutsche feine sitte es erforderte. Dahin gehört z. b., wenn dem namen der weltlichen und geistlichen herrscher die bezeichnung ihrer würde beigefügt wird. Hutten spricht nie von „Maximilian“ oder „Leo“, sondern nur von dem „kayser M.“ und dem „bapst L.“ So heisst es nun auch im „Neu-Karsthans“: *Als Cyprianus der schreybt zu dem Bapst Cornelio* s. 661, 35¹, oder: *unser allernedigster herr Keiser Karlin* s. 659, 27. — Der kanzleisprache entlehnt ist die formel: teutsche nation, teutsche lande, mit welcher Hutten das lateinische Germania widerzugeben pflegt. In N.-K. findet sich s. 672, 26 die redewendung „in Teutschen landen“, 680, 22 (in den 30 artikeln) „Teutsch Nation.“ In anderer form, etwa Germanien oder ähnlich, redet der verfasser des dialogs nicht von seinem vaterlande. — Der ausdruck „Kaiserliche Mayestat“, die deutsche kanzleiform für das lateinische imperator, bei Hutten gebräuchlich, findet sich in N.-K. s. 651, 7; den titel „kaiser“ gebraucht der verfasser nicht, es sei denn mit nachfolgendem namen — wie Hutten (vgl. Szamatólski s. 8)². — Vertrautheit des verfassers mit der amtssprache verriät ferner die formel *fürstliche pracht* (s. 669, 36; dazu Szamatólski s. 9).

Einen besonderen teil der kanzleisprache nimmt die kirchensprache ein, d. h. gewisse formeln für die bezeichnung kirchlicher funktionen, rechtsorganisationen, titel u. a. Die kanzleibücher hatten bestimmte

1) Die zweite ziffer bedeutet die zahl der zeile.

1) S. 659, 37 steht das bloss „kaiser“ generell, nicht persönlich.

rubriken für die verdeutschung der üblichen lateinischen phrasen (vgl. Szam. s. 9). So pflegte man spezifisch christliche begriffe durch hin-zufügung des attributes „christlich“ zu der deutschen übertragung als solche zu kennzeichnen; man sprach von „christlichem frieden, christlicher liebe, christlicher kirche“, wenn der lateiner von pax, caritas, ecclesia redete. Hutten beobachtet fast durchweg diesen kanzleibruch (vgl. Szam. 9, 10), wir finden ihn auch im N.-K. „*Christlich lieb*“ heisst es s. 655, 30; 657, 40; 673, 39; die prediger des evangelium sind „*vermaner der christlichen warheit*“ s. 666, 3. Paulus „*berümbt sich in einem geistlichen und christlichen stoltz seiner marter*“ s. 666, 35, er mahnt, „*gute christliche ler*“ auszubreiten s. 667, 27. Handelt es sich auch in dem dialoge nicht um eine über-setzung aus dem lateinischen, so ist der häufige gebrauch jenes attributes für unsere untersuchung doch von bedeutung. Der verfasser muss mit der kanzleisprache vertraut sein, das attribut ist offenbar mit bewusst-sein gesetzt, um die durch dasselbe verdeutlichten begriffe zu markie-ren als das was sie sind. — Die hervorhebung des christlichen liegt auch der gepflogenheit zu grunde, den namen der heiligen das zeichen ihrer heiligkeit vorzusetzen. So heisst es in N.-K.: „*sant Augustinus*“ s. 656, 19; 662, 10; 664, 5; „*sant Hieronymus*“ s. 656, 22; 669, 21; 675, 39; „*sant Ambrosius*“ s. 656, 24; „*sant Jacob*“ s. 657, 20; 669, 19; „*sant Johans der tenffer*“ s. 659, 22; „*sant Peter*“ 660, 15; 670, 6; „*sant Cyprianus*“ s. 661, 8. 38; „*sant Johannes Chrysostomus*“ s. 663, 7; „*sant Paulus*“ s. 666, 43; 676, 7; 678, 40; „*sant Steffan*“ s. 675, 28; „*sant Lorentz*“ s. 675, 37. Nicht durchweg gebraucht der verfasser dies-es ehrende attribut (vgl. z. b. s. 661, 35 das einfache „*Cyprianus*“); das entspricht aber völlig dem Huttenschen sprachgebrauch, der auch nur „fast immer“ jenes beiwort setzt (vgl. Szam. s. 9).

Es ist eine eigentümlichkeit des Huttenschen stiles, die sprache mit bilderformen aus dem ritterleben zu schmücken. Das standesgefühl soll auch in der redeweise zum ausdruck kommen, die ihrerseits durch jene lebensfrischen formen gleichsam an kraft und mark gewinnt. Be-trachten wir unter diesem sehwinkel den dialog „*Neu-Karsthans*“, so finden wir jene eigentümlichkeit auch hier. Ausdrücke, wie: „*über-machen*“ (s. 651), „*überfallen*“ (s. 652), „*zucken und rauben*“ (s. 653); „*abfürdern*“ (s. 658) wollen zwar nicht viel besagen; aber deutlich erkennt man den ritterlichen verfasser, wenn von „*kollen*“ (s. 660, 15), „*er-schiessen*“ (s. 660, 26 in der bedeutung: wolvergehen), „*fürtreffen*“ (s. 660, 10), „*ziehen, reyssen, rauben, ropffen und stelen*“ (diese periode im text s. 667, 19), „*gegenwegs*“ (s. 670, 31), „*raubhaus*“ (s. 677, 21),

„gejagt“ (s. 654, 31), „in gwar leben“ (s. 657, 15), „im harnisch reyten“ (s. 654, 32), „nachsichen“ (im sinne von: nach etwas streben (s. 655, 26) die rede ist. Formen wie „schlinden“ (= schlingen s. 653, 33; 665, 18; 667, 2 vgl. Huttens Febris I bei Böcking IV s. 35, 26; Vadiscus ebda s. 258, 21; 256, 23); „metzen“ (s. 665, 12); „rüllzen und knotasten“ (s. 664, 22) zeigen die gröberen seiten des ritterlebens.

Verleiht der gebrauch von wortformen aus der rittersprache dem stil eine kraftvolle frische, so geht Hutten doch nie so weit, dieselbe zur derbheit oder gar gemeinheit zu steigern. Davor behütet den ritter der höflich. Hutten vermeidet geflissentlich, in allzu krassen farben zu malen, sein stil verliert nie die feinheit (vgl. Szam. s. 11 fgg.). Nur muss man die verschiebung der grenze zwischen feinheit und unfeinheit in vergangenheit und gegenwart im auge behalten. Der dialog „Neu-Karsthans“ bringt nun nichts, was unter das niveau der hofsprache herabsänke, wenigstens nicht der hofsprache, wie Hutten sie gebrauchte. Der verfasser gebraucht an einer stelle das wort „huren“ (s. 669, 35), aber abgesehen davon, dass er es den ungebildeten bauern sprechen lässt, findet sich in Huttens deutschen schriften dasselbe auch (nachweis bei Szam. s. 12). Will er aber das ehr- und schamlose treiben der geistlichen schildern, so geht er nicht über das wort „büberey“ hinaus, welches seines doppelsinnes wegen nicht als anstössig empfunden wurde und auch von Hutten gebraucht wird (vgl. Febris II, Böcking IV s. 130, 20). Man vergleiche die satire „Karsthans“ mit unserem dialog, und man wird merken, wie die höfische zucht auf die formen des letzteren einfluss hatte. In jener satire nimmt der bauer kein blatt vor den mund, sondern redet so derb, wie ihm der schnabel gewachsen ist, sein studierender sohn muss ihm zurufen: „Vatter, bis züchtig!“ (vgl. Böcking IV s. 623); hingegen der bauer in „Neu-Karsthans“ redet durchweg eine gemessene, anständige sprache, die sich von der Sickingens nur dadurch unterscheidet, dass sie des belehrenden tones entbehrt, wie das der inhalt des dialogs mit sich brachte, und dass sie — namentlich dann, wenn Karsthans in zorn gerät — einige der bauernsprache eigentümliche worte (wie karst, pflegel u. a.) anwendet, wie das widerum der inhalt erforderte.

Was den gebrauch der fremdwörter angeht, so hat Szamatólski (s. 14 fgg.) nachgewiesen, dass Hutten, wenn er sie anwendet, ihnen eine ironische oder agitatorische spitze gibt. Im übrigen verwendet er sie selten, bei weitem seltener als Luther; wo es ein gut deutsches wort gibt, zieht er es dem fremdwort vor. Die infolge der politischen wirren gang und gäbe gewordenen schlagwörter des kirchenstreites wie

„*reformation*“ (vgl. Vadiscus s. 178, 39; 179, 21; dazu Neu-Karsthans s. 652, 24; 666, 7; 676, 37); „*ketzer*“ (vgl. Vadiscus s. 225, 28, dazu Neu-Karsthans s. 652, 4; 663, 22); „*vicary*“ (vgl. Clag u. vormanung Böcking III s. 501, dazu Neu-Karsthans s. 675, 4) hat er nicht mehr als fremdwörter empfunden. Hingegen vermeidet er wiederum andere fremdwörter, obwol sie auch schlagwörter waren, wie „*interdikt*“, „*absolution*“ u. a. und ersetzt sie durch „*bann*“ (vgl. Vadiscus s. 192, 26, dazu Neu-Karsthans s. 651, 28); „*ablass*“ (vgl. Szam. 17, in N.-Karsth. findet sich der ausdrück „*absolution*“ auch nicht, wol aber „*ablass*“ s. 678, 10). Betrachten wir nunmehr die fremdwörter im „Neu-Karsthans“, so sind sie fast durchgängig bei Hutten nachweisbar und ferner liegt ein ironischer oder agitatorischer ton auf ihnen. Der „*offizial*“ (s. 652, 4 vgl. Clag u. vormanung s. 481) ist der bedrucker des bauern, deshalb soll ihm seine machtbefugnis entzogen werden (s. 680 artikel 19). Die „*cardinäle*“ und „*prälaten*“ werden eingeführt als die „*grossen hansen*“, welche im gepränge einherziehen (s. 654, 25; 662, 35, dazu Cl. u. v. s. 481, Febris I, s. 29, 22 u. ö.), die „*Protonotarien*“ „*Auditor*“ (vgl. s. 680 artikel 14) sind „*des teufels apostel*“. Die „*Curtisanen*“ (s. 677, 28. 33 vgl. Vadiscus s. 147, 28, Febris I, 37, 30 u. ö.) haben die pfründen und adelsstifter im besitz, sodass man ihnen „*pension*“ (s. 676, 28 vgl. Vadiscus s. 155, 23) geben muss; daher fordert artikel 8 auf zum kampf wider die curtisanen „*und ihre anhänger*“; letztere werden an einer stelle „*Romanisten*“ genannt (s. 677, 33, vgl. Vadiscus s. 168, 23; 177, 19), dem bischof wird seine pflicht eingeschärft, die wahrheit zu predigen, niemand zu lieb oder leid zu reden, „*als yetzund geschicht, do sie dem bapst hofieren*“ (s. 666, 20). Die priester, heisst es, haben „*ein gebrennt conscienz*“ (vgl. s. 658, 12, Cl. u. v. s. 479), sie verkehren die schrift mit „*ihren menschlichen, ja wol teufelischen dekreten*“ (s. 658, 24, vgl. Vadiscus 237, 32); ihr „*tyranny*“ (s. 664, 11, vgl. Phalarismus Böcking IV, s. 17, 32; 20, 16; Febris II s. 143, 26) und „*regiment*“ (s. 665, 9 vgl. Phalarismus s. 7, 25 Febris II s. 136, 29) kann und mag man nicht länger dulden. Über die heiligenverehrung spricht der bauer das urteil mit beissendem spott aus, dass keine buhlerin sich üppiger kleide als man *yetzund die mutter gottes, sant Barbaram, Katharinam und andere heiligen formiere*“ (s. 668, 52; dieses wort vermochte ich bei Hutten nicht nachzuweisen, doch wird man es nicht so ungewöhnlich finden, um daraus eine gegeninstanz gegen unsere these zu erheben). Besondere artikel wenden sich gegen die „*Legaten*“ (artikel 10 vgl. Vadiscus s. 157, 40), „*pedelle*“ (artikel 20 vgl. Cl. u. v. s. 494) und

„stationarier“ (artikel 26). Dem kaiser wird es verübelt, dass er „mit gрымigen scharpfen mandaten“ Luther ächtete.

Ohne polemisch-ironische spitze werden nur die fremdwörter „disputieren“ (s. 676, 23; *Christus disputiert mit dem heidnischen früulein*; vgl. Febris II 112, 33; *Vadiscus* 151, 20 für den gebrauch des wortes bei Hutten); „*Materie*“ (s. 668, 30) sowie aus der bibelsprache entlehnte fremdwörter, wie „*epistel*“ (s. 669, 19; 671, 12; 675, 40; 676, 14; 679, 8), die eigennamen „*Belial*“ (s. 657, 25, vgl. *Vadiscus* s. 227, 27; beide male liegt derselbe bibelvers vor) „*Lucifer*“ (s. 662, 5) „*prophecey*“ (s. 665, 23) gebraucht. — Lateinische endungen bei fremdwörtern wendet Hutten nur im singular und zuweilen im nominativ und accusativ pluralis an, hingegen nicht im genetiv und dativ plur. (Szamat. s. 18). Derselbe gebrauch findet sich im „Neu-Karsthans“, vgl. s. 656, 2; 659, 41; 662, 19; 675, 12. 42 (hier der genetiv singular: *Christi Nazareni, Pauli, Johannis, Osee*), ferner s. 658, 9. 35. 42; 661, 19. 35. 43; 663, 19. 22. 39; 667, 43; 669, 40; 675, 39 (hier der dativ singular: *Timotheo, Evangelio, Cornelio, Petro, Tito, Christo, Pilato, Paulino*), sowie s. 660, 38; 661, 1; 662, 38; 668, 42; (hier der accusativ singular: *Barbaram, Katherinam, Christum, Petrum*); endlich s. 671, 8 der accusativ plural: „*Evangelia*“. (Es ist beachtenswert, dass nur einmal die lateinische pluralendung sich findet, wie sie ja auch bei Hutten nur „zuweilen“ vorkommt). Für den dativ plural (für den genetiv plural findet sich kein beispiel) wird hingegen die deutsche endung angewendet, vgl. s. 660, 34; 661, 2; 663, I. 23 „*Thesalonicensern*“, „*Corinthiern*“, „*Colossensern*“ u. a.

Gewisse fremdwörter gebraucht Hutten niemals, wie „Germanien“, „Alpen“, „religion“; sie finden sich auch im N.-K. nicht (s. 654, 30 steht „*deutschland*“), ebensowenig lateinische citate oder lateinische wortspiele, die auch Hutten in deutschen schriften nicht verwertet. Hingegen sind von den für den stil des ritters charakteristischen fremdwörtern (vgl. Szamat. s. 18) zwei auch im N.-K. zu finden, nämlich „*item*“ (s. 655, 17) und das formelartige „*die summ darvon zu reden*“ (s. 675, 20).

Wir fügen hier an, weil sie zum teil mit dem vorhergehenden enge zusammenhängt, die erörterung der gewohnheit Huttens, unbekannteres, sei es fremdwörter, sei es citate, sei es eigennamen, durch umschreibung oder erläuterung dem grossen publikum verständlich zu machen. Bei fremdwörtern geschieht das z. b. durch hinzufügung eines erklärenden deutschen synonyms (vgl. Szamat. s. 38 fgg.). Dementsprechend heist es im N.-K.: „*Niemand mag ein ander fundament*

oder grundvest legen, dann gelegt ist (s. 661, 3; nachdem hier der ausdruck erklärt ist, folgt er späterhin s. 676, 16 ohne erläuterung), oder: „O bruder, uns gehört zu und eygnet sich unsern conscientzen und gewissen“ (s. 661, 36), „ich würd mich für an nit an ire fabeln und geschwätz keren (s. 661, 5, dasselbe 661, 15), „sie machen den leuten ein spiegelfechtens vor augen mit iren ceremonien und gaucklerey (s. 669, 8), „tyrann und wüterich“ (s. 670, 12), „Offizial oder sendpfaff“ (s. 680, 44), „Citation oder bannbrief“ (s. 681, 1). An zwei stellen erweitert sich die erklärung eines fremdworts zu katechetischer unterweisung. Nachdem durch das beigesezte „gaucklerey“ der begriff ceremonien bereits erläutert ist, fragt der bauer, dem diese erläuterung noch nicht genügt: „Juncker, was seind comonius?“ worauf Sickingen die ausführliche erklärung gibt: „Hans, ceremonie ... heissen usserliche geberde, die man in den kirchen zu gottes dienst übet, als mit neygen, bucken, cleidungen, singen, reüchen, fanen und creütz tragen, sich her und dar wenden, dise und jene ordenung halten, und der gleychen on zal“ (s. 669). Das mochte wol für den simpelsten bauern verständlich sein! Noch ausführlicher ist die klarlegung des begriffs „Endchrist“, sofern hier ausdrücklich ausser der positiven erklärung der zurückweisung einer falschen definition die erörterung gilt. Karsthans sagt, die welt sei so verkehrt, dass wol bald ihr ende käme und der endchrist. (Dieser allgemein verbreitete gedanke übersteigt nicht den bäuerlichen horizont). Nun aber fragt Sickingen: „Was meynst du, das der endchrist sey?“ Karsthans gibt eine unbestimmte antwort, und nun erklärt Sickingen: „Ja, lieber Karsthans, es hat vil ein andere meynung. Er heisst nit Endchrist, als der am ende der welt kommen werde, sunder heisst er Antchrist, das ist ein Kriechisch wort, und ist so viel gesagt im Teütschen als ein gegen Christ oder wider Christ“ (s. 678 fg.). Es folgen noch einige bibelsprüche zur erläuterung des begriffs. Man wird nicht leugnen können, dass dieses intensive bestreben, verständlich zu sein, Huttensche art verrät — Gleichfalls diesem bestreben entspricht die gewohnheit, citate nicht unvermittelt, sondern mit nennung des autors einzuführen. Bibelcitate machen hier nur selten eine ausnahme. So nennt auch N.-K. bei einer citierung den autor Plautus (s. 667, 15), ferner bei den patristischen stellen stets den verfasser (vgl. s. 656, 19. 24. 32; 659, 43; 661, 8. 35; 662, 10; 663, 7. 13 u. ö.), sowie auch stets bei den bibelworten (vgl. s. 653, 42; 654, 3. 41; 655, 656, 664. 41; 665, 9. 30; 667, 22 u. ö.). Mitunter wird in die worte des citates selbst in form einer parenthese ein hinweis auf den verfasser eingefügt: „wie dann auch Christus sagt“

(s. 672, 20), „*wie Salomon sagt*“ (s. 673, 22) u. a. Gerade diese form ist aber auch bei Hutten nachweisbar (Szam. s. 36). An einer stelle lässt der verfasser des dialogs, nachdem er einen spruch Jesu als solchen allgemein gekennzeichnet hat, den bauern fragen: „*Lieber juncker, wo steck diese wort geschrieben?*“ und dann Sickingen genau das betreffende kapitel angeben — widerum zum zweck der verdeutlichung (s. 654). — Die dem volke weniger bekannten persönlichkeiten, welche der verfasser einführt, erhalten — nach Huttenscher art — ein attribut, welches sie näher charakterisiert. So heisst es nicht einfach „*Hieremias*“, sondern „*prophet Hieremias*“ (s. 664, 8. 41), „*prophet Ezechiel*“ (s. 665, 9), „*Amos der prophet*“ (s. 665, 30), „*prophet Osea*“ (s. 675, 12), „*prophet Abacue*“ (s. 678, 26); zum unterschiede vom evangelisten erhält an einer stelle (s. 659, 22) Johannes das beiwort „*der teuffer*“, Titus wird als „*junger*“ des apostels Paulus eingeführt, Nabuchedonosor als „*könig*“. Origenes wird den lesern, die ihn noch nicht kennen, als „*der aller Christlichs lerer*“ vorgestellt (s. 656, 32), ebenso Chrysostomus als „*lerer*“ (s. 663, 10), Plautus als „*poet*“ (s. 667, 15), Gerson widerum als „*gar ein Christlicher lerer*“ (s. 668, 21). Bemerkenswert ist, dass die bulle Coenae domini, die Hutten in seinen lateinischen schriften wiederholt unter diesem titel anführt, (s. die belege in teil I) im N.-K. umschrieben wird als „*des bapsts bullen, die all grün donerstag zu Rhom gelesen würt*“, vgl. dieselbe umschreibung im Vadiscus Huttens (Böck. IV s. 244) (s. 663, 28), ferner dass in einem Bibelcitaz (Mt. 5, 46) der begriff „*zöllner*“, den man erwarten sollte, ersetzt wird durch das leicht verständliche „*sündige verruchte menschen*“ (s. 673, 45). Ähnlich werden die paulinischen lehrbegriffe „*fleischlich*“ und „*geistlich*“ durch hinzugefügte umschreibung erläutert als „*weltliche güter*“ und „*Evangelium und gute Christliche leer*“ (s. 667, 26 fg.) oder an anderer stelle das sogenannte amt der schlüssel als „*gewalt*“ verständlich gemacht (s. 670, 9). Die seelenmessen werden umschrieben als „*ewige gedächtnüss und jarzeyt begängknüss*“ (s. 677, 16 fg.), der begriff „*canonisieren*“ wird unmittelbar, nachdem er eingeführt ist, als „*in die schar der heiligen setzen*“ erläutert (s. 671, 31); vgl. genau dieselbe erklärang in Huttens Vadiscus: „*canonixieren, das ist, verstorbene leüt in die schar der heyligen setzen*“ (Böcking IV, 232). Das gleichnis, welches in dem Plautuspruch ausgesprochen ist, wird durch ausführliche erklärang dem allgemeinen verständnis nahe gebracht (s. 667, 17 fgg.). Wenn der verfasser die reihe derjenigen aufführt, welche schon vor Luther die wahrheit „*gesagt und geschrieben*“, so unterlässt er nicht, den ort

ihrer wirksamkeit zur erklärungs beizufügen; „*Wiclef in Engelland, Huss und Hieronymus in Behem, Wesalin zu Meintz, Gerson in Franckreich, Hieronymus von Ferrara in Italien*“ (s. 673, 2 fgg.). Zu der erwähnung Ziskas wird beigegeben die erklärungs „*in Behem*“ (s. 677, 3, beachte, dass im Monitor II Huttens dieselben worte lateinisch in den text eingerückt sind, die N.-K. deutsch am rande hat). — Fasst man zusammen, so muss man sagen: der verfasser legt es darauf ab, auf jede ihm mögliche weise dem publikum verständlich zu werden, in derselben form, wie es Ulrich von Hutten in seinen deutschen schriften auch tut.

Sehr häufig findet sich in Huttens deutschen schriften der gebrauch von synonyma, teils mehrere, teils zwei nebeneinander; es ist, wie Szamatolski nachgewiesen hat, letztlich eine nachwirkung des kanzleistiles. Die lediglich der erklärungs von fremdwörtern dienenden synonyma im N.-K. haben wir bereits besprochen, wir stellen nunmehr die übrigen zusammen. Es heisst „*befeleh und löblicher kriegszeich*“ (s. 651, 6), „*stät und rest*“ (s. 652, 42), „*christlich und wol*“ (s. 653, 3), „*wahrheit und gerechtigkeit*“ (s. 653, 4; 660, 25), „*gewalt und unrecht*“ (s. 653, 4), „*hilf und rat*“ (s. 653, 8), „*liebs und guts*“ (s. 653, 10), „*chr und redlichkeit*“ (s. 653, 14), „*billig und recht*“ (s. 653, 21), „*verblümen und umkehren*“ (nämlich: worte s. 654, 17), „*fleiss und trachtung*“ (s. 655, 9), „*pfelegen und kärsen*“ (s. 657, 4; 659, 6), „*eigennutz und gewinn*“ (s. 657, 37), „*sinn und mutt*“ (ebda), „*wort und göttlich wahrheit*“ (s. 659, 12), „*ursach und anfang*“ (s. 660, 7), „*sorg und verhütung*“ (s. 670, 14), „*rennen und laufen*“ (s. 670, 35), „*gewinn und plackerey*“ (s. 670, 42), „*tugend und gerechtigkeit*“ (s. 671, 4), „*aus-treiben und vertilgen*“ (s. 677, 7), „*wollust und müssiggang*“ (s. 661, 31), „*dieb und rauber*“ (s. 662, 37), „*reychthum und ehr*“ (s. 662, 39), „*sanftmütigkeit und sittliche weysz*“ (s. 663, 6), „*bitten und vermanen*“ (s. 663, 7), „*narung und arzney*“ (s. 664, 1), „*zins und renten*“ (s. 664, 35), „*kunst und leer*“ (s. 665, 1), „*feiste beuche und glatte bülge*“ (s. 665, 26), „*diener und gesandten*“ (s. 666, 3), „*bekleiden oder zieren*“ (s. 668, 42). Mehrere synonyma finden sich s. 662, 36: „*gewinn, reychthum und wollust*“, s. 668, 2: „*stetten, landen, künigreychen, herrschafften und gebieten*“ (dasselbe auch s. 670, 11), s. 670, 45: „*mü, sorg und arbeit*“, s. 662, 44: „*abfordern, schinden, schätzen, bannen und achten*“. Nicht selten verwendet Hutten allitterierende synonyma (vgl. Szamat. s. 27). Derartige finden sich auch im N.-K. z. b. „*gestreicht und geliebelt*“ (s. 652, 2), „*geredt und geschrieben*“ (s. 658, 21), „*gewohnheit und gebrauch*“ (s. 661, 6), „*gezenk und geytigkeit*“ (s. 671,

19), „wissen oder wollen“ (s. 672, 32), „gelt und gut“ (s. 673, 33; 675, 16), „besteckt und besetzt“ (s. 678, 17), „gesegnet und gebenedeiet“ (s. 664, 1), „zerstreuen und zerreißen“ (s. 664, 9), „gesetz und gebot“ (s. 667, 33), „waffen und wer“ (s. 668, 1), „üppig und unschamhaftig“ (s. 668, 41), „bullen und briefen“ (s. 680, 29), „glück und gottes hilfe“ (s. 651, 9).

Das Gegenteil der Verwendung von synonyma ist der Gebrauch antithetischer Redeformen zur Belebung und Erläuterung der Rede. Hutten bedient sich ihrer nicht selten (vgl. Szam. s. 50), ebenso N.-K. So heisst es z. B.: „nit mit guten werken, sunder mit bösen worten“ (s. 660, 19), „nit eygen nutz, sunder gottes dienst“ (s. 660, 23), „ir selbs vergessen und gar nichts für sich sorgen, sunder allen fleys und gedanken uff das volck Christi legen“ (s. 662, 15), „nit mit christlicher sanfftmütigkeit, sunder in tyrannischer wütereij“ (s. 663, 32), „nit mit gutter leer und vermanung, sunder mit schelten und verfluchung“ (ebda), „verwandlen die barmhertzigkeit gottes in einen menschlichen zorn, die brüderlichen lieb in ein feyndliche vervolgung, den Friden in krieg, den segen in ein fluch“ (s. 664, 3—5; hier ist zweimal die Antithese eine doppelte, in substantiv und adjektiv), „sie haben uns an statt deines leychten jochs ein unerträglich beschwärunus uffgelegt“ (s. 665, 7, auch hier wiederum kunstvoll die doppelantithese), „sie dienen dem teufel und nit got“ (s. 668, 21), „wann ich hort singen, ward ich im fleisch, aber nit im geist bewegt“ (s. 668, 39), „nit die eer, sunder das wercke, nit den bracht, sunder die arbeit“ (s. 670, 1), vgl. ferner s. 653, 41; 656, 39, die Bibelcitate sind zumeist antithetisch gewählt. Die Wirkung dieser Kunstform ist unverkennbar, der Stil gewinnt an Lebendigkeit und Leichtigkeit.

Es versteht sich nahezu von selbst, dass ein Autor, welcher, wie wir sahen, geflissentlich gewandt zu schreiben bemüht ist, die schwerfälligen abstracta vermeidet; ganz fehlen sie nicht in unserm Dialog, aber sie sind selten. Es heisst einmal, Petrus habe sich berufen auf „Christus selbst erkantnüss“, eine gewiss schwerfällige Wendung, unverkennbar dem lateinischen entlehnt. Nicht minder steif ist die Rede, wenn es heisst: „Christus heisst sie in annemung dieses amtes ein zuneuygklich gemuet haben“, die leichte gerundivkonstruktion des lateinischen ist durch anwendung des deutschen abstraktums zu schwer geworden. An anderer stelle spricht Karsthans von seiner „thörichten verstentnüss“ (s. 673, 15). Dieser seltene gebrauch des abstraktums findet sich auch bei Hutten (vgl. Szamat. s. 28 fgg.).

Zur veranschaulichung pflegt Hutten sich häufig bildlicher ausdrücke zu bedienen, ja, zuweilen geht ihm das bild in ein gleichnis über. So werden auch im N.-K., im anschluss an die bibel, die bischöfe als die „hirten“ bezeichnet, die „die arme schüfelin irer nottürfftigen waid berauben, sie reysen und würgen“ (s. 652, 33 fgg., vgl. s. 662, 40 fgg.). An anderer stelle (s. 674, 21) heisst es, dass sie „wie die wolff in den pferrich gelassen“ wüten. Von der Lutherschen lehre heisst es, dass sie wirke wie die „leyliche speyss“ und als der bauer erstaunt fragt „als wie?“ folgt die erklärung: „du siehst, das nit die, so vil und mancherley speyss essen, sunder die wenig und nützliche, gesünder seind“ (s. 659, 1 fgg.). Von den Romanisten wird ausgesagt, dass sie nach ihrer behauptung ihre machtbefugnisse von Petrus bekommen haben, „nit anders dann ein erbeit“ (s. 660, 8); ferner dass sie die bauern behandeln „anders nit, dann wären wir unvernünftige thier“ (s. 664, 22). Das immerhin etwas schwerverständliche bild von dem kameel, das durch ein nadelöhr geht, ersetzt der verfasser alsbald sehr geschickt durch ein allen lesern verständliches: „Ich glaub müglichlicher sein, lässt er den bauern sagen, das mein apfelgraw pferd schreyben und lesen lerne, dann das unsere pfaffen selig werden“ (s. 667, 10 fgg.). Die habgier der pfaffen wird veranschaulicht durch das bild: „ir sack hat keinen boden“ (s. 667, 14), die schmückung der heiligenstatuen wird mit dem putz der buhlerinnen verglichen (s. 668, 42), von denjenigen, die wider besser erkenntnis dem römischen treiben gegenüber geschwiegen haben, heisst es: „sie haben den fuchs nit beyssen wollen“ (s. 672, 40). Es wird auch nicht zufällig sein, dass die parabeln Jesu so häufig citiert sind und auch aus den episteln zumeist worte gewählt sind, welche religiöse oder ethische wahrheiten an bildern verdeutlichen.

Wenn Szamatólski (s. 40) es als eine eigentümlichkeit Huttens bezeichnet, zum ausdruck des mitleids sich der deminutivformen zu bedienen, so finden wir diese eigentümlichkeit in unserm dialogue wiederholt. Die sichtlich zum zweck der erweckung des mitleids erzählte geschichte von „Karsthans“ bannung (vgl. teil I) bringt die deminutive „pferdlin“, „tierlin“, „köpflin“ (s. 651, 34 fgg.).

Die von Hutten zu wirksamer heraushebung eines begriffes häufig angewandte litotes kehrt auch im N.-K. wider: „würt es dartzu kommen, wurt ich nit viel vernunft brauchen können“ sagt der bauer (s. 652, 29); „soltich fürnemen kan ich nit unbillichen“ spricht der ritter (s. 653, 16), vgl. ferner „nit in böser meynung (s. 659, 33), „du findest yetzund noch wenig, die nit der meynung seind“ (s. 673, 12)

„derselbig schad geet über niemant mer dann über das arm gemeyn volck“ (s. 678, 12). „Kein grösser antchrist ist nie gewesen dann ein bapst zu Rom“ (s. 679, 14).

Charakteristisch für Hutten ist die gewohnheit, aussagen als sein subjektives urteil ausdrücklich zu markieren; er tut es häufig in form einer parenthese (vgl. Szamat. s. 42). Derartige subjektive urteile begegnen nun auch im N.-K., z. b. „als ich hör“ (s. 664, 10), „als ich underwisen bin“ (s. 664, 16), „als ich verstee“ (s. 664, 37), „falt mir yetzund in gedüchtnüss“ (s. 668, 16), „als ich berümen hör“ (s. 668, 22), „als mich Hutten bericht“ (s. 669, 10), „ich achte“ (s. 670, 45 in parenthese stehend), „als ich sihe“ (s. 671, 5), „wie sie noch tun“ (s. 677, 23), „wie ich hör“ (s. 660, 29). Wenn auch nicht durchweg durch die klammer im druck die parenthese herausgehoben ist, so sind jene urteile doch durchweg in der form parenthetisch.

Was nun die syntax betrifft, so finden sich latinisierende constructionen der ganzen epoche des damaligen deutschen schrifttums entsprechend auch bei Hutten, zumal dieser aus der lateinischen in deutsche schriftstellerei übergegangen war. Die syntax des N.-K. lässt nun ohne zweifel einen in lateinischem stil wolgetübten verfasser annehmen. Gewisse harte wendungen des deutschen stiles geben sich als herübernahme lateinischer stilistik, z. b. „hab ich selbs sorg . . . sie werden mit irem zu vil übermässigen hochmut . . . den gemeynen man erwecken“ (s. 652, 33), das „zu vil“ ist übersetzung von nimis, im lateinischen ist die construction durchaus nicht schwerfällig. Ferner: „ein yeder glaubender und alle so die warheit erkennt haben“ (s. 658, 13). Der im lateinischen nicht ungewöhnliche übergang vom participium in den relativsatz wirkt im deutschen hart. Endlich: „es sey schon die zeyt das sie sollen gestrafft werden“ ist deutlich wiedergabe des lateinischen tempus est quod puniantur; vgl. ferner 655, 39; 666, 12; 668, 19 (vgl. das lat. quasi); 672, 11 (das lat. nisi quod); 676, 28; 681, 20.

Die construction des accusativ cum infinitiv, bei Hutten häufig anzutreffen, begegnet auch in N.-K. So heisst es z. b.: „wie ich dann hoffe geschehen werden“ (statt: dass geschehen wird, s. 652, 20). „Gott ist mein gezeüg, das ich euch alle in dem yngeweid Christi zu sein begere“ (s. 655, 8); „er hat sie gar wöllen sich der welt entschlugen“ (s. 655, 20); „ich sich kein lamem gesund machen“ (s. 656, 6); „sant Peter, von dem sie ursach sollicher freyheit uff sich kommen sagen“ (s. 660, 8); „sie sollen verhüten, dz sie nit übel geton haben gesehen werden“ (s. 669, 28); „wie ich noch fürcht geschehen wert“ (s. 673, 1);

„*ich glaub von nöten sein*“ (s. 677, 14) u. a. Participialconstruction findet sich s. 656, 30: „*sollichs unangesehen*“ usw. Ein anakoluth begegnet s. 671, 1 fgg.: „*heisst er sie dises amts nit als mit gebiet und herrschung ire mitbrüder zu bezwingen, sunder als mit einem erbarn frommen leben das christlich volck durch gutte beyspil uff tugent und gerechtigkeit zu setzen pflegen geheissen*“. Hutten hat die anakoluthie nicht selten (vgl. Szamat. s. 45). Die parentheses haben wir bereits besprochen, vgl. zu den obigen beispielen noch s. 656, 5; 669, 31. 38; 673, 35; 677, 23. Als wortspiel sei erwähnt s. 660, 18: „*eren und neren*“. Zu den alliterationen, deren wir bereits bei den synonymen gedachten, seien als beispiele hinzugefügt: „*waren weinstock*“ (s. 655, 23), „*in leyplichen lust leben*“ (s. 656, 5), „*lieb oder leid*“ (s. 666, 21). Verrät sich hier der gewandte schriftsteller, so nicht minder in der einfachheit des satzgefüges. Viele nebensätze vermeidet der verfasser, lange perioden sind ihm fremd. Wird der einfache satzban bei Hutten gerühmt, so darf unser dialog diesen ruhm gleichfalls in anspruch nehmen. Ein vorkommendes schwieriges satzgefüge: „*Aber von sollichem der geistlichen schrecken, wie ein unbillich ding es sey und das sie darinn über all christlich gebott und der aposteln ler handeln underweisen, und was sein letste straff gewesen, wie es auch die aposteln gehalten, und das wir under einander brüderlich leben sollen und einer den andern freüntlich und in aller sanfftmütigkeit underweyssen, unnd umb seinen irthum gütlich straffen, hab ich hie vor gesagt*“, diese gewiss an länge nichts zu wünschen übrig lassende periode gibt sich unschwer als herübernahme lateinischer constructionsform zu erkennen, wie sie Hutten nicht fremd ist (s. oben).

Als ergebnis der stiluntersuchung stellen wir fest, dass der dialog Neu-Karsthans nach der stilistischen seite hin die eigentümlichkeiten des Huttenschen stiles in sich trägt und — was vielleicht noch wichtiger ist — nichts enthält was der ritter nicht auch geschrieben haben könnte. Übereinstimmungen ergaben sich bis in die kleinsten, aber gerade darum überaus wertvollen äusserlichkeiten hinein. Was die ersten Huttenkenner Strauss und Böcking fühlten, dass der stil unseres dialoges der Huttensche sei, das hat die genaue analyse bestätigt. Somit dürfte der zweite teil unserer untersuchung die im ersten teile aufgestellte these der Huttenschen autorschaft des Neu-Karsthans bekräftigen.

Es bleibt, wenn man die von Strauss und Böcking zusammengestellten sachparallelen zu den von uns in teil I wie auch teil II aufgezählten berührungspunkten hinzunimmt, nicht viel übrig, was nicht

bei Hutten sich nachweisen liesse. Und auch dieses wenige ist nicht der art, dass es die autorschaft Huttens ausschliesse; es ist zum teil bedingt durch die in den letzten monaten vor der abfassungszeit eingetretenen politischen ereignisse (Wormser reichstag, der neue feldzug Karls V.). Die theologie, die im Neu-Karsthans steckt, ist Hutten wol zuzutrauen; sie verrät deutlich die lektüre der Lutherschen reform-schriften von 1520; die aber hatte Hutten gelesen!

Und andererseits — führen wir einmal den indirekten beweis — ist Hutten nicht der verfasser des N.-K., dann wäre unser dialog ein plagiat, wie es mir nicht wol möglich erscheinen will. Man stelle sich die popularität Huttens so gross wie nur möglich vor, es erscheint zum mindesten unwahrscheinlich, dass, und wäre es der intimste freund Huttens aus dem Ebernburger kreise, jemand hier ein stückchen und da ein anderes aus Huttens schriften sich zusammengeholt hätte, um daraus einen neuen dialog zusammenzustellen. Und wie wäre es erklärlich, dass er dann weniger solche ideen sich herausgeholt hätte, die allgemeine zeitausschauungen waren, als vielmehr gerade „persönliche lieblingsgedanken unseres ritters oder solche, die diesem doch besonders nahe lagen?“ (Strauss s. 432) und dass er — so dürfen wir hinzufügen — kleine und kleinste stileigentümlichkeiten copierte? Zudem müsste dieser Unbekannte Franke sein und in Mainz sich aufgehalten haben; denn der verfasser des dialogs lässt beides von sich vermuten, wenn er, um das ausbeutungssystem der pfaffen zu illustrieren, gerade „die arme stadt Mainz“ und „daz Frankenland“ anführt (s. 678; für Hutten passt das vortrefflich). Als solch ein „Ragout aus andrer schmaus“ sieht zudem Neu-Karsthans gar nicht aus. Das schriftchen ist kein compilatorium, sondern conception eines originellen geistes, leicht und glatt geschrieben. Und dieser geist ist der Huttensche. Der ritter hat das ihn in der damaligen zeit bewegende gedankenmaterial mit der ihm eigenen formgewandtheit verarbeitet zu jenem dialoge. So erklären sich einerseits die auffallend vielen anklänge in inhalt und form an seine gleichzeitigen schriften und andererseits die eigentümlichkeit und unmittelbarkeit der ideenwiedergabe im Neu-Karsthans. Anders als durch die annahme desselben autors diese doppelseitigkeit unseres dialogs — abhängigkeit auf der einen, eigenartigkeit auf der anderen seite — zu erklären erscheint mir unmöglich. Dabei sind beide, abhängigkeit und ursprünglichkeit, zu gross in ihrem nebeneinander.

Aber, ehe wir schliessen, gilt es noch ein nicht unwichtiges bedenken zu erledigen: passt unser dialog zu der politischen situatiou, in welcher sich Hutten nach dem Wormser reichstag befand? Ist es

möglich, dass dieser ritter, der seine standeswürde peinlichst hochhielt, nun mit dem bauern anbindet, ja fast ein bündnis mit ihm schliesst? Und wie reimt sich widerum damit, dass der ritter Sickingen zum feldzug in kaiserlichen diensten gratuliert, ja selbst zum mindesten mit dem gedanken an kaiserliche heeresfolge sich trägt, vielleicht gar ihn hat zur tat werden lassen?

Gehen wir auf den letzten punkt zuerst ein. Sickingen sagt in unserem dialoge von dem kaiser: „*so hat er yetzund Hutten zu diener uffgenommen und hoff gantz er werd nitt lang bïpstisch sein.*“ Bereits Böcking hatte dazu bemerkt: Hoc ipse Huttenus non scripsisset (s. 659). Und in der tat bieten diese worte einige schwierigkeit. Nicht zwar, dass die hoffnung auf den kaiser auch jetzt noch nach dem Wormser reichstag und der ächtung Luthers, bei Hutten undenkbar wäre; Hutten stände damit nicht allein, dass das vertrauen auf den jungen herrscher noch nicht gewichen ist. Eberlin von Günzburg denkt ähnlich. Des ritters grimmigster hass ist allein gegen die Römlinge, die curtisanen gerichtet, in deren hand er gegenwärtig den kaiser glaubt; sie müssen verichtet werden, dann hat dieser freie hand; diese gedanken ergaben sich aus den Huttenschen schriften vor dem reichstag und während desselben. Wenn er nach 1521 zum schwerte greift, so beginnt er den „*pfaffenkrieg*“, nicht aufruhr gegen den kaiser. Aus dieser im Neu-Karsthans ausgesprochenen inneren stellung Huttens zum kaiser wird man also kaum ein gegenargument gegen unsere these schmieden können. — Die schwierigkeit vielmehr liegt in der notiz, dass der kaiser Hutten in seine dienste genommen habe. Wie ist das in einklang damit zu bringen, dass Hutten nach dem Wormser reichstage ausdrücklich auf kaiserlichen sold verichtet hat? Die annahme von Strauss (s. 416), diese resignierung später als mai zu setzen, wodurch für die einföhrung unseres dialogs in Huttens leben raum gewonnen wäre, ist nicht mehr haltbar, seitdem die von Brieger publicierten Aleanderdepeschen dieselbe urkundlich auf ende mai fixieren¹. Dadurch ist auch die von Strauss angezweifelte meldung Bucers vom 22. mai 1521, Hutten habe dem kaiser den dienst gekündigt, bewahrheitet worden. Endlich bestätigt die notiz von Otto Brunfels in seiner apologie Huttens gegen Erasmus den verzicht (Böcking II, 340). Diesen dreifachen ring von zeugen durch unseren dialog zu durchbrechen ist unmöglich. Die vermutung, jene notiz sei eine geschickte fiktion, etwa zu dem zwecke eingefügt, den verdacht der autorschaft

1) Vgl. Kalkoff, Die depeschen Aleanders s. 209.

von Hutten abzulenken durch einföhrung einer historischen unmöglichkeit, wird den vorwurf der unwahrscheinlichkeit nicht vermeiden können. Auch das wird schwer angänglich sein, eine rückbeziehung auf die Ebernburger verhandlungen, durch welche Hutten sich für den kaiser gewinnen liess (s. darüber Brieger a. a. o.), in jener mitteilung zu sehen, da unmittelbar vorher die ächtung Luthers erwähnt ist und mit „*yetzund*“ jene dieser zeitlich nachgesetzt wird.

Eine lösung der schwierigkeit, die nicht gezwungen erscheinen dürfte, liegt darin, dass man jene resignation als eine nur momentane, nicht definitive setzt. Wir glauben diese ansicht mit guten gründen stützen zu können. Betrachten wir zunächst die Aleanderdespeche, die von jenem verzicht meldet.

Hutten hat danach einen seiner knechte mit einem brief an Armstorff gesandt, „in welchem er sich entschuldigte, wenn er nicht in des kaisers diensten stehen könne noch wolle; denn der kaiser habe eigenhändig den beschluss zur verfolgung Luthers vollzogen, den er (Hutten) um der christlichen wahrheit willen zu verteidigen gedenke, sodass des kaisers und sein wille gänzlich unvereinbar seien; er schien dem kaiser gewissermassen fehde anzusagen“ (Aleander bei Kalkoff s. 209). Man wird ein wenig übertreibung in diesen worten finden dürfen, bei Aleander dominierte der hass über die wahrhaftigkeit, und wenn einer, so war Hutten ihm verhasst (vgl. ebda s. 125 „ein elender bösewicht und mörder, ein lasterhafter lump und armer schlucker wie Hutten“ und s. 117. 115 u. a.) In Aleanders worten selbst scheint ein widerspruch zu liegen, das „sich entschuldigen“ und „gänzlich unvereinbar sein“ wie „fehde ansagen“ will sich nicht miteinander vertragen. Mit dem ersteren würde sich gut vertragen, dass die resignation nur eine momentane war, ja selbst für letzteres scheint diese annahme nicht ausgeschlossen, wenn man nur die umstände bedenkt, unter denen Hutten den verzicht auf kaiserlichen dienst aussprach. Die ächtung Luthers war beschlossene sache — Hutten nimmt sie in seinem briefe als sicher an — zugleich verbreitete sich in Worms das gerücht von Luthers gefangennahme¹, man hielt vielfach die nuntien — Huttens todfeinde — für die anstifter derselben (vgl. Brieger s. 202 und Kolde: Luther und der reichstag zu Worms s. 77), über Hutten selbst vernahm man in Worms höhnische worte, weil er nicht zugeschlagen hatte, wie er drohte (vgl. Ellinger in Geigers Vierteljahrschrift für kul-

1) Cochlaeus in Frankfurt wusste schon am 11. mai um dieselbe (Ztschr. für k. g. XVIII s. 112.) An demselben tage kam die nachricht nach Worms (Kalkoff s. 192).

tur u. litteratur der renaissance I s. 245. Kolde ebda s. 63) — lassen nicht alle diese momente jenen schritt Huttens als in gewaltiger erregung getan verstehen? Ist nicht jener anschlag auf die nuntien vom 31. mai ein zeugnis derselben, vielleicht die antwort auf die ihnen zugemutete gefangennahme Luthers? — Wie nun, wenn ursache kam, dass die erregung sich legte? Und das ist anzunehmen. Über Luthers schicksal musste Hutten sich beruhigen, je zuversichtlicher die gerichte wurden, dass er bei freunden geborgen sei und die briefe an den Wittenberger kreis, von denen Hutten gehört haben wird, dieselben bestätigten. Schon im mai hatte ja Bucer die vermutung ausgesprochen, Luther sei bei freunden und er stand mit der meinung nicht allein (vgl. Kolde s. 77 fgg.). Dann aber nötigte ferner die eigene lage Hutten zu einer nüchternen betrachtung der dinge. Die politische entwicklung hatte dazu geführt, dass er isoliert dastand. Die tragik in Huttens leben, dass in ihm „lebenslänglich der schriftsteller und ritter im wettstreite stand“, hatte mit dem Wormser reichstage ihren höhepunkt erreicht. Seine feder hatte in jenem absagebrief an den kaiser eine tat veranlasst, deren praktische folgen der ritter auf die dauer nicht zu tragen vermochte. Diplomatisch angesehen war jener schritt so unklug wie möglich, diplomat war Hutten nie. Sickingen stand in kaiserlichem dienste, Luther war gefangen, der adel von schwankender stellung, in den augen der menge musste der rasch aufeinander folgende wechsel seiner position — zuerst die heftigsten invektiven gegen Rom, appell an deutsches nationalgefühl, dann einlenken und eintritt in kaiserlichen dienst, und nun wider absage — ihn verdächtigen und sogar zu spott reizen — es hat auch daran nicht gefehlt, vgl. Ellinger s. 245 — wie wollte er sich halten, da er nunmehr auch mit dem kaiser brach? Er besass weder die politische noch die finanzielle macht, um sich selbständig halten zu können — die folgezeit hat das nur zu deutlich bewiesen. So drängten die verhältnisse dazu, jenen schritt als einen übereilten erkennen zu lassen und sie lassen das im dialog „Neu-Kärsthans“ über Huttens stellung zum kaiser berichtete nicht nur nicht unmöglich oder gar unwahrscheinlich, sondern nahezu notwendig erscheinen.

Die meldung Bucers über Huttens verzicht auf den kaiserlichen jahrgehalt sagt auch von einem definitiven verzicht nichts (vgl. Baum: Bucer und Capito s. 130). Im gegenteil wird verständlich, wie Strauss annehmen konnte, es handle sich um eine voreilige mitteilung, wenn anderweitig Bucer übereilt und vorschnell geurteilt hat, wie wir nachzuweisen vermögen. Er lässt z. b. Sickingen zum kriege drängen, wo

es sich höchstens um eine momentane aufwallung desselben gehandelt haben kann (vgl. Szamatolski s. 100 anm. 4 nach Ulmann: Sickingen s. 177 fg.). Auch berichtet er unter dem 22. mai schon ganz bestimmt, Hutten werde die Ebernburg verlassen, während dieser selbst erst am 27. mai diesen gedanken, noch unschlüssig, andeutet (vgl. Böcking bd. II s. 76: *alio videor cogi*) und wir sicher erst den 4. september als terminus ad quem ansetzen können (ebda s. 81; der von Böcking auf den 14. juni datierte brief nr. 257 gehört, wie Szamatolski s. 93 fg. nachgewiesen hat, in den januar). Wem also jene meldung Bucers einen definitiven verzicht anzudeuten scheint, der bedenke die voreiligkeit und unzuverlässigkeit desselben.

Die notiz von Otto Brunfels endlich (s. oben) dient apologetischen zwecken, sie will die uneigennützigkeit Huttens hervorheben, darum ist ihr der verzicht als solcher wichtig; ob momentan oder definitiv, darauf wird nicht reflektiert.

Man muss ferner in betracht ziehen eine meldung Huttens an Bucer vom 4. september 1521 (bei Böcking II nr. 260). Hutten möchte Bucer bei Sickingen einführen: *et fiet forte ut in castra ducam te ad Franciscum*, er bittet ihn doch zu ihm in sein versteck zu kommen, noch etwa 20 tage werde er dort bleiben, dann aber werde er zu Sickingen sich begeben: *ibo postquam (prosperante Christo) recuperata huc latendi causa est, valetudo, quam curo*. Man hat diese meldung in der bisherigen konstruktion des verhaltens Huttens nach dem Wormser reichstag zu wenig berücksichtigt; sie passte zu derselben nicht recht, man konnte sie höchstens für einen vorübergehenden gedanken Huttens halten. Allein dazu ist man bei der bestimmtheit, mit der sie auftritt (s. den wortlaut), nicht berechtigt. Hutten plant tatsächlich anfang september zu Sickingen ins feldlager zu ziehen. Wie wird das erklärlich? Sickingen stand in kaiserlichen diensten, würde Hutten sich haben zu ihm begeben wollen, wenn er nicht unter ihm, also mittelbar unter dem kaiser, kämpfen wollte? Dann aber muss doch jener umschwung in ihm vorgegangen sein, den wir oben behaupteten, und Hutten plant wider eine annäherung an den kaiser, jene resignation war in augenblicklicher erregung geschehen. So erhält der brief vom 4. september seine rechte beleuchtung, und nur so wird es möglich, allem, was wir von Hutten in dieser kritischen zeit wissen, gerecht zu werden, ohne irgend etwas in den hintergrund zu schieben. Besitzen wir also unter dem datum des 4. september ein urkundliches, Hutten gehöriges zeugnis seiner veränderten politischen position, so hindert nichts diesen umschwung, wie es der dialog „Neu-Karsthans“ fordert, bereits im juli

sich anbahnen zu sehen; dass er noch nicht zur tat wurde, lag, wie Hutten selbst sagt, lediglich an seiner gesundheit.

Möchte man diese construction gezwungen finden und etwa ihretwegen trotz aller andern gründe Hutten die autorschaft unseres dialoges absprechen, so ist zu bedenken, dass die schwierigkeit, jene notiz mit dem uns sonst über Hutten bekannten auszugleichen, in jedem falle bestehen bleibt. Denn wie hätte ein Hutten so nahestehender verfas- ser, wie er dann wegen der vielen berührungen mit ihm angenommen werden müsste, der über die politischen ereignisse während und nach dem reichstag gut unterrichtet war (vgl. die historischen bemerkungen des dialoges), diese notiz über Hutten bringen können, ohne dass sie irgendwie in den politischen verhältnissen begründet gewesen wäre? Man kann nicht annehmen, er habe jene Ebernburger verhandlung im auge gehabt; als freund Huttens und genauer kenner der politischen lage musste er um den verzicht wissen, wie Bucer darum wusste.

Deuten wir nun jene notiz in der angegebenen weise, so erscheint der dialog „Neu-Karsthans“ als ein genial ausgedachter versuch Huttens, die möglichen kräfte mobil zu machen gegen die Römlinge; damit ist er zugleich ein versuch der politischen rehabilitation Huttens, der umsetzung der isolierung, in welcher er sich befand, in gemeinsame aktion. So erklärt sich das werben gleichsam um Sickingen, den kaiser und die bauern.

Zunächst um Sickingen. Sickingen ist der träger der handlung des dialoges — übrigens ein spezifisch Huttenscher zug, ihn als führer der reformbewegung hinzustellen, vgl. Strauss s. 430 — er belehrt den bauern, ja es wird angedeutet, dass die bauernschaft ihn zum führer wünscht — in der rolle, die nachmals Götz v. Berlichingen spielte (vgl. s. 652). Es wird auch nicht zufällig sein, dass die enge liierung Huttens mit Sickingen auf der Ebernburg so häufig berührt wird und dabei ersterer als vater der geistesbildung des letzteren erscheint. „*Als mir Hutten erzählt*“ oder ähnlich heisst es s. 652, 653, 654, 658, 659, 667, 669. Diese hohe wertung Sickingens ist aber nur fortführung der anderweitig feststellbaren stellung Huttens zu ihm. Die spannung zwischen beiden konnte für Hutten schon deshalb keine dauernde sein, weil er Sickingen nicht entbehren konnte, vor der öffentlichkeit hat er stets auf ihn gerechnet (vgl. Szamatolski s. 106). In seiner antwort auf Eoban Hesses gedicht, unmittelbar nach dem Wormser reichstag verfasst¹, spricht Hutten es aus:

1) Vgl. zur datierung Szamatolski s. 107.

Forsitan et sociis aderit Franziscus in annis
Invictaque ruens conseret arina manu.

(Böcking II s. 73); am 27. mai spricht er ähnliche hoffnungen im brieft an Bucer aus (ebda s. 76), der „Neu-Karsthans“ vollendet in ausführlicher form die werbung¹.

Durch Sickingen zugleich wirbt Hutten um den kaiser. Er beglückwünscht jenen zum feldzug unter diesem, gibt die hoffnung auf den kaiser trotz der bannung Luthers nicht auf und ist bereit, in kaiserlichen dienst zu treten. Der kaiser soll leiter der nationalen anti-römischen bewegung werden — das bekannte reformprogramm der für eine besserung der politischen lage eintretenden humanisten und ritter. Fast hat es den anschein, als seien verhandlungen kaiserlicherseits mit Hutten betr. wiederaufnahme des dienstverhältnisses geführt worden; wir wissen darüber sonst nichts; an sich unmöglich wäre es nicht, doch erscheint wahrscheinlicher, dass der ritter in dem dialog um des zweckes der günstigstimmung des kaisers willen als bereits vollzogen darstellt, was bisher nur im gedankengebilde tatsächlich war. Diese prolepsis ist wol begreiflich. Wol auch um des kaisers willen ist der ton des dialoges sehr massvoll gehalten, nur wenn es um die curtisanen sich handelt, blitzt glühendster hass hindurch. Seine bekannten anti-romanistischen pläne macht er geltend, aber er bringt nichts revolutionär provozierendes gegen den künftigen kriegsherrn vor. Die polemik trifft zum teil misstände, welche selbst auf römischer seite als reformbedürftig anerkannt waren oder deren aussprache seitens Hutten durch die fürstliche macht in ihren gravamina genügend gedeckt war, sodass sie gewagt werden konnte. Von obigem gesichtspunkte aus erklärt sich auch die vorsichtigkeit des ausfalls gegen Albrecht von Mainz, wenn nicht auch ein wenig anhänglichkeit an den einstigen herrn mitspielte: *„Unnd weiss einen, dem gündt ich wol, er wär des bistumbs müssig gegangen, dann er würt sein sel dadurch verdammen.“* Es scheint zweifellos, dass diese worte auf Albrecht gemünzt sind (vgl. Böcking s. 672, vgl. auch die eigenartige parallele in den randglossen zur bulle von Hutten s. 322: *quid conaris (Leo X) ... boni speciem inducere, cum possim ... unum in Germania episcopum ostendere omnibus, a quo extorsisti quater sexagies mille aureos.*)²

1) Dieses festhalten des ritters an Sickingen spricht auch für die these, dass Huttens verzicht auf die kaiserliche pension momentan war. Hätte er sonst dem kaiserlichen heerführer nicht die freundschaft kündigen müssen?

2) Schon um dieser parallele willen wird Ulmans (Sickingen s. 273 anm.) beziehung der worte in Neu-Karsthans auf den Trierer erzbischof abgelehnt werden

Nicht die rücksicht auf den kaiser allein, sondern die gesamte politische constellation gebot die äusserste zurückhaltung gegenüber den bauern. Wir sahen bereits (s. teil I) die ungestümen versuche des bauern, der sofort mit seinem flegel und karst dreinschlagen will, durch vertröstungen auf die göttliche hilfe abgewiesen werden. Und doch konnte man den bauern kaum ignorieren, hatte er doch während des reichstages drohend mit seinem flegel an die tore von Worms gepocht und gieng doch anderweitig bereits der adel mit ihm im bunde. Cochlaeus schreibt unter dem 19. juni aus Frankfurt an den papst: *circumcirca lutherizat nobilitas cum omni fere rustica manu*¹. Für Hutten war dieses zusammengehen mit der bauernschaft neu, aber nicht unerhört, es sei denn dass man die überwindung der alten feindschaft zwischen rittern und städten gleichfalls unerhört finden wollte, so wie sie Hutten in seinen *Praedones* ausgesprochen hatte. Wenn es den kampf gegen Romanisterei und *curtisanentum* galt, gab es für den ritter keine standesschranken mehr. So werden die werbenden worte, aus denen letztlich nahezu der ganze dialog besteht, begreiflich. Der bauer wird aufgeklärt über der Römlinge wesen, man sagt ihm, dass dasselbe mit der h. schrift contrastiere, gibt ihm in kurzen grundzügen eine ahnung von der geistesbewegung, die von Wittenberg, der persönlichkeit Luthers ausgieng, zu verstehen, lehrt ihn seine nöte, in denen er steckt, aus der isolierung losreissen und mit der gesamtnot das vaterlandes verbinden und formuliert schliesslich selbdritt — juncker Helferich, das wird der helfer in der not Sickingen sein, reyster Haintz, das wird den ritterstand bedeuten sollen² und Karsthans, d. h. der bauernstand — 30 bundesartikel, deren spitze durchweg gegen Rom gekehrt ist.

Der plan des ganzen ist fantastisch; geschickt lavierend zwischen allen klippen, weder nach rechts, noch nach links anzustossen suchend, concentriert er alle disponibeln kräfte, kaiser, fürsten, ritter, bürger und bauern gegen Rom. War es praktisch durchführbar, diese ver-

müssen. Zu der redeform: „ich weiss auch einon, dem usw.“ vgl. Huttens Phalarismus bei Böcking IV s. 19.

1) *Ztschr. f. k. g.* XVIII heft 1 s. 118. Aus den beistehenden worten „non adeo longe abest hinc Huttenus“ lässt sich nichts schliessen.

2) „Reiter Heinz“ muss eine populäre figur gewesen sein; wie mir herr D. Bossert gütigst mitteilte, begegnet in Schwaben der familienname Reitheinz. Zu Heinz von Luder (s. teil I) ist nachzutragen, dass sein name in der präsentliste für den Wormser reichstag sich nicht findet, vgl. *Deutsche reichstagsakten* unter Karl V. bd. 2 (1896).

schiedenen elemente zu einen? Ein nüchterner beurteiler der politischen situation konnte darauf nur die antwort: nein! geben. Aber wann hätten Huttens pläne nicht der praktischen durchführbarkeit ermangelt? War es doch die tragik seines lebens, politisch (gewiss nicht dichterisch) fantast zu sein.

Doch warum hat Hutten anonym geschrieben? Schade (Satiren und pasquille II s. 287) möchte diesen umstand als argument gegen Huttens autorschaft geltend machen. Man könnte dieses bedenken derartig beseitigen, dass man vermutet, der ritter habe seinen ritterlichen namen nicht unter einen vornehmlich für den bauern bestimmten dialog setzen können; allein wenn die standesschranken einmal kein hindernis mehr für die politische verbindung waren, so brauchte man auch das offene bekennen des namens nicht zu scheuen. Die anonymität wird sich aus der situation, in der Hutten sich befand, begreifen. Seine erschütterte isolierte position (s. oben) vertrug noch nicht ein offenes heraustreten, der politische kredit musste zuerst wiedergewonnen werden, zu dieser rehabilitation sollte unser dialog mittel sein (s. oben), darum wird der name Hutten so oft genannt, ohne doch als autornamen proklamiert zu werden. Der dialog sollte Hutten in die politische welt wider einführen, deshalb die anonymität, die gewiss nicht allzu undurchsichtig war.

Zur ausführung gekommen ist von dem im Neu-Karsthans entwickelten plan nichts, nicht einmal die reise Huttens in Sickingens feldlager und der öffentliche widereintritt in kaiserlichen dienst. Mochte Hutten die unmöglichkeit der ausführung seines planes erkannt haben, oder mochte die macht der verhältnisse ihn zum verzicht zwingen? Hutten begann jetzt seinen „pfaffenkrieg“, wiederum ein erfolgloses beginnen; mit raschen schritten nahte sein schicksal seinem ende. In das dunkel seiner wirksamkeit unmittelbar nach dem Wormser reichstag fällt von dem dialog „Neu-Karsthans“ aus einiges licht; wir wissen nunmehr — vorausgesetzt dass unsere zweckbestimmung der flugschrift die richtige ist — mit welchen ideen Hutten sich trug. Die scharfe consequenz seines auftretens, wie man sie auf grund der Briegerschen publikationen an Hutten zu rühmen pflegte (vgl. Ellinger, der aber s. 244 eine gewisse einschränkung macht und Szamatolski), wird aufgegeben werden müssen; man wird auf grund neuen materials wider zu Strauss zurückkehren, welcher für die zeit juni bis oktober 1521 eine gewisse unsicherheit, unbestimmtheit und unentschlossenheit bei Hutten konstatierte. Er trägt sich mit plänen, ohne an ihre durchführung zu gehen.

Endlich sei noch gesagt, dass an der ausgeführten zweckbestimmung unseres dialogs die entscheidung über seine autorschaft nicht hängt. Man kann jene leugnen oder sie anders fixieren und wird doch zugeben müssen, dass einerseits die geltend gemachten bedenken gegen Huttens verfasserschaft sich unschwer erledigen lassen, anderseits die bis ins kleinste hineingehende verwandtschaft des „Neu-Karsthans“ mit gleichzeitigen Huttenschen schriften nicht wol anders sich erklären lässt als durch annahme der identität der autorschaft¹.

1) Wie ich nachträglich sehe, spricht auch Koldo (Lutherbiographie II s. 566) die vermuthung aus: „Sollte der autor nicht doch Hutten selbst sein?“; vgl. auch Wrede: Reichstagsakten II, s. 624.

TÜBINGEN.

W. KÜHLER.

DIE EINHEIT DES ERSTEN FAUSTMONOLOGS.

Litteratur.

H. Düntzer, Goethes Faust. Erster und zweiter teil. Zum ersten mal vollständig erläutert. 1854 (zweite, wolfeile ausgabe). G. v. Loeper, Faust I. teil. 1879². W. Scherer, Aus Goethes frühzeit. Qf. 34 (1879). F. Zarneke, Lit. cbl. 1879, s. 1289 fgg. W. Scherer, Betrachtungen über Faust. Goethojb. VI; neu in: Aufsätze über Goethe 1885, s. 295 fgg. 309 fgg. (Nb. Hiernach citiere ich!) H. Düntzer, Zum verständnis und zum schutze des ersten Faustmonologs. Grenzboten 1886, I, s. 604 fgg. Ders., Goethes Faust I. teil. Erläut. z. d. deutschen klass. 1889⁵, s. 76—83. Kreyssig-Kern, Vorles. über Goethes Faust. 1890², s. 53—58, 62 fgg. P. Graffunder, Der erdgeist und Mephistopheles in Goethes Faust. Preuss. jahrb. 68, s. 700 fgg. (1891). Er. Schmidt, Aufgaben und wege der Faustphilologie. Verhandl. d. 11. philologenversamml. 1892, s. 11 fgg. K. J. Schröer, Faust von Goethe. I. teil. 1892². K. Fischer, Goethes Faust 1893². II, s. 212 fgg. H. Baumgart, Goethes Faust als einheitt. dichtung. 1893. I. bd, s. 102 fgg. 128 fgg. 147 fgg. 195 fgg. 404. K. J. Schröer, „Dass wir nichts wissen können.“ Chron. d. Wien. Goethevereins 1893, s. 24 (vgl. JBL 4. IV 8^c: 92). Er. Schmidt, Goethes Faust in ursprünglicher gestalt 1887. 1894³ (Einl. s. 38 fgg.). V. Valentin, Aesthet. schr. II: Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen einheit 1894. J. Collin, Goethes Faust in seiner ältesten gestalt. 1896 (s. 1—92 schon als diss. Giessen 1892). R. M. Meyer, Litterarhistorische bemerkungen 1896. I zu Goethe, nr. 2 „Angeraucht papier“. Euph. III, s. 101. V. Valentin, „Angeraucht papier“. Ebda s. 476 fg. W. Creizenach, Das alte Faustmanuscript. Ebda s. 475 fg. J. Niejahr, Kritische untersuchungen zu Goethes Faust. I. Älteste gestalt. Euph. 1897. IV, s. 272 fgg. — J. Minor, Nhd. metrik 1893 (vgl. s. 338). E. Sievers, Zur rhythmik und melodik des nhd. sprechverses. Vortrag auf der 42. philologenversammlung s. 370. O. Flohr, Geschichte des knittelverses vom 17. jh. bis zur jugend Goethes. 1893. F. Saran, Zur metrik Otfrieds von Weissenburg. Festschrift für Sievers. 1896.

Unter den problemen, die die Goetheforschung neuerdings aufgeworfen und zu lösen versucht hat, ist die frage nach der einheit des

ersten Faustmonologs eines der schwierigsten. Es ist zugleich eines der interessantesten auch deswegen, weil im streite darüber die gegensätze deutlich herausgetreten sind, die die forschung auf dem gebiet der neueren deutschen litteratur noch immer bewegen. Philosophisch-ästhetische und historisch-kritische betrachtungsweise ringen hier noch um die oberhand und sind noch nicht dazu gelangt, ihren frieden zu machen und sich gegenseitig zu fördern.

Das problem hat zuerst Scherer gestellt und die frage in verneinendem sinne beantwortet. Aber seine ergebnisse wurden zum teil sehr leidenschaftlich bekämpft und — wenige ausgenommen — verworfen. Jetzt herrscht wider die ursprüngliche meinung. Man sieht im ersten Faustmonolog eine scene, deren vorgang sich streng folgerecht und ohne lücken entwickelt. Die niederlage der philologisch-kritischen methode scheint entschieden.

Aber sie scheint es doch nur. Eben jetzt hat Scherers hypothese in Niejahr einen neuen verteidiger gefunden, der wider mit nachdruck auf die anstöße hinweist, die der aufmerksame leser nehmen müsse, anstöße, die den genuss der dichtung trüben und erklärung fordern. Dass solche bedenken gerechtfertigt sind, davon bin ich überzeugt. Wie weit sie es sind und wie man sie zu deuten habe, ist freilich eine andere frage. Die antwort darauf scheint mir noch nicht endgiltig gegeben.

Eben darum und wegen der allgemeinen, ja principiellen bedeutung des problems nehme ich die untersuchung von neuem auf. Ich beschränke mich dabei mit Scherer einstweilen auf den ersten teil der scene.

I. Zur erklärung des monologs.

Der monolog Fausts — diesen begriff hier im engeren sinne genommen — zerfällt, wenn man ihn zunächst als ein ganzes betrachtet, in drei abschnitte. Sie heben sich durch ihren inhalt und ihre form deutlich von einander ab, was die folgende untersuchung noch im einzelnen nachweisen wird. Diese hauptabschnitte des monologs sind

A v. 1—32,

B „ 33—56,

C „ 57 fgg. bis zum beginn der beschwörungsscene.

Ich wende mich zuerst zur erklärung des

Abschnitt A (v. 1—32).

Die bühnenvorschrift teilt mit, dass es nacht ist. Faust befindet sich in einem hochgewölbten (vgl. z. 51) zimmer, das trotz seiner höhe eng ist, vermutlich weil es mit büchern, instrumenten, hausrat

vollgestopft ist. Auf dies erste tadelnde beiwort folgt als zweites attribut gotisch. Man bezieht es auf die architektur des zimmers und stellt dies infolge dessen mit spitzbogengewölbe dar. Damit stimmt, was Goethe im II. teil v. 6572. 6622 und 6929 fordert. E. Schmidt dehnt die vorschrift auch auf die zimmerausstattung aus (U.³ einl. s. 40). Sollte das wort aber von Goethe zunächst nicht so gemeint sein, wie es das 18. jahrhundert mit vorliebe braucht, und wie es z. b. Sulzer in der theorie der schönen künste erklärt? Dann bedeutete es „altertümlich, altfränkisch“ und würde nicht nur sehr gut zur situation passen, sondern auch sehr gut zu dem tadelnden sinne des vorhergehenden „enge“ stimmen. Das verständnis der zeichnung, die E. Schmidt a. a. o. beschreibt, würde alsdann keine schwierigkeit machen. Die vorliebe des jungen Goethe für die gotische baukunst wäre kein einwand. Übrigens erhellt, wie man auch entscheide, dass sich die überschrift vor abschnitt A mit dem inhalt von B berührt; auch in C wird die charakteristische anschauung von der örtlichkeit durchaus festgehalten.

Nun hat sich Faust nach v. 24 der magie ergeben. Also ist, wie Düntzer mit recht gegen Scherer betont, der übergang von der wissenschaft zur zauberei bereits geschehen. Andererseits lehren die verse 25 und 26, dass Faust noch keine beschwörung versucht hat. Man muss darum unbedingt mit Düntzer annehmen, dass Faust ein oder mehrere zauberbücher besitzt und darin schon studiert hat. Für ein solches „theoretisches“ studium magischer werke gibt die Faustsage genug parallelen an die hand (Marlowe, Pfizer. Vgl. Düntzer, Grzb. s. 606) und zum überfluss bezeugen es Fausts eigene worte:

v. 73. 74: Umsonst dass trocken sinnen hier

Die heilgen zeichen dir erklärt,

eine stelle, auf die ich später zurückkomme. In ihr wird trockenes sinnen und tätiges beschwören genau geschieden. Nun ist das nächste ziel der ganzen scene offenbar die beschwörung, eine beschwörung, die schon von der überlieferung der sage gefordert wird. Also muss Faust jetzt vor der ausführung dieser handlung stehen, von der er die entscheidende wendung seines lebens erwartet.

Darum begreift sich, warum die bühnenanweisung Fausten unruhig nennt. Nach längerem spekulieren über den zauberformeln drängt es ihn, nun endlich einmal eine beschwörung zu versuchen. Das unternehmen ist natürlich ein wagnis. Denn wenn auch Faust hier nicht die mächte der hölle (unrichtig Schröer z. v. 24), sondern nur die geister der natur rufen will, wenn er sich auch nicht der „schwarzen“, sondern der „weissen“ magie (K. Fischer s. 25 fgg.) erge-

ben hat (Valentin s. 59), so bleibt es immerhin gewagt, sich durch übernatürliche mittel über die schranken hinwegzuheben, die der menschlichen erkenntnis gesetzt sind. Aus scheuer besorgnis vor dem entscheidenden schritt und aus leidenschaftlichem drang, das zu erfahren, was ihm die magie verheisst, ist Fausts stimmung zusammengesetzt: unruhig ist in der tat der bezeichnende ausdruck für diese gemütsverfassung.

Diese lage und stimmung des helden erkennt Düntzer durchaus richtig. Also werden wir mit ihm gegen Scherer annehmen, dass auf Faustens pult von vorn herein ein zauberbuch, vielleicht auch mehrere liegen, in denen er zu studieren pflegt und deren inhalt ihm bereits vertraut ist. Ausdrücklich gesagt wird das nicht, aber es liegt zweifellos ganz nahe, Goethes bühnenvorschrift so zu ergänzen. Das buch denke man sich verschlossen.

Der seelenzustand des helden wird aber durch ein anderes mitbedingt. Faust hat sich zwar schon vor dem beginne der handlung der magie ergeben, aber seine tätigkeit als professor geht neben diesem studium der zauberkunst her. Er muss täglich von neuem den gegensatz zwischen schulwissenschaftlicher arbeit und leerem kathedervortrag einer- und übernatürlicher erkenntnis andererseits empfinden. Er muss, wie wir aus U s. 53 erfahren, von gott, der welt, und was sich drinnen regt, vom menschen und was ihm im kopf und herzen schlägt, definitionen geben, ohne wirklich von dem etwas zu wissen, worüber er redet. Das bewusstsein davon quält ihn vor dem beginn des monologs wider einmal und zerreisst seine seele.

Der zwiespalt in Fausts gemüt wird immer grösser. Wie ergebnislos seine bisherigen wissenschaftlichen bemühungen geblieben, tritt ihm deutlich vor die seele, die sehnsucht nach übernatürlicher erkenntnis wird immer dringender und beginnt, die besorgnisse zurückzudrängen. Endlich bricht er in die worte aus, mit denen die handlung anhebt. Sie zeigen ihn in der gemütsverfassung, aus der sich der entschluss zur beschwörung notwendig losringen wird. Künstlerisch gerechtfertigt sind sie dadurch, dass sich nach Düntzers treffender bemerkung Faust mit ihnen über sein vorhaben beruhigen will. Er rechtfertigt durch sie sein verwegenes unterfangen vor sich selbst, ohne dass er doch zunächst seiner besorgnisse ganz herr werden könnte. Erst später setzt er sich im sturm leidenschaftlicher erregung über alle bedenken hinweg. Der dichter gewinnt durch dieses wol motivierte selbstgespräch des aufgeregten die möglichkeit, den zuschauer sofort über die lage der dinge aufzuklären.

Freilich ist es Goethe nicht gelungen, das undramatische seines Vorbildes, des Puppenspiels ganz zu tilgen. Vielleicht wollte er es bei der archaisierenden tendenz der Verse 1—32 auch nicht. Zwar möchte ich nicht mit Scherer den ganzen monolog bis v. 32 undramatisch nennen oder schlechthin als fiktive exposition nach einer älteren unvollkommenen technik (s. 309) bezeichnen, aber die form der Verse „Drum hab ich mich der magie ergeben“ fgg. ist entschieden nicht glücklich und etwas steif (Düntzer, Gr. comm. s. 169). Die einleitung dagegen und der inhalt des ganzen sind durchaus passend.

Der erste abschnitt A (v. 1—32) zerfällt nun seinem inhalt nach in drei teile, von denen die beiden ersten (a, b) eng zusammengehören und dem dritten (c) fast als ein ganzes gegenüberstehen. Diese drei teile haben annähernd gleichen umfang. Der erste (a) wird deutlich abgegrenzt durch den vers 12: „das will mir schier das herz verbrennen“. Der zweite (b) schliesst sehr kräftig mit den worten v. 23: „es mögt kein hund so länger leben“. Teil c reicht von v. 24—32: Der ganze abschnitt wird von dem gegensatz beherrscht: Ergebnislosigkeit des studiums der fakultätswissenschaften, sowol in rein wissenschaftlicher beziehung (a) wie nach der seite äusserer befriedigung hin (b). — Sehnsucht nach der anschaulichen, wirklichen erkenntnis, die nur die geister der natur offenbaren können (c). Fakultätswissenschaften und magie — dieser contrast bedingt die folge der gedanken bis ins einzelne hinein. Man darf das bei der interpretation nicht ausser acht lassen. Manche misverständnisse der erklärer entspringen daraus, dass sie es nicht genug bedenken.

Der erste teil a ist wider scharf gegliedert. Er zerfällt in die absätze v. 1—6 (α) und 7—11 (β), die auch durch die interpunktion sichtlich getrennt werden. Faust beklagt das völlig negative ergebnis seines lernens (α) und lehrens (β). Seine studien haben sich über das ganze gebiet der philosophye, medicin, juristerey und theologie erstreckt, d. h. er hat die wissenschaften aller vier fakultäten in seinen bereich gezogen und durchaus d. i. von anfang bis zu ende durchgearbeitet (v. 1—4). Was er erreicht, teilen die folgenden verse mit:

5. 6 Da steh ich nun ich armer tolr
Und bin so klug als wie zuvor.

Aber Faust hat nicht bloss still für sich gearbeitet, sondern zehn jahre auf dem kathedre doziert (v. 7—10). Hat ihm seine wissenschaftliche arbeit nichts weiter eingetragen als die erkenntnis, dass er nun eben so klug sei als zuvor, so hat er gerade bei seiner lehrstätigkeit

sogar die überzeugung gewonnen, dass für den menschen ein wirkliches wissen unmöglich ist:

v. 11 Und seh dass wir nichts wfsen können.

Die schmerzliche einsicht nichts zu wissen (v. 6), ja nichts wissen zu können (v. 11) ist das ergebnis von Faustens forschen (v. 1—4) und lehren (v. 7—10): kein wunder, wenn es ihm fast das herz verbrennen will (v. 12).

So schildert teil a (v. 1—12), wie Faust durch die beschäftigung, mit den überlieferten fakultätswissenschaften auf rein theoretischem gebiet nicht im mindesten gefördert, zum pessimismus in der wissenschaft kommt. Aber wenn studium und lehrstätigkeit auch die gesuchte innere befriedigung nicht geben, so könnten sie ihm doch eine gewisse äussere gewähren, eine befriedigung der art, wie sie später Wagner zeigt bzw. ersehnt (v. 217—20) und wie sie Fausts mitforscher und kollegen (v. 13 fgg.) gewiss besitzen. Aber nicht einmal solche geringeren freuden gewährt ihm die schulwissenschaft. Diesen gedanken führt teil b, widerum in gegensätzlicher form, durch: es stehen sich die verse 13—16 und 17—22 gegenüber, während 23 den schluss des ganzen teiles macht.

Faust erkennt v. 13—15 an, dass ihm die fakultätswissenschaften zwar nicht wirkliche erkenntnis gebracht, ihn aber doch wenigstens gescheuter als die andern gemacht haben. Was er unter „gescheut“ versteht, lehren die verse 15 und 16. Er kennt keine bedenken und zweifel mehr, weil er überzeugt von der unmöglichkeit metaphysischer erkenntnis sich beruhigt hat, und weil er zu aufgeklärt ist, vor hölle und teufel (v. 16) irgend welche fürcht zu haben. Der weitere verlauf des dramas rückt diese stolzen worte in eigentümliche beleuchtung.

So hat die wissenschaft auf ihn rein negativ gewirkt und ihm damit, wie begreiflich, all freud entrissen. Diesen gedanken führen die v. 18—22 in genauem anschluss an die vier fakultäten durch, wobei auf die schon v. 1 und 3 besonders hervorgehobene philosophie und theologie zunächst und ausdrücklich bezug genommen wird.

Faustens fehlt die behagliche selbstzufriedenheit des gelehrten, der, wenn er auch bloss ein vielwisser ist, doch glaubt etwas rechts zu wissen. Die worte passen an sich auf alle vier fakultätswissenschaften. Der zusammenhang mit dem, was folgt, empfiehlt aber, sie vor allem auf die philosophie zu beziehen. Die verse

19. 20 Bild mir nicht ein ich könnt was lehren

Die menschen zu bessern und zu bekehren
gehen zunächst auf die theologie (vgl. U s. 8, v. 179—180).

v. 21 Auch hab ich weder gut noch geld
deutet auf die medizin zurück und

v. 22 Noch ehr und herrlichkeit der welt
auf die jurisprudenzen. Die beiden letzten zeilen umschreiben offenbar
den altbekannten hexameter

Dat Galenus opes, dat Justinianus honores.
Also nicht einmal rein materielle vorteile hat Fausten die wissenschaft
gebracht.

Man sieht schon hieraus, dass es dem sinn der stelle ganz zuwider sein würde, den inhalt dieser zwei letzten verse 21 und 22 irgendwie zu betonen. Schröder misversteht den gedankengang, wenn er im commentar anmerkt: „Es muss nach diesem vers (20) eine pause eintreten, denn in dem nun folgenden schlägt Faust einen völlig veränderten ton an. Die ideale, die ihm vorschwebten, die menschen zu bessern u. dgl., gibt er auf [wo??] und wendet sich dem zu, was der gewöhnliche mensch anstrebt. Derb realistisch bricht er in unmut aus ...“ Im gegenteil. V. 21—22 gehören eng mit 18—20 zusammen. Dass aber aller nachdruck auf den inhalt der verse 18—20 fällt, geht aus der form hervor. Goethe ändert hier die reihenfolge der vier fakultäten, die er oben gewählt: voran wird darüber geklagt, dass philosophie und theologie keine befriedigung gewähren und zwar werden dazu drei verse verwendet. Erst in zweiter linie stehen medizin und juristerei mit ihren mehr materiellen erfolgen; sie werden in zwei versen abgetan. Vor allem zeigt das beiläufig anreihende auch (v. 21), wie wenig sich Faust solchen nutzen wünscht.

Den sehr kräftigen schluss von b bildet, wie schon gesagt,

v. 23 Es mögt kein hund so länger leben.

Mögt hat hier natürlich die ältere bedeutung „könnte“. Diese archaische gebrauchweise hat Goethe wol der bibel entlehnt. Der ausdruck deutet an, dass Faust sich nun bald dazu entschliessen wird, völlig mit der bisherigen weise seines studiums zu brechen. Wir dürfen hier nicht vergessen, dass Faust neben dem theoretischen studium der magie auch noch seinen beruf als professor treibt und darum den zwiespalt in seiner seele immer von neuem empfindet. Wissenschaft und magie streiten in ihm um den vorrang.

Den teilen a + b oder eigentlich a allein tritt nun c contrastierend gegenüber. Was die wissenschaft nicht gegeben hat und überhaupt nicht geben kann, das hofft Faust von der magie, der er sich bereits zugewendet und die ihm kraft und mund der elementargeister gehorsam machen soll. Was er wünscht, drückt er zweimal

unmisverständlich aus, und dadurch zerlegt sich auch teil c wider in 2 stücke, die gruppen v. 24—28 und v. 29—32.

Faust hat sich der magie ergeben in der hoffnung

Ob mir durch geistes kraft und mund

Nicht manch geheimnis werde kund.

Dass ich nicht mehr mit saurem schweiss

Rede von dem was ich nicht weis.

Was das für dinge sind, über die er reden muss, ohne davon etwas zu wissen, lehren die worte des Mephistopheles:

U s. 53 O heilger mann da wärt ihr's nun!

Es ist gewiss das erst in eurem leben,

Dass ihr falsch zeugnis abgelegt.

Habt ihr von gott, der welt und was sich drinnen regt,

Vom menschen und was ihm in kopf und herzen schlägt,

Definitionen nicht mit grosser kraft gegeben?

Und habt davon in geist und brust,

So viel als von herrn Schwerdleins tod gewusst.

Der gedanke wird v. 29—32 nochmals und deutlicher ausgesprochen. Faust will erkennen, was die welt im innersten zusammenhält, schauen alle kräfte und samten, woraus die wirkungen in der welt hervorgehen, die er sieht und die ihm als „die schale der natur“ allein fassbar sind. Er will also das innere der natur, wohin nach Hallers ausspruch kein erschaffener geist dringt, schauen, um nicht worte, sondern bedeutungen erwerben und danach lehren zu können. Was Faust will, ist also ein doppeltes: erstens erkenntnis, unmittelbare anschauung von dem, was sich im innern der welt regt; dadurch zweitens die möglichkeit, seinen beruf als professor mit erfolg und gewinn für seine hörer ausüben zu können. Das letztere wird durch die verse 27/28 und 32 zweifellos; erkenntnis und lehrfähigkeit werden hier nicht getrennt. Darum behält Scherer gegen Düntzer recht, wenn er sagt, hier schöpfe nicht nur der forser, sondern auch der lehrer neue hoffnungen, Faust denke keineswegs daran, seine lehrfähigkeit aufzugeben (s. 310).

Man erkennt leicht, dass die gedanken des teiles c in genauem gegensatz zu denen von a stehen. V. 24—26 + 29—31 sind das gegenbild von v. 1—6, die zeilen 27. 28 und 32 dasselbe von 7—11. Dort die überzeugung, durch das studium der fakultätswissenschaften nichts gewonnen zu haben, hier die hoffnung, durch die magie aus geisternund manch geheimnis zu erfahren, zu erkennen was die welt im innersten zusammenhält. Dort die schmerzliche erkenntnis, dass er

trotz akademischer titel und würden seine schüler nur an der nase herumführe, ihnen nur definitionen ohne bedeutungen gebe, hier das verlangen, nicht mehr mit saurem schweiss von dingen reden zu mühen, die man nicht wisse, in worten zu kramen, die keinen inhalt hätten. Man sieht andererseits, dass der inhalt von b (v. 13—23), der von rein äusserlicher befriedigung handelt, in c nicht berührt wird. Denn, erwirbt Faust erkenntnis und anschauung, so wird er leicht auf solche freuden verzichten, die ihm nur in einem zustand verlockend erscheinen können, in dem er jeglicher inneren freude bar ist. Von einem aufgeben des idealen strebens kann also keine rede sein. Gerade aus c sieht man klar, wie wenig Faust materielle vorteile erstrebt.

Somit bestätigt sich, dass der gegensatz, der den abschnitt A beherrscht, der gegensatz zwischen schulwissenschaft und magie ist. Faust hat sich dieser ergeben, ohne von jener frei zu sein. Der überdruss an jener treibt ihn in seiner zwiespältigen stimmung immer mehr auf die seite der magie und dem entschluss entgegen, die consequenzen des ersten schrittes wirklich zu ziehen, d. h. eine beschwörung zu wagen. Die ausfälle gegen die fakultätswissenschaften und seinen beruf, die schnell immer heftiger werden (v. 5—6. 12. 17. 23), zeigen, wie nahe die entscheidung ist. Nun sehen wir, dass es in der ersten scene bald wirklich zur beschwörung kommt. Soll also der gedankengang bis zu diesem ziel klar und lückenlos bleiben, so muss uns der dichter von v. 32 an schildern, wie sein held allmählich dazu gelangt, aus der unruhigen, schwankenden gemütsverfassung herauszukommen und den entschluss, wohin ihn alles drängt, zu ergreifen. Der dichter kann ihn unmittelbar, in gleichmässiger steigerung der leidenschaft dahin führen, er kann die entscheidung dadurch verzögern, dass Fausten die gefahr des weges noch einmal vor die seele tritt oder sich ihm die schulwissenschaft noch einmal in günstigerem lichte zeigt: aber jedesfalls muss der contrast, auf den sich abschnitt A gründet, als treibende kraft der gedankenentwicklung festgehalten werden.

Geschieht dies nun? Scherer würde mit „nein“ antworten. Seiner ansicht nach beginnt mit v. 33 ein neuer gedankengang (s. 314), der mit dem vorigen nur insofern zusammenhängt, als auch hier Faust die unerträglichkeit seines zustandes empfindet und ausspricht, als auch hier Faust die wege, auf denen er bisher hinter die geheimnisse der welt zu kommen gesucht, verachtet und einen neuen weg einschlagen will. Aber mir scheint die interpretation, die Scherer von den versen 33 fgg. gibt, nicht ganz das rechte zu treffen. Auch Düntzer, Collin u. a. verfehlen den sinn der verse. Es ist darum zunächst notwendig,

ihren inhalt genau festzustellen: erst dann kann die entscheidung getroffen werden.

Abschnitt B (v. 33—56).

Die pein, die Faust v. 34 beseufzt, kann nur die sein, welche ihm das vergebliche studium der fakultätswissenschaft bereitet hat. Das folgt aus dem inhalt der verse 35—38 und 43: auch zweifelt kein erklärer daran. Die situation, die sich nach Fausts klage v. 34—36 zu schliessen, mehrfach wiederholt hat, muss man sich auf grund der worte des sprechenden folgendermassen denken. Oft hat ihn beim studium der schulwissenschaft der schein des vollmonds überrascht, der seine strahlen ins zimmer sendet und schliesslich, indem er immer höher am himmel aufsteigt, auch über die bücher und die papiere an den wänden breitet. So erklärt sich leicht die von Schröer (Comment. z. st.) misdeutete stelle:

v. 37. 38 Dann über bücher und papier
Trübselger freund erschienst du mir.

Bücher und papier ist accusativ und mit erschienst zu verbinden. Die bücher und papiere sind wol dieselben, die v. 49 und 52 erwähnt. Seit 1808 schreibt Goethe „über büchern“, also den dativ auf die frage wo? F hat noch die alte lesart. Offenbar hat Goethe dadurch deutlicher sein wollen, ohne es zu werden. Die ältere fassung ist weit besser.

Es ist also nach der erklärungs, die ich gegeben, nicht richtig, wenn manche Faustdarsteller bei v. 33 aufstehen, das fenster öffnen und nun ihre worte an das helle, ungebrochene licht des vollmonds richten. Das fenster wird nicht geöffnet, überhaupt erhebt sich Faust während des ganzen monologs nicht von seinem sessel, wie, von der bühnevorschrift am anfang ganz abgesehen, z. b. v. 35. 36 deutlich zeigen. Wenn übrigens gesagt wird, dass Faust schon manche vollmondnacht in solcher pein durchwacht hat, so sieht man daraus, dass der dichter hier auf einen längeren zeitraum, wol von mehreren monaten zurückblickt.

Nun wünscht Faust, der vollmond möchte heute zum letzten mal auf seine qual herniederschauen. Was bedeuten diese worte? Nach Düntzer (Grzb. s. 612) erregt der gerade aufgehende vollmond in Faust den Wunsch, möchte doch der mond heute zum letzten male zeuge seiner argen not sein, möchte er ihn doch bald nach gelungener geisterbeschwörung im besitze anschaulicher erkenntnis sehen. Scherer findet (s. 321) in den worten einen todeswunsch leise angedeutet.

Düntzers auffassung stimmt nicht zu der erklärungs, die er von v. 1—32 gibt. Faust studiert da auch nach Düntzers meinung nicht mehr die schulwissenschaften. Er hat sich von ihnen abgewandt und steht unmittelbar vor der beschwörung (Grzb. 609. 610): im beginne der dramatischen handlung liegt ein zauberbuch vor ihm, was später benutzt wird. Unter diesen umständen müsste Düntzer die peim (v. 34) unbedingt aus dem spekulieren über magie herleiten, da er ja für lückenlosen zusammenhang eintritt. Das tut er aber nicht (vgl. auch Erl. s. 78), und so versagt seine konstruktion des zusammenhanges gerade an der entscheidenden stelle, wo Scherers kritik einsetzt. Dass Scherers auffassung poetischer ist und sehr nahe liegt, wird man nicht bestreiten. Dass sie in der tat viel für sich hat, lehrt der zusammenhang der verse 39—44. Von deren erklärungs hängt ab, wie man die ersten zeilen der strophe zu verstehen hat: diese erklärungs scheint mir bis jetzt noch nicht genau genug gegeben zu sein.

Man nimmt gewöhnlich an, Faust drücke hier und im folgenden sehnsucht nach natur und naturgenuss aus. Er wolle seine studierstube verlassen und im unmittelbaren genuss der natur, in unmittelbarem verkehr mit ihren geistern leben (Düntzer, Erl. s. 78). Alles sei auf das fortgehen berechnet, da die ganze partie durch den gegensatz zwischen der studierstube und der freien natur beherrscht werde (Scherer s. 315). Faust breite seine arme aus nach der natur, gelockt von dem zauber der mondnacht (K. Fischer s. 216). Aber das ist nicht der eigentliche sinn des textes.

Zunächst sind die geister (v. 41), mit denen Faust um bergeshöhle schweben will, nicht schlechthin naturgeister, jedesfalls nicht elementargeister der art, wie sie Faust v. 25 beschworen hat, d. h. personifizierte naturkräfte. Dem vers liegt sichtlich die vorstellung zu grunde, dass eben diese geister sonst im innern der berge wohnen und nur durch den geheimnisvollen zauber des vollmonds hervorgelockt die höhlen umschweben. Die elementaren geister aber wohnen nach der dämonologie des Faust nicht in höhlen, sondern weilen überall in den elementen der natur. Vgl. unten zu v. 75. Man wird bei den schwebenden geistern zuerst an die elfen denken, die im mondenschein tanzen. Man könnte aber auf grund einer stelle im Werther, der ja für die deutung des Faust so wichtig ist, darunter auch die seelen verstorbener helden verstehen, die sich Goethe im anschluss an Ossian (vgl. D. j. G. III, 357 mitte) als bewohner von höhlen vorstellt. Vgl. D. j. G. III, 327: „Ossian hat in meinem herzen den Homer verdrängt. Welch eine welt, in die der herrliche mich führt. Zu wandern über die haide ums aust vom

sturmwinde, der in dampfenden nebeln die geister der väter im dämmernden lichte des mondes hinführt. Zu hören vom gebirge her im gebrülle des waldstroms halbverwehtes ächzen der geister aus ihren höhlen ...“ Das bild ist im Werther ins düstere, hier dagegen ins zarte und stille gewendet. Jedesfalls — welche deutung man auch bevorzuge — kommt es dem dichter in diesen versen nicht darauf an, die geister als diejenigen zu schildern, durch deren kraft und mund Faust allein über die geheimnisse der natur aufschluss erhalten kann: sie treten hier nur als wesen auf, die durch keine hemmenden schranken und durch keine irdische schwere gehindert werden, sich frei zu bewegen. Man darf beim vortrag nicht ausschliesslich „mit geistern“ betonen, sondern muss gleich stark das „schweben“ heraustreten lassen.

Sehnt sich nun Faust danach, mit den freien durch nichts beengten geistern um bergeshöhle zu schweben, von allem erstickenden wissensqualm entladen, sich im tau gesund zu baden, so liegt ihm offenbar nichts daran, mit geistern zu verkehren, insofern diese die wissenschaft besitzen, wonach er v. 24 fgg. trachtet, es liegt ihm auch nichts daran sein zimmer verlassend die natur zu geniessen: das ziel seiner sehnsucht ist offenbar kein anderes als absolute freiheit der seele. Die last der toten gelehrsamkeit drückt seinen geist nieder, der wissensqualm droht ihn zu ersticken: von beiden übeln sucht er erlösung. Sehr natürlich erscheint ihm derjenige zustand, der dem seinigen genau entgegengesetzt ist, als am meisten erstrebenswert. Einen solchen zaubert ihm darum seine phantasie in v. 39—44 vor das innere ange, als das licht des mondes in das zimmer fällt und seine gedanken von der peinigen den berufsarbeit abzieht. Dem qualm des wissens steht entgegen das liebe licht, der dämmer und reine tau des mondes, dem peinigen den druck und der beklemmung das geisterhafte schweben und weben und gehen auf bergeshöhen. Denn die verse 39—40 enthalten nicht etwa den wunsch nach einem mondscheinspaziergang im freien, sondern den ausdruck der sehnsucht nach einem glück, das Fausten nicht erreichbar ist, nach freier bewegung in der reinsten luft, hoch auf den gipfeln der berge, wohin sich nur geister schwingen können, die nicht wie die sterblichen von irdischer schwere gehalten werden. Könnte v. 39 ist also conjunctivus irrealis. Mit einem wort, von v. 39 an schwebt Fausten der zustand des freien, aller last baren geistes vor, wie ihn die sage elfen oder seelen von helden der vorzeit zuschreibt. Wenn er sich also danach sehnt und kurz vorher ausruft

v. 33. 34 O sähest du voller mondenschein
zum letzten mal auf meine pein,

so liegt nahe genug, darin mit Scherer einen todeswunsch leise angedeutet zu sehen, nur dass dabei die vorstellung des sterbens nicht zum bewusstsein kommt, sondern gleichsam übersprungen wird, um sofort das bild der reinen geistigkeit vor der phantasie aufsteigen zu lassen.

Faust vertieft sich an seinem pulte sitzend immer mehr in die betrachtung des bildes seiner phantasie. Aber die ernüchterung kann nicht ausbleiben, da, was er sieht, eben nur ein gemälde seiner einbildungskraft ist. Ein blick auf seine umgebung und der zauber verschwindet. Je schöner der traum war, um so heftiger äussert sich nun der schmerz über die beengende wirklichkeit. Daher im folgenden die überaus leidenschaftlichen ausdrücke.

Der inhalt der strophe v. 45—56 entwickelt sich in vollem gegensatz zu dem der vorausgehenden. Enthält diese ein zauberhaft schönes bild, das sich Faustens phantasie von dem zustand eines freien, unbeschränkten geistes entwirft, so stellt jene eine schilderung von der lage hin, in der sich der unglückliche wirklich befindet. Der contrast beider situationen wird bis ins einzelne durchgeführt. Den höhen der berge, von denen man in die weite schaut und wo die brust frei atmet, treten gegenüber die vorstellungen kerker (v. 45) und dumpfes mauerloch (v. 46). Dem lieben licht des mondes (40) die trübe des zimmers (47—48), dessen gefärbte fensterscheiben selbst die sonnenstrahlen nur trübe einfallen lassen. Dem schweben und weben mit geistern (41. 42) die einengung durch bücher, papiere und gerät (49 fgg.), dem dämmer und tau des mondes (42. 44) der staub (50), rauch (52) und alte kram (55), in dem sich Faust bewegt.

Der leidenschaftlichen erregung des sprechenden entspricht die freiheit der konstruktionen in dieser strophe. Goethe hat den text später, als er das fragment herausgab, verbessern wollen, ist aber damit nicht glücklich gewesen. Die lesarten von U sind klarer und charakteristisch.

In heftigster bewegung stösst Faust den schmerzensruf aus: „Weh! steck ich in dem kerker noch.“ Der begriff kerker wird nun sofort näher bestimmt, aber nicht in gerader wortfolge, wie es logisch gesetzter rede entspräche, sondern so, dass ein vocativ (verfluchtes dumpfes mauerloch!) statt des korrekten dativs (dem verfl. d. m.) frei angeknüpft wird. Hinter noch (v. 45) würde man also am besten einen gedankenstrich oder ein komma setzen. Der vocativ des verses 46 ist beim vortrag kräftig herauszuheben: Goethe setzt in F bezeichnender weise ein ausrufungszeichen dahinter, das erst später einem komma weicht. Auf diesen vocativ beziehen sich nun vier erklärende zusätze, die einander dem sinne nach koordiniert sind. Der erste von ihnen hat die

form eines relativsatzes und sollte statt des punktes in U und F ein komma hinter sich haben: C setzt ein ausrufungszeichen, das rein als vortragsanweisung gedeutet ganz wol passt. Es sind die verse

47. 48: Wo selbst das liebe himmelslicht
Trüb durch gemahlte scheiben bricht.

Die andern zusätze — alle wie gesagt auf „mauerloch“ zu beziehen — sind participialkonstruktionen. Die erste

v. 49. 50 Beschränkt von all dem bücherhauff
Den würme nagen, staub bedeckt,

die zweite

v. 51. 52 Und bis ans hohe gewölb hinauf
Mit angeraucht papier besteckt,

die dritte

v. 53. 54 Mit gläsern, büchern rings bestellt,
Mit instrumenten vollgepfropft.

Das liebe himmelslicht (v. 47) ist natürlich die sonne, wie das vorausgehende selbst beweist. Sogar das helle sonnenlicht wird durch die scheiben des studierzimmers getrübt, geschweige denn das mildere des mondes, von dem v. 38 die rede war. Düntzer hat die richtige erklärung in seinem Gr. comm. s. 170 gegeben: später hat er sie leider wider zurückgenommen. Beschränkt (v. 49) geht auf „mauerloch“ zurück: das zimmer wird durch die bücher, die in menge auf wandregalen stehen, verengt. Bücherhauf zeigt starke flexion. Vgl. Paul, Wörterb. „haufe“. Auch würme ist älter als das jetzt allein übliche „würmer“. In gleicher weise wie „beschränkt“ ist auch besteckt (v. 52) auf „mauerloch“ zu beziehen; vgl. v. 53 „bestellt“, das dieselbe beziehung hat. Es gilt von den wänden des zimmers, soweit diese nicht von den büchern und geräten bedeckt sind. Dies bestecken der zimmerwände mit papier war eine gewohnheit Goethes in Frankfurt. Zarncke wies in seinen vorlesungen über Faust auf folgende stelle in Dichtung und wahrheit hin, Hemp. 22, s. 183: „Als ich nun einst ... bei gesperrtem lichte in meinem zimmer sass, dem wenigstens der schein einer künstlerwerkstatt hierdurch verliehen war, überdies auch die wände mit halbfertigen arbeiten besteckt und behangen das vorurteil einer grossen tätigkeit gaben ...“ Goethe hat später die konstruktion offenbar als zu frei befunden und darum seit F die verse 51. 52 durch drei änderungen auf „bücherhauf“ bezogen:

Den, bis an's hohe gewölb' hinauf,
ein angeraucht papier umsteckt.

Der sinn ist aber auch jetzt derselbe, wie vorher in U. Das lehrt die

änderung umsteckt aus besteckt. Die papiere stecken nicht an oder in dem bücherhaufen, wie neuerdings auch R. M. Meyer und V. Valentin im Euphorion behaupten, sondern um ihn herum an der wandfläche, die die bücherregale frei lassen, und zwar sind es sehr viele, da sie bis ans gewölbe hinauf reichen und so „das vorurteil einer grossen tätigkeit geben.“ Über angeraucht braucht man sich schwerlich mit R. M. Meyer tiefere gedanken zu machen. Es ist mit Loeper und Valentin wörtlich zu nehmen „angeraucht vom schmauch der lampe“, den Faust auch v. 678 erwähnt. Natürlich wird diese eigenschaft der papiere hier hervorgehoben, um das unerfreuliche der situation bis ins einzelne auszumalen. Vgl. oben s. 520.

V. 47—48 schildert die trübe des zimmers, 49—50 die bibliothek, 51—52 die papiere an den wänden, 53—54 die wissenschaftlichen geräte. Es gehören also immer 2 verse eng zusammen, jedes paar bezieht sich auf „mauerloch“. Aber am ende wird der zusammenhang mit dem anfang lockerer.

V. 55 Uhrväter hausrat drein gestopft enthält ein absolutes participium, denn drein gestopft kann natürlich nicht mehr mit Düntzer Erl. s. 78 fussnote 2 als apposition zu „mauerloch“ gezogen werden. Es geht dem sinne nach auf die ganze beschreibung des zimmers, die die verse 47—54 geben: in das von dem wissenschaftlichen apparat beengte mauerloch ist noch altertümlicher hausrat hineingestopft. Die konstruktion, die mit v. 55 eine neue wendung genommen, schliesst frei ab mit dem klagenden ruf:

V. 56 Das ist deine wêlt, das heisst eine wêlt,
d. i. dies düstere, modrige, staubige loch voll alten gerümpels ist die welt, in der du lebst, sie wagst du eine welt zu nennen! Dieser schlussvers wird von Goethe seit F sehr passend durch einen gedankenstrich vom vorhergehenden abgesondert. —

Jetzt lässt sich der gegensatz hinreichend scharf formulieren, der den inhalt des stropfenpaares v. 33—56 bestimmt. Es ist nicht, wie Düntzer will, „unmittelbarer genuss der lebendigen natur im gegensatz zu der ertötenden einsperrung im dumpfen mauerloch“ (Erl. 78), es ist nicht mit K. Fischer der gegensatz zwischen urnatur und unnatur (s. 212) oder mit W. Scherer der contrast zwischen freier natur und studierstube (s. 315): vielmehr treten hier einander gegenüber das quälende bewusstsein der einengung und geistigen erstickung und die voll sehnsucht ergriffene vorstellung von völliger freiheit der seele, eine freiheit, die nur im zustande rein geistigen daseins erreichbar scheint.

Derselbe gedanke der in den versen 39 fgg. ausgemalt ward, findet sich übrigens auch im Werther. Nur ist er da ins düstere und leidenschaftliche gewendet. D. j. G. III, 324: Ein fürchterliches schauspiel. Vom fels herunter die wühlenden fluten in dem mondlichte wirbeln zu sehen, über acker und wiesen und hecken und alles und das weite tal hinauf und hinab eine stürmende see im sausen des windes. Und wenn dann der mond wider hervortrat und über der schwarzen wolke ruhte und vor mir hinaus die flut in fürchterlich herrlichem widerschein rollte und klang, da überfiel mich ein schauer und ein sehnen! Ach! mit offenen armen stand ich gegen den abgrund, und atmete hinab! hinab! und verlor mich in der wonne, all meine qualen, all meine leiden da hinab zu stürmen, dahin zu brausen wie die wellen Wie gern hätt ich all mein mensch-seyn drum gegeben, mit jenem sturmwind die wolken zu zerreißen, die fluten zu fassen. Ha! und wird nicht vielleicht dem eingekerkerten einmal diese wonne zu teil.“

Nunmehr lässt sich die frage entscheiden, ob man mit Scherer hinter v. 32 „und thu nicht mehr in worten kramen“ einen bruch des gedankenganges anzunehmen hat oder nicht.

Die erklärung des abschnittes A (v. 1—32) hatte ergeben, dass er ganz von dem gegensatz „fakultätswissenschaft und magie“ beherrscht wird. Da der lauf der scene notwendig zur beschwörung führt, so musste gefordert werden, dass jener contrast irgendwie die treibende kraft in der entwicklung bleibe. Das geschieht, wie ich soeben gezeigt, nicht. Abschnitt B führt einen ganz neuen contrast ein: Freiheit der seele — geistige einkerkerung. Von magie ist keine rede mehr, und doch läge es im anschluss an A ungemein nahe, gerade sie als das geeignete mittel hinzustellen, den eingekerkerten zu erlösen. So setzt der inhalt von B wirklich den von A in keiner weise fort, sondern ist selbständig. Ja, man kann noch weitergehen.

In B (v. 33 fgg.) sehen wir Fausten mitten in seinem studium der schulwissenschaft, das ihm jetzt wie seit langem die seele beklemmt und ersticken will. Er sehnt sich aus diesem zustand heraus und nach voller freiheit der seele: von einem streben nach übernatürlicher erkenntnis fällt kein wort. A (v. 1—32) hat ganz andere voraussetzungen. Faust hat sich darin schon von der schulwissenschaft abgewendet: er ist mit seinen gedanken bei der magie, hat ein zauberbuch auf seinem pult und steht unmittelbar vor dem entschluss, es wirklich zu brauchen. Demnach schildert das stropfenpaar v. 33—56 (B) im grunde

eine seelenstimmung Fausts, die derjenigen vorausliegt, in die uns der einleitende abschnitt A blicken lässt.

Darum gebe ich Scherer vollkommen recht, wenn er s. 314 sagt: „Die erregte spannung wird nicht befriedigt. Es beginnt ein neuer gedankengang, der mit dem vorigen nur in sofern zusammenhängt, als auch hier Faust die unerträglichkeit seines zustandes empfindet und ausspricht.“ Aus dieser lage der dinge begreift sich auch, wie Scherer zu der ansicht weitergehen konnte, mit B beginne eine neue einleitung zum Faust, die die erste habe ersetzen sollen. In wie weit diese erklärung des philologischen befundes zutrifft, wird im zweiten hauptteil dieser untersuchung zur sprache kommen.

Der nun folgende, dritte abschnitt des monologs hängt auch nach Scherers meinung eng und logisch einwandsfrei mit B zusammen: auch hier soll ebenfalls der gegensatz zwischen studierstube und natur herrschen, den er als grundmotiv von B ansieht. Für den zweiten abschnitt war diese formulierung nicht richtig: ob sie für den dritten zutrifft, ist jetzt zu untersuchen.

Abschnitt C (v. 57—72).

Der abschnitt beginnt mit einer selbstanrede Fausts:

v. 57 fg. Und fragst du noch warum dein herz
Sich inn in¹ deinem busen klemmt?

Die worte drücken ein schmerzliches erstaunen aus, wie es nur gekommen, dass er so lange für die quelle seiner leiden blind gewesen sei. Jedesfalls setzen die worte noch (v. 57), unerklärt (v. 59 d. i. bis zu diesem augenblick der selbstbesinnung unerklärt), dazu die präsentia klemmt (s. 58) und hemmt (s. 60) voraus, dass Faust bis jetzt nicht hat darüber zur klarheit kommen können, woher denn das gefühl stamme, das ihn so quält. Erst in diesem augenblick gehen ihm die augen auf. Das passt nun aber nicht zu dem, was wir aus B erfahren. Da weiss Faust, dass es der wissensqualm (v. 43) ist, der seine seele zu ersticken droht, dass es die überlieferte wissenschaft, symbolisiert durch die bücher (49. 50), die papiere (51. 52), das wissenschaftliche gerät (53. 54), überhaupt die masse des ererbten (v. 55) ist, die seine freiheitsdurstige seele beklemmt und presst. Er weiss (v. 39 fgg.), dass er nur in absoluter geistiger freiheit wider gesund wird. Wie kann er v. 57 fgg. noch verwundert fragen, da er sich schon vorher über seinen zustand völlig klar ist?

1) So ist auch in U² zu lesen; „in“ fehlt nur durch ein versehen, wie mir E. Schmidt freundlichst mitteilt.

Die erklärer gehen über diese schwierigkeit hinweg und nehmen die frage als rhetorisch. Sie geben an, die antwort darauf sei schon im vorausgehenden enthalten. So Düntzer, wenn er Erl. s. 78 sagt: „Bei der ertötenden einsperrung in dieses trübselige „mauerloch“ war es nicht zu verwundern, dass sein herz sich unglücklich, auf unerklärliche weise beklommen fühlte, da er von allem frischen leben getrennt war.“ Ebenso Collin s. 15: „Nun kommt es ihm (v. 45) zum bewusstsein, in welchem gegensatz zur natur er lebt . . . Er hat sich selbst in diesen kerker geschlossen, der ihn an alles andere gemahnt, als an das tiefe leben der natur. Ist es da noch wunderbar, wenn er in seinem innern sich eingeeengt fühlt . . .“

Aber alle solche ergänzenden wendungen vermitteln nur scheinbar, weil die antwort auf die frage der verse 57--60 gar nicht im vorausgehenden gesucht werden darf. Sie wird klar und deutlich im zweiten teil der strophe v. 61—64 gegeben. Faustens lebensregung wird von einem unerklärten schmerz gehemmt, weil er sich statt die lebende natur, in welche gott den menschen hineinschuf, zu studieren, nur mit — wenn ich so sagen darf — getöteter natur, mit skeletten und knochen, beschäftigt. Statt die natur in ihrer lebensvollen ganzheit zu nehmen, hat er sie getötet und sich auf das betrachten des einzelnen verlegt. Er hat in der weise gearbeitet, die Mephistopheles U. s. 15 unten höhnisch bespöttelt:

Wer will was lebigs erkennen und beschreiben,
Muss erst den geist heraus treiben,
Dann hat er die teil in seiner hand,
Fehlt leider nur das geistlich band.

Bei solcher „Encheiresis naturae“ ist ihm das gefühl des lebens fast geschwunden, und das tote des objektes hat beinahe auch seinen nach erkenntnis ringenden geist getötet. Es ist also nicht das gefühl der einkerkerung seiner seele, was Fausten hier beklemmt, sondern das leblose der naturgegenstände, deren wesen der gelehrte mann erforschen will. Der grund der beklemmung ist ein ganz anderer als die verse von B vermuten lassen.

Man darf ferner nicht übersehen, dass Faustens studium in C nicht mehr wie in B die fakultätswissenschaften sind, sondern die naturwissenschaft, und zwar ist Faust ein naturforscher im sinne des 18. jahrhunderts, im sinne der beschreibenden naturwissenschaft, die mit töten und zerlegen rubrizierte und systematisierte. Hier geht ihm die erkenntnis auf, dass es eben diese art der forschung ist, aus der sich seine

beklemmung herleitet. Jetzt verlangt er nach einer andern, die die natur lebend und als ganzes beobachtet.

Aus alledem ergibt sich, dass mit abschnitt C wider ein gegensatz, nunmehr der dritte, im monolog auftritt. Die verse 61 und 64 drücken ihn unzweideutig aus. Es ist der gegensatz zwischen dem studium der lebenden und der getöteten natur. In A wird Faust gequält durch die erkenntnis, dass die fakultätswissenschaften leer und wertlos sind: als mittel dieser pein zu entgehen, hat er die magie ergriffen und der augenblick ist nahe, wo er sie anwenden wird. In B erdrückt Fausten die masse des überlieferten schulwissens: als begehrenswert erscheint ihm da der zustand der freien geister; der wunsch, ihn durch „aufgabe seines menschseyns“ (nicht durch magie) zu erlangen, klingt wenigstens von ferne an. Hier in C beklemmt den unglücklichen forser das tote, leblose des stoffes, womit er sich als naturforscher beschäftigt: erlösen kann ihn in diesem fall nur die hinwendung zur lebendigen natur, eine neue, nicht mehr zerstückelnde art der naturbetrachtung, wie sie Goethen später eigentümlich war. Diesen letzteren gedanken führt der zweite teil von C aus, der mit v. 65 beginnt, und so wird auch in C, wie in A und B, die schilderung des qualvollen zustandes und die darstellung des mittels, was allein scheint helfen zu können, in zwei deutlich getrennten teilen gegeben.

inn (v. 58) ist das verkürzte „inne“. Paul, Wörterb. s. 232^b. Der gebrauch hier ist wol dialektisch.

Die verse 65 fgg. werden meines erachtens unrichtig erklärt. Offenbar gehören die 4 zeilen 65—68 eng zusammen. Sie bilden syntaktisch eine zweigliedrige periode, die durch die partikel und (v. 66) zusammengehalten wird. Metrisch machen sie einen reimabschnitt aus. Ihr inhalt besteht in einer aufforderung, die Faust an sich selbst richtet, nämlich zur lebenden natur zu fliehen. Ihnen stehen gegenüber die nächsten vier zeilen v. 69—72. Sie bilden syntaktisch und metrisch ein ganzes von ähnlicher struktur (65 : 66—68 = 69 : 70—72); vgl. „und“ in v. 66 und 70) und enthalten die angebe dessen, was Faust von seinem aufenthalt und studium in der lebenden natur erhofft.

Der erste dieser kleineren, vierzeiligen unterteile ist:

v. 65 fgg. Flieh! Auf! hinaus in's weite land!
 Und dies geheimnisvolle buch
 Von Nostradamus eigner hand
 Ist dir das nicht geleit genug?

Er enthält zwei gedanken, erstens: flieh! auf! eile ins weite land hinaus! dann: lass dazu allen wissenschaftlichen apparat zurück und begnüge dich mit dem geheimnisvollen buche des Nostradamus.

Das weite land (v. 65) ist der raum, in dem sich die lebendige natur befindet, in die ja gott den menschen hineinschuf. Der ausdruck nimmt eben jene verse 61 und 62 wider auf und tritt zugleich in gegensatz zur studierstube mit ihrem rauchigen, modrigen, unlebendigen inhalt, der das herz beklemmt. Hier wird also nicht schlecht-hin die enge der studierstube der weite des freien landes gegenübergestellt (Scherer s. 315), sondern die enge stube, insofern sie eine tote, modrige natur als inhalt birgt, tritt dem weiten lande gegenüber, in dem die lebende natur zu finden ist. Es herrscht nicht der gegensatz von enge und weite, sondern von tod und leben.

Bei dieser hinwendung zum studium der lebenden natur soll nun Fausten das manuscript des Nostradamus allein als geleit genügen. Das kann nichts anderes bedeuten als dass Faust alle anderen bücher und hilfsmittel ausser diesem zurücklassen soll. Das wort „geleit“ geht also wie Düntzer, Scherer und Niejahr mit recht betonen, auf das mitnehmen des buches. Collins künstliche interpretation ist bereits von Niejahr (s. 280) zurückgewiesen. Aber nicht etwa soll dieses geheimnisvolle buch für Fausten die quelle neuer erkenntnisse werden, sondern die natur selbst. Sie wird ihm ihre geheimnisse offenbaren und so wird für Faust ein ganz anderes leben beginnen als zuvor. Früher arbeitete er mit präparaten und holte aus ihnen sein wissen über die natur, jetzt erkennt er, dass die natur draussen selbst befragt werden muss und dass von all seinen büchern ein einziges, die schrift des Nostradamus genügt, um dazu anzuleiten. Denn eben nur als hilfsmittel, als führer zur natur will er es brauchen: unterweisen wird diese ihn selbst. Diese gedanken legt der nun folgende vierzeilige teil dar.

An der hand des buches wird Faust den lauf der sterne erkennen. Er will also von Nostradamus angeleitet sein studium der lebenden natur damit beginnen, den lauf der wandelnden gestirne zu beobachten, und wird ihn verstehen. So soll ihn also das buch an die natur heranzuführen, er wird dann ihre lehre geniessen und durch die belehrung wird ihm endlich die lange gehemmte seelenkraft aufgehen, wie spricht ein geist zum andern geist. Es ist also nicht richtig, wenn Scherer s. 315 sagt, das geheimnisvolle buch werde erst unter anweisung der natur selbst seine macht erzeugen. Im gegenteil,

es soll Fausten erst die unterweisung durch die natur zugänglich machen, zunächst durch einföhrung in die sternenkunde.

Darum kann das buch, an dieser stelle wenigstens, nicht als zauberbuch gedacht sein. Es lehrt den lauf der sterne erkennen, ist also astronomischen oder besser, weil es geheimnisvoll heisst, astrologischen inhalts. Es kann kein beschwörungsbuch sein, da es ja zur unterweisung durch die lebende natur, draussen im weiten felde, geleiten soll. Es ist, wie v. 69 lehrt, nicht dazu bestimmt magisches wissen zu lehren. Es unterrichtet auf natürlichem, wissenschaftlichem wege, d. h. nach den anschauungen des 16. jahrhunderts, das wesen der magie aber ist es, solche kenntnisse auf übernatürlichem wege, durch bezwingung der geister der natur oder der hölle, zu geben. Davon ist hier nirgends die rede.

Auf eine solche bezieht man freilich die verse

71 fg. Dann geht die seelenkraft dir auf

Wie spricht ein geist zum andern geist.

Wenn sich auch keiner der erklärer näher über sie auslässt, so sieht man doch aus dem zusammenhang der interpretation, dass sie als ihren sinn annehmen, Faust solle draussen die seelenkraft gewinnen, zu den geistern der natur zu sprechen, mit ihnen zu verkehren. Ich halte diese deutung aber für ganz unmöglich. Erstens ergäbe sich dadurch der absurde gedanke, Faust werde durch die unterweisung der (lebenden) natur selbst lernen, die geister eben dieser natur zu beschwören. Magie ist immer ein gewaltmittel, man kann also von der natur nicht wol erwarten, dass sie selbst dem menschen die mittel zeige, sie zu vergewaltigen und sich dienstbar zu machen. Auch sprachlich scheint mir eine solche erklärang bedenklich. Der indirekte fragesatz in v. 72 hat allgemeinen sinn und ist attribut zu seelenkraft. Die seelenkraft geht auf bedeutet, „sie erschliesst, sie öffnet sich“ nicht etwa, „sie wächst empor wie eine pflanze“. Die seelenkraft ist Fausten durch die beschäftigung mit lebloser natur eingengt und eingepresst, sie vermag sich nicht zur blüte zu entfalten, wie eine blumenknospe im dunkeln oder widriger umgebung verkümmert, da sie nicht aufbrechen und erblühen kann. In prosa wäre der sinn der verse so zu umschreiben: „Die kraft als geist zum geist zu sprechen, wird sich deiner seele draussen beim studium in der lebenden natur entfalten.“

Wenn nun auch v. 72 allgemeinen sinn hat, so ist doch bei den worten ein geist zunächst an Faust zu denken. Ihm soll die kraft aufgehen, als geist zum geist zu sprechen. Dächte man nun bei dem ausdruck zum andern geist an naturgeister, so wäre die stelle höchst

unklar und missverständlich. Denn die verbindung „ein geist zum andern geist“ stellt die geister, die hier in beziehung gesetzt werden, doch als gleichartig hin. Es können darum nur menschengeister gemeint sein, also nicht Faust und die elementargeister, sondern Faust und die geister anderer menschen, auf die er wirken und zu denen er unmittelbar sprechen möchte, d. h. seine schüler. Faust sehnt sich nach der inneren kraft, mit seinem geist auf den geist seiner hörer zu wirken; bisher hat er das gefühl gehabt, dass er mit seinen worten zwar ihre ohren, nicht aber ihr herz gerührt. Die beste erläuterung der worte findet sich im gespräch mit Wagner

U v. 181 fgg.: Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet nicht erjagen
 Wenns euch nicht aus der seele dringt
 Und mit urkräftigem behagen
 Die herzen aller hörer zwingt

und weiter v. 191 fgg.:

Doch werdet ihr nie herz zu herzen schaffen
 Wenn es euch nicht von herzen geht ...

v. 195: Mein herr magister hab er kraft!

Solche kraft eben hofft Faust in der lebenden natur zu gewinnen. Man sieht übrigens, wie genau die verse 70—72 mit 57—60 zusammenhängen.

Ist nun das buch des Nostradamus — hier wenigstens — kein beschwörungsbuch, so erledigt sich noch ein bedenken, das Düntzer erhoben hat. Es ist an sich freilich nicht von belang. Nostradamus ist nur als astrolog und prophet, nicht aber als zauberer und geisterbanner berühmt gewesen. Er hat ausser den bekannten prophezeiungen nur einen witterungsalmanach geschrieben. Nach meiner erklärungsstelle würde er nun auch hier in keiner andern eigenschaft erscheinen.

Also wäre der gedankengang im abschnitt C folgender. Faust ist darin nur naturforscher; vom studium der schulwissenschaften im engeren sinne (wie in A und B) wird nicht mehr geredet. Er hat sich bisher nur in der studierstube mit der natur beschäftigt und sie dort durch töten und zerlegen studiert. Die betrachtung des leblosen stoffes hat ihm fast alles innere leben erdrückt und beklemmt ihm das herz im busen. Er wird sich darüber nun mit einem male klar. Er erkennt, dass ihm diese art der forschung nichts helfen, dass die natur nur begriffen werden kann, wenn man sie als lebendes ganzes nimmt, also ihr wesen nicht im zimmer an präparaten, sondern draussen im weiten feld am leben selbst erforscht. Das ruft er sich zu. Nur so wird sich die beklemmung lösen, sich sein inneres leben wider regen

und die eingehüllte kraft seiner seele, wie eine knospe in frischer luft, aufbrechen. Als hilfsmittel, diese neue art der naturbetrachtung einzuleiten, genügt das werk des Nostradamus: später wird die natur selbst Fausten unterweisen. Als letzter zweck steht ihm eine neue, wirksame lehrfähigkeit vor der seele.

Dass der abschnitt C weder zu B noch zu A stimmt, ist hienach wol klar. Denn durch ihn kommt ein ganz neuer gedanke in den monolog, den die schlagworte „tote und lebende natur“ bezeichnen mögen. In A und B ist überall an das studium der fakultätswissenschaften zu denken: hier handelt es sich bloss um die naturwissenschaft. Dort dreht sich alles um die erkenntnis der welt (v. 29. 56), hier um die der natur (v. 61. 70). Wird in B die sehnsucht Faustens nach freiheit durch eine charakteristische beschreibung seiner umgebung in v. 45 fgg. begreiflich gemacht, so wird in C die sehnsucht nach der lebenden natur draussen unterstützt durch eine neue beschreibung des studierzimmers, die nun eben mit dieser auf das lebhafteste kontrastiert. Niejahr findet darum s. 276 nicht ohne grund, dass die erwähnung von „tiergeripp und totenbein“ (v. 64) etwas hinter der genauen schilderung des studierzimmers in v. 45—56 nachhinke. In B ist sich Faust über den grund seiner qual völlig klar: in C kommt er erst vor unsern augen zur klarheit, und der grund, den er uns v. 61—64 angibt, ist ein ganz anderer als aus den versen 33—56 zu schliessen wäre.

Demnach ist Scherers zweiter abschnitt (v. 33—74) wider in zwei von einander unabhängige stücke B und C zu zerlegen. Nicht nur hinter v. 32, sondern auch hinter v. 56 ist die gedankenentwicklung durchbrochen und beginnt etwas neues. B und C ist gemeinsam, dass in ihnen nicht mehr von magie gesprochen wird.

Nun bleibt noch eine schwierigkeit, nämlich die, den abschnitt C gegen die beschwörungsscene abzugrenzen.

Scherer findet hinter v. 74 „die heiligen zeichen dir erklärt“ eine lücke: „Faust hat im ersten monolog den entschluss gefasst, auf und davon zu gehen; nur das geheimnisvolle buch will er mitnehmen; natur soll ihn unterweisen; von trockenem sinnen in dem dumpfen mauerloche hofft er nichts mehr . . . wir denken, nun wird er fortgehen. Aber nein! Die geister, die ihm soeben noch unerreichbar schienen, umschweben ihn. Warum? Durch welche zaubermacht herangezogen? Das trockne sinnen hilft also doch? . . . Es war doch mindestens festzustellen, dass Goethe das motiv, das er eben noch ausgeführt, worauf alles vorbergehende hindeutete, nun plötzlich und ohne dass man sieht

warum, fallen lasse (s. 287).“ S. 315 fussnote gibt er einige vermutungen über die stelle der begrenzung.

Nimmt man Scherers ansicht an, so müssen die zwei verse

73. 74 Umsonst dass trocken es sinnen hier

Die heiligen zeichen dir erklärt

eng mit dem, was vorausgeht, verbunden werden. Hier (v. 73) wäre dann stark zu betonen, da es zu „ins weite land“ (v. 65) in gegensatz träte. Trocknes sinnen über den heiligen zeichen des Nostradanus contrastierte seinerseits mit dem gebrauch des buches in freier natur, im anblick der sterne usw. So erklärt in der tat auch Niejahr (s. 280). Aber der schluss des monologs i. e. s. liegt schwerlich hinter v. 74, wo ihn Scherer sucht.

Man sieht, dass mit dem beginne von C, d. h. von v. 57 „Und fragst du noch, warum dein herz“ ab, immer je vier zeilen eine durch inhalt, satzbau und reim gebundene einheit ausmachen. Das zeigt rein äusserlich schon die interpunktion an, da nach jedem dieser vierzeiligen abschnitte punkt oder fragezeichen steht, im innern derselben aber — v. 58 ausgenommen — ein satzzeichen fehlt. Darum werden die verse

73 — 76 Umsonst dass trocken es sinnen hier

Die heiligen zeichen dir erklärt

Ihr schwebt¹ ihr geister neben mir

Antwortet mir wenn ihr mich hört,

als ein ganzes anzusehen sein. Das will Goethe auch offenbar: in U fehlt hinter „erklärt“ ein satzzeichen, in F steht ein komma, im druck von 1808 ebenfalls ein komma. Der punkt erscheint erst von da ab.

Diese verbindung der verse, auf die form und interpunktion hin- deutet, ist auch im inhalt herzustellen, wenn man v. 75 anders als es zu geschehen pflegt, interpretiert. Das richtige deutet Collin (s. 23) an, obwol er im übrigen die stelle misversteht.

Man muss im Faust zwei geisterwelten scheiden, die der elemen- taren und die der höllischen geister. Diese sind in die hölle gebannt und werden nur durch beschwörung herausgerufen, wenn sie dieselbe nicht schon verlassen haben, um den menschen zu versuchen. Die elementaren dagegen sind überall in der natur verteilt und umschweben daher den sterblichen beständig, wenn er sie auch weder sieht noch — wenigstens für gewöhnlich — fühlt. Diese vorstellung liegt z. b. den versen zu grunde

1) „schwebet“ in U³ ist nach E. Schmidts freundlicher mitteilung druckfehler.

90. 91 Die geisterwelt ist nicht verschlossen
 Dein sinn ist zu, dein herz ist tot,
 ebenso v. 122 Ich fühls, du schwebst um mich
 Erflehter geist!

In diesem falle fühlt Faust den geist, der auch sonst immer die weite welt umschweift, weil er sein zeichen bereits aufgeschlagen hat, um ihn zu beschwören. In der scene „Vor dem tor“ sagt Faust

v. 1188 fgg. O gibt es geister in der luft,
 Die zwischen erd und himmel herrschend weben ...

und Wagner

v. 1126 fgg. Berufe nicht die wolbekannte schaar,
 Die strömend sich im dunstkreis überbreitet,
 Dem menschen tausendfältige gefahr,
 Von allen enden her bereitet

Auf dem gegensatz zwischen natur- und höllengeistern beruht die beschwörung des pudels (v. 1271 fgg.). Erst versucht Faust, ob ein elementargeist in dem tier stecke, als dies nicht der fall ist, führt er fort: „Bist du geselle ein flüchtling der hölle.“

In der ganzen ersten scene des Faust handelt es sich nun, wie schon bemerkt, lediglich um elementargeister, die nicht ihrer natur nach böse sind. Sie beschwört Faust. Der übergang zu denen der hölle, der U s. 11 vollzogen ist, fällt in die lücke hinter der Wagner-scene. Denn seit s. 11 ist Faust in der hand der teufel, des Lucifers (U s. 35, v. 527) und seines abgesandten Mephistopheles (U s. 41, v. 662). Vermutlich war für diese lücke eine beschwörung des höllenfürsten Lucifer geplant. Darauf deuten meines erachtens die worte von U s. 81, z. 36 hin. Lucifer kann hier allein gemeint sein, denn eben durch ihn erhält Faust den Mephisto als diener, wie in der Faustsage. Über Lucifer als „grossen, herrlichen geist“ vgl. Dicht. u. wahrh. b. 8 (schluss). Später hat Goethe den übergang anders als er ursprünglich beabsichtigt war, hergestellt durch die scenen „vor dem tor“ und „studierzimmer“; die stelle der prosascene deutete er um.

Wenn also Faust im monolog ruft

v. 75 Ihr schwebt, ihr geister neben mir
 so sagt er damit keineswegs, dass er plötzlich (Scherer s. 325) geister um sich fühle, sondern er beruft sich nur auf die soeben belegte, geläufige ansicht der zeit, dass die naturgeister den menschen immer umschweben. Der sinn der verse 75. 76 ist also: „Antwortet mir ihr geister, die ihr ja immer neben mir schwebt und zur hand seid, wenn anders mein wort die kraft hat, mir bei euch gehör zu verschaffen.“

Dann aber bilden die beiden verse die genaue, gegensätzliche ergänzung der zwei vorausgehenden v. 72. 73. Dem trocken sinnen, das Fausten die heiligen zeichen freilich erklärt, steht gegenüber die unmittelbare antwort, die die citierten geister selbst geben werden. Hier (v. 73) ist nicht zu betonen und auf die studierstube zu beziehen, insofern diese zum weiten land (v. 65) und zur natur (v. 70) in gegensatz gebracht wird (vgl. Niejahr s. 280): es ist, was schon der reim auf „nöben mir“ (v. 75) empfiehlt, erheblich schwächer als „sinnen“ zu sprechen, also enklitikon. Man nehme es als eine malende zutat. Der sinn wäre etwa: „Trocknes sinnen und spekulieren hier am pult vor dem buch erklärt mir zwar die bedeutung der heiligen zeichen darin, aber dabei kommt nichts heraus. Darum will ich die zeichen lieber wirklich brauchen. Also antwortet mir, ihr geister, die ihr um mich seid, wenn ich die kraft habe, euch zu zwingen.“

So schliessen sich die vier zeilen v. 73—76 zu einem reimabschnitt zusammen, der auch in seinem zweiteiligen bau denen, die vorausgehen (vgl. oben), wol entspricht. Ferner löst sich nun auch ein widerspruch mit dem, was folgt. Denn wenn Faust die geister plötzlich um sich fühlte und sich gerade deswegen zum bleiben und zur beschwörung entschliesse, so wäre höchst auffallend, warum er diese nachher doch wider aufschiebt. Nun aber ist alles klar. Faust setzt voraus, dass ihn die geister überall umgeben. Darum will er die beschwörung gleich in seinem zimmer vornehmen. Welche geister er aber citiere, überlegt er noch beim durchblättern des buches. So bilden die vier verse eine passende einleitung zu der jetzt beginnenden beschwörungsscene.

Verbinden sich also die vier übergangsverse 73—76 eng untereinander und mit dem zweiten hauptstück der ganzen ersten scene, so lösen sie sich zugleich von dem ab, was vorausgeht, d. h. vom monolog im engern sinne. Die lücke, die Scherer hinter „erklärt“ ansetzt, liegt in wirklichkeit hinter v. 72: „wie spricht ein geist zum andern geist.“ Widersprüche beweisen es. Denn das buch des Nostradamus ist in abschnitt C (v. 66 fgg.) kein buch die geister zu bannen, sondern rein astrologischen inhalts: von v. 73 an wird es als zauberbuch genommen. In C (und B) ist die magie ganz aus unserem gesichtskreis verschwunden: jetzt wird sie plötzlich wider eingeführt und dann wirklich ausgeübt. Dort will Faust, um erlösung zu finden, in die lebende natur fliehen: hier denkt er nicht mehr daran und bleibt im zimmer. Offenbar hat Goethe, um in die bahnen wider einzulenken, die ihm der stoff vorschrieb, den monolog mit einem gewaltsamen ruck zu dem

punkt zurückgeführt, von dem er einst ausgegangen, in B und C aber abgekommen war, damit freilich den zusammenhang — nun zum dritten male — zerrissen. Scherer behält also auch mit der behauptung recht, dass die makrokosmuspattie dem vorausgehenden widerspreche (s. 323).

An den beiden andern stellen, wo ein bruch des zusammenhanges festgestellt worden ist, also hinter A (v. 32) und B (v. 56) zeigt auch der text einen absatz. Denkt man sich nun auch hinter v. 72, wo wider ein riss klafft, einen solchen im druck gelassen, so springt eines unmittelbar in die augen: der jetzt isolierten strophe v. 57—64, die vom dichter abgesetzt ist, würde dann eine zweite entsprechen, von der ich oben gezeigt habe, wie eng sie mit jener zusammenhängt. So würde sich im dritten abschnitt des monologs (C) wiederholen, was im zweiten (B) zu tage liegt: jeder dieser teile wäre durch zwei eng verbundene strophen gebildet. Dass das ursprünglich der fall gewesen, scheint mir nach dem, was die philologische untersuchung ergeben hat, kaum zweifelhaft. Goethe hat hinter v. 72 offenbar einmal eine zeit lang pausiert und erst später die fortsetzung unmittelbar angeschoben. Doch darüber im zweiten teil dieser arbeit.

Das schlussergebnis der untersuchung ist also folgendes. Der monolog im engeren sinne (v. 1—72) zerfällt in drei abschnitte, die aber nicht nur abschnitte in der gedankenentwicklung bedeuten, sondern darüber hinaus jeder eine relative selbständigkeit haben. Risse und sprünge im zusammenhang der gedanken beweisen, dass sie einander nicht folgerecht aufnehmen und fortsetzen, sondern von einander unabhängig sind. Jeder dieser drei abschnitte gründet sich auf einen gegensatz, den folgende schlagwörter kurz andeuten:

A (1—32) fakultätswissenschaften und magie.

B (33—56) freiheit der seele und einkerkerung.

C (57—72) studium der toten und lebenden natur.

Damit ist nachgewiesen, dass Scherers behauptung, der monolog bilde kein einheitliches ganzes, nicht anzufechten ist.

II. Stil und rhythmische form. Erklärung des philologischen befunds.

Um die ergebnisse seiner kritik zu stützen hat Scherer auch die ausdrucksweise und die form der von ihm gesonderten teile untersucht und darin wichtige unterschiede gefunden. Es ist jetzt nach der entdeckung von U möglich, schärfer über diese seite der alten dichtung zu urteilen, als Scherer es vermochte. Er konnte ja nur auf F

zurückgehen. Darum gehe ich etwas genauer auf diese dinge ein. Zugleich ist es zweckmässig, die erklärung des philologischen tatbestandes gleich im anschluss an die betrachtung von stil und form des monologs zu geben, denn diese bildet für jene die hauptsächlichste handhabe.

Es kommt darauf an, sich begrifflich klar zu machen, welche faktoren zusammenwirken, um die gefühlte künstlerische wirkung zu stande zu bringen.

Was den stil anbetrifft, so steht A mehr für sich, während B und C enger zusammengehören. Dem ersten abschnitt v. 1—32 weist Scherer einen altertümelnden, mundartlich gefärbten charakter zu; die sprechweise sei niedrig (vgl. s. 316—17). Die bemerkung trifft durchaus zu. Goethe archaisiert leise, wol im anschluss an den eindruck Hans-Sachsischer dichtung, des puppenspieles, der bibel usw. Man vergleiche hier den monolog Kilian Brustflecks in Hanswursts hochzeit, dem „mikrokosmischen drama“ (D. j. G. III, 494), der im ton, der anlage und manchen einzelheiten an den Faustmonolog erinnert. Ausserdem sucht der dichter die nachlässige aber kräftige und treffende umgangssprache zu verwerten, deren er sich im kreise seiner genossen und in briefen an sie bediente. Abschnitt A bietet also eine archaisierende, kräftige umgangssprache, jedoch kunstmässig ausgestaltet.

Altertümlich sind in A von worten und formen: philosophey (1), durchaus v. 4 = ganz durch, wol aus Luther stammend, schier (v. 12), mögte (v. 23) = vermöchte. Ebenso die wendung ehr und herrlichkeit der welt (v. 22), die biblisch ist. Dazu die auslassung des pronomens „ich“ (v. 1. 16. 18). Vgl. Scherer s. 317. Auch zehen (v. 8) empfinden wir heute als archaisisch. Aber Goethe braucht es nicht so gemeint zu haben. Schiller z. b. schreibt in prosa und poesie meist zehen (vgl. Gödeke, Wortverz. bd. 1). Gottsched braucht in der Deutschen sprachkunst 1762⁵ allerdings „zehn“.

Der umgangssprache dürften zuzurechnen sein juristerey (v. 2), so klug als wie zuvor (v. 6), besonders die häufung als wie (vgl. Flohr, Knittelvers s. 33. 40. Scherer 317), der artikel dio (v. 1. 3), gar (v. 7), der drastische ausdruck ziehe — an der nas herum (v. 8 bis 10), gesehuter (v. 13), laffen (v. 13), die s-plurale doktors professors (v. 14), scrupel (v. 15), die phrase von v. 16 fürcht mich weder vor hölle noch teufel, was rechts (v. 18) für „etwas rechtes“, was (v. 19), es mögt kein hund so länger loben (v. 23), mit saurem schweiss (v. 27), thu mit infinitiv v. 32; (vgl. Flohr s. 15. 40), kramen (v. 32).

Diesen charakter verliert der monolog ganz in C (v. 57—72) (doch ist inn = inne wol dialektisch), nahezu ganz ist er schon in B verschwunden. Hier jedoch finden sich noch einige anklänge. Wissensqualm (v. 43) dürfte mehr vulgär sein. Sicher v. 46 mauerloch. Die flexion von bücherhauff (v. 49) und wärme (v. 50) vielleicht dialektisch? Vollgepfropft (v. 54), drein gestopft (v. 55) sind vulgär.

Als ein sehr wesentliches moment der stilunterscheidung kommt eines hinzu, das Scherer nicht beobachten konnte, da ihm U noch unbekannt war. In abschnitt A fehlt im anschluss an Goethes mundart ausserordentlich oft das -e offener endungen, ein fehlen, das die schriftsprache der zeit nur zur vermeidung des hiatus erlaubte. Die abschnitte A und C unterscheiden sich in diesem punkt sehr von einander, B steht in der mitte zwischen beiden.

-e fehlt vor consonant A: hab (1), müh (4), jahr (8), nas (10), seh (11), fürcht (16), höll (16), all (17), bild (18), bild (19), könnt (19), mögt (23), thu (32). — Sa. 13.

B: Bergeshöhl (41), trüb (48), gewölb (51). — Sa. 3.

C: —

-e fehlt vor vokalen:

A: steh (5), freud (17), hab (21), ehr (22), hab (24), schau (31). — Sa. 6.

B: könnt (39), steck (45). — Sa. 2.

C: inn (58), tiergeripp (64). — Sa. 2.

Tabellarisch: -e vor consonant: A 12. B 3. C —.

vor vocal: A 6. B 2. C 2.

Trotzdem die abschnitte B und C etwas kürzer sind als A ist das doch ein verhältnis, das den ästhetischen eindruck sehr beeinflusst und die kluft zwischen v. 32 und 33 recht fühlbar macht.

Den stilistischen unterschied, der zwischen A einerseits und B, C andererseits besteht, hat Goethe deutlich gefühlt, als er die herausgabe des fragments vorbereitete. Das zeigen aufs klarste die änderungen, die er zu diesem zweck an texte von U vornahm. Es ist von interesse sie neben einander zu stellen. Rein orthographische dinge lasse ich bei seite; angemerkt wird der apostroph, da er mehr als orthographische bedeutung hat (vgl. übrigens Reiz, Vierteljahrsschrift 3, 323).

Abschnitt A (32 verse.)

U	F
1. Hab	Habe
die	fehlt
2. Medizin und juristerey	Juristerey und medicin
3. die	fehlt
4. mit heisser müh	mit heissem bemühn
5. steh	steh'
7. Heisse docktor und professor	Heisse magister heisse doctor
10. Nas	Nase
11. seh	sehe
14. Docktors Professors	Doctoren Magister
16. Fürcht	Fürchte
Höll	Hölle
17. all	alle
freud	freud'
18. Bild	Bilde
19. Bild	Bilde
könnt	könnte
21. hab	hab'
22. Ehr	Ehr'
23. mögt	möchte
24. hab	hab'
26. werde	würde
28. rede von dem	zu sagen brauche
31. schau Wirkungskraft	schau' Wirkenskraft
32. thu	thu'

Abschnitt B (24 v.)

U	F
39. könnt	könnt'
41. Bergeshöhl	Bergeshöhle
43. all dem	allem
45. steck	steck'
48. Trüb	Trüb'
49. von all dem Bücherhauff	mit diesem Bücherhauff
51. und bis Gewölb	den bis Gewölb'
52. mit a. P. besteckt	ein a. P. umsteckt
53. bestellt	umstellt

Abschnitt C (16 v.)

U	F
58. inn	bang'
61. all der lebenden	der lebendigen
68. das	es

Man sieht auf den ersten blick, dass der dichter in A weit mehr geändert hat als in B oder gar C. Das bestreben Goethes ist nicht zu verkennen, die sprachform der einzelnen teile möglichst übereinstimmend zu machen. Gleichwol ist erst C im stil ganz der edlen, poetischen sprache angepasst: B nimmt, obwol es sich im ganzen einer höheren ausdrucksweise bedient, eine art mittelstellung ein, doch so dass es C weit näher steht als A.

Die beobachtung des rhythmischen und des euphonischen — wenn man reim, lautmalerei u. ä. darunter zusammenfasst —, ergibt ganz dasselbe resultat.

Ich habe oben nachgewiesen, dass hinter v. 72 ursprünglich ein absatz im manuscript gelassen worden ist, dass also teil C ebenso wie B aus 2 strophen besteht. A ist unstrophisch und besteht aus reimpaaren. Also vereinigt der monolog — und diese wichtige tatsache ist nicht zu übersehen — vierhebige „jamben“ aus zwei ganz verschiedenen stilarten in sich. Wider liegt die grenze hinter v. 32, so dass der lücke im gedankenzusammenhang, die teil I nachwies, ausser einem wechsel des sprachstiles nun auch ein wechsel der rhythmischen form entspricht.

Für den gegensatz der beiden stilarten sind ausser dem contrast unstrophisch — strophisch noch andere momente von bedeutung. So das jedesmalige verhältnis des periodischen systems zum text. Vgl. Saran, Zur metrik Otrfrids s. 194. 196.

Die strophen von B und C zerfallen sichtlich in perioden von je zwei reihen (reimzeilen). Jede periode bildet auch dem sinne nach eine merkbare einheit: hinter den geraden reimstellen fühlt man stets einen einschnitt im syntaktischen gefüge. Eine ausnahme macht v. 55: hier lockert sich der reihenzusammenhang der letzten periode. In A dagegen sind diese periodenschlüsse teils schwächer, teils durch den gedankengang verschleiert. Das schema des reihenzusammenhangs ist folgendes: $\overbrace{1+2} + \overbrace{3, 4.} \quad \overbrace{5+6.} \quad \overbrace{7; 8+9} + \overbrace{10, 11; 12.} \quad \overbrace{13+14, 15+16, 17; 18, 19+20, 21+22, 23. 24, 25+26, 27+28, 29+30, 31+32}$ (die bogen deuten das zu grunde liegende periodische system an). Es findet sich also periodenverknüpfung und oft periodenbrechung (3 : 4, 7 : 8, 11 : 12, 17 : 18, 23 : 24). Eben dadurch bekommt A den abschnitten B und C gegenüber eine freie, bequeme bewegung und nähert sich der eindringlichen prosaischen rede.

Diesen charakter hilft die art fördern, in der die verstakte gebaut sind. In A ist zweisilbige senkung und fehlen des auftaktes

ein mittel, erregung auszudrücken, BC leidet dies ganz selten. Die verteilung ist im anschluss an die 3 unterteile von A folgende:

2silbige senkung:	1) v. 1—12: 6	fehlender auftakt: 2
	2) „ 13—23: 12	: 4
	3) „ 24—32: 2	: 1.

d. h. je heftiger die erregung Fausts wird, um so häufiger die zweisilbigen senkungen, um so öfter fehlt der auftakt. Als sich dann im dritten teil die erregung besänftigt, weil sich Faust an den aussichten weidet, die ihm die magie macht, nehmen die zweisilbigen senkungen ab und der auftakt steht der regel nach. C ist ganz regelmässig. B nähert sich A ein wenig. Es hat in str. 1 eine zweisilbige senkung (v. 42 wiesen in), in str. 2, die mit ihrer leidenschaftlichkeit den versen 1—23 näher verwandt ist, doch nur 3 (v. 51 höhe ge-, 56 das ist dei-, heisst eine). Auftakt fehlt nie!

Dass dies verhältnis von A : B : C nicht zufällig ist, sondern tiefer liegende gründe hat, lehren auch hier die veränderungen, die Goethe für F an dem alten text vornahm. Während im ersten abschnitt alle fehlenden *-e* vor consonant (ausser müh > bemühn) nach dem gebrauch des schriftdeutschen hergestellt werden und von dem auskunftsmittel des apostrophs in diesem falle kein gebrauch gemacht wird, geschieht es in B nur in v. 41: bergeshöhle < bergeshöhl. Sonst bleibt das *-e* unterdrückt und wird durch den apostroph ersetzt. Vgl. 48 trüb', 51 gewölb'. An jener stelle hat das einsetzen des *-e* offenbar den zweck, dem vers eine mehr schwebende, gleitende bewegung zu geben, wie sie v. 42 schon hatte. In A scheinen also Goethe die zweisilbigen senkungen passend: in B, C meidet er sie als nicht stilgemäss.

Auch auf das verhältnis der klingenden und stumpfen reime ist noch hinzuweisen. In A sind von 32 versen 14 klingend, 18 stumpf. In B ist das verhältnis 4 : 20, in C 0 : 16.

Wie stilistisch so stehen sich auch rhythmisch B und C näher. Doch sind unterschiede nicht zu verkennen. C ist ungleich schärfer nach rhythmischen systemen gegliedert und im übrigen streng regelmässig. In B folgen die perioden ohne weitere rhythmische gruppierung auf einander: in C steht zwischen perioden und strophe noch ein mittleres system, der absatz (= 2 perioden = 4 versen). Im text wird er deutlich markiert. Ferner hat B einige freiheiten im reim: v. 41—44 klingend, 53—56 stumpf. Ebenso wird 53—56 die stellung x x y y in x y y x verändert. C ist ganz streng und führt die neue ordnung a b a b genau durch. Es enthält nur stumpfe reime. Zweisilbige senkung und periodenbrechung nur in B, nicht in C.

Also auch formell nicht nur im stil steht B in der mitte zwischen A und C, doch diesem weit näher als jenem.

Diese in stil und rhythmik beobachteten tatsachen lassen sich kurz mit den worten zusammenfassen: im monolog ist das bestreben wahrzunehmen, von einer freieren kunst zu immer strengerer vorzudringen. Goethe beginnt mit einer archaisierend vulgären sprache und geht in drei etappen zu einem rein poetischen ausdruck über, von niedrig-nachlässiger form gelangt er zu einer völlig strengen. Überall ist A am freisten, C am vollendetsten, B steht in der mitte, doch näher an C.

Das wesentlichste davon hatte schon Scherer erkannt und benutzte nun diese erkenntnis, um aus ihr heraus eine erklärung für den mangel an einheit im monolog zu gewinnen. Er glaubte schliessen zu dürfen, dass die abschnitte A und B-C (diese bilden ihm ja eine einheit) zeitlich verhältnismässig weit auseinanderliegen. Goethe habe in dieser zwischenepoche seine technik wesentlich vervollkommenet und veredelt, das vorwärtsschreiten mache sich in dem unterschied der stücke geltend. Scherer deutet also die gegensätze in der künstlerischen behandlung chronologisch. Diese ansicht kann ich nicht teilen und zwar deshalb nicht, weil sich alle wesentlichen verschiedenheiten der teile A und B-C verstehen lassen als faktoren zweier selbständigen stilarten, die ein dichter sehr wol auch neben einander brauchen kann. Scherer hatte die strophische form der gruppe B-C nicht erkannt. Er nahm daher den ganzen monolog als reinpaardichtung und konnte so die teile unmittelbar vergleichen und nun aus der vergleichung, da sie seiner meinung nach stücke einer stilart betraf, sehr wol chronologische schlüsse ziehen. Jetzt, wo A als unstrophisch, B, C als strophisch ermittelt sind, ist das nicht mehr erlaubt; über die zeit, die zwischen der abfassung der abschnitte liegen mag, ist auf diesem wege nichts festzustellen.

Es ist also A in dem bequemen, dramatisch-erzählenden stil des knittelverses (unstrophische reimpaare) verfasst, wie sich dieser im anschluss an die dichtung des 16. jahrhunderts entwickelt hat. BC ist strophische poesie, die sich zwar des vierhebigen „jambus“ bedient, aber im übrigen ihren eigenen stil hat. Wir haben im monolog also nicht eine verbesserung desselben stiles, sondern einen übergang aus einem in einen andern.

Die untersuchung hat bisher ergeben: erstens, dass die drei abschnitte A B und C dem inhalte nach relativ selbständig sind, jedes-

falls keine einheit bilden, zweitens, dass dem wechsel der gedanken auch ein wechsel im stil und rhythmus zur seite geht.

Bei dieser sache muss man nun die frage aufwerfen: sind die abschnitte A B C in der reihenfolge entstanden, in der wir sie gedruckt sehen? Es wäre an sich gar nicht unmöglich, dass Goethe im monolog entwürfe aus verschiedenen zeiten nach gutdünken zu einem ganzen vereinigt hat, wie das ja Scherer und Niejahr glauben. Zu der annahme, dass er dabei die chronologische folge beobachtet haben müsse, zwingt nichts.

Man wird nicht leicht beweifeln, dass wir es wirklich mit der ursprünglichen ordnung zu tun haben. Doch lässt sich ein umstand positiv dafür anführen, nämlich der, dass der dichter schrittweise aus dem freien stil der knittelverse in den strengen der strophischen dichtung übergeht. Nur A und C sind stilrein: B hat einen mischstil, es bildet den übergang zwischen beiden.

B ist strophisch gedacht, gehört also zu C. Aber der stil von A wirkt auf B herüber und färbt ihn. Das verrät sich in manchen einzelheiten. Mehr vulgäre wendungen habe ich auf s. 536 verzeichnet, über die flexionsformen ebda. Besonders deutlich spricht die rhythmik. Der bau der stropfen B¹ und B² ist nicht genau gleich, dazu kommen abweichungen im reimgeschlecht (v. 41—44) und reimstellung (v. 53—56). Periodenbrechung (v. 55 : 56), zweisilbige senkungen (s. 439). In C fehlen alle solche freiheiten. Wenn also B in stil und rhythmik zwischen A und C die brücke bildet, so kann man nicht daran zweifeln, dass es auch der zeit nach zwischen beide fällt.

Es kommt dazu, dass der dichter bei der abfassung der einzelnen abschnitte offenbar auf das unmittelbar vorhergehende rücksicht zu nehmen sucht. Von den beiden contrastgliedern in B entspricht B¹ in der stimmung A[°] und B² A[°]. Umgekehrt C¹ B² und C² B¹. Die contraste verhalten sich also wie A[°] : A[°] = B² : B¹ = C¹ : C², d. h. der dichter knüpft immer an die stimmung (nicht freilich den inhalt!) des vorangehenden an.

Man wird sich fragen, wie es kam, dass Goethe v. 33 abbog und fast in den reinen gedichtstil (strophe) überging. Man kann sagen, dass die lyrisch-strophische behandlung schon im kern von A vorgebildet liegt und Goethen bei den verschiedenen ansätzen allmählich anzog. B und C entwickeln stilistisch und rhythmisch, was schon A enthält. Ja man kann noch weiter gehen und darauf hinweisen, dass die beschaffenheit des themas des monologs diese art der behandlung beinahe forderte.

Alle drei abschnitte A B und C bauen sich jeder auf einem gegensatz auf: unerträglichkeit der gegenwärtigen lage — vorstellung eines künftigen, besseren zustandes. Diese gegensätzlichen stimmungen sind schon ihrer natur nach für die lyrische behandlung besonders geeignet; ausserdem liegt zweiteiligkeit für gedankendisposition und form unmittelbar darin. Man sieht nun, wie Goethe bei den verschiedenen ansätzen, die er macht, den dualismus des grundgedankens immer schärfer fasst und herausarbeitet, am wenigsten in A, am meisten in C; B nimmt wider eine mittelstellung ein. Das führt schon in B zu einer behandlung in 2 contrastierenden strophen. Mit dem übergang vom reimpaar zur strophischen poesie musste sich sofort auch der stil des sprachlichen und rhythmischen ausdrucks ändern. Einige reste des früheren bewahrt B, C ist davon frei.

Es ist für das verständnis der ästhetischen wirkungen des monologes von wert, zu beobachten, wie Goethe die beiden glieder des contrastes in den einzelnen abschnitten behandelt; je nach dem charakter des stiles, der ihnen eignet. Jedesmal werden die mittel verwendet, die die stilart bietet.

Den gegensatz der leidenschaftlichen erregung und sehnsüchtigen hoffnung schildern in A die teile a (1—12) + b (13—23) : c (24—32). a und c contrastieren, wie oben gezeigt ist, fast genau im inhalt, b dagegen setzt a fort, indem es dessen grundgedanken gleichsam von einer andern seite beleuchtet. a und c sind die hauptträger des gegensatzes, sie verhalten sich wie $B^2 : B^1$ und $C^1 : C^2$.

Die sonderstellung von b zeigt übrigens das reimgeschlecht: b hat lauter klingende reime, nur am ende 2 stumpfe. Umgekehrt haben a und b lauter stumpfe, nur am ende 2 klingende.

a und c contrastieren aber auch im ausdruck. Die meisten der oben s. 535 fgg. zusammengestellten archaischen und vulgären bezw. dialektischen einzelheiten von A finden sich in a (und b), in c sind sie relativ selten¹. Hier ist der ausdruck edler.

Ebenso verhält es sich im rhythmischen. Das leidenschaftliche a (und b) fordert bewegliche, freie formen, das lyrische c eine massvollere bewegung. Darum ist in c mit ausnahme des anfangs der periodenzusammenhang fast eben so streng bewahrt wie in B¹: je 2 zeilen bilden dem sinne nach ein ganzes. In a (und b) ist die reihenverbindung weit freier (vgl. das schema s. 538 unten). Ferner hängen in a

1) Auch das von Scherer s. 317 hervorgehobene nominalcompositum „wirkungskraft“ (v. 31) dient mit dazu, den charakter von c gegen a—b zu bestimmen.

die reihenabschnitte weit weniger fest zusammen als in c, wodurch der vers eine grosse beweglichkeit und lebendigkeit erhält. Dipodisch halbiert sind: v. 1, 2, 4, 5, 6, 9. In c nur v. 28. Wie verschieden in den teilen die senkungen behandelt werden, zeigt die übersicht auf s. 439. Auftakt fehlt in a $2 \times$ (in b $4 \times$) in c $1 \times$. Zweisilbige senkung kennt a $6 \times$ (b $12 \times$) — c $2 \times$.

So steht A° in stil und form str. B¹ schon ziemlich nahe: beide stücke ähneln ihrem allgemeinen eindrucke nach, soweit eben abschnitte aus verschiedenen stilarten der poesie einander ähnlich sein können. Gewisse kunstmittel, die beiden stilarten zugänglich sind (perioden-zusammenhang, reguläre taktbildung) bevorzugen beide in gleicher weise.

In A wird also der contrast der leidenschaftlichen erregung zu mehr sehnsüchtiger, hoffnungsvoller stimmung durch die technischen mittel hervorgebracht, die dem knittelversstil wesentlich sind, d. h. durch freiere und strengere behandlung der reimpaare, durch niedrigen und edlen sprachlichen ausdruck. Als Goethe in B zum zweiten male ansetzt, treibt ihn der schon in A liegende stimmungsgegensatz zur zweiteilig-strophischen bearbeitung. Damit aber hieng ein neuer, strengerer stil zusammen. Wenn auch die A° entsprechende strophe B¹ eben um ihres lyrischen gehaltes willen von der art jener zeilen sich nicht allzuweit zu entfernen brauchte, so war das für B² (das A° entspricht) nicht zu umgehen. Hier musste der unterschied des strophischen stiles von dem der reimpaare schärfer heraustreten: die form musste streng, der ausdruck edel bleiben. Darum mussten, um den contrast zur stimmung von B¹ auszudrücken, ganz andere mittel gewählt werden, als dies in A° geschieht. Wie ich schon früher gezeigt, ist die abwendung vom knittelversstil doch nicht ganz gelungen. Einige reste sind geblieben. (Vgl. s. 541.)

Welche mittel braucht nun der dichter um den gegensatz von B¹: B² herauszuarbeiten? Sie werden von dem besonderen inhalt der stropfen bedingt. Der contrast, der abschnitt B beherrscht, ist: sehnsucht nach völliger freiheit der seele, vorgefühl eines solchen zustandes — gefühl völliger einkerkerung und erdrückung. Ihn empfinden zu lassen dient zunächst eine charakteristische lautmalerei.

In B² walten die tenues, harten spiranten und affrikaten vor, also die rauhen laute der sprache. In B¹ beherrschen den eindruck die medien, weichen spiranten und nasalen; namentlich wird alliteration weicher laute gesucht, harte consonantgruppen fehlen. Dieser verschiedene charakter der stropfen tritt an ihrem schluss (v. 39 — 44: 51 — 56)

besonders deutlich heraus und übt sogar auf reimgeschlecht und -stellung seinen einfluss. Denn die abweichungen in diesem punkt erklären sich wol aus dem betreiben, die charakteristische wirkung zu erhöhen.

Ebenso dient die rhythmische form dem contrast. Untersucht man die verse beider stropfen von B auf die zahl der schweren hebungen hin, die sie aufweisen, so zeigt sich ein merklicher unterschied. Von 12 tetrapodien sind in

Str. 1	5	mit 2	entschieden	starken	ikten	(35. 36. 37. 39. 40)
	7	"	3	"	"	"
	"	"	"	"	"	"
Str. 2	3	"	2	"	"	(45. 47. 51)
	4	"	3	"	"	(46. 48. 49. 52)
	5	"	4	"	"	(50. 53. 55. 56).

Schwere nebenikten sind durch fettdruck angezeigt. Der unterschied beider stropfen tritt auch hier am schluss am meisten hervor.

Die folge dieser verschiedenen art, die hebungen zu besetzen, ist dass in den reihen von B¹ öfter als in B² ein schwerer iktus von einem leichteren abgelöst wird. Dadurch werden die verse leichter, weil sie mit minder inhaltvollen worten gefüllt sind. In B² sind sie aus dem entgegengesetzten grunde schwerer und träger, weil sie viel schwere worte und wortteile enthalten. Es liegt auf der hand, wie sehr dies zum inhalt der stücke passt.

Es kommt dazu, dass die reihen von B¹ viel loser und lockerer gefügt sind als die von B². Machen diese den eindruck des zusammengedrängten, so jene den des leicht beweglichen. Diese wirkung beruht wesentlich darauf, dass in der ersten strophe die mittlere binnencäsur kunstvoll verwendet, in der andern vermieden wird.

Es ist bekannt, dass die iambische tetrapodie, als musikalischer rhythmus betrachtet, ihrer rhythmischen natur nach gern in zwei hälften (dipodien) zerfällt $\cup \cup \cup \cup$, $\cup \cup \cup \cup$. Diese „mittlere binnencäsur“ ist — ebenfalls aus musikalisch-rhythmischen gründen — beliebt im vordersatz der periode, sie wird vermieden im nachsatz. Das normale musikalische periodenschema ist also $\cup \cup \cup \cup$, $\cup \cup \cup \cup$ | $\cup \cup \cup \cup \cup \cup \cup \cup$. D. h. der vordersatz ist loser gefügt als der nachsatz. Diese teilung wird in die poetische rhythmik mit übernommen und kann zur charakteristik der periode dienen, wo diese als system noch erhalten bleibt und nicht durch brechung verschwindet, also besonders in der strophischen dichtung. Der poetische text muss, wenn er die teilung zu gehör bringen will, an der betreffenden stelle wortschluss mit merklichem syntaktischen einschnitt bringen (die musik hat noch andere

mittel!). Nun sind im monolog von den 12 reihen in B¹ 6 dipodisch halbiert, nämlich 34, 36, 38, 39 (?), 41, 44. Von diesen sind aber 4 nachsätze und nur 2 (39. 41) vordersätze. Es wird also die enge bindung des nachsatzes aufgelöst und dadurch bekommt die ganze periode den charakter des loseren; sie breitet sich mehr aus. In B² hat nur v. 56 binnencäsur, alle andern reihen sind fest gefügt.

Die kunst auch in der form die beiden glieder des contrastes verschieden zu bearbeiten, tritt nur in A und B hervor. C ist in sich nach der technischen seite hin gleichförmig. So tritt im hinblick auf die kunst der behandlung B näher zu A, während es der form und dem stil nach näher zu C gehört.

Wir sehen also, dass die drei — im inhalt von einander unabhängigen abschnitte — A B und C offenbar in der reihenfolge gedichtet sind, in der wir sie vorfinden. Denn immer nimmt B eine mittelstellung zwischen A und C ein. Wir sehen ferner, dass die stilistische und formellen unterschiede nicht als vervollkommnung eines und desselben kunststiles aufzufassen sind, sondern daraus unmittelbar folgen, dass Goethe von der natur und ursprünglichen zweiteiligkeit des grundgedankens getrieben aus dem knittelversstil in den ihm gleich geläufigen des strophischen stiles übergeht, dass also längere zwischenräume zwischen der abfassung der abschnitte nicht gefolgert werden können, wenn sie auch an sich immerhin denkbar sind. Aber eben die tatsache jenes übergangs von A über B nach C macht das letztere unwahrscheinlich. Wenn den ganzen monolog eine bestimmte, formale tendenz durchzieht, wenn wir sehen, wie die contraststimmung immer schärfer gefasst und herausgearbeitet wird, also die abschnitte B und C zwar nicht im inhalt, aber doch in form und stil sich zu einer art reihe verbinden, so ist die annahme nicht abzuweisen, dass sich die drei abschnitte zeitlich nahe stehen, also aus einer dauernden grundstimmung heraus gedichtet sind.

Wenn sich dies so verhält, wie ist dann aber die tatsächlich vorhandene selbständigkeit der stücke zu erklären? Auch der teil von Scherers hypothese, den Niejahr beibehält, A und B + C seien zwei parallele anfänge des Faust, von denen der zweite den ersten ersetzen sollte, ist nicht zu halten, wenn man sich die oben aufgedeckten beziehungen zwischen A, B und C vergegenwärtigt. Man muss also wol von solchen äusseren gründen absehen und innere suchen. Die antwort auf die gestellte frage ergibt sich, wenn man einen blick auf die beschwörungsscene wirft.

Liest man von v. 77 an weiter, so ist klar, dass das stück v. 77 — 106 (D) wider einen gegensatz, den vierten, enthält. Auch hier scheidet ein absatz im druck (hinter v. 100) die beiden glieder des contrastes, so dass der neue abschnitt D in die beiden teile v. 77 — 100 und 101 — 106 zerfällt. Die flickverse 73 — 76 leiten über. Das thema von D ist aus v. 87 fg. und 101 fg. zu entnehmen: es steht sich schauen und fassen der unendlichen natur gegenüber. Wider tritt ein neuer rhythmischer stil ein, der der „freien verse“. Nun sucht Goethe, wie ich schon in teil I gezeigt, mit v. 73 fgg. die handlung zu dem punkt zurückzubringen, von dem er v. 32 abgekommen war. Er versucht hier die magie wider einzuführen, die uns in B und C ganz aus dem gesichtskreis geschwunden ist. Aber — und dies ist nicht zu übersehen — Faustens wünsche haben sich inzwischen völlig verändert. In A heisst es:

Dass ich erkenne, was die welt
Im innersten zusammenhält
Schau alle wirkungskrafft und saamen,

dazu soll die magie verhelfen. Aber diesen wunsch sehen wir Fausten in D erfüllt und zwar ohne beschwörung:

Ich schau in diesen reinen zügen
Die würckende natur vor meiner seele liegen.

Nicht nach erkennen und schauen verlangt es ihn hier, sondern nach dem fassen der natur (v. 102). Was ist inzwischen geschehen, das Fausten den ersten wunsch befriedigt hat? In der tat nichts. Es ist kein grund da, weshalb Faust seine stellung zur natur verändert haben sollte.

Der grund für die veränderung des themas kann darum nur im dichter liegen: dessen stellung zur natur hatte sich inzwischen verändert. In D spricht nicht mehr der gelehrte und philosoph, sondern der künstler, wenigstens kann man das „fassen der natur“ nicht wol anders deuten, wenn man die gedanken und ausdrucksweise des jungen Goethe berücksichtigt. Man vergleiche

D. j. G. III, 173: Was frommt die glühende natur
An deinem busen dir? ...
Wenn liebevolle schöpfungskraft
Nicht deine seele füllt
Und in den fingerspitzen dir
Nicht wider bildend wird?

Und die stelle aus einem brief an Merck vom 5. dec. 1774:

Briefe W. A. II, s. 212, 5 fgg.:

O dass die innre schöpferkraft
 Durch meinen sinn erschölle.
 Dass eine bildung voller saft
 Aus meinen fingern quölle.
 Ich zittre nur ich stottre nur
 Ich kann es doch nicht lassen
 Ich fühl ich kenne dich natur
 Und so muss ich dich fassen.

Man vergleiche auch dem sinne nach ebd. v. 13 fgg. und U 79—93, das bild in U 103 fgg. und Brief v. 19 fgg.

Faustens streben hat also hier eine ganz andere richtung genommen, ja was er früher ersehnt, wird nun verworfen. Hier spricht nicht Faust der denker und forscher, sondern der schaffensdurstige mensch und künstler, der was er schaut auch fassen will, der vom schauen zum vollbringen vordringen möchte. Darum also citiert er im folgenden den geist der schaffenden natur: ihm will er sich dienstbar machen, um wie er zu wirken. Wenn es ihm gelingt, ihn an sich zu fesseln, dann muss er sich freilich in die welt wagen und all ihr weh und glück tragen, denn nur um diesen preis, nur durch erleben kann er die welt, die er im busen trägt (v. 139 fgg.) schaffend aus sich herausstellen. Aber schon die aussicht auf eine hohe aufgabe erhöht ihm die kräfte und gibt ihm die zuversicht, dass er jenen geist der schaffenden natur sich dienstbar machen könne und dass es ihm mit dessen hilfe gelingen werde, „sein enges dasein hier zur ewigkeit zu erweitern“ (Br. a. a. o. v. 23—24). Er ist um so mehr davon überzeugt, da er sich als ebenbild gottes, des erhabenen schöpfers, weiss (v. 163): um so weniger kann es ihm fehlen, den erdgeist zu zwingen, der bloss schaffende naturkraft ist. Aber selbst diesem kommt er nicht gleich (159. 160): sein schaffen kann sich dem der natur nicht vergleichen, er ist kein übermensch, sondern nur ein sterblicher, der grosses will und nichts vermag. Vernichtet sinkt er zusammen: verzweiflung an sich selbst erfasst ihn — und damit ist der punkt erreicht, wo die diabolische handlung einsetzen und von wo aus sich das drama entwickeln kann. Jene ist in U freilich unausgeführt geblieben, vermutlich, weil sich Goethe über das wie noch nicht völlig klar war (vgl. oben s. 532).

Wenn nun Goethe, um den punkt zu gewinnen, von dem aus sein Faustdrama ausgehen kann, von v. 77 an einen ganz neuen, in

der alten sage nicht gegebenen boden betritt, wenn er von da ab Fausten nicht als forschler, sondern als künstler nimmt und dadurch nicht nur den zusammenhang mit der alten sage, sondern auch mit dem bereits fertigen anfang, den monolog im engeren sinne zerreisst, so ist unschwer zu deuten, warum der monolog so widerspruchsvoll ausgefallen ist. In den drei abschnitten A, B und C liegen nur die versuche vor, die Goethe machte, im rahmen der alten sage den für ihn fruchtbaren punkt zu finden, aus dem die weitere handlung abgeleitet werden könnte. Es sind die ansätze zu Faust, als einer philosophentragödie, wie sie Marlowe gedichtet und Lessing geplant. Im rahmen der überlieferten sage aber gewann Goethe den ansatzpunkt nicht. Seine versuche blieben vergeblich, weil er eben seiner natur nach nicht philosoph, sondern künstler war, weil ihm also die gestalt Faustens des denkers nicht „lag“. Darum tritt er dem problem von einer andern seite näher, die ihn wie keinen angiegt: er nahm Faust als künstler. Wie weit dies motiv bestimmend gewirkt, will ich hier nicht untersuchen. Dass die scenen von U, die das motiv „Faust als philosoph“ fortsetzen, älter sind als die verse 73 fgg., ist sehr wahrscheinlich. So vermutlich die Wagnerscene und sicher die Schülerscene.

Wie sehr übrigens das nebeneinanderliegen der beiden motive die spätere fortsetzung der arbeit erschwert und besonders in A (1808) die gestalt Faustens schwankend gemacht hat, sei hier nur angedeutet. Die Fausterklärung wird darauf im einzelnen zu achten haben.

HALLE, DEN 30. JUNI 1897.

F. SARAN.

LITTERATUR.

Germanische casussyntax I. Der dativ, instrumental, örtliche und halb-örtliche verhältnisse. Von **H. Winkler**. Berlin, Ferd. Dümmler. 1896. VII, 551 s. 10 m.

Der gelehrte verfasser, dessen arbeiten sich bisher besonders auf dem felde der allgemeinen sprachgeschichte (Zur sprachgeschichte. Nomen, verb und satz. Berlin 1887; Weiteres zur sprachgeschichte. Grammatisches geschlecht; formlose sprachen. Berlin 1889) oder dem entlegenen gebiete der uraltaischen sprachforschung bewegt haben, bietet in seinem neuesten werke einen wertvollen beitrug zur syntax der germanischen sprachen. Das ziel des verfassers ist eine erschöpfende darstellung des germanischen dativs nach allen richtungen seines gebrauches, vor allem auch mit berücksichtigung seiner beziehungen zu den anderen casus. Vollständig gelöst hat Winkler seine aufgabe freilich nur für das gotische; doch sind auch andere kreise

des germanischen gebührend berücksichtigt, zumal das angelsächsische und alt-nordische; das deutsche wird nur nebenher zur vergleichung und als bestätigung der für die andern sprachzweige gewonnenen gesetze herangezogen, und zwar auch hier nur das ahd. und mhd. in einzelnen belegen ohne angabe des fundortes, während Winkler auf die untersuchung des alts. mud. (ausser s. 345) und nhd. verzichtet. Winkler hat demnach gewiss recht, wenn er fürchtet, dass der titel seines buches zu weite erwartungen erregen werde. Das ist um so mehr der fall, als wir nach des verfassers eigenen worten kaum hoffen dürfen, dass er seine mit so viel glück begonnenen forschungen auf diesem gebiete fortsetzen wird. Das buch stellt sich demnach von vorneherein als ein imposanter torso dar und muss als solcher beurteilt werden.

Das hauptverdienst des buches erkenne ich in der überaus sorgfältigen, fast lückenlosen durcharbeitung des got. materials. Mit recht bezeichnet Winkler gelegentlich seine arbeit als ein repertorium des gesamten dativgebrauches im got. Die vollständig gesammelten belege sind meist in extenso mitgeteilt, wo es wert hatte, unter hinzufügung des griechischen originals, sodass der leser der lästigen mühe des nachschlagens enthoben ist. Gewissenhaft prüft Winkler jedes einzelne beispiel und versenkt sich liebevoll auch in die kleinsten fragen. Durch diese betrachtungsweise hat er meines erachtens auch für die interpretation des ältesten denkmals unserer sprache an manchen stellen nicht unerhebliches geleistet und ist damit einer nicht immer genügend beachteten aufgabe unserer syntaktischen forschungen gerecht geworden. Winklers sammlungen bleiben wertvoll auch für denjenigen, der geneigt ist, zum teil andere schlüsse aus ihnen zu ziehen, als Winkler tut.

Ein grundgedanke ist es, der Winklers ganze darstellung des dativgebrauches wie ein roter faden durchzieht, der ihm als leitstern auf seinem oft durch dunkles und unerforschtes gebiet führenden wege dient. Winkler sieht in dem got. dativ den reinen casus der beteiligung, der jede örtliche beziehung abgestreift habe. S. 2: „er darf als reiner vertreter der beziehung der beteiligung gelten.“ Aus dieser ur- und grundbedeutung sollen alle anderen geflossen sein. Seine function als casus der hinsicht und des mittels, sogar seine häufige verwendung als praepositionaler casus soll hierin ihre erklärung finden. Diese these, die gewiss manchen auf den ersten blick befremdet, hat nun Winkler in seinem buche mit einem ungeheuren aufwand von gelehrsamkeit und scharfsinn durchzuführen versucht. Für viele fälle hat er ohne zweifel recht; viele spracherscheinungen fügen sich seiner erklärung bequem. Doch erheben sich andererseits nicht ungewichtige bedenken. Das bestreben, die gewonnene grundauffassung gleichmässig auf alle fälle des dativgebrauches anzuwenden, führt den verfasser öfters zu einseitigen und gesuchten erklärungen. Der lebendige fluss der gesprochenen und geschriebenen redo fügt sich nun einmal nicht der starren formel des doctrinärs. Mögen lautgesetze ausnahmelos wirken: syntaktische regeln tun es nicht.

Für mich ist es nicht zweifelhaft, dass auch im gotischen noch reste einer örtlichen auffassung des dativs vorhanden sind. Unleugbar erscheint mir die räumliche bedeutung bei *tēkan* und *attēkan* = *berühren*, zumal wo sie mit sächlichem object verbunden sind, wie Mc. 5, 27 *attaitōk wastjai is*, oder einen sächlichen dativ neben dem persönlichen zu sich nehmen, wie Mc. 5, 30 *has mis taitōk wastjōm*. Hier wird übrigens auch von Winkler selbst (s. 22) die örtliche auffassung, wenn auch offenbar mit überwindung, halb und halb zugestanden. In anderen fällen mischen sich beide bedeutungen; die räumliche anschauung und die idee der

persönlichen beteiligung gehen neben einander her und in einander über, indem bald die eine, bald die andere überwiegt, ohne dass es möglich wäre, jede von beiden rein für sich zu empfinden oder ohne rest auszusondern. Ich werde auf solche fälle noch zu sprechen kommen, wenn ich nun einen durchblick durch das buch zu geben versuche und an die einzelnen kapitel einige bemerkungen anknüpfe.

Folgerichtig geht Winkler von solchen verbalbegriffen aus, mit denen sich der dativ ohne alle sonstigen objectsbeziehungen allein verbindet. Bei ihnen tritt am klarsten diejenige bedeutung des dativs hervor, die nach Winkler die überhaupt häufigste ist: er besagt, dass jemandem zum nutzen oder schaden etwas geschieht; man wird hier Winkler unbedingt beistimmen können, wenn er sagt: „hier fehlt jede spur örtlichen charakters.“ Auf eine weitere gliederung der verba verzichtet der verfasser hier wie überall; er führt die ausdrücke einfach in alphabetischer folge auf. Ob mit recht, ist mir zweifelhaft. Ich meine, dass eine sachliche gliederung nach bedeutungsgruppen schon deswegen den vorzug verdient, weil nicht selten analoge bedeutung analoge fügung erzeugt. Manches, was eng zusammenhängt, muss bei alphabetischer ordnung zerrissen werden; so konnten z. b. die verba des herrschens und dienens, der rede, der gemütsbewegung u. a. zu gruppen vereinigt werden; geschlossene massen wirken kräftiger und überzeugender. — Mt. 7, 22 *seinamma namim praufetidum* gehört sicher nicht hierher; der dat. ist, wenn einer, instrumental (die stelle ist übrigens auch s. 106 unter dem instr. dat. angeführt).

S. 25 — 41 behandelt dann der verfasser unter dem nicht eben deutlichen titel: „der dativaccusativ“ solche verba, deren rection entweder im got. zwischen dat. und acc. schwankt oder die im got. abweichend von anderen germanischen sprachzweigen mit dem dat. verbunden werden. Hier scheint mir denn doch in die bedeutung der casus reichlich viel hineingeheimnisst zu sein. Dass der persönliche dativ bei *weairpan* (Mc. 11, 23 *weairp þus in marcim*) deswegen stünde, weil der übersetzer hier die energische einwirkung auf ein empfindendes object zum ausdruck bringen wollte, glaube ich nicht; der dativ steht einfach nach analogie der sonst ganz gebräuchlichen sächlichem instrumentalen dativo bei diesem verbum. An einer andern ganz ähnlichen stelle, wo die einwirkung auf das object nicht minder intensiv gedacht ist, steht der accusativ: Luc. 4, 9: *weairp þuk þaþro dalaþ*, eine stelle, die Winkler s. 40 übersehen hat. Ebenso wenig finde ich einen verschiedenen grad von intensität in den stellen Mc. 3, 22 *usweairpiþ þaim unhuþfôm* und Mt. 7, 22 *usweaurpum unhuþfôns*. Vgl. übrigens Bernhardt in Ztschr. 13, 12. Wenn ferner Winkler auch für so augenfällige instrumentalformen wie Mc. 4, 3 *saiam fraieca seinamma* die „idee des interesses“ mitwirken sieht, so geht er entschieden seinem princip zu liebe zu weit. — In der aufzählung der verba fehlt *gableiþjan* (Mc. 9, 22. Röm. 9, 15), das freilich zweifelhaft ist; hierher ziehen möchte ich auch *maurnan* (Mt. 6, 25 *ni maurnaiþ saivalai iwearai*), das mit *weitan* (s. 40) und vielleicht auch mit dem etwa das gegenteil bedeutenden *ufarmunnôn* (s. 37; Phil. 2, 3) *saiivalai seinai* = nicht achten auf) in parallele gestellt werden kann. Bei ansetzung des reflexiven dativs bei *faurhtjan* (Mc. 16, 6) konnte Winkler zuversichtlicher sein; der dativ wird gestützt durch den bekannten ahd. und mhd. gebrauch: Otrf. I, 4, 27 *ni forihtu thir*; Iw. 516 *niene riurhte dir*.

S. 42 — 68 folgt der „dativ und accusativ bei verben.“ Auch dieser überschrift fehlt es einigermaßen an deutlichkeit; gemeint sind die zahlreichen fälle, in denen ein dativ (meist der person) sich bei demselben verbum zu einem accusativ (meist der sache) gesellt. Hier legt Winkler selbst dem dativ die beziehung der

richtung bei, freilich einer „nicht- oder nicht rein örtlichen, geistigen“ richtung. Sollte aber nicht doch die rein örtliche richtung als die einfachere und natürlichere, sozusagen naivere beziehung auch die ursprünglichere sein? Bei manchen der von Winkler aufgezählten verben scheint mir die vorstellung eines räumlichen sich zu- einnms noch erkennbar; so bei *wandjan* (s. 65) = *hinwenden* (Mt. 5, 39 *wandei inma jah þó anþara*), bei *lagjan* (s. 58), *attihnan* (s. 48), *insandjan* (s. 58) u. a., wenn auch zugegeben werden kann, dass daneben schon die beziehung der persönlichen anteilnahme sich wirksam zeigt. — Die ausdrücke „direktes“ und „indirektes“ object, die Winkler s. 43 acceptiert, würde ich ebenso wie die von anderen oft verwendeten „näheres“ und „entfernteres“ object lieber vermieden sehen; in manchen verbindungen bezeichnet der dativ das prius, das von der handlung zunächst betroffene, so bei *schenken*, *lohn*, *danken* und den meisten anderen, bei denen das sächliche object früher überhaupt nicht im accusativ, sondern im genetiv stand.

S. 68—76 wird der dativ der zeitbestimmung behandelt. Wenn hier Winkler jede locativfunction des dativs entschieden in abrede stellt, so darf man ihm für das örtliche gebiet wol zustimmen; denn was zum beweis der vertretung des ortsbestimmenden locativs durch den dativ vorgebracht zu werden pflegt, wie der dativ bei *haftjan*, *frastjan* u. a., ist meist recht unsicherer natur. Ob aber nicht in fügen wie *himma daga*, *sabbatim*, *þixai heilai* u. ähnl. und selbst noch in den immer mehr formelhaft erstarrten wendungen wie ahd. *then wilôn*, *then stuntôn*, mhd. *weilen*, *nehten* u. a. nachwirkungen des alten zeitbestimmenden locativs gesehen werden müssen oder wenigstens können, ist nicht über jeden zweifel erhaben. Winklers deutung dieser dative als das zeitliche ziel der handlung (gewissermassen ihren zweck) andeutende und sein versuch, die fälle blossen dativs von denen genau zu unterscheiden, wo der dativ mit der praeposition *in* verbunden ist, legen gewiss zeugnis ab von dem eifrigen bemühen des verfassers, auch in die feinsten unterschieden des got. sprachgebrauches einzudringen. Aber ich kann mich auch hier der empfindung nicht erwehren, als ob in die sprache mehr hineinconstruiert werde als in ihr liegt.

S. 76—81 folgt der „scheinbar ablativische dativ.“ Schon die überschrift deutet an, dass Winkler eine vertretung des ablativs durch den dativ leugnet. Man pflegt sonst anzunehmen, dass die ursprüngliche natur des ablativs, der nach Delbrücks definition den gegenstand bezeichnet, von dem eine trennung vor sich geht, im dativ der älteren sprache noch erkennbar und erhalten sei; so im got. bei den verben der trennung *galausjan*, *fraliusan*, *uswandjan* u. a. Winkler sucht auch hier seine dativtheorie zu retten. Er findet in diesem dativ die bezeichnung der person, für die, in deren positivem oder negativem interesse, von der also die trennung stattfindet. Bedenklich erscheint diese erklärung namentlich da, wo der dativ nicht eine person, sondern eine sache ausdrückt, und das ist unter den überhaupt nur spärlichen belegen dieses gebrauches gar nicht selten der fall, z. b. 1. Tim. 4, 1 *afstandand sumai galaubeinai* = *ἀποστήθονται τῆς πίστιως* („im interesse des glaubens“?); bei demselben verbum steht auch 2. Kor. 4, 2 sächliches object. In diesen zusammenhang gehören doch wol auch die von Winkler an anderen stellen behandelten verba *bileiþan* (*verlassen*) und *fraliusan* (*verlieren*), bei denen sich gleichfalls sächliches object findet; so Mc. 14, 52 *bileiþands þamma leina* („im interesse der leinewand“?) und Luc. 15, 8 *jabai fraliusiþ drakmin ainamma* (*ἐὰν ἀπολέῃ δραχμὴν μίαν*). Am deutlichsten scheint mir die ablativische natur des dativs bei den verben *andhamôn* und *andreasjan* hervorzutreten; z. b. Mc. 15, 20 *andrea-*

sidedun ina fixai purpurai (gegen gr. ἐξέθεισαν αὐτὸν τὴν ποργύραν; stimmend zu lat. *exuerunt cum veste purpurea*, wie die Vulg. hat). Hier muss auch Winkler wenigstens berührungen mit dem ablativ zugeben; doch lässt er auch den instrumentalis und endlich wider seinen eigentlichen dativ mitspielen. Kol 2, 15 *andhanōnds sik leika* soll der dativ folgend bedeutungsstufen durchlaufen haben: „sich entäussernd für den leib, d. i. bezüglich des leibes oder mittels des leibes die entäusserung vollziehend; das wird tatsächlich zum sich des leibes entäussern.“ Da muss ich denn doch sagen: durch eine solche metamorphose lässt sich schliesslich alles beweisen.

Gegen Winklers darstellung des comitativens dativs (s. 81—90) lässt sich nichts wesentliches einwenden. Auch mir ist jetzt zweifelhaft, ob in allen Grdz. d. d. synt. II § 311 angeführten fällen ein comitativus vorliegt. Am meisten scheinen noch die dativo bei *sik blandan*, *gahōrinōn*, *liugan* dafür zu sprechen. Nirgonds aber liegt ein auch nur annähernd so klarer fall vor wie in der bemerkenswerten Otfrid-stelle III, 9, 2 *ingegin fuarun folkon xēn seltsānēn veercon*; ein beispiel, das Winkler s. 81 mit hätte heranziehen und auch später s. 517 fgg. hätte verwerten können. — Kurz möchte ich hier noch auf einen eigentümlichen widerspruch des verfassers mit sich selbst aufmerksam machen, der beweist, dass er zuweilen in seinen aufstellungen nicht ganz vorsichtig ist. S. 42 nennt er den dativ „den geborenen casus der geistigen richtung“; s. 83 heisst es: „Wie wenig aber der got. dat. casus der örtlichen oder überhaupt der richtung ist, ersieht man daraus, dass . . .“

S. 90—116 folgt der instrumentale dativ. Dass der dativ in vielen fällen auf einen alten instrumentalis zurückgeht, leugnet natürlich auch Winkler nicht; er gibt ausdrücklich zu, dass in diesem einen falle der dativ des got. als syncretistischer casus angesehen werden darf. Freilich lässt er es sich nicht nehmen, auch hier eine brücke zu schlagen und eine nähere beziehung zwischen dem instrumentalis und dem reinen dativ herzustellen. So soll das, wodurch man jemanden tötet, ausstattet, lehrt, auch als das angesehen werden können, wofür man die handlung ausführt! Also man erschlägt einen im interesse des beiles! Wozu solche künsteleien, wenn Winkler gleich darauf zugibt, dass die meisten dieser fälle einfach auf den reinen instrumentalis ohne vortmittlung der datividee zurückgehen? Im übrigen enthält dieser abschnitt eine reihe feiner beobachtungen und bringt das vollständig gesammelte material in klarer und übersichtlicher anordnung vor. Nur die überschrift s. 108 hat mir nicht gefallen.

Der dativ beim comparativ (s. 116—118), der sonst für ablativisch gehalten wird, erklärt sich nach Winkler ebenfalls aus der ursprünglichen natur des dativs. *srinþōza mis* soll heissen „mächtiger für mich, d. h. soweit es mich angeht, also: als ich.“ Ich fürchte, dass auch diese erklärung nicht den beifall vieler finden wird. Wenigstens ist Streitberg, der sich sonst in seiner darstellung des dativs in dem Got. elementarbuch (Heidelberg 1897) § 247 fgg. sehr nahe an Winkler angeschlossen hat, ihm in diesem punkte nicht gefolgt, sondern bei der ablativtheorie stehen geblieben. Aber auch wer Winklers erklärung für das got. acceptivum sollte, wird doch bei derselben erscheinung im mhd., das Winkler hier auch berührt (vgl. auch s. 519), bedenken hegen. Ich wenigstens kann mir nicht vorstellen, dass hier noch ein ursprünglich germanischer dativ vorliegt, sondern erkläre diesen gebrauch einfach aus der nachahmung des lat. dativs. Die schriftsteller, die ihm anwenden, sind entweder übersetzer oder doch autoren, denen das lateinische völlig geläufig war, wie Isidor, Tatian (13, 23; 64, 7), Notker, Otfrid (im ganzen 3mal; s. Erdmann OS. II § 263);

man vgl. auch Dkm. 86 B 2, 69. 89, 10 u. a. — Die stellen sind übrigens hier bei Winkler nicht ganz vollständig; es fehlen Mt. 5, 37. 6, 25. 27, 64. Luc. 3, 16. 9, 13. 16, 8.

Vortrefflich gelungen ist Winkler die darstellung des sog. absoluten dativs im got. (s. 117—140). Er weist hier unter bekämpfung entgegenstehender ansichten überzeugend nach, dass der sog. absolute dativ des got. keineswegs als eine vom übersetzer in sklavischer nachahmung construierte, zur formel erstorbene widergabe des griech. gen. absol. angesehen werden darf, sondern dass er in den weitaus meisten fällen die beziehung der beteiligung ausdrückt, also die dativnatur völlig gewahrt hat. Zweifelhaft geblieben ist mir nur das *raginōdin Pontiau Peilatau* (Luc. 1, 3), wo mir ein nachwirken des vorhergehenden *in* nicht in den sinn will. Sehr fein sind die beobachtungen Winklers über die verschiedenartige behandlung des griech. gen. absol. durch den übersetzer, der hier offenbar mit bewusster rücksicht auf das wesen der sprache zu werke geht.

Eine bemerkung allgemeinerer natur kann ich hier nicht unterdrücken. Winkler, der durchaus selbständig aus den ersten quellen herausarbeitet und unmittelbar aus ihnen sein system aufbaut, hat es fast durchweg verschmäht, die einschlägige litteratur zu rate zu ziehen. Man wird ihm daraus bei der eigenart seines standpunktes kaum einen vorwurf machen können. Überdies liegt die ausarbeitung des buches, wie Winkler wiederholt betont, etwa 18 jahre zurück, und man kann sich denken, dass der verfasser nicht geneigt war, bei der jetzt erfolgten herausgabe die inzwischen erschienene litteratur nachträglich zu vergleichen; eher hätte man erwartet, dass der vor 1879 (dies jahr nennt Winkler öfters als dasjenige, in dem seine arbeit im wesentlichen abgeschlossen wurde) erschienenen schriften, wie der untersuchungen Gering's über den syntactischen gebrauch des participiums im got. 1874 (Ztschr. V) wenigstens kurz gedacht wäre. Eine arbeit freilich citiert Winkler in diesem abschnitt; s. 137 fgg. polenisiert er lebhaft gegen eine ansicht „Lücks in seiner arbeit über den got. dativ s. 23.“ Es ist mir lange rätselhaft gewesen, welche schrift hier gemeint sei. Endlich fand ich die stelle in einer arbeit, die allerdings einen wesentlich anderen titel führt als Winkler angibt. Es ist die Göttinger dissertation von Otto Lücke, *Absolute participia im got. und ihr verhältnis zum griech. original*. Magdeburg 1876. Dort steht die von Winkler bekämpfte stelle; aber auch nicht auf s. 23, sondern s. 33. Wenn man schon citiert, muss man es so tun, dass ein nachprüfender sich ohne zu grosse schwierigkeit zurecht finden kann.

Nach einem kurzen rückblick auf den praepositionslosen dativ (140—45) wendet sich nun der verfasser zu einem besonders wichtigen abschnitt, dem dativ bei praepositionen (145—313). Auch hier bleibt er seiner auffassung durchaus treu. Der dativ ist ihm hier so gut casus der beteiligung wie in seinem bisher dargestellten wirken. Die örtliche beziehung findet er ausschliesslich in dem adverbium, das allmählich zur praeposition geworden ist; daneben habe der Gote nach seiner weise die innere verknüpfung durch den casus der beteiligung ausgedrückt; er kenne nur ein „heraus — für die stadt, hinein — für die stadt“ usw. Dabei muss Winkler allerdings zugeben, dass diese bedeutung im got. bereits sehr verblasst ist und dass der dativ in seinem eigentlichen wesen gegenüber der vorwiegenden örtlichen bedeutung der praeposition stark zurücktritt. Dass alle praepositionen der trennung unbedingt den dativ haben, erklärt sich für ihn, der jede ablativische bedeutung des praepositionslosen dativs leugnet, gerade daraus, dass der dativ eben auch hier seinen wert beibehält neben der durch die praeposition gegebenen idee der trennung. Diese

allgemeinen betrachtungen über die praepositionalen fügen sind die notwendige folge der vorher aufgestellten erklärungsversuche des praepositionslosen dativs; sie werden demnach in demselben umfange billigung oder ablehnung erfahren wie jene. Ich verzichte darum auf die nähere erörterung des einzelnen. Die nun folgende behandlung der einzelnen praepositionen nach ihrer bedeutungsentwicklung und ihrem gebrauchsumfang ist eine glänzende leistung von bleibendem werte. Sie ist die erste vollständige¹ bearbeitung dieses schwierigen gebietes und wird die grundlage aller weiteren forschung auf demselben bilden.

In einem „der ablativartige und instrumentalartige genetiv“ überschriebenen abschnitt (313—61) behandelt dann Winkler vor allem diejenigen anwendungen des genetivs, die seiner ansicht nach auf ablativischer anschauung beruhen, „ein gebiet halb örtlicher, halb geistiger beziehungen, die recht eigentlich die domäne des ablativs bildeten.“ Denn das germanische hat nach ihm den alten ablativ, soweit er nicht praepositionale vertretung gefunden hat, meist im genetiv aufgehen lassen; eine klare sonderung freilich des eigentlich genetivischen und des ablativischen hält er für undurchführbar. Dieses letztere ist jedenfalls richtig. Ob überhaupt der genetiv als vertreter des idg. ablativs angesehen werden darf, ist bekanntlich nicht unzweifelhaft und von manchen lebhaft bestritten; vgl. Erdmann OS. II, § 209 und Ztschr. 6, 124; Bernhardt das. 13, 18 ff. Ich leugne nicht, dass für Winklers auffassung manches spricht, dass namentlich die fälle, wo der übersetzer selbständig statt griech. *ἐκ* oder *ἀπό* c. gen. den blossen gen. setzt (wie Joh. 15, 19. Luc. 7, 21 u. a.), sowie die genetive bei den verben der trennung (*entbehren*, *heilen*, *reinigen* u. a.; — *schämen* scheint mir nicht in diesen kreis zu gehören) etwas bestechendes an sich haben. Dennoch fragt es sich, ob nicht alle angeführten fälle doch aus der eigentlichen natur des gen. erklärt werden können als des casus, der die angehörigkeit im weitesten sinne des wortes bezeichnet und also auch in freierer weise bloss das gebiet bezeichnen kann, auf dem die handlung vor sich geht. Die genetive bei *wisan* und *wairfan* scheinen mir sämtlich diese auffassung zuzulassen; vollends bei den zahlreihen s. 334 fgg. aufgezählten verben wie *bidjan*, *freidjan*, *hilpan* (!) u. a. ist mir eine ablativische bedeutung nicht erkennbar. — Übrigens trägt dieser abschnitt, wie der verfasser selbst nicht müde wird zu betonen, durchaus den charakter des vorläufigen und provisorischen. Nur die grundauffassung soll dargelegt werden; die begründung im einzelnen bleibt der eigentlichen bearbeitung des gen. vorbehalten. Erst wenn diese vorliegt, wird ein abschliessendes urteil möglich sein.

Nach denselben grundsätzen wie beim gotischen, nur weit kürzer, mehr andeutend als ausführend, und doch mit berücksichtigung aller für seinen zweck wesentlichen punkte bearbeitet dann Winkler das angelsächsische (363—454) und das altnordische (454—510) material. Manche der oben geäußerten bedenken drängen sich auch hier wider auf; so scheinen mir, um nur eins zu sagen, im ags. noch deutlicher als im got. reste einer locativischen und ablativischen bedeutung des dativs vorhanden zu sein. Aber ich will auf einzelheiten nicht eingehen, um noch ein wort über die behandlung des deutschen (510—535) zu sagen. Auch hier ist die darstellung nur andeutend und stützt sich allein auf Grimms material. Manches ist aphoristisch ausgefallen. Namentlich in der darstellung des dativ-instrumental vermisse ich einige punkte; so ausser dem schon oben erwähnten

1) Naber hat seine im Detmolder programm 1879 begonnenen untersuchungen meines wissens nicht weiter geführt.

comitatives instrumental (O. III, 9, 2) s. 518 die fälle, in denen der dativ als vertreter des instrum. des mittels erscheint, wie alts. Hel. 32 *fingron skriban*. 5465 *thiu strāta was felison gifuogid*; ahd. O. V, 20, 63 *hanton joh ougon beginnent sie nan scowōn*. Ebenso hätte die ziemlich reichliche entwicklung der auf alten instr. zurückgehenden adverbialen ausdrücke etwas näher gekennzeichnet werden sollen, wie sie vorliegen in formeln wie ahd. *folton, gāhun, gimuogon, emmizēn* u. a., mhd. *ewelichen, unwāzen* usw. Für Winklers deutung des dativs nach comparativen kann ich auf oben gesagtes verweisen.

In einem kurzen rückblick fasst Winkler die für das germanische gewonnenen ergebnisse zusammen, um dann sein buch zu schliessen mit einem ausblick auf den indogermanischen dativ. Gestützt auf eine sehr umfassende kenntnis der einschlägigen sprachen, versucht er die stellung des idg. dativs zu den anderen casus zu ermitteln und seine grundbedeutung zu erfassen. Wenn auch bei der hypothetischen natur dieses gebietes hier nicht alles als ausgemacht gelten kann, so folgt man doch gern den feinsinnigen, von langer gedankenarbeit zeugenden ausführungen des verfassers, und auch wer sich hier und da zum widerspruch aufgefordert fühlt, wird doch für manche anregung dankbar sein.

Ich hoffe durch meinen bericht den lesern eine annähernde vorstellung von dem reichen inhalt und der bedeutung des buches gegeben zu haben. Wer immer sich in das werk versenkt, das nicht durchblättert, sondern studiert sein will, wird mit mir bedauern, dass es für abschbare zeit ein fragment bleiben soll. Auch so wird niemand an ihm ungestraft vorübergehen, der in zukunft die problemreiche syntax der germanischen casus zu durchforschen unternimmt.

KIEL IM JANUAR 1896.

OTTO MENSING.

Angelus Silesius und seine mystik. Von dr. C. Seltmann. Breslau, G. P. Aderholz. 1896. 208 s. 3 m.

Es ist nicht das erste mal, dass der versuch gemacht wird, die mystik Joh. Schefflers, wie sie vornehmlich im „Cherubinischen wandersmann“, in zweiter oder dritter linie erst in der „Heiligen seelenlust oder verliebten psycho“ niedergelegt ist, in einklang mit der lehre der katholischen kirche zu bringen. Ob der sache mit diesen bemühungen gedient ist, möge dahingestellt bleiben. Kein mensch zweifelt daran, dass Scheffler nach seinem übertritte ein wirklich überzeugter, bis zum fanaticismus gläubiger katholik gewesen ist. Es kann auch daran kein zweifel sein, dass die geistige richtung, die im Cherubinischen wandersmann zu tage tritt, den anschluss Schefflers an die katholische kirche wesentlich gefördert hat. (Vgl. das nähere darüber in der einleitung zu meiner ausgabe des Cher. wandersm. Halle 1895, s. V fg.) Damit aber sollte man sich zufrieden geben und nicht für die lehre der katholischen kirche zu retten suchen, was nicht zu retten ist. Für jeden sachkenner ist es jedesfalls ein aussichtsloses bemühen, die im Cherubinischen wandersmann verarbeitete gedankenwelt aus anderen quellen als aus einem pantheistisch gerichteten mysticismus ableiten zu wollen.

Das damit ausgesprochene urteil gilt auch von dem vorliegenden buche. Wenn ein freund des Cherubinischen wandersmannes zugleich ein strenggläubiger katholik ist, so kann ihm die schrift Seltmanns allerdings empfohlen werden. Denn ein solcher leser wird sich von den bei Scheffler nicht selten vorkommenden schroffen

kühnheiten abgestossen oder verletzt fühlen. Deshalb wird ihm der versuch Seltmanns willkommen sein, derartige sprüche so lange zu drehen und mehr oder minder gewaltsam umzudeuten, bis sie eine unverfängliche gestalt gewonnen haben und vom kirchlichen standpunkte nichts mehr an ihnen auszusetzen ist. Da aber hier kein für einzelne konfessionelle kreise bestimmtes urteil ausgesprochen, sondern der wissenschaftliche wert des buches festgestellt werden soll, so muss der hauptteil der vorliegenden untersuchung trotz der vom verfasser redlich aufgewendeten mühe als durchaus verfehlt bezeichnet werden. Für die erklärungsversuche des verfassers sollen weiter unten zwei charakteristische beispiele herausgegriffen werden. Bei der quellenfrage, die für jede untersuchung des im Cherubinischen wandersmanne niedergelegten idenschatzes die grundlage abgeben muss, bedient sich der verfasser absonderlicher methoden. Einmal betrachtet er die von ihm aufgestellte, erst noch zu belegende these als bereits bewiesen und entnimmt aus ihr die gründe, um Schefflers stellung zu den quellen zu entscheiden. Er bewegt sich also in einem eirkel, vgl. die äusserung über Böhme s. 59: „Böhmes einfluss kann schon darum kein dauernder und massgebender für Angelus gewesen sein, weil Böhme nicht frei von grossen irrthümern ist und neben vielem wahren auch viel verworrenheit und willkür zeigt.“ Das andere von dem verfasser beliebte verfahren besteht darin, bisherige forschungsergebnisse einfach als nicht vorhanden zu betrachten. So heisst es s. 62, dass ich über den einfluss Weigels auf Scheffler „keine speciellen angaben“ gemacht hätte. Ich würde es nun verstehen können, wenn Seltmann die beweiskraft meiner ausführungen bestritten hätte; wie man aber von meiner einleitung, in der fast zwanzig seiten (s. XV — XXXIII) mit belegstellen aus Weigels werken angefüllt sind, sagen kann: „Ellinger hat auch keine speciellen angaben gemacht“, ist mir unfeindlich. Wenn dann ferner nach den von Koffmanne, Korrespondenzblatt des vereins für die geschichte der ev. kirche Schlesiens, 1882, bd. I, s. 91 fg. und von mir s. LXI fgg. gegebenen nachweisen noch behauptet werden kann: „Dass Scheffler von Czepko nicht abhängig ist, hat Mahn nachgewiesen“, so ist eine weitere wissenschaftliche auseinandersetzung unmöglich, wenigstens ich sehe mich ausser stande eine solche zu führen.

Um die interpretationskünste des verfassers zu charakterisieren, genügen zwei beispiele. Die beiden nachfolgenden epigramme drücken die dem dichter vorschwebenden gedanken so deutlich aus, dass man meinen sollte, es könne sie niemand missverstehen. Mit der kirchlichen lehre sind sie jedesfalls unvereinbar.

I, 8. Ich weiss, dass ohne mich gott nicht ein nun kann leben,

Werd' ich zu nicht, er muss von not den geist aufgeben.

I, 96. Gott mag nicht ohne mich ein einziges würmlein machen,

Erhalt' ich's nicht mit ihm, so muss es straks zukrachen.

Das erste soll nach Seltmann lediglich den sinn haben, „auf die unendliche liebe gottes zu uns menschen hinzuweisen und auf den kreuzestod anzuspüren, den der sohn gottes auf sich genommen hat, um uns dem ewigen tode zu entreissen. Der beweis von dem immerwährenden vorhandensein dieser liebe, so zwar, dass es nicht einen einzigen augenblick, nicht ein nun, gegeben hat, in welchem diese liebe nicht vorhanden gewesen wäre, liegt darin, dass der ratschluss unserer erlösung ewig ist, wie alles in gott.“ I, 96 wird von Seltmann folgendermassen erklärt: „Gott hat die welt nicht erschaffen wollen, ohne mich zu erschaffen, er hat sie zu meiner freude gemacht, ich sollte dabei sein, ich soll seine freude mit ihm teilen. Daraus soll hervorgehen, welche gemeinsamkeit des interesses zwischen gott und dem menschen

überhaupt besteht. Diese gemengsamkeit ist nicht minder daraus ersichtlich, dass die erhaltung z. b. eines würmleins gar nicht möglich ist, wenn bloss ein einseitiges interesse vorhanden ist und der mensch zerstörend eingreift. (Der spruch trägt die überschrift: Gott mag nichts ohne mich.) Aber nicht bloss diese allgemeine erkenntnis will der dichter im menschen erzeugen, sondern er bezweckt im letzten grunde immer, den menschen zur erkenntnis der unendlichen liebe gottes zu führen, zur erkenntnis der also von gott gewollten zusammengehörigkeit von gott und mensch und demnach zur unabweisbaren pflicht, sich gott zu verähnlichen.“ Ich weiss nicht, ob diese gewundenen erklärungen auf irgend jemanden einen überzeugenden eindruck machen werden; mir scheinen sie jedesfalls unhaltbar. Denn der den beiden epigrammen zu grunde liegende mystisch-pantheistische gedanke: „erst in dem und durch den menschen tritt die gottheit wirklich ins leben“ ist meines erachtens von Scheffler so klar ausgedrückt, dass alle undeutungsversuche vergebene mühe und arbeit sind.

Muss demnach der hauptinhalt der vorliegenden schrift als verfehlt bezeichnet werden, so soll dem verfasser doch gern zugestanden werden, dass er sich mit liebe in die dichtungen des Angelus Silesius vertieft hat. In seinem versuche, Schefflers mystik in grösserem umfange darzustellen, findet sich denn auch gelegentlich eine gute beobachtung, auch manche von den herbeigezogenen stellen aus den kirchenvätern verdienen beachtung. Eine wesentliche förderung der sache vermag ich aber auch in diesen ausführungen nicht zu sehen. So wird der hauptwert des buches in einzelnen kleineren nachweisen und darlegungen zu suchen sein. Über die gründe, welche Scheffler zum catholicismus hinüberführten, ist s. 14 fgg. recht ansprechend gehandelt, wobei aber wider die apogetische tendenz sich unangenehm bemerkbar macht und den verfasser zu mancherlei unrichtigen ansichten verleitet. Dagegen ist es durchaus richtig, wenn die bedeutung, die die lutherische rechtfertigungslehre für Schefflers innere umstimmung gewonnen hat, ausdrücklich hervorgehoben wird. (Vgl. über die in Frankenbergs kreis herrschende anschauung über die gnadenlehre meine einl. s. IV.) Auch darin kann man Seltmann völlig beipflichten, dass von einer speciell protestantischen färbung vieler sprüche des Cherubinischen wandersmannes, wie sie von manchen seiten behauptet wird, nicht die rede sein kann. S. 33 wird als tagdatum von Schefflers priesterweihe der 21. mai 1661 (anstatt der gewöhnlichen angabe: 29. mai) festgestellt. Ebenfalls, so viel ich weiss, noch nicht bekannt ist das s. 145 mitgeteilte stammbuchblatt, das Scheffler in Padua 1649 (bei Seltmann steht, zweifellos irrthümlich, 1639) geschrieben hat und das Seltmann nach einer notiz Diopenbroks mitteilt: „Mundus pulcherrimum nihil.“ Der ausspruch würde darauf hindeuten, dass Scheffler schon während seines aufenthaltes in Padua im wesentlichen den mystisch-pantheistischen standpunkt eingenommen habe, den wir ihn im Cherubinischen wandersmann vertreten sehen; wir würden dann in diesem zeugnis einen neuen beweis für die freilich schon bekannte tatsache zu sehen haben, dass seine hinwendung zur mystik und wahrscheinlich auch seine erste bekantschaft mit Frankenberg in die dem Paduaner aufenthalt vorangehende Leydener zeit fällt. Dagegen ist die notiz über geburtsort und vater s. 5—6 schon seit Kahlerts schrift (1853) bekannt.

Vom mittelalter zur reformation. Forschungen zur geschichte der deutschen bildung von **Konrad Burdach**. Erstes heft. Halle, Max Niemeyer. 1893. XX, 137 s. 4 m.

Seit dem erscheinen des ersten bandes von Janssens deutscher geschichte beginnt sich immer mehr die erkenntnis durchzusetzen, dass sich ein verständnis der treibenden kräfte des zeitalters der reformation nicht erreichen lässt, wenn man nicht die analogen vorgänge des ausgehenden mittelalters sorgfältig untersucht und zur aufhellung der geschichte des 16. jahrhunderts benutzt. Wie man sich auch zu Janssens aufstellungen verhalten und wie scharf man seine arbeitsweise verurteilen mag — der erste band hat jedesfalls eine ausserordentlich anregende kraft bewiesen, wenn er auch im einzelnen bereits als überholt gelten darf. Dass die wurzeln der religiösen, wissenschaftlichen, sozialen strömungen, die dem zeitalter der reformation in Deutschland sein charakteristisches gepräge verleihen, im 14. und namentlich im 15. jahrhundert zu suchen sind, hat Janssen zwar nicht zum ersten male nachgewiesen, aber dennoch als erster durch heranziehung eines grossen und im ganzen wenig gekannten quellenmaterials erhärtet; und wenn er die gesamtanschauung auch durch tendenziöse absichtlichkeit entstellt hat, so ist ihr kern doch unzweifelhaft richtig. Freilich im einzelnen bleibt auch nach den glänzenden hier in betracht kommenden abschnitten Friedrichs von Bezold noch viel zu tun; es gilt, die einzelnen geistigen und materiellen richtungen des vielgestaltigen 16. jahrhunderts in ihre ersten anfänge zurückzuverfolgen; hat man sie dergestalt auf die einfachste form gebracht, in der sie uns znerst entgegentreten, so wird es in ganz anderer weise als bisher möglich sein, die einzelnen elemente zu unterscheiden, aus denen sie sich zusammensetzen, und zu beobachten, wie nach und nach sich immer neue und komplizierende bestandteile angliedern. In ausserordentlich fördernder weise hat Konrad Burdach diese probleme ergriffen und für das vierzehnte jahrhundert sehr wertvolle beiträge zur lösung der schwebenden fragen geliefert. Im wesentlichen sind es zwei hauptpunkte, die er im auge behält: einmal das weiterleben jener kräfte zu verfolgen, welche die blüte der mittelhochdeutschen dichtung herbeigeführt haben, und dann die neu aufstrebende geisteswelt zu erfassen, die dazu bestimmt war, die in den idealen und den poetischen mitteln der mhd. dichtung materiell und formell verkörperte kultur zu verdrängen und bis zu einem gewissen grade zu ersetzen. Das erste problem hat Burdach mehr andeutend behandelt und einzelne fragen unter anknüpfung an neuere publikationen herausgegriffen; das zweite ist dagegen für einen zeitlich und lokal begrenzten raum mit umfassender heranziehung des erreichbaren quellenmaterials nach allen richtungen hin ausgeschöpft worden. Zunächst gibt der verfasser vortreffliche winke, in welcher weise die erforschung des handschriftenhandels und der handschriftenverbreitung der litteratur- und allgemeinen geistesgeschichte dienstbar zu machen wäre. Der hinweis auf die massenhafte aufertigung von handschriften im 15. jahrhundert, die hervorhebung der tatsache, dass in einem handschriftenverzeichnis die historischen epen des mittelalters zwar in handschriftlichen aufzeichnungen des 13. und 14., nicht aber des 15. jahrhunderts erscheinen, sind deshalb wertvoll, weil sie die phasen der geistesgeschichtlichen entwicklung erläutern und gleichsam widerspiegeln. Nicht minder wertvoll sind die bemerkungen, die auf das weiterleben der mhd. didaktik oder vielmehr deren neubelebung aufmerksam machen, wie wir sie seit der mitte des 15. jahrhunderts verfolgen können. Dass es gerade diese seite der mhd. poesie war, die von dem ausgehenden mittelalter ergriffen wurde, ist für den praktisch-religiösen charakter dieses zeitalters, für das stre-

ben der laienwelt nach religiöser selbständigkeit ungemein charakteristisch. Die dichtung beginnt, aus der stellung, die sie um 1200 einnahm, herabzugleiten; sie ist nicht mehr selbstzweck, sondern wird mittel zum zweck, wie wir es im 16. jahrhundert mit händen greifen können. Die aufgaben, die sich bei einer wissenschaftlichen betrachtung dieser nachblüte der mhd. didaktik für den forser ergeben mussten, werden dabei vortrefflich präcisiert und im wesentlichen auf die frage gebracht, wie viel von den speciellen, auf der ritterlich-höfischen kultur beruhenden idealen der ma. lehrdichtung im ausgehenden mittelalter und in der reformationszeit noch brauchbar und lebendig blieb. Die tatsache, dass z. b. der Welsche gast noch im 15. jahrhundert viel gelesen worden ist, würde schon einen beitrug zur beantwortung dieser frage ergeben. Indessen kann eine wirkliche lösung dieses problems nur durch eine umfangreiche untersuchung und statistik erreicht werden; Burdach hat darauf verzichtet, dem gegenstande in dieser weise näher zu treten; wol aber hat er im anschlusse an Oechelhüusers schrift (1890) über den bildercyklus, der den illustrierten handschriften des Welschen gastes zu grunde liegt, gezeigt, in welcher weise die betrachtung der illustrationskunst und -technik der mittelalterlichen handschriften auch der erforschung der litteratur- und kulturgeschichte dienstbar gemacht werden kann. Auch auf diesem gebiete lässt sich der einfluss der vergrößernden, demokratischen, vor allen dingen die wirkung auf die masse erstrebenden tendenzen beobachten, wie sie im ausgehenden mittelalter immer stärker und ausschliesslicher zur geltung kommen.

Weit eingehender, sorgfältiger und umfassender als die reste der mittelalterlichen kultur und litteratur hat der verfasser, wie bereits hervorgehoben, das aufkommen der neuen bildungselemente behandelt. Den mittelpunkt seiner darstellung bilden der hof Karls IV. und Karls kanzler Johann von Neumarkt. Karls porträt wird von Burdach, wie mir scheint, schärfer und richtiger erfasst, als von den bisherigen beurteilern. Seine politischen bestrebungen, die den schwerpunkt der deutschen kultur nach dem osten und nordosten rücken, bilden die grundlage, auf der die neue bildung erwächst. Den wichtigsten mittelpunkt aller dieser neu aufkommenden tendenzen repräsentiert die kaiserliche kanzlei, die von Johann von Neumarkt gründlich umgestaltet wurde. Durch eine reihe von formelbüchern bahnt dieser merkwürdige mann eine durchgreifende veränderung an: er arbeitet mit an der sich allmählich durchsetzenden verdrängung des deutschen rechtes durch das römische (womit indessen der geistige process nur in den allergrößten strichen bezeichnet ist). Tiefgreifenden einfluss üben die von Johann von Neumarkt vertretenen bestrebungen auf die städtischen kanzleien aus, wie das beispiel Johanns von Gelnhausen zeigt; aber auch die erzbischöfliche und die böhmische königliche und landeskanzlei können sich dem von der kaiserlichen kanzlei gegebenen vorbilde wenigstens nicht ganz entziehen; auch nach Schlesien reichen die einwirkungen der kaiserlichen kanzlei hinüber, deren juristische leistungen sämtlich unter dem zeichen des neueindringenden römischen rechtes stehen. Von der kanzlei aus spinnen sich nun fäden nach der universität hin; unter dem einflusse Johanns von Neumarkt scheinen sich die ansprüche, die man an eine akademische, speciell juristische vorbildung der geistlichen stellt, zu steigern; doch werden daneben wol auch noch andere geistige kräfte bei diesen punkte mit wirksam gewesen sein. — Recht scharf und geistreich hat dann der verfasser den ursprung des modernen beamtentums in der kanzlei aufzuzeigen gesucht. Dadurch, dass Karl IV. den mittelalterlichen zustand endgiltig beseitigt, die kanzlei den einflüssen der drei erzbischöfe entzieht und unter der verwaltung eines von ihm abhängigen beamten an

seinem hofe lokalisiert, gestaltet er das mittelalterlich-geistliche in ein weltliches amt um, woran selbstverständlich die tatsache nichts ändert, dass die betreffenden beamteten geistliche waren (vgl. die sehr hübschen parallelen s. 49 unten, die sich noch weiter ausführen liessen). Sehen wir hier von der kanzlei die anfänge einer neuen, von der geistlichen bildung des mittelalters unabhängigen kulturellen macht ausgehen, so fehlen in der reichskanzlei Karls IV. auch die vorboten jener religiösen bewegung nicht, die schliesslich ebenfalls die grundlagen zu einer rein weltlichen bildung legte: es sind dies die notare Matthäus von Krakau und Milič von Kremsier, jener mehr im sinne der vorreformatischen kirchlichen reformpartei tätig, dieser eine art von vorläufer der schwarmgeister des 16. jahrhunderts.

Im mittelpunkte der nachfolgenden betrachtungen steht wider Johann v. Neumarkt als typischer vertreter der anfänge der renaissance in Deutschland; seine wissenschaftlichen bestrebungen, seine bewunderung für Cola di Rienzo, seine beiden italienischen reisen und die berührungen, in die ihn diese mit den bedeutendsten vertretern der italienischen renaissance bringen, werden so gewürdigt, dass auch die grossen geistigen zusammenhänge, die sich dabei ergeben, immer klar und deutlich hervortreten. Hervorgehoben seien namentlich die betrachtungen über die anfänge der französischen renaissance, der sehr richtige hinweis darauf, wie in dem frühesten stadium der renaissance in Frankreich mittelalterliches und neues noch friedlich zu einem grossen kulturganzen verschmolzen sind. Auch auf die betrachtungen über Karls IV. stellung zu der renaissance sei besonders hingewiesen. Die von dem verfassers aufgestellten vermutungen zur ermittlung der geistigen fäden, die von Italien nach Böhmen hinüberleiteten, scheinen mir meist glücklich: die von ihm vermuteten beziehungen Johanns von Neumarkt zu den Augustinereremiten von S. Spirito in Florenz, vor allem zu Marsigli, halte auch ich für wahrscheinlich. Höchst belehrend wird dann in sorgfältiger betrachtung, der wir hier nicht im einzelnen nachgehen können, gezeigt, wie auch in der eigenen schriftstellerischen tätigkeit Johanns v. Neumarkt die wichtigsten merkmale der neu aufkommenden bildung nachzuweisen sind, wie einflüsse der renaissance auch in den geistlichen dichtungen Johanns und seiner nachfolger sich wirksam zeigen und wie die an die neuen kulturelemente anknüpfenden bestrebungen auch sonst im osten des reiches weiter wirken. Besonderer wert ist auch hierbei mit recht auf die untersuchungen der handschriften, der in ihnen vorkommenden bilder sowie auf die feststellung der von diesen frühesten vertretern des deutschen humanismus bevorzugten lektüre und des bestandes der in betracht kommenden bibliotheken gelegt.

Gerade der soeben besprochene abschnitt bietet eine fülle von anregungen für die weiterarbeit auf diesem und verwandten gebieten. Ich habe mit der besprechung des buches so lange gezögert, weil ich es für unerlässlich hielt, durch mehrfache lektüre erst einen sicheren standpunkt zu diesem umfangreichen detail und der neuen behandlungsart zu gewinnen. Soll ein gesamturteil ausgesprochen werden, so müsste es dahin gehen, dass der verfassers das material mit grossem scharfsinn durchforscht und kritisch gesichtet und es von eigenartigen und grossen gesichtspunkten aus behandelt hat. Er hat durch die sorgsame handhabung der philologischen methode der kulturgeschichte (das wort in dem allein richtigen sinne genommen) wesentliche dienste geleistet und hat es verstanden, kritische schärfe mit warmer hingabe an seinen stoff, ja mit begeisterung zu verbinden. So hoch ich nun alle diese vorzüge veranschlage, so wenig möchte ich das verschweigen, was mir an der von dem verfassers verfolgten methode bedenklich erscheint. Mehrfach wird meines erachtens aus einzeltatsachen

zu viel gefolgert; es scheint mir, dass der verfassung zu leicht von einzelnen beobachtungen aus allgemeine richtungen zu erschliessen sucht. Ein boden, auf dem eigentlich alles schwankend ist, reizt natürlich dazu, der wissenschaftlich geschulten phantasie möglichst freien spielraum zu lassen; indessen wird man doch grade auf einer derartigen unsicheren grundlage gut tun, sich möglichste vorsicht aufzuerlegen. Allerdings wiegt meine ausstellung nicht allzu schwer, da eine revision der gewonnenen ergebnisse leicht das zuviel beseitigen oder auf das richtige mass zurückführen kann.

Die vorrede weiss die ziele der wissenschaftlichen forschung, die dem verfassung vorschweben, anschaulich zur darstellung zu bringen. Unter den von dem verfassung gegebenen winken hebe ich den hinweis s. 29, dass der „Ackermann aus Böhmen“ von dem englischen gedichte Wilhelm Langlands „Peter der Ackermann“ (1362), abhängig sei, wozu einzelnachweise freilich recht erwünscht wären. — Die bedeutung der Augustinereremiten für die erneuerung des Augustinismus und damit für die vorbereitung der reformation soll selbstverständlich nicht bestritten werden (für das 16. jahrhundert müssten die kommunikationskanäle erst im einzelnen festgestellt werden, wie denn Luther bekanntlich einen dahingehenden einfluss des ordens durchaus ablehnt. — Eine ansprechende summarische charakteristik hat Burlach von der wirk-samkeit Adelberts von Keller entworfen. Auf die methodische frage, die bei der besprechung von Kellers ausgaben berührt wird, sei kurz hingewiesen. Burlach beklagt sehr scharf, dass man sich heute vielfach mit rohen abdrücken einer hand-schrift begnüge, und häufig überhaupt gar nicht der versuch gemacht werde, durch die mittel, die die textkritik an die hand gibt, die ideale gestalt des betreffenden werkes widerherzustellen. Obgleich ich im allgemeinen den standpunkt des verfassers teile, möchte ich doch bemerken, dass die von Burlach bekämpfte richtung doch schliesslich nur ein rückschlag gegen die allzugrosse suveränität ist, in der einzelne, von mir übrigens auf das höchste verehrte nachfolger Lachmanns die texte behandelten. Insofern scheint mir diese art der textbehandlung, die auch ich principiell ablehne, gewissen nutzen gestiftet zu haben, als sie doch wider einigen respekt vor der doch nun einmal vorhandenen überlieferung gelehrt hat.

BERLIN.

GEORG ELLINGER.

MISCELLEN.

Die aussprache der beiden mhd. kurzen e.

Allgemein gilt jetzt wol Joh. Franck als derjenige, der zuerst den unterschied in der aussprache von mhd. *ë* und umlauts-*e* richtig erkannt und bewiesen hat, vgl seinen bekannten aufsatz in der Ztschr. f. d. a. XXV, 218 fgg. Allerdings vorweist er s. 219 auf die worte Weigands und Engeliens, von denen beiden schon der wahre sachverhalt ausgesprochen war, und Sievers fügte PBr. Beitr. IX, 564 anm. noch das zeugnis Hildebrands und Weinholds hinzu. Merkwürdigerweise hat man aber bisher die ausführliche darlegung in einem, wie es scheint jetzt ziemlich vergessenen buche übersehen, nämlich in Philipp Wackernagels mhd. lesebucho: „Edelsteine deutscher dichtung und weisheit im XIII. jahrhundert.“ Mir ist davon nur die vierte auflage (Frankfurt a/M. 1874) zugänglich, und ich kann daher nicht sagen, ob sich die in frage kommende stelle so schon in den früheren auflagen (1850, 1857 und 1865) findet, vermute dies aber aus einer bemerkung auf s. XIV, wo es im vorwort zur ersten auflage heisst: „Wornach (sic) in der regel

weniger gefragt oder vergebens gesucht wird, eine anweisung zur richtigen aussprache des mittelhochdeutschen, das wollte ich mir aber nicht versagen, als einen notwendigen anhang hinter der vorrede noch mitzuteilen.“

Dieser abschnitt führt (in 4. auflage s. XIX—XXXII) die überschrift: „Über orthographie und aussprache“; s. XX—XXII steht die ausführliche begründung der regel, dass *ē* als offener, umlauts-*e* dagegen als geschlossener laut zu sprechen sei. Wackernagel sagt da: „Die aussprache beider *e* ist offenbar nicht eine und dieselbe gewesen, weil *e* auf *ē* nicht gereimt wird. Auch noch jetzt hört man an den alten sitzen der hochdeutschen sprache, in Württemberg, im badischen oberlande und in der Schweiz, beide *e* aufs deutlichste und von jedermann wahrnehmbar von einander unterscheiden: das eine liegt in der aussprache dem *a* sehr nahe und könnte deswegen den namen kehl-*e* bekommen, gewöhnlich das offene *e* genannt; das andere hat eine dem *i* benachbarte aussprache, weshalb man es das gaumen-*e* nennen könnte, gewöhnlich das geschlossene *e* genannt in jenen landstrichen hat der umlaut des *a* die aussprache des geschlossenen, der umlaut des *i* [gemeint ist das sog. „brechungs-*e*“] die des offenen *e*; die angleichung des *a* an *i* und des *i* an *a* ist aus dem näheren gebiet des assimilierten vokals über die mitte hinaus bis in das gebiet des assimilierenden vorgeschritten.“ — Ich bin nicht im zweifel, dass Engeliens aus dieser quelle seine weisheit geschöpft hat, vgl. seine, von Franck s. 219 citierten worte mit den oben durch gesperrten druck hervorgehobenen! Engeliens grammatik erschien Berlin 1867.

Als beispiele führt W. für geschlossenes *e* die wörter *ätzen*, *becher* (!), *becken*, *bette*, *besser*, *ecke*, *elle*, *erbe*, *erle*, *fels* (!), *fest*, *ergetzen*, *glätte*, *held*, *herbat*, *härte*, *hetzen*, *külte*, *kerze*, *lecken* (!), *verletzen*, *recke*, *retten*, *schnecke* (!), *schrecken*, *geselle*, *stellen*, *stengel*, *stärken*, *wärmen*, *xerren*, für offenes: *bellen*, *berg*, *beteln*, *brechen* *gestern*¹ usw. an; er fügt hinzu, dass vor nasalen „ein mittlerer vokal“ gesprochen werde, „in welchem der unterschied getilgt ist“, so dass *hemde*, *brennen* usw. und *bremse*, *fenchel* usw. den gleichen laut hätten², „so dass *senden* und *spenden* auf einander reimen, *lände* und *lindle* aber in Württemberg wie einerlei wort gesprochen werden.“

Auch gedehntes *ē* und *e* werden unterschieden; so haben *beere*, *edel*, *fegen*³, *frevel*⁴, *gegen*, *gläser*, *gräser* *klüglich*⁴, *nähren*, *pferd*⁵, *väter*⁴ usw. geschlossenes, *bär*, *besen*, *beten*, *degen* usw. dagegen offenes lautes *e*.

Er schliesst seine darlegung mit den worten: „Nach meiner überzeugung ist der beweis, dass das jetzige verhältnis das umgekehrte des ursprünglichen sei, und dass die umkehr nicht vor, sondern nach festsetzung des mittelhochdeutschen stattgefunden, nicht geführt, handschriften des dreizehnten jahrhunderts setzen vielmehr schon *ae* für *ē*, ja sie setzen dieses *ē* selbst, nämlich *e* mit überschriebenem *a*, so dass *rēcht* den sinn von *reacht* hat.“ Der oberdeutsche dürfe also „vorläufig“ die beiden *e* nach seiner heutigen aussprache lesen!

1) Vgl. über *e* vor *st* jedoch Franck a. a. o. 220 unten.

2) Vgl. Franck a. a. o. 223 oben.

3) Nach ausweis des niederd. liegt hier jedoch *ē* zu grunde, vgl. meine Soester mundart § 58.

4) Vgl. jedoch Franck s. 224.

5) Vgl. dagegen Franck s. 225.

Philipp Wackernagel wird also fortan als der gelehrte zu nennen sein, der zuerst die richtige aussprache der beiden *e*-laute klar erkannt und begründet hat.

GOTENBURG, 3. JANUAR 1898.

F. HOLTRAUSEN.

VERZEICHNIS

DER MITARBEITER UND IHRER BEITRÄGE IN BAND XXI—XXX DIESER
ZEITSCHRIFT.

- Ahlgrimm, Franz** (dr. in Hamburg): Zu Minnesangs frühling 30, 28. XXIII, 225.
Anzeige von: Felix Poppenberg, Zacharias Werner XXVIII, 417. — Herm. Tardel, Untersuchungen zur nhd. spielmannsposie (Orendel und Salman-Morolf) XXVIII, 535. — Arth. Fückel, Der Ernestus des Odo von Magdeburg und sein verhältnis zu den übrigen älteren bearbeitungen der sage vom herzog Ernst XXIX, 548.
- Althof, Herm.** (dr. prof. in Weimar): Anzeige von: L. Traube, Karolingische dichtungen XXII, 121. — Conradi Hirsaugiensis Dialogus super auctores ed G. Schepss XXV, 267.
- Andresen, Karl Gust.** (dr. prof. in Bonn †): Wortspaltungen auf dem gebiete der nhd. schrift- und verkehrssprache XXIII, 265.
Anzeige von: O. Abel und W. Robert-tornow, Die deutschen personennamen XXIII, 372.
- Arens, E.** (dr. in Bedburg a. d. Erft): Studien zum Tatian XXIX, 63. 510.
Anzeige von: V. E. Mourek, Zur syntax des abd. Tatian XXIX, 123. — Wilh. Ruhfus, Die stellung des verbums im abd. Tatian XXX, 380.
- Ausfeld, Adolf** (dr. prof. in Baden-Baden): Anzeige von: Herzog, Die Alexander-chronik des meister Babiloth XXX, 390.
- Bachmann, Erich** (in Dresden): Dresdener bruchstücke der Christherrechronik XXVII, 289.
- Bahder, Karl von** (dr. prof. in Leipzig): Karl Bartsch (nekrolog) XXI, 466.
- Bahlmann, Paul** (dr. bibliothekar in Münster): Anzeige von: Rud. Schwartz, Esther im deutschen und neulateinischen drama des reformationszeitalters XXVIII, 398.
- Bartholomae, Christ.** (dr. prof. in Giessen): Anzeige von: F. Max Müller, Die wissenschaft der sprache, neu bearb. von R. Fick und W. Wischmann XXVII, 138.
- Bassenge, E.** (dr. in Dresden): Bericht über die verhandlungen der germanistischen sektion der 44. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Dresden XXX, 359.
- Bech, Fedor** (dr. prof. in Zeitz): Nachträge zu Köstlins Lutherstudien XXIV, 286.
Sprachliche bemerkungen zu der von Joseph Seemüller herausgegebenen Österreichischen reimchronik Ottokars XXVII, 27.
Zu dem von Büwenburc XXVIII, 295.
Zu Moriz von Craon XXIX, 165.
Zur kritik und erklärung des von H. Paul herausgegebenen gedichtes: Tristan als mönch XXIX, 338.
Bemerkungen zu Schönbachs Studien zur geschichte der altdeutschen predigt XXX, 226.

- Anzeige von: Altdeutsche predigten herausg. von Anton E. Schönbach XXII, 115. XXV, 256.
- Becker, Heinrich** (dr. in Königsberg i. Pr.): Zur Alexandersage XXIII, 424.
Anzeige von: Ad. Ausfeld, Zur kritik des griechischen Alexanderromans XXVIII, 379.
- Beer, L.** (dr. in Bonn): Zur Orendelfrage XXIII, 493.
- Behaghel, Otto** (dr. prof. geh. hofrat in Giessen): Alliterierende doppelconsonanz im Heliand XXVII, 563.
- Berger, Arnold E.** (dr. in Berlin): Anzeige von: Heinr. Schröder, Zur waffen- und schiffskunde des deutschen mittelalters XXIV, 122.
- Bernhardt, Ernst** (dr. prof. in Erfurt): Eine neu gefundene Parzivalhandschrift XXX, 72.
Anzeige von: G. H. Balg, A comparative glossary of the gothic language XXIV, 236. — V. E. Mourek, Über den einfluss des hauptsatzes auf den modus des nebensatzes im gotischen XXVIII, 130.
- Bieger, J.** (dr. in Grimma): Zur klage XXV, 145.
- Binz, Gustav** (dr. privatdocent in Basel): Johann Rassers Spiel von der kinderzucht XXVI, 480.
Anzeige von: Friedr. Seiler, Die entwicklung der deutschen kultur im spiegel des deutschen lehnworts XXVIII, 377. — Albert S. Cook, Glossary of the old northumbrian gospels XXVIII, 378. — Bernh. Schmidt, Der vocalismus der Siegerländer mundart XXIX, 269. — Thomas Miller, Place names in the English Bede and the localisation of the mss. XXIX, 414. — Fr. Kluge, Angelsächsisches lesebuch, 2. aufl. XXX, 422.
- Birlinger, Anton** (dr. prof. in Bonn †): Thete das, thet, thäte = mhd. entete XXIV, 43.
Lexikalisches XXVI, 235.
- Bobertag, Felix** (dr. prof. in Breslau): Anzeige von: G. Witkowski, Dietrich von dem Werder XXII, 125.
- Boer, R. C.** (dr. in Leenwarden, privatdoc. an der univ. Groningen), Þidreks saga und Niflunga saga XXV, 433.
Zur Grettis saga XXX, 1.
- Bohnenberger, K.** (dr. privatdocent in Tübingen): Zur frage nach der ausgleichung des silbengewichts XXVIII, 515.
Anzeige von: Fr. Kauffmann, Geschichte der schwäbischen mundart XXIV, 116.
- Bolte, Johannes** (dr. in Berlin): Liederhandschriften des 16. und 17. jahrhunderts. I—III. XXI, 129. XXII, 397. XXV, 29.
Ein brief Johann Laurembergs XXI, 464.
Eine protestantische moralität von Alexander Seitz XXVI, 71.
Zu Johann Rasser XXVIII, 72.
Anzeige von: Fr. v. Westenholz, Die Griseldissage in der litteraturgeschichte XXI, 472. — Tobiae komedie und Comœdia de mundo et paupere udg. af S. Birket Smith XXI, 477. — Fr. Nicolais Kleyner feiner almanach 1777 und 1778, herausg. von G. Ellinger XXII, 381. — Nicol. Peuckers Wolklingende pauke, herausg. von G. Ellinger XXIV, 135. — J. L. Frischs Schulspiel von der unsauberkeit der falschen dicht- und reimkunst, herausg. von L. H. Fischer XXIV, 559. — C. Reuling, Die komische figur in den wichtigsten deutschen dramen bis zum ende des 17. jahrhunderts XXV, 563. —

- Peder Hegelunds Susanna og Calunnia, udg. af S. Birket Smith XXVI, 134. — Nicolaus Manuels Satire om den syge Messe i dansk bearbejdelse, udg. af S. Birket Smith XXVIII, 399. — R. Wolkan, Das deutsche kirchenlied der böhmischen brüder im 16. jahrhundert XXVIII, 401.
- Borinski, Karl** (dr. privatdocent in München): Bericht über die verhandlungen der deutsch-romanischen section der XLI. versammlung deutscher philologen und schulmänner in München XXIV, 213.
- Borkowski, Karl** (archivar in Schlobitten): Ein brief von Martiu Opitz an den burggrafen Abraham zu Dohna XXIX, 533.
- Bossert, Gustav** (dr. pfarrer in Nabern bei Kirchheim u. T.): Noch einmal zu den Lutherana (Ztschr. XXVI, 30 fgg.) XXIX, 372. XXX, 429.
- Boettcher, Gotthold** (dr. prof. in Berlin): Erwiderung XXI, 383.
Anzeige von: Parzival übers. von San Marte XXI, 120. — Joh. Peter Titzs Deutsche gedichte herausg. von L. H. Fischer XXI, 121. — A. Sattler, Die religiösen anschauungen Wolframs von Eschenbach XXVIII, 537.
- Brandes, Herm.** (dr. in Potsdam): Antwort XXIII, 499.
Zum Düdeschen schlömer XXIV, 425.
Anzeige von: Reinke de vos, herausg. von Fr. Prien XXI, 247. — E. Martin, Neue fragmente des gedichts Van den vos Reinarde und das bruchstück Van bere Wisselauwe XXIII, 349. — Joh. Stricker, De düdesche schlömer, herausg. von Joh. Bolte XXV, 130. — K. E. Schaub, Über die niederdeutschen übertragungen von Luthers Neuem testament im 16. jahrhundert XXV, 132.
- Branky, Franz** (prof. in Wien): Einige vogelnamen aus dem nördlichen Böhmen XXI, 207.
Vulgärnamen der eule XXVI, 540.
- Braun, W.** (in Mailand): Die lese- und einteilungszeichen in den gotischen handschriften der Ambrosiana in Mailand XXX, 433.
- Braune, Theodor** (dr. in Berlin): Narr XXIX, 118.
- Bredfeldt, August** (in Eutin): Anzeige von: Ed. Höber, Eichendorffs jugenddichtungen XXVIII, 282. — G. Witkowski, Die Walpurgisnacht im ersten teile von Goethes Faust XXIX, 142.
- Bremer, Otto** (dr. privatdocent in Halle): Anzeige von: E. v. Borries, Das erste stadium des *i*-umlauts im germanischen XXII, 248. — G. Burghauser, Indogerm. präsensbildung im germanischen XXII, 494. — Ludw. Weiland, Die Angela XXV, 128. — K. Müllenhoff, Deutsche altertumskunde III XXV, 546.
- Brenner, Oskar** (dr. prof. in Würzburg): Der traktat der Upsala-Edda „af setningu háttalykils“ XXI, 272.
Erlisen XXVII, 386.
Schwebende betonung XXVII, 563.
- Bronner, Ferd.** (dr. prof. in Jägerndorf): Zu Goethes Faust XXIII, 290.
- Bruhn, Ewald** (dr. in Kiel): Anzeige von: Paul Knauth, Von Goethes sprache und stil im alter XXVIII, 409.
- Brunler, J. W.** (dr. privatdocent in Greifswald): Untersuchungen zur entwicklungsgeschichte des volksschauspiels vom dr. Faust XXIX, 180. XXX, 324.
Anzeige von: Herm. Wunderlich, Unsere umgangssprache in der eigenart ihrer satzfügung XXIX, 138, 345.

- Carnuth, Otto** (dr. prof. provincialschulrat in Königsberg i. Pr.): Anzeige von: Wilh. Cosack, Materialien zu Lessings Hamburgischer dramaturgie XXIV, [420](#).
- Cederschöld, Gustaf** (dr. prof. in Göttingen): Theodor Wisén (Nekrolog) XXV, [362](#).
- Crelzennach, Wilh.** (dr. prof. in Krakau): Zu den Lutherana XXVII, [506](#).
Anzeige von: Eug. Wolff, Joh. El. Schlegel XXII, [230](#).
- Danköhler, Eduard** (dr. in Blankenburg im Harz): Zu Reinke vos XXIV, [487](#).
Zu den Lutherana XXVII, [505](#).
- Detter, Ferd.** (dr. prof. in Freiburg i. d. Schweiz): Bericht über die verhandlungen der germanistischen section der XLII. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Wien XXVI, [400](#).
- Dietze, Johannes** (dr. in Hamburg): Homunculus in Goethes Faust XXX, [244](#).
- Duffou, G.** (in Gent): Hans Sachs als moralist in den fastnachtspielen XXV, [343](#).
- Düntzer, Heinr.** (dr. prof. in Köln): Die entstehung des zweiten teiles von Goethes Faust, insbesondere der klassischen Walpurgisnacht, nach den neuesten mitteilungen XXIII, [67](#).
Über Goethes bruchstücke des gedichtes „Der ewige jude“ XXV, [289](#).
Goethes epilog zu Schillers Glocke XXVI, [81](#).
Berichtigung XXVI, [431](#).
Goethes gedichte „Auf Miedings tod“ und „Ilmenau“ XXVII, [64](#).
Der ausgang von Goethes Tasso XXVIII, [56](#).
Goethes bruchstück „Die geheimnisse“ XXVIII, [482](#).
Goethes Jenaer sonette vom december 1807 XXIX, [98](#).
Mercks anfänge bis zur rückkehr nach Darmstadt u. zur ersten anstellung XXX, [117](#).
Anzeige von: L. Hirzel, Goethes beziehungen zu Zürich XXI, [372](#). — Goethes werke (Weimarer ausgabe) XXIII, [294](#). XXIV, [513](#). XXVI, [255](#). XXVII, [390](#). XXVIII, [354](#). XXIX, [244](#). XXX, [398](#).
- Ehrismann, Gust.** (dr. privatdocent in Heidelberg): Zu Klaißers Lutherana XXVII, [55](#).
- Ellinger, Georg** (dr. in Berlin): Miscellen zur frage nach der waldensischen herkunft des Codex Teplensis und der ersten bibeldrucke. I. Eine handschrift der Paulinischen briefe XXI, [203](#).
Einige bemerkungen zu Joh. Peter Titzs Deutschen gedichten XXI, [309](#).
Zu der frage nach der entstehungszeit des Lutherliedes XXII, [252](#).
Des mädchens klage XXII, [255](#).
Zu Ztschr. XXII, [255](#) XXII, [502](#).
Die braut der hölle XXIII, [286](#).
Johann Sebastian Mitternacht, ein beitrags zur geschichte der schulkomödie im 17. jahrhundert XXV, [501](#).
Antwort XXVI, [142](#).
Anzeige von: Fr. Zarneke, Weitere mitteilungen zu Chr. Reuterschriften und: Christian Reuter als passionsdichter XXI, [116](#). — W. Scherer, Poetik; W. Dilthey, Die einbildungskraft des dichters; H. Baumgart, Handbuch der poetik; W. Wackernagel, Poetik, rhetorik und stilistik; J. Methner, Poesie und prosa, ihre arten und formen XXII, [129](#). — Venusgärtlein, ein liederbuch des 17. jahrhunderts, herausg. von Max frhr von Waldberg XXV, [273](#). — Ad. Hauffen, Caspar Scheidt der lehrer Fischarts XXV, [417](#). — Carl Heine, Das schauspiel der deutschen wanderbühne vor Gottsched XXV, [419](#). — E. Kraus, Das böhmische puppenspiel von doctor Faust XXV, [421](#). — Joh. Bolte, Der bauer im deutschen liede XXV, [423](#). — Joh. Bolte, Die sing-

spiele der englischen komödianten und ihrer nachfolger in Deutschland, Holland und Skandinavien XXVIII, [402](#). — Ferd. Gerhard, Joh. Peter de Mems Lustige gesellschaft XXVIII, [403](#). — Rich. Schwinger, Friedr. Nicolais roman Sebastian Nothanker XXX, [425](#). — C. Seltmann, Angelus Silesius XXX, [555](#). — K. Burdach, Vom mittelalter zur reformation XXX, [558](#).

Elze, Karl (dr. prof. in Halle †): Zu Saxo grammaticus XXI, [200](#).

Englert, Anton (reallehrer in München): Mitteilungen über handschriften der Zweibrückener gymnasialbibliothek XXV, [537](#).

Erdmann, Martin (dr. in Strassburg): Peter Hasenfus, ein lexikograph der reformationszeit XXIX, [564](#).

Anzeige von: E. Martin und H. Lienhart, Wörterbuch der elsässischen mundarten XXX, [412](#).

Erdmann, Oskar (dr. prof. in Kiel †): Über eine conjectur in der neuen Lutherausgabe XXIII, [41](#).

Zum einfluss Klopstocks auf Goethe XXIII, [108](#).

Zu den kleinen ahd. sprachdenkmälern (Samar., Ludw.) XXIV, [315](#).

Hermann Frischbier (nachruf) XXIV, [568](#).

Noch einmal *täte* im bedingungssatze XXV, [431](#).

Reinhold Bechstein (nachruf) XXVII, [568](#).

Zur textkritik von Hartmanns Gregorius XXVIII, [47](#).

Anzeige von: H. Wunderlich, Untersuchungen über den satzbau Luthers XXII, [491](#). — Klopstocks oden, herausg. von F. Muncker und J. Pawel XXII [497](#). — H. Roetteken, Die epische kunst Heinrichs von Veldeke und Hartmanns von Aue XXIII, [354](#). — M. Heyne, Deutsches wörterbuch XXIII, [362](#). XXVI, [132](#). — O. Lyon, Eberhards synonymisches wörterbuch der deutschen sprache XXIII, [364](#). — R. Schachinger, Die congruenz in der mhd. sprache XXIII, [378](#). — J. Kelle, Untersuchungen zur überlieferung, übersetzung, grammatik der psalmen Notkers XXIII, [380](#). — G. J. Pfeiffer, Klingers Faust, herausg. von B. Seuffert XXIII, [381](#). — G. Loeck, Die homilienzammlung des Paulus diaconus die unmittelbare vorlage Otfrids XXIII, [474](#). — L. Tesch, Zur entstehungsgeschichte des Evangelienbuches von Otfrid XXIV, [120](#). — J. M. R. Lenz Gedichte, herausg. von K. Weinhold XXIV, [410](#). — Rud. Lehmann, Der deutsche unterricht XXIV, [411](#). — Gust. Wustmann, Allerhand sprachdummheiten XXIV, [560](#). — Braitmaier, Goethecult und Goethephilologie XXV, [287](#). — Joh. Reicke, Zu J. C. Gottscheds lehrjahren auf der Königsberger universität XXV, [565](#). — Joh. Kelle, Geschichte der deutschen litteratur XXVI, [113](#). — Karl Lachmanns briefe an Moriz Haupt, herausg. von J. Vahlen XXVI, [267](#). — Herm. Wunderlich, Der deutsche satzbau XXVI, [275](#). — Goethes gedichte, auswahl von Ludw. Blume XXVI, [277](#). — W. Wackernagel, Geschichte der deutschen litteratur, 2. aufl. fortgesetzt von E. Martin XXVII, [264](#). — Joh. Poeschel, Die stellung des zeitwortes nach *und* XXVII, [266](#). — Will. Winston Valentin, New high german, ed. by A. H. Keane XXVIII, [259](#). — Willy Hoffmann, Der einfluss des reims auf die sprache Wolframs von Eschenbach XXVIII, [267](#). — G. A. Bürgers werke, herausg. von Ed. Griesebach XXVIII, [271](#).

Euling, Karl (dr. in Münster): Ein quodlibet XXII, [312](#).

Eine lügendichtung XXII, [317](#).

- Fischer, Hermann** (dr. prof. in Tübingen): Zur bedeutung von mhd. *rôse* XXIV, [426](#).
Traug. Ferd. Scholl (nachruf) XXVIII, [430](#).
- Fränkel, Ludwig** (dr. in München): Um städte werben und verwandtes in der deutschen dichtung des 16. und 17. jhs., nebst parallelen aus dem [18.](#) und [19.](#) XXII, [336](#).
- Personalien und stoffgeschichtliches zu G. A. Bürger XXVIII, [551](#).
Materialien zur begriffsentwicklung von nhd. *fräulein* XXVIII, [561](#).
- Anzeige von: K. H. G. von Meusebach, Tugendhafter jungfrauen und junger gesellen zeitvertreiber, herausg. von Hugo Hayn XXIV, [94](#). — Forschungen zur deutschen philologie (festgabe für R. Hildebrand), und: Festschrift zum 70. geburtstage R. Hildebrands, herausg. von Otto Lyon XXVII, [403](#). — Fr. M. Böhme, Volkstümliche lieder der Deutschen im [18.](#) und [19.](#) jahrhundert XXIX, [537](#).
- Friedwagner, M.** (dr. in Wien): Bericht über die verhandlungen der romanischen section der XLII. versammlung deutscher philologen in Wien XXVI, [548](#).
- Frischbier, Herm.** (director in Königsberg †): Die menschenwelt in volksrätseln aus den provinzen Ost- und Westpreussen XXIII, [240](#).
- Gallée, J. H.** (dr. prof. in Utrecht): Zur altsächsischen grammatik XXIX, [145](#).
XXX, [183](#).
- Anzeige von: H. Jellinghaus, Die niederländischen volksmundarten XXVII, [139](#).
- Gering, Hugo** (dr. prof. in Kiel): Zu Laurenberg XXI, [256](#).
Eine lausavisa des Hrómundr halti XXII, [383](#).
Zu Ztschr. XXII, [93](#) XXII, [384](#).
Aug. Theodor Möbius (nekrolog) XXIII, [463](#).
Die zeichen > und < XXV, [566](#).
Zur Lieder-Edda XXVI, [25](#). XXIX, [49](#).
Der zweite Merseburger spruch XXVI, [145](#).
Drauma-Jóns saga XXVI, [289](#).
Noch einmal der zweite Merseburger spruch XXVI, [462](#).
Zum Heliand XXVII, [210](#).
Oskar Erdmann (nekrolog) XXVIII, [228](#).
Erklärung XXVIII, [285](#).
- Neuere schriften zur runenkunde: (Ludv. Wimmer, Sonderjyllands historiske runemindesmærker; Ludv. Wimmer, De tyske runemindesmærker; Ludv. Wimmer, De danske runemindesmærker; Ludv. Wimmer, Om undersøgelsen og tolkningen af vore runemindesmærker; S. Bugge, Norges indskrifter med de ældre runer) XXVIII, [236](#). XXX, [368](#).
- Anzeige von: Jahresbericht über die erscheinungen auf dem gebiete der german. philologie IX XXI, [225](#). — Ludv. Wimmer, Døbefonten i Åkirkeby kirke XXI, [487](#). — Die Edda deutsch von W. Jordan XXII, [128](#). — R. Hennning, Die deutschen runendenkmäler XXIII, [354](#). — Arthur M. Reeves, The finding of Winoland the good XXIV, [84](#). — Martin May, Beiträge zur stammkunde der deutschen sprache XXVII, [124](#). — Sophus Bugge, Bidrag til den ældste skaldedigtningens historie XXVIII, [121](#). — Ordbok öfver svenska språket, utg. af Svenska akademien XXVIII, [394](#). — H. Gering, Glossar zu den liedern der Edda, 2. aufl. XXIX, [543](#). — Eyrbyggja saga, herausg. von H. Gering XXX, [266](#).

- Giske, Heinr.** (dr. in Lübeck): Zu Walther [88](#), 1—8 XXVI, [451](#).
Anzeige von: W. de Gruyter, Das deutsche tagelied [XXI](#), [242](#).
- Golther, Wolfgang** (dr. prof. in Rostock): Konrad Hofmann (nekrolog) XXIV, [64](#).
Baudouin de Sebourc in altniederländischer bearbeitung XXVII, [14](#).
Anzeige von: Das Doberaner Anthyrlid, herausg. von Herm. Möller XXIX, [544](#). — S. Singer, Apollonius von Tyrus XXIX, [547](#). — Fritz Grimme, Geschichte der minnesinger XXX, [396](#).
- Grienberger, Theod. von** (dr. in Wien): Die Merseburger zaubersprüche XXVII, [433](#).
Anzeige von: Rich. Loewe, Die reste der Germanen am schwarzen meere XXX, [123](#).
- Hagen, Paul** (in Lübeck): Zum Erec XXVII, [463](#).
- Hamburger, Paul** (dr. in Berlin): Der dichter des Jüngeren Titorel XXI, [404](#).
- Hartmann, August** (dr. custos an der k. hof- und staatsbibliothek in München) Berg und vöglein XXVIII, [563](#).
- Hauffen, Adolf** (dr. prof. in Prag): Die quellen von Fischarts Ehezuchtbüchlein XXVII, [308](#).
Kalikut XXVII, [428](#).
Anzeige von: Veit Warbeck, Die schöne Magelone, herausg. von Joh. Bolte XXVIII, [390](#).
- Haupt, Herman** (dr. oberbibliothekar in Giessen): Artisen und arthave XXVIII, [421](#).
Oberrheinische sprichwörter und redensarten des ausgehenden 15. jahrhunderts XXIX, [109](#).
- Helne, Carl** (dr. in Leipzig): Eine bearbeitung des Papinianus auf dem repertoir der wandertruppen XXI, [280](#).
Anzeige von: Berth. Litzmann, Fr. Ludw. Schröder XXIV, [275](#). XXVII, [283](#). — Rud. Fürst, Aug. Gottl. Meissner XXVII, [286](#). — Georg Ellinger, E. T. A. Hoffmann, sein leben und seine werke XXVIII, [280](#).
- Hertel, Oskar** (dr. in Strassburg i. E.): Die sprache Luthers im Sermon von den guten werken nach der handschriftlichen überlieferung XXIX, [433](#).
- Hirt, Herm.** (dr. prof. in Leipzig): Die stellung des germanischen im kreise der verwandten sprachen XXIX, [289](#).
Anzeige von: R. Meringer, Indogermanische sprachwissenschaft XXX, [417](#).
- Hofmann, Karl** (in Heidelberg): Günthers Leonore XXVI, [81](#).
Neues zum leben und dichten Joh. Chr. Günthers XXVI, [225](#).
- Holstein, Hugo** (dr. prof., gymnasial-direktor in Wilhelmshaven): Zur topographie der fastnachtspiele XXXIII, [104](#).
Zur litteratur des lateinischen schauspiels des 16. jhs. XXIII, [436](#).
Ein gedicht aus dem ende des 15. jahrhunderts über die zorfahrenheit der stände XXIV, [283](#).
Anzeige von: Joh. Crüger, Zur Strassburger schulkomödie XXI, [382](#). — L. Wirth, Die oster- und passionsspiele bis zum 16. jh. XXII, [378](#). — Edw. Schröder, Jac. Schöpfer von Dortmund und seine deutsche synonymik XXIV, [409](#). — Gul. Gnapheus, Acolastus, herausg. von J. Bolte XXIV, [420](#). — Eckius dedolatus, herausg. von Siegfr. Szamatolski XXIV, [422](#). — Thom. Naogeorgos, Pammachius, herausg. von J. Bolte und E. Schmidt XXIV, [423](#). — Phil. Melanchthon, Declamationes, herausg. von K. Hartfelder XXVI, [421](#). — Euricius Cordus, Epigrammata, herausg. von Karl Krause XXVI,

422. — Jac. Wimphelingius, Stylpho, herausg. von H. Holstein XXVI, 423. — R. Froning, Das drama des mittelalters XXVI, 563. — P. Bahlmann, Die lateinischen dramen von Wimphelings Stylpho bis zur mitte des 16. jahrhunderts XXVII, 272. — Deutsche lyriker des 16. jahrhunderts, herausg. von G. Ellinger XXVII, 274. — Xystus Betulius Susanna, herausg. von Joh. Bolte XXVIII, 269. — Phil. Melanchthon Declamationes, herausg. von Max Hermann XXVIII, 270. — P. Bahlmann, Jesuitendramen der niederrheinischen ordensprovinz XXIX, 281. — Lilius Gregorius Gyraldus De poetis nostrorum temporum, herausg. von K. Wotke XXIX, 282. — Thomas Morus Utopia, herausg. von V. Michels und Theob. Ziegler XXIX, 560.
- Huther, A.** (dr. in Wittstock): Herder im Faust XXI, 329.
- Holthausen, Ferdinand** (dr. prof. in Gotenburg): Zum Heliand XXVIII, 1.
Die aussprache der beiden mhd. kurzen e XXX, 561.
- Hoenig, Berthold** (dr. prof. in Wien): Nachträge und zusätze zu den bisherigen erklärungen Bürgerscher gedichte XXVI, 493.
- Jaekel, Hugo** (in Breslau): Die alaisiagen Bede und Fimmilene XXII, 257.
Ertha Hludana XXIII, 129.
Die hauptgöttin der Istvaeen XXIV, 289.
Goethes verse über Friesland XXIV, 502.
Der name Germanen XXVI, 309.
- Jettetes, Adalb.** (dr. univ.-bibl.-vorstand i. r. in Graz): Zum spruch von den zehn altersstufen des menschen XXIV, 161.
Das neuhochdeutsche pronomen XXV, 303. XXVI, 180.
Lied, genannt: Das menschliche loben ein traum XXV, 544.
Aar und adler XXIX, 177.
Jammerschade XXX, 248.
- Anzeige von: R. Wolkan, Böhmens anteil an der deutschen litteratur des 16. jahrhunderts XXIV, 406. — R. Wolkan, Geschichte der deutschen litteratur in Böhmen bis zum ausgange des 16. jahrhunderts XXIX, 236.
- Jellinek, M. H.** (dr. privatdocent in Wien): Erwiderung XXVII, 429.
Über die schrift des Hieronymus Wolf De orthographia Germanica XXX, 251.
Anzeige von: W. Streitberg, Urgermanische grammatik XXIX, 374.
- Jellinghaus, Herm.** (dr. progymn.-director in Segeberg): Das spiel vom jüngsten gericht XXIII, 426.
Bericht über die 16. jahresversammlung des vereins für niederdeutsche sprachforschung in Lübeck XXIV, 308.
- Anzeige von: Th. Siebs, Zur geschichte der englisch-friesischen sprache. I XXIII, 375. — K. Seitz, Niederdeutsche alliterationen XXVII, 134. — R. Eckart, Niedersächsische sprachdenkmäler XXVII, 135. — Das Redentiner osterspiel, herausg. von Carl Schröder XXVII, 136. — E. L. Fischer, Grammatik und wortschatz der plattdeutschen mundart im preussischen Samlande XXIX, 132. — J. H. Gallée, Woordenboek van het Geldersch-Overijsselsch dialect XXIX, 271.
- Jirlezek, Otto Liutpold** (dr. privatdocent in Breslau): Zur mittelländischen volkskunde XXVI, 2.
Anzeige von: Bernh. Kahle, Die sprache der skalden XXVIII, 128. — A. Kock och Carl af Petersens, Östnordiska och latinska medeltids ordspråk XXVIII,

545. — Altnordische sagabibliothek 1—3 XXIX, 228. — Laxdøla saga herausg. von Kr. Kálund; Ferd. Holthausen, Lehrbuch der altisländischen sprache; B. Kahle, Altisländisches elementarbuch XXX, 263.
- Jonas, Fritz** (dr. stadtschulinspektor in Berlin): Zu Paul Gerhardt XXI, 201.
- Jónsson, Finnur** (dr. prof. in Kopenhagen): Anzeige von: Ludw. Wimmer, Die runenschrift XXI, 492. — Konrád Gíslason, Forelæsninger over oldnordiske skjaldekvad XXIX, 140.
- Joseph, Eugen** (dr. privatdocent in Strassburg): Zwei versversetzungen im Béowulf XXII, 385.
- Kahl, Wilhelm** (dr. seminar-director in Pfalzburg): Die bedeutungen und der syntaktische gebrauch der verba „können“ und „mögen“ im altdutschen. Ein beiträg zur deutschen lexikographie XXII, 1.
- Kauffmann, Friedr.** (dr. prof. in Kiel): Noch einmal der zweite Merseburger spruch XXVI, 454.
- Metrische studien. 1. Zur reimtechnik des alliterationsverses. 2. Dreihebige verse in Otrfids Evangelienbuch XXIX, 1.
- Beiträge zur quellenkritik der gotischen bibelübersetzung XXIX, 306. XXX, 145. Der Arrianismus des Wulfila XXX, 93.
- Zu dem sog. Opus imperfectum XXX, 431.
- Anzeige von: W. Wilmanns, Der altdutsche reimvers XXI, 346. — E. H. Meyer, Völuspa XXIV, 96. — A. Wagner, Der gegenwärtige lautstand des schwäbischen in der mundart von Reutlingen XXIV, 114. — Fr. Liesenberg, Die Stieger mundart XXIV, 401. — Wilh. Müller, Zur mythologie der griechischen und deutschen heldensage XXIV, 403. — E. H. Meyer, Die eddische kosmogonie XXV, 399. — Andr. Heusler, Zur geschichte der altdutschen verskunst XXV, 552. — Paul Herrmanowski, Die deutsche götterlehre und ihre verwertung in kunst und dichtung XXVI, 264. — M. H. Jellinek, Beiträge zur erklärung der germanischen flexion XXVI, 265. — E. H. Meyer, Germanische mythologie XXVIII, 245. — K. Bohnenberger, Zur geschichte der schwäbischen mundart XXVIII, 540. — O. Bremer, Deutsche phonetik, und: F. Mentz, Bibliographie der deutschen mundartenforschung XXVIII, 543. — O. Bremer, Beiträge zur geographie der deutschen mundarten; G. Wenker und F. Wrede, Der Sprachatlas des deutschen reichs; O. Bremer, Zur kritik des Sprachatlas XXIX, 273. — Jos. Schatz, Die mundarten von Imst XXX, 141. — O. Behaghel, schriftsprache und mundart XXX, 381.
- Kawerau, Gust.** (dr. prof. consistorialrat in Breslau): Zum deutschen wörterbuche XXIII, 292.
- Nochmals *thüt* in bedingungssätzen bei Luther XXIII, 293.
- „In bus correptam“ — eine anfrage XXIV, 42. 424.
- Neue belege für den gebrauch von *thüte* = mhd. *entete* bei Luther XXIV, 201.
- Anzeige von: G. Bötticher und K. Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen litteratur III, 2—4 XXV, 137. — Walther Köhler, Luthers schrift an den deutschen adel deutscher nation XXX, 136.
- Kettner, Emil** (dr. in Mühlhausen, Thür.): Der einfluss des Nibelungenliedes auf die Gudrun XXIII, 145.
- Die plusstrophen der Nibelungenhandschrift B XXVI, 433.
- Zum Orendel XXVI, 449.

- Anzeige von: G. Radke, Die epische formel im Nibelungenliede XXIV, [133](#). — Jul. Schmodes, Untersuchungen über den stil der epen Rother, Nibelungen und Gudrun XXVI, [562](#). — A. E. Schönbach, Das christentum in der alt-deutschen heldendichtung XXX, [384](#).
- Kettner, Gustav** (dr. prof. in Schulpforta): Ein schreibfehler in Lessings Hamburgischer dramaturgie XXI, [199](#).
Wieland und Lessings Laokoon XXI, [336](#).
Neuere Schillerlitteratur (übersicht über die erscheinungen der jahre 1884—1887) XXI, [75](#).
Zu Lessings Hamburgischer dramaturgie XXX, [237](#).
- Anzeige von: H. Morsch, Goethe und die griechischen bühnendichter XXII, [493](#). — E. Elster, Zur entstehungsgeschichte des Don Carlos; H. Tischler, Die doppelbearbeitungen der Räuber, des Fiesco und des Don Carlos von Schiller; L. Bellermann, Schillers dramen; A. Ruhe, Schillers einfluss auf die entwicklung des deutschen nationalgefühls; J. Goldschmidt, Schillers weltanschauung und die bibel; A. Cless, Die künstler von Fr. Schiller XXIII, [481](#).
- Klunzel, Karl** (dr. prof. in Berlin): Die frauen in Wolframs Parzival XXI, [48](#).
Anzeige von: König Tirol, Winsbeke und Winsbekin, herausg. von A. Leitzmann XXII, [242](#). — Th. Hampe, Die quellen der Strassburger fortsetzung von Lamprechts Alexander XXIV, [255](#). — Emil Kettner, Untersuchungen über Alpharts tod XXIV, [258](#). — H. Becker, Zur Alexandersage XXVII, [426](#).
- Klaiber** (dr. prälat a. d. in Stuttgart †): Lutherana XXVI, [30](#), [430](#).
- Klinghardt, Hermann** (dr. prof. in Rendsburg): Zur vorgeschichte des Münchener Heliandtextes XXVIII, [433](#).
Anzeige von: O. Erdmann, Grundzüge der deutschen syntax XXI, [110](#).
- Kluge, Friedr.** (dr. prof. in Freiburg i. B.): Aar und adler XXIV, [311](#).
Buseron XXVII, [116](#).
Eichen XXIX, [117](#).
- Kochendörffer, Karl** (dr. bibliothekar in Marburg): Zum mittelalterlichen badewesen XXIV, [492](#).
Anzeige von: Konrads von Würzburg Engelhard, herausg. von M. Haupt, 2. aufl. bes. von E. Joseph XXIV, [128](#).
- Kock, Axel** (dr. prof. in Lund): Die göttin Nerthus und der gott Niorþr XXVIII, [289](#).
- Köhler, W.** (dr. in Tübingen): Zur datierung und autorschaft des dialogs Neu-Karsthans XXX, [302](#), [487](#).
- Kölbng, Eugen** (dr. prof. in Breslau); Anzeige von: B. Gaster, Vergleich des Hartmannschen Iwein mit dem Löwenritter Crestiens XXX, [387](#).
- Kopp, A.** Gedichte von Günther und Sperontes im volksgesang XXVII, [351](#).
- Köppel, Emil** (dr. prof. in Strassburg): Anzeige von: Müllenhoff, Béowulf XXIII, [110](#). — B. ten Brink, Béowulf XXIII, [113](#). — Georg Herzfeld, Die rätsel des Exeterbuchs und ihr verfasser XXV, [120](#).
- Köstlin, Julius** (dr. prof. ober-consistorialrat in Halle): Beiträge aus Luthers schriften zum deutschen wörterbuche XXIV, [37](#).
Noch etwas zur erklärung Luthers XXIV, [425](#).
Zu Luthers sprachgebrauch XXVI, [281](#).
- Kraus, Ernst** (dr. prof. in Prag): Erwiderung XXVI, [141](#).
- Krause, Ernst H. L.** (in Schlettstadt): Anzeige von: R. v. Fischer-Benzon, Alt-deutsche gartenflora XXVII, [416](#).

- Krause, G.** (dr. prof. in Königsberg i. Pr.): Ein brief Gottscheds an den Königsberger professor Flotwell XXIV, [202](#).
- Leitzmann, Alb.** (dr. privatdocent in Jena): Berichtigung zu Ztschr. XXII, [243](#), [244](#) XXII, [501](#).
Zu Boies briefen XXVII, [564](#).
Das chronologische verhältnis von Strickers Daniel und Karl XXVIII, [43](#).
Anzeige von: A. D. Strack, Goethes Leipziger liederbuch XXVII, [275](#). — Eugen Wolff, Blätter aus dem Wertherkreis XXVII, [277](#). — Karl Gneisse, Schillers lehre von der aesthetischen wahrnehmung, und: Karl Berger, Die entwicklung von Schillers aesthetik XXVII, [280](#). — Xenien 1796, herausg. von E. Schmidt und B. Suphan XXVII, [282](#). — Gustav Rosenhagen, Daniel vom blühenden tal XXVII, [543](#). — Zwei altdeutsche rittermären (Moriz von Craon und Peter von Staufenberg) herausg. von Edw. Schröder XXVIII, [260](#). — Georg Holz, Zum Rosengarten und Die gedichte vom Rosengarten XXVIII, [261](#). — Eugen Wolff, Gottscheds stellung im deutschen bildungsleben. I XXVIII, [404](#). — A. E. Schönbach, Über Hartmann von Aue XXVIII, [405](#). — Eugen Wolff, Goethes leben und werke XXVIII, [413](#). — Rich. M. Meyer, Goethe XXVIII, [415](#). — Lessings Hamburgische dramaturgie, herausg. von Fr. Schröter und Rich. Thiele XXVIII, [420](#). — A. v. Chamisso, Fortunati glückseckel und wünschhütlein, herausg. von E. F. Kossman XXIX, [137](#).
- Lewy, Heinr.** (dr. in Mülhausen, Elsass): Zum spruch von den zehn altersstufen des menschen XXIV, [164](#).
- Lexer, Math. von** (dr. prof. in Würzburg †), Stiezen XXI, [255](#).
- Löbner, Heinr.** (dr. in Schneidemühl): Anzeige von: C. Kraus, „Vom rechte“ und „Die hochzeit“ XXV, [560](#).
- Luft, Wilhelm** (dr. in Berlin): Ein brief Gleims an Klopstock XXX, [243](#).
Got. hiri, hirjats, hirjib XXX, [426](#).
- Luther, Johannes** (dr. bibliothekar in Berlin): Anzeige von: C. Franke, Grundzüge der schriftsprache Luthers XXIV, [67](#).
- Marold, Karl** (dr. prof. in Königsberg): Über die poetische verwertung der natur und ihrer erscheinungen in den vagantenliedern und im deutschen minnesang XXIII, [1](#).
- Martin, Ernst** (dr. prof. in Strassburg): Zu Reinaert und Wisselau XXIII, [497](#).
Über das altdeutsche badewesen XXVII, [52](#).
Antwort XXVII, [430](#).
Anzeige von: H. Paul, Grundriss der german. philologie XXII, [462](#), XXIII, [365](#), XXIV, [221](#), XXVII, [117](#).
- Matthias, Ernst** (dr. prof. in Burg): Erasmus Alberus Gespräch von der schlangen verführung (die ungleichen kinder Evae) XXI, [419](#).
Die zehn altersstufen des menschen. Aus dem nachlasse von J. Zacher XXIII, [385](#).
Anzeige von: Thomas Murners Badenfahrt herausg. von E. Martin XXI, [498](#). — Albrechts von Eyb Ehbüchlein, herausg. von Max Hermann XXIV, [269](#). — Wolfhart Spangenberg, Ausgewählte dichtungen, herausg. von E. Martin und E. Schmidt XXIV, [555](#). — Ulrichs von Hutten deutsche schriften, untersuchungen nebst einer nachlese von Siegf. Szamatólski XXVI, [423](#). — Albrechts von Eyb deutsche schriften, herausg. von Max Hermann. II XXVI, [428](#). — Max Hermann, Albrecht von Eyb und die

- frühzeit des deutschen humanismus XXVIII, [273](#) — Fr. Schnorr von Carolsfeld, Erasmus Alberus XXVIII, [392](#). — Angelus Silesius, Cherubischer wandersmann, herausg. von G. Ellinger XXIX, [285](#). — Steph. Tropsch, Flemings verhältnis zur römischen dichtung XXIX, [424](#).
- Maurer, Konr. von** (dr. prof. geh. rat in München): Jón Árnason (nekrolog) XXI, [470](#).
Gudbrandur Vigfússon (nekrolog) XXII, [213](#).
Aug. Theodor Möbius (nekrolog) XXIII, [457](#).
Arthur Reeves (nachruf) XXIV, [142](#).
Zur geschichte des begräbnisses „more teutonico“ XXV, [139](#).
Johan Fritzner (nekrolog) XXVII, [111](#).
- Mayer, K. O.** (dr. in Wien): Die quellen von Klingers lustspiel: Der derwisch XXV, [356](#).
- Meler, John** (dr. privatdocent in Halle): Zu KlaiBERS Lutherana XXVI, [58](#).
Des Nigrinus schrift „Wider die rechte Bacchanten“ XXIX, [110](#).
Zwei bemerkungen zu neueren klassikerausgaben XXIX, [562](#).
Unsere volkstümlichen lieder XXX, [112](#).
Anzeige von: Alwin Schultz, Das höfische leben zur zeit der minnesinger. 2. aufl. XXIV, [371](#). [524](#). XXV, [91](#). — Thomas Murners Narrenbeschwörung, herausg. von M. Spanier XXVII, [547](#). — Ludw. Erk und Fr. M. Böhme, Deutscher liederhort XXIX, [557](#).
- Menges, Helnr.** (in Rufach): Anzeige von: Charles Schmidt, Wörterbuch der Strassburger mundart XXIX, [262](#).
- Mensing, Otto** (dr. in Kiel): Niederdeutsches *dede* = hochd. *thät* im bedingungs-satze XXVII, [533](#).
Schriften zum deutschen unterricht (G. Bötticher und K. Kinzel, Geschichte der deutschen litteratur; K. Kinzel, Gedichte des 19. jahrhunderts; M. Koch, Geschichte der deutschen litteratur; O. Lyon, Handbuch der deutschen sprache) XXVII, [553](#).
Anzeige von: P. Merkes, Beiträge zur lehre vom gebrauch des infinitivs im nhd. XXIX, [134](#). — H. Winkler, German. casussyntax XXX, [548](#).
- Meyer, Heinrich** (dr. in Göttingen): Anzeige von: Eugen Kühnemann, Herders persönlichkeit in seiner weltanschauung XXVIII, [113](#).
- Meyer, Richard M.** (dr. privatdocent in Berlin): Alliterierende doppelkonsonanz im Heliand XXVI, [149](#). XXVIII, [142](#).
- Minor, Joh.** (dr. prof. in Wien): Zum jubiläum Eichendorffs XXI, [214](#).
Ein brief Schillers XXIV, [138](#).
Zu Wielands werken XXIV, [285](#).
Dramatische aufführungen im 16. und 17. jahrhundert in Stuttgart XXIV, [285](#).
Anzeige von: Joh. Spangenbergii Bellum grammaticale ed. Rob. Schneider XXI, [251](#).
- Mogk, Eugen** (dr. prof. in Leipzig): Untersuchungen zur Snorra Edda. I. Der sogenannte zweite grammatische traktat XXII, [129](#).
Anzeige von: Vǫlo spú, übersetzt und erläutert von A. Heusler XXI, [125](#). — E. H. Meyer, Indogermanische mythen. II. Achilleis XXI, [336](#). — Edda Snorra Sturlusonar III XXII, [364](#). — K. Wolfskehl, Germanische werbungssagen XXVIII, [127](#).
- Möller, Hermann** (dr. prof. in Kopenhagen): Anzeige von: Fr. Bechtel, Die hauptprobleme der indogerm. lautlehre seit Schleicher XXV, [366](#).

- Monsterberg-Münckenau, Sylvius von** (dr. in Breslau): Anzeige von: M. Ran-
now, Der satzbau des ahd. Isidor im verhältnis zur lateinischen vorlage XXIII,
475.
- Morsch, Hans** (dr. in Berlin): Abweihen XXII, 253.
- Müller-Frauenstein, Georg** (dr. seminardirector in Hannover): Über Ziglers Asia-
tische Bauise XXII, 60. 168.
- Nader, Engelbert** (dr. prof. in Wien): Anzeige von: Joh. Höser, Die syntaktischen
erscheinungen in Be dômes dæ ʒe XXIV, 95.
- Neumann, Alfred** (dr. in Zittau): Dresdener bruchstücke aus Passional K XXII, 321.
Zu Fr. Hebbels drama Agnes Bernauer XXX, 250.
- Odinga, Theodor** (dr. rector in Aarau): Zum drama vom verlorenen sohn XXV, 140.
- Oldenberg, Hermann** (dr. prof. in Kiel): Anzeige von: G. v. d. Gabeleutz, Die
sprachwissenschaft XXV, 113.
- Paludan, Jul.** (dr. prof. in Kopenhagen): Ältere deutsche dramen in Kopenhagener
bibliotheken XXIII, 226.
Deutsche wandertruppen in Dänemark XXV, 313.
- Pappenheim, Max** (dr. prof. in Kiel): Zum ganga undir jarþarmen XXIV, 157.
Dribolde scheren XXIV, 284. XXV, 140.
- Pawel, Jaro** (dr. prof. in Wien): Beiträge zu Klopstocks Messias III, Das gericht
über die bösen könige XXI, 190.
Ungedruckte briefe Herders und seiner gattin an Gleim XXIV, 342. XXV, 36.
Boies ungedruckter briefwechsel mit Gleim XXVII, 364. 507.
- Payer, Rudolf von** (in Wien): Eine quelle des Simplicissimus XXII, 93.
- Pelper, Rudolf** (dr. prof. in Breslau): Anzeige von: Egberts von Lüttich Fe-
cunda ratis, herausg. von E. Voigt XXV, 423.
- Peters, Emil** (dr. in Berlin): Rex mortis XXI, 188.
- Peters, Ignaz** (dr. in Leitmeritz): Nachträge zu Köstlius Lutherstudien XXIV, 286.
- Pick, Albert** (dr. in Erturt): Ein brief Jacob Grimms XXIX, 122.
Zum zeitwort *eichen* XXIX, 374.
- Pletsch, Paul** (dr. prof. in Berlin): Ein unbekanntes oberdeutsches glossar zu Luthers
bibelübersetzung XXII, 325.
- Piper, Paul** (dr. prof. in Altona): Zu Notkers Rhetorik XXII, 277.
- Pippling, Hugo** (dr. docent in Helsingfors): Anzeige von: Otto Bremer, Deutsche
phonetik XXVIII, 375.
- Priebseh, Robert** (dr. in Erlangen): Der krieg zwischen dem lyb vnd der seel
XXIX, 87.
- Prosch, Franz** (dr. prof. in Wien): Zu Anastasius Grün XXI, 335.
Anzeige von: Osw. Koller, Klopstockstudien XXIV, 279.
- Rachel, Max** (dr. prof. in Dresden): Neuere schriften über Hans Sachs XXIV, 262.
Anzeige von: Karl Drescher, Studien zu Hans Sachs XXVI, 272. — A. L.
Stiefel, Hans Sachs-forschungen; Hans Sachs sämtl. fabeln und schwänke,
herausg. von E. Goetze; Hans Sachs, herausg. von A. v. Keller und
E. Goetze XXIX, 385.
- Rachfahl, Felix** (dr. privatdocent in Kiel): Anzeige von: Kaspar von Nostiz,
Haushaltungsbuch des fürstentums Preussen, herausg. von Karl Lohmeyer
XXVI, 566. — M. Baltzer, Zur geschichte des Danziger kriegswesens im
14. und 15. jahrhundert XXVII, 427.
- Reichel, Rudolf** (in Graz): Kleine nachträge zum Deutschen wörterbuch XXVII, 251.

- Roediger, Max** (dr. professor in Berlin): Der grosse waldesgott der Germanen XXVII, 1.
Zum Reichtumb priester Johannes XXVII, 385.
- Rühricht, Reinhold** (dr. prof. in Berlin): Die Jerusalemfahrt des herzogs Friedrich von Österreich XXIII, 26.
Sagenhaftes und mythisches aus der geschichte der kreuzzüge XXIII, 412.
Zur geschichte des begräbnisses „more teutonico“ XXIV, 505.
Zwei berichte über eine Jerusalemfahrt (1521) XXV, 163. 475.
Bemerkungen zu Schillerschen balladen XXVI, 105.
Anfrage XXVI, 567.
- Rosenhagen, Gust.** (dr. in Hamburg): Muntane cluse (Parz. 382, 24) XXIX, 150.
Anzeige von: Herm. Seegers, Neue beiträge zur textkritik von Hartmanns Gregorius XXV, 125. — Der junker und der treue Heinrich, herausg. von Seb. Englert XXVI, 127. — Ulrichs von dem Türlin Willehalm, herausg. von S. Singer XXVI, 417. — Jansen Eukels werke, herausg. von Phil. Strauch. I XXVII, 126. — Ottokars Österreichische reimechronik, herausg. von Jos. Seemüller XXVII, 129. — Hans Lambel, Zur überlieferung und kritik der Frauenehre des Strickers XXVII, 131. — Victor Zeidler, Die quellen von Rudolfs von Ems Wilhelm von Orlens XXVII, 421. — Victor Zeidler, Untersuchung des verhältnisses der handschriften von Rudolfs von Ems Wilhelm von Orlens XXIX, 124. — Rob. Priebisch, Diu vröne botschaft zo der christenheit XXIX, 126. — Jul. Zupitza, Einführung in das studium des mhd.; 5. aufl., besorgt von Fr. Nöbiling XXX, 270. — Der Trierer Silvester herausg. von Karl Kraus, und: Das Annolied herausg. von M. Roediger XXX, 271. — Herm. Jantzen, Geschichte des deutschen streitgedichtes im mittelalter XXX, 280.
- Roth, F. W. E.** (dr. archivär a. d. in Wiesbaden): Mitteilungen aus handschriften und älteren druckwerken XXVI, 58.
Zur litteratur deutscher drucke des 15. und 16. jahrhunderts XXVI, 467.
Von dem reichtumb priester Johannes XXVII, 216.
Mitteilungen aus mhd. handschriften XXVIII, 33.
- Roethe, Gust.** (dr. prof. in Göttingen): Anzeige von: Eugen Wolff, Prolegomena der litterar-evolutionistischen poetik XXIV, 273.
Antwort XXIV, 429.
- Saran, Franz** (dr. privatdocent in Halle): Die einheit des ersten Faustmonologs XXX, 508.
Anzeige von: Max Kaluza, Der altenglische vors XXVII, 539.
- Sarrazin, Gregor** (dr. prof. in Kiel): Zur Woldfriedrichsage XXIX, 564.
Anzeige von: Ludw. Fränkel, Shakespeare und das tagelied XXVIII, 263. — A. Drake, The authorship of the west-saxon gospels XXIX, 139. — J. Ernst Wülfing, Die syntax in den werken Alfreds des grossen XXIX, 223. XXX, 419. — Spir. Wukadinović, Prior in Deutschland XXX, 262.
- Schenk, Karl** (dr. progymn.-direktor in Grabow): Der verfasser der dem kaiser Heinrich VI. zugeschriebenen lieder XXVII, 474.
- Schild, P.** (dr. in Basel): Anzeige von: Ed. Hoffmann, Der mundartliche vokalismus von Basel-stadt XXVI, 138.
- Schlieking, Max** (in Mattighofen): Zur Helmbrechtshoffrage XXIX, 218.
- Schlösser, Rudolf** (dr. privatdocent in Jena): Kestner, Lotte und Gotter XXVII, 109.

- Anzeige von: Hinr. Borkenstein, Der bookesbeutel, herausg. von F. F. Heit-
müller XXIX, [561](#). — Gust. Kettner, Über Lessings Minna von Barnhelm
XXX, [285](#).
- Schmedes, Julius** (dr. in Schleswig): Anzeige von: J. Schreiber, Die vaganten-
strophe der mittellateinischen dichtung XXVIII, [284](#). — Art. Farinelli,
Grillparzer und Lope de Vega XXVIII, [419](#). — Paul Cauer, Grundfragen
der Homerkritik XXIX, [426](#). — Studentensprache und studentenlied in Halle
vor [100](#) jahren; John Meier, Hallische studentensprache; Fr. Kluge, Deut-
sche studentensprache XXIX, [428](#). — Th. Bischoff und Aug. Schmidt,
Festschrift zur 250jährigen jubelfeier des Pegnesischen blumenordens XXIX,
[550](#). — Karl Kinzel, Gedichte des 18. jahrhunderts XXX, [408](#). — G. Böt-
ticher und K. Kinzel, Geschichte der deutschen litteratur XXX, [409](#). —
Rud. Hildebrand, Beiträge zum deutschen unterricht XXX, [410](#).
- Schmidt, Adolf** (dr. hofbibliothekar in Darmstadt): Mitteilungen aus deutschen hand-
schriften der grossherzoglichen hofbibliothek zu Darmstadt XXVIII, [17](#).
- Schmidt, Alwin** (in Magdeburg): Die briefe von Goethes mütter an ihren sohn als
quelle zu seinen werken XXVI, [375](#).
Gedichte und briefe von E. M. Arndt an eine freundin XXVIII, [509](#).
- Schmidt-Wartenberg, H.** (dr. prof. in Chicago): Germanistische studien in den Ver-
einigten staaten von Amerika XXVIII, [425](#).
- Schnelder, Max** (dr. in Gotha): Ein brief von Georg Rollenhagen XXIX, [534](#).
- Schönbach, Anton E.** (dr. prof. in Graz): Zum Frauendienst Ulrichs von Lichten-
stein XXVIII, [198](#).
- Schöne, Alfred** (dr. prof. geh. reg.-rat in Kiel): Zu Lessings Emilia Galotti XXVI,
[220](#).
Zum Goethetext XXVIII, [226](#).
Anzeige von: Goethes briefwechsel mit Antonie Brentano, herausg. von Rud.
Jung XXX, [411](#).
- Schröder, Edward** (dr. prof. in Marburg): Artisen und arthave XXVIII, [423](#).
Zu Ztschr. XXVIII, [423](#) XXIX, [223](#).
- Schröder, F.** (dr. prof. in Cleve): Clevisches bruchstück des Passionalis XXII, [324](#).
- Schultz, Ferdinand** (dr. in Husum): Zu Mai und Bëaför XXVIII, [443](#).
Anzeige von: Des hundes nöt, herausg. von Karl Reissenberger XXVII, [136](#).
- Schulz, Albert** [San Marto] (dr. geh. rat in Magdeburg †) Antwort XXI, [384](#).
Über den bildungsgang der Gral- und Parzivaldichtung in Frankreich und Deutsch-
land XXII, [287](#) [427](#).
Anzeige von: G. Boetticher, Das hohe lied vom rittertum XXI, [232](#).
- Schum, Wilhelm** (dr. prof. in Kiel †): Anzeige von: Georg Kaufmann, Die ge-
schichte der deutschen universitäten XXIV, [271](#).
- Schweizer-Sidler, Heinr.** (dr. prof. in Zürich †): Anzeige von: K. Müllenhoff,
Deutsche altertumskunde II XXI, [253](#).
- Seeber, Josef** (prof. in Mährisch-Weisskirchen): Über die „neutralen engel“ bei
Wolfram von Eschenbach und bei Dante XXIV, [32](#).
Anzeige von: L. v. Zingerle, Sagen aus Tirol XXVI, [280](#).
- Seelmann, Emil** (dr. bibliothekar in Bonn): Herrn. Oesterley (nekrolog) XXIV, [142](#).
- Seuffert, Bernh.** (dr. prof. in Graz): Berichtigung XXIV, [430](#).

- Siebs, Th.** (dr. prof. in Greifswald): Bericht über die verhandlungen der deutsch-romanischen section der 40. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Görlitz XXII, 455.
 Beiträge zur deutschen mythologie. I. Der todesgott ahd. Henno Wotan = Mercurius. II. Things und Alaisiagen. III. Zur Hludanainschrift XXIV, 145. 433.
 Dribolde scheren XXIV, 567.
 Zur altsächsischen bibeldichtung XXVIII, 138.]
 Anzeige von: Rud. Koegel, Geschichte der deutschen litteratur XXIX, 391. — Waling Dijkstra en F. Buitenrust Hettema, Friesch woordenboek XXIX, 552.
- Sievers, Eduard** (dr. prof. in Leipzig): Himmelgartner bruchstücke XXI, 385.
 Notiz zu Tatian XXVI, 431.
 Anzeige von: Die lieder der Edda herausg. von B. Sijmons XXI, 102. — Beó-wulf, herausg. von M. Heyne und A. Socin XXI, 354. — G. Sarrazin, Beówulfstudien XXI, 366. — Bruchstücke der altsächsischen bibeldichtung aus der Bibliotheka Palatina, herausg. von K. Zangemeister und W. Braune XXVII, 534.
- Sijmons, Barend** (dr. prof. in Groningen): Sigfrid und Brauhild, ein beitrage zur geschichte der Nibelungensage XXIV, 1.
 Zur altsächsischen Genesis XXVIII, 145.
 Anzeige von: Kormaks saga herausg. von Th. Möbius XXI, 367. — Die Völ-sunga saga, herausg. von Wilh. Ranisch XXV, 394.
- Singer, Ludwig** (dr. in Wien): Über Wielands Geron XXV, 220.
- Singer, Samuel** (dr. prof. in Bern): Die quellen von Heinrichs von Freiberg Tristan XXIX, 73.
- Socin, Adolf** (dr. prof. in Basel): Anzeigo von: H. Blattner, Über die mundarten des kantons Aargau XXIV, 234. — Hans Ljénhart, Laut- und flexionslehre der mundart des mittleren Zornthales im Elsass XXVI, 137.
- Spanier, Meyer** (dr. in Hamburg): Nachträge zu Köstlins Lutherstudien XXIV, 285.
 Zu Joh. Chr. Günthers gedichten XXVI, 77.
 Tanz und lied bei Thomas Murner XXVI, 201.
 Ein brief Thomas Murners XXVI, 370.
 Anzeige von: Thomas Murners Gäuchmatt, herausg. von W. Uhl XXIX, 417.
- Sprenger, Rob.** (dr. prof. in Northeim): Zu Goethes Faust XXIII, 451. XXIV, 506. XXVI, 141. XXVIII, 349.
 Zu H. v. Kleists Hermannsschlacht XXIV, 510.
 Zu Wilh. Müllers romanze „Est est“ XXV, 142. XXVI, 285.
 Gardinenwiese XXV, 286.
 Zu Friedr. Hebbels schauspiel Agnes Bernauer XXVI, 140. XXVII, 389.
 Textkritisches zu mnd. gedichten XXVI, 167.
 Zum Engelhard XXVI, 281.
 Zu Walther von der Vogelweide XXVI, 282.
 Zu Friedrich Hebbel XXVI, 282.
 Wurmloch XXVI, 283.
 Zu Wolframs Parzival XXVI, 284.
 Zu Konrad von Fussesbrunnen XXVI, 284. 342.
 Der hundenname Rin XXVI, 284.

- Zum Melker Marienliede XXVI, [285](#).
 Zum Pfaffen Amis XXVI, [286](#).
 Zu Heinzelein von Konstanz XXVII, [114](#).
 Zu Reinke vos XXVII, [115](#). XXVIII, [32](#).
 Zu Max von Schenkendorfs gedichten XXVII, [211](#).
 Zu Dietrichs flucht XXVII, [248](#).
 Zum Till Eulenspiegel XXVII, [249](#).
 Zum Redentiner osterspiel XXVII, [301](#). [561](#).
 Zu Ottokars Reimchronik XXVII, [427](#).
 Zu Goethes Iphigenie XXVIII, [428](#).
 Zum Schretel und wasserbär XXVIII, [429](#).
 Zu den Kinder- und hausmärchen der gebrüder Grimm XXVIII, [71](#).
 Der name der Loreley XXVIII, [427](#).
 Zu Mai und Bëaflör XXVIII, [437](#).
 Zitelöse XXIX, [121](#).
 Zum Fiebersegen XXIX, [122](#).
 Zu Schmeller-Frommanns Bair. wörterbuch XXIX, [122](#).
 Anzeige von: Meier Helmbrecht, übers. von Ludw. Fulda XXIV, [132](#). —
 Ed. Danköhler, Probe eines nordostharzischen idiotikons XXVII, [125](#).
- Steffenhagen, Emil** (dr. geh. rat, director der univ.-bibl. in Kiel): Eine Sachsen-
 spiegel-handschrift XXVI, [107](#).
- Steig, Reinhold** (dr. in Berlin): Zu Wilb. Grimms Kleinen schriften XXIV, [562](#).
 Zu den Kleineren schriften der brüder Grimm XXIX, [195](#).
- Stimming, Albert** (dr. prof. in Göttingen): Anzeige von: Kressner, Geschichte der
 franz. litteratur XXIII, [122](#).
- Stoseh, Johannes** (dr. prof. in Kiel): Beiträge zur erklärang Wolframs XXVIII, [50](#).
 Langez hâr — kurzer muot XXVIII, [429](#).
 Zum Tobiassegen XXIX, [171](#).
- Strauch, Philipp** (dr. prof. in Halle): Zu den neutralen engeln XXV, [566](#).
 Altdeutsche predigten XXVII, [148](#).
 Nachträge zu Ztschr. XXVIII, [71](#). [563](#). XXIX, [172](#). [536](#).
 Alemannische predigtbruchstücke XXX, [186](#).
- Streicher, Oskar** (dr. in Berlin): Zur entwickelung der mhd. lyrik XXIV, [166](#).
- Suehler, Herm.** (dr. prof. in Halle): Bruchstücke aus dem Willehalm Ulrichs von
 dem Türlin XXIV, [461](#).
 Anzeige von: G. Paris, La littérature française au moyen âge XXII, [244](#). —
 E. Lösoth, Tristanromanens gammelfranske prosahaandskrifter XXIII, [360](#). —
 Placid Genolin, Unsere höfischen epen und ihre quellen XXV, [265](#). —
 J. Zimmerli, Die deutsch-französische sprachgrenze in der Schweiz XXV,
[266](#). XXIX, [283](#).
- Thurneysen, Rudolf** (dr. prof. in Freiburg i. B.): Anzeige von: Heinr. Zimmer
 Nennius vindicatus XXVIII, [80](#).
- Tille, Alexander** (dr. lecturer in Glasgow): Ein Xantener bruchstück des Jüngeren
 Titirel XXIX, [172](#).
- Tobler, Ludw.** (dr. prof. in Zürich †): Anzeige von: J. Bähler, Flurnamen aus dem
 Schenkenberger amt XXIII, [371](#). — R. Brandstötter, Prolegomena zu einer
 urkundlichen geschichte der Luzerner mundart XXIV, [231](#). — R. Brandstöt-

- ter, Die reception der nhd. schriftsprache in stadt und landschaft Luzern XXVI, [137](#).
- Tomanetz, Karl** (dr. in Wien): Anzeige von: **II. Seedorf**, Über syntaktische mittel des ausdrucks im ahd. Isidor XXIII, [477](#). — **Werner Cordes**, Der zusammengesetzte satz bei Nicolaus von Basel XXIV, [259](#).
- Vogt, Friedr.** (dr. prof. in Breslau): Zu herzog Friedrichs Jerusalemfahrt XXIII, [422](#).
Zur Orendelfrage (erwiderung) XXIII, [496](#).
Zum Eckenliede XXV, [1](#).
Friedrich Zarneke (nekrolog) XXV, [71](#).
Bibelinum XXVII, [116](#).
Zur kaiserchronik XXVII, [145](#).
Arigos Blumen der tugend XXVIII, [448](#).
Berichtigung XXVIII, [566](#).
Anzeige von: Orendel herausg. von A. E. Berger XXII, [468](#). — J. Strnad, Der Kirnberg bei Linz und der Kürnberg-mythus XXIII, [361](#). — K. Domanig, Der *klösenere* Walthers von der Vogelweide XXIII, [479](#). — Wilh. Wieser, Das verhältnis der minneliederhandschriften B und C zu ihrer gemeinschaftlichen quelle XXIV, [90](#). — F. Saran, Hartmann von Aue als lyriker XXIV, [237](#). — Fr. Keinz, Die lieder Neidharts von Reuenthal XXIV, [245](#). — Wilh. Uhl, Unechtes bei Neifen XXIV, [247](#). — Alb. Bielschowsky, Leben und dichten Neidharts von Reuenthal XXV, [121](#). — Aug. Hartmann, Hans Heselohers lieder XXV, [125](#). — **II. Lichtenberger**, Le poëme et la légende des Nibelungen XXV, [405](#). — Garel von dem blüenden tal, herausg. von M. Walz, XXVI, [122](#). — Rich. Heinzel, Über das gedicht vom könig Orendel XXVI, [406](#). — Die Kaiserchronik, herausg. von Edw. Schröder XXVI, [550](#).
- Volgt, Ernst** (dr. prof. gymn.-director in Berlin): Anzeige von: F. Lauchert, Geschichte des Physiologus XXII, [236](#). — Ch. Schweitzer, De poemate latino Walthario XXIII, [470](#).
- Voretzsch, Carl** (dr. prof. in Tübingen): Anzeige von: Carl Köhler und John Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar XXX, [255](#).
- Voss, Georg** (dr. prof. in Neuwied): Anzeige von: Fr. Ahlgrimm, Untersuchungen über die Gothaer handschrift des Herzog Ernst XXIII, [492](#).
- Wächtler, O.** (dr. in Keilhau bei Rudolstadt): Anzeige von: F. Schultz, Die überlieferung der mhd. dichtung Mai und Bœaflôr XXIII, [491](#).
- Wadstein, Ellis** (dr. docent in Upsala): Beiträge zur westgermanischen wortkunde XXVIII, [525](#).
- Wahner, J.** (dr. in Glatz): Anzeige von: Joh. Siebert, Tannhäuser, inhalt und form seiner gedichte XXVIII, [382](#).
- Wallner, Anton** (dr. in Laibach): Zu Parzival 826, [29](#) XXVIII, [565](#).
- Warnatsch, Otto** (dr. in Beuthen): Zu Erec 6895 XXX, [247](#).
Zu Wulfila Luc. [1](#), [10](#) XXX, [247](#).
- Weinhold, Karl** (dr. prof., geh. reg.-rat in Berlin): Tius Things XXI, [1](#).
Friedrich Becker (nekrolog) XXI, [73](#).
Matthias von Lexer (nekrolog) XXV, [253](#).
Anzeige von: A. Socin, Schriftsprache und dialekte im deutschen XXI, [122](#). — F. A. Specht, Gastmähler und trinkelage bei den Deutschen XXI, [254](#). —

- R. Becker, Wahrheit und dichtung in Ulrich von Lichtensteins Frauendienst XXII, 247. — O. Lüning, Die natur, ihre auffassung und poet. verwendung in der altgerm. und mhd. epik XXII, 246.
- Werner, Rich. Maria** (dr. prof. in Lemberg): Gerstenbergs briefe an Nicolai nebst einer antwort Nicolais XXIII, 43.
Zwei bruchstücke aus der Christherre-weltchronik XXVIII, 2.
- Wilken, Ernst** (dr. in Stade): Der Fenriswolf XXVIII, 156, 297.
Zur ordnung der Völuspá XXX, 448.
- Wilmanns, Wilhelm** (dr. prof., geh. reg.-rat in Bonn): Bericht über die verhandlungen der germanistischen section auf der XLIII. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Köln XXVIII, 530.
- Witkowski, Georg** (dr. prof. in Leipzig): Briefe von Opitz und Moscherosch XXI, 16, 163.
Anzeige von: H. Schultz, Die bestrebungen der sprachgesellschaften des 17. jhs. für die reinigung der deutschen sprache XXII, 499. — Ernst Altenkrüger, Friedr. Nicolais briefe über den itzigen zustand der schönen wissenschaften in Deutschland, herausg. von G. Ellinger XXVIII, 407.
- Wislocki, Heinr. von** (dr. in Mühlbach, Siebenbürgen): Zum Tellenschuss XXII, 99.
Volkstümliches zum Armen Heinrich XXIII, 217.
- Wolff, Eugen** (dr. prof. in Kiel): Das sogenannte Hamburger preisausschreiben XXI, 39.
Ein brief Jacob Grimms XXIV, 284.
Erwiderung XXIV, 428.
Ein zweites *het getan* im bedingungssatze XXIV, 504.
Rudolf Hildebrand (nekrolog) XXVIII, 73.
Anzeige von: Musen und grazien in der Mark, herausg. von L. Geiger XXIII, 379.
- Wunderlich, Hermann** (dr. prof. in Heidelberg): Anzeige von: O. Mensing, Untersuchungen über die syntax der concessivsätze im ahd. und mhd. XXIV, 260. — Herm. Kuhlmann, Die concessivsätze im Nibelungenliede und in der Gudrun XXIV, 405. — The Monsee fragments ed. by George A. Hench XXV, 117. — Die Wårheit herausg. von E. Wrede XXV, 402. — Herm. Garke, Prothese und aphaerese des *h* im ahd. XXV, 403. — Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher poesie und prosa, 3. ausg. von E. Steinmeyer XXVI, 109. — K. Zangemeister, Die wappen, helmzierden und standarten der grossen Heidelberger liederhandschrift XXVI, 119. — Tatian, herausg. von E. Sievers, 2. aufl. XXVI, 269. — Der sünden widerstreit, herausg. von Victor Zeidler XXVI, 415. — W. Wilmanns, Deutsche grammatik XXVII, 132. — Joh. Minor, Neuhochdeutsche metrik XXVIII, 248. — G. A. Hench, Der althochdeutsche Isidor XXVIII, 254. — Karl Kraus, Deutsche gedichte des 12. jahrhunderts XXVIII, 256. — F. G. Schultheiss, Geschichte des deutschen nationalgeföhls XXVIII, 550. — Friedrich Kauffmann, Deutsche grammatik, 2. aufl. XXX, 267. — Hans Fabritius, Büchlein gleichstimmender wörter aber ungleichs verstands, herausg. von John Meier, und: Laurentius Albertus, Deutsche grammatik, herausg. von Carl Müller-Fraureuth XXX, 392.
- Zacher, Konrad** (dr. prof. in Breslau): Otfrid und Lucrez XXIX, 531.
Loki und Typhon XXX, 289.

- Zingerle von Summersberg, Ignaz (dr. prof. in Innsbruck †): Zwei bruchstücke der
Reimchronik des Rudolf von Ems XXI, [257](#).
Predigtliteratur des 12. Jahrhunderts L II XXIV, [44](#), [318](#).
Rose XXIV, [281](#).
Wörterklärungen XXVI, [1](#).

I. SACHREGISTER.

- Addison [241](#).
Alphart [386](#).
Angelus Silesius [555](#) fg.
Annotid: anlehnung an die „alte deutsche
reimchronik“ aus dem A. allein nicht
zu erweisen [271](#), auch aus dem ver-
hältnis des A. zur Kaiserehronik nicht
[272](#), selbständigkeit des A. [273](#), eine
hs. des A. die gemeinsame quelle für
Annotext und Kaiserehronik [276](#).
Arrianismus s. Wulfila.
ausprache des deutschen [359](#).
Basedow [243](#).
Benediktbeurer predigten s. Speculum ec-
clesiae.
Beowulf: zusammenhang mit der Grettis-
saga [60](#).
Boethius: Liber contra Eutychen [214](#).
Brentano, Antonio [411](#).
Cramer [243](#).
Dacier s. Lessing.
dativ: syntaktischer gebrauch im got. [549](#).
Decamerone: verfasser der übersetzung
[365](#).
ē: germ. ē im got. [427](#).
Eðvavavat [123](#).
Faust (Goethes): einheit des ersten mono-
logs [508](#), litteratur [508](#), auslegung des
monologs [509](#), [524](#), selbständigkeit des
zweiten abschnitts [523](#), des dritten ab-
schnitts [526](#), abgrenzung gegen die be-
schwörungsscene [530](#), stil der abschnie
[534](#), rhythmus [538](#), [542](#), reihenfolge
der entstehung [540](#), bedeutung für das
ganz werk [545](#).
die bestimmung des homunculus ur-
sprünglich eine andere als jetzt [244](#),
die scene vor der Walpurgisnacht ent-
standen [245](#), ursprüngliche bedeutung
[246](#).
volkschauspiel vom dr. Faust: archet-
ypus hatte eine selbständige contract-
scene [324](#), verschmelzung von Pluto
und Mephisto [327](#), konkurrenz der dien-
er [330](#), [353](#), [356](#), beschwörungsscene
[333](#), Faust stellt im contract keine be-
dingungen [337](#), verschreibung [341](#), ab-
gang Mephistos [342](#), die prosawerke
[344](#), die Marlowehypothese [349](#), berei-
tung des zauberringes nicht im archet-
ypus [350](#), der alte mann nicht ur-
sprünglich [351](#), abreise [355](#), die furien [356](#).
Fischart [365](#).
Föstbræðra saga: übereinstimmung mit
der Grettissaga [32](#), [47](#).
genetiv: syntaktischer gebrauch im got.
[554](#).
Glámr s. Grettissaga.
Gleim: brief an Klopstock [243](#).
Goethe: G. in Maricubad [400](#), zum tage-
buch [403](#), briefe an den herzog [405](#),
Klinger [408](#), Göschen [408](#), Eichstaedt
[408](#), brief über den französ. Werther-
roman [408](#), s. auch Faust.
gotische bibelübersetzung: bedeutung des
codex Alexandrinus für dieselbe [145](#),
gründe welche die benutzung von A
unwahrscheinlich machen [146](#), überein-
stimmung mit A [147](#), abweichungen
[147](#), erneute untersuchung der quellen
[148](#), die auch von Chrysostomus be-
nutzte Lucianische recension des N. Te-
staments ist die quelle der got. bibel
[149](#), beziehungen des Chrysostomus zu
den Goten in Constantinopel [150](#), got.
kirchen in Constantinopel [151](#), die Mat-
thäuspredigten des Chrysostomus [151](#),
got. text neben dem des Chrys. [153](#),
der got. Matthäus aus dem in der diö-
cese von Byzanz üblichen griech. text
übersetzt [180](#), die Itala nicht heran-
gezogen [181](#).
Grettissaga: interpolationen [1](#), benutzung
der Orvar-Odds saga [5](#), [50](#), stropfen
interpoliert [17](#), alter derselben [21](#), [34](#),
dichter derselben ist der unarbeiter der
saga [29](#), mehrfache bearbeitung der
saga [30](#), stil der bearbeiter [35](#), über-
einstimmung mit der Landnámabók [39](#),
mit der Föstbræðra saga [32](#), [47](#), kämpfe
mit gespenstern und unholden [53](#), mit
Glámr [53](#), geschichte von Glámr ein
mondmythus [56](#), kampff mit Kárr [58](#),
episodo im Bårdardalr [7](#), [59](#), zusam-
menhang mit Beowulf [60](#), mit dem
Orms þáttur Stórolfssonar [65](#).

- Hebbel: bemerkung zu Agnes Bernanor, dass man den wein durch ihre kehle rinnen sah 250.
- Heinsius: Aristoteles interpretation s. Lessing.
- homunculus s. Faust.
- Hutten s. New-Karsthans und Luther.
- Imst: die mundarten von I. 141.
- iw: verschiedene qualitäten des lautes 142.
- Johannes Chrysostomus 149.
- k: aussprache im heutigen bairischen 269.
- Kaiserehronik s. Annolied.
- Klopstock 243.
- Kringoten: ihre sprache ist nicht erulischer sondern gotischer abkunft 123, uniformierung in der conjugation 130, wucherbildung am sw. perfectum 130, zahlwörter 131, synkope von *d* und *h* 133, der artikel 134, das nominativische *s* 134, aussprache des *oe* und *u* 135.
- Landnámabók s. Grettissaga.
- lenis s. steigerung.
- lesezeichen: in got. hss. der Ambrosiana 433, übereinstimmung zwischen codex A und B 446, mit den lectiones des Enthalius 448.
- Lessing: auslegung des Aristoteles nicht selbständig 237, verhältnis zu Heinsius 237, zu Dacier 238, zu Rapin 238, L. kannte Rapin 240, verhältnis zu Richardson und Addison 241, charakter Tellheims 285.
- Loki: vergleich des gefesselten L. mit Prometheus nuzutreffend 289, L. eine personification der vulkanischen mächte 291, übereinstimmung zwischen L. und Typhon 291, L.-mythus nicht zu erklären durch entlehnung weder aus der griechischen mythologie 293, noch aus der christlichen 295, urverwandtschaft 297.
- Luther: ist nicht vom humanismus abhängig 138, Huttens Vadisens hat auf Luthers schrift an den christlichen adel eingewirkt 139. 305; die unterschrift Henricus Nescius 311; Lutherspiele 364; Lutherana 429.
- Lucian von Antiochien 148.
- Merck: in Giessen als theologe 117, geht nach Erlangen, naturalist 118, tritt der gesellschaft der deutschen sprache bei 118, beziehungen zu freiherrn Karl von Bubra 118, erhält sich mit übersetzungen 119, verheiratet sich in Lonay bei Morges 121, kehrt nach Darmstadt zurück 121.
- mhd. *ē*, aussprache von *ē* und *e* 561 fg.
- Neu-Karsthans: mitte juli 1521 abgefasst 303, nicht Ökolampad der verfasser 308. 312, vergleich mit dem Karsthans 308, verleugner der ritterpartei nach dem Wormser reichstag 309, Hutten der verfasser 312, übereinstimmung mit anderen schriften Huttens aus gleicher zeit 313, vergleichung mit dem stile Huttens 487, Huttens politische stellung nach dem Wormser reichstage 499, zweck des dialogs 504, unsicherheit in Huttens auftreten 507.
- Ökolampadius s. Neu-Karsthans.
- opus imperfectum 361. 431.
- Orms þátr Stórfóssonar s. Grettissaga.
- Parcival: fragment in Erfurt gefunden 72, wiedergabe desselben 73, kritik der hs. 84, absichtliche änderungen 85, Erf. hat mehrfach das echte bewahrt 86, stellung der hs. 88, die abschnitte 89, schreibweise 90, accent dient die reimsilben kenntlich zu machen 91, mundart des schreibers ist thüringisch 91.
- phonetik 141.
- predigtbruchstücke, alemannische aus dem 12. jhd. 186, zwischen Boethius text geschrieben 213, stellen einen systematischen commentar der Apokalypse dar 215, sprache der bruchstücke 217, Benediktbeurer pred. 226.
- prämial 366.
- Prior: sein einfluss auf Michaelis 262, Bertuch, Bürger 263.
- Rapin s. Lessing.
- Richardson 241.
- Rivius, Johannes 251.
- runensteine: von Hällestad 368, runen von Ödemotland 379, Charnayspaage 379*. schriftsprache: mhd. 381.
- Schwarzes meer: reste der Germanen am Schw. m. 123.
- Sickingen 303 fgg.
- Silvester, Trierer 271.
- Speculum ecclesiae: erklärung einzelner stellen 226.
- sprichwörter: in der Grettissaga 35.
- steigerung stimmloser lenis zur fortis 141.
- Steinbart 243.
- streitgedichte: im mittelalter 280, sängerkriege 282, sängerstreit zwischen meistern 283, persönlicher angriff 283, geteilte spil 283.
- syntax: german. casussyntax 548. tempusgebrauch in der Völpuspá 468.
- Terqašitau* 123.
- tempusgebrauch s. Völpuspá.
- Tragemundlied 280.
- Typhon s. Loki.
- umlaut: geschichte desselben im bairischen 142.
- Vynasseur 238. 241.
- Veldeke: seine sprache 362.

volkslieder: deutsche im 18. und 19. jhd. 112, aus der Moselgegend 255, wesen des volksl. 360.
 volkschauspiel s. Faust
 Voluspá: ordnung der V. 448, weltuntergang 449. 484, erneuerung der welt 453, widersprüche im schlussteil der V. 455, ordnung der schlusstrophon 457, tempisgebrauch 468, wechsel von *ek* und *hön* 471, stropho 1 und 2, 473.
 Wolf, Hieronymus: tractat de orthographia Germanica, erste ausgabe 251, bedeutung der schrift 254.
 Wulfila: sein arrianismus 93, die bekenntnisformel 95, sie widerspricht in we-

sentlichen punkten der orthodoxen lehre 97, verhältnis zu den Pneumatomachen 97, die logoslehre 98, die bischofsweihe 102, verwandtschaft der formel des W. mit sicher arrianischen 104, die männer, welche mit W. in verbindung stehen, sind führer der arrianer 106, bekenntnis des Maximin 108. — vgl. got. bibel.

zauberer werden gesteigt 273.

Þorgunna: kommt später als im jahre 1000 nach Island 266.

Qrvar-Odds saga s. Grettis saga.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

Althochdeutsch.	Nibelungen:	Speculum ecclesiae:
Vergil glossen 89 ^b s. 183.	1789 s. 387.	46, 14 s. 231.
	1897, 3 s. 387.	47, 1 s. 230.
Altsächsisch.	Parcival:	51, 24 s. 231.
Prudentius glossen 56 ^c s. 184.	319, 1 s. 87.	63, 27 s. 232.
	321, 4 s. 86.	67, 22 s. 232.
Gotisch.	322, 9 s. 85.	70, 20 s. 232.
Wulfila, Luc. I, 10 s. 247.	324, 7 s. 85.	71, 19 s. 232.
	324, 11 s. 85.	79, 3 s. 232.
Mittelhochdeutsch.	324, 15 s. 85.	79, 25 s. 233.
Annohid:	340, 5 s. 86.	80, 18 s. 233.
v. 86 s. 278.	340, 7 s. 87.	81, 33 s. 233.
309. 310 s. 275.	341, 3 s. 86.	82, 23 s. 233.
337 s. 276.	341, 25 s. 87.	83, 27 s. 234.
355 s. 278.	345, 13 s. 86.	84, 16 s. 234.
381. 382 s. 276.	463, 15 s. 86.	85, 19 s. 234.
398 s. 272.	465, 1 s. 86.	90, 25 s. 234.
504 s. 274.	465, 4 s. 86.	100, 17 s. 234.
Bruchstück von Christi geburt v. 64—69 s. 271.	466, 16 s. 86.	101, 30 s. 235.
Eree v. 6895 s. 247.	466, 17 s. 86.	114, 27 s. 235.
Kudrun v. 1166 s. 387.	Speculum ecclesiae:	121, 10 s. 235.
Nibelungen:	11, 22 s. 226.	115, 32 s. 235.
945, 3 s. 387.	13, 27 fgg. s. 227.	122, 18 s. 236.
	16, 3 s. 227.	173, 21 s. 236.
	17, 27 s. 228.	174, 12 s. 226.
	19, 20 s. 229.	180, 7 s. 236.
	22, 6 s. 229.	Walther v. d. Vogelweide:
	45, 5 s. 230.	L. 18, 1 s. 283.

III. WORTREGISTER.

Altnordisch.	Angelsächsisch.	Gotisch.
but (bót) s. 369.	gicel s. 183.	hiri s. 426.
Altsächsisch.	-ing s. 420.	Krimgotisch.
ikilla s. 183.	-eng s. 420.	ada s. 126.
tanstuthli s. 184.	-ung s. 420.	

ael s. 128.
 ano s. 126. 133.
 atochta s. 127.
 borrotsch s. 129.
 breen s. 133.
 broe s. 133.
 cadariou s. 129.
 fers s. 128.
 fisct s. 133.
 gadeltha s. 127.
 geen s. 133.
 handa s. 126.
 ieltsch s. 125.
 iel uburt s. 124.
 ies s. 131.
 kilenschkop s. 130.
 knauen tag s. 124.

kommen s. 133.
 lista s. 128.
 marzuz s. 125.
 menus s. 128.
 miera s. 126.
 mio s. 126.
 oeghene s. 126.
 rintsch s. 128.
 ringo s. 126.
 schediit s. 129.
 schuos s. 125.
 schuualth s. 133.
 stap s. 127.
 statz s. 126.
 sunne s. 126.
 the, tho s. 134.
 thurn s. 133.

wichtgata s. 127.

Mittelhochdeutsch.

anedenken s. 231
 merron s. 125.

Neuhochdeutsch.

berösten s. 430.
 Dreckküsele (elsäss.) s. 417.
 habersack (vom h. singen)
 s. 430.
 hamerstetig s. 430.
 jammerschade s. 248.
 Mattheshochzeit s. 429.
 muderei s. 429.
 überenzig (elsäss.) s. 416.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Bosworth, Jos. and Toller, T. Northote, An anglosaxon dictionary. Part IV, sect. 2. *scip-suel — ytmest*. Oxford, Clarendon press, 1898. 4°. s. I—XII und 961—1302. 18 sh. 6 d. (Schluss des werkes, dem jedoch noch ein supplement nachfolgen soll.)

Erdmann, Oskar, Grundzüge der deutschen syntax nach ihrer geschichtlichen entwicklung. Zweite abteilung. Die formationen des nomens (genus, numerus, casus) von **Otto Mensing**. Stuttgart, J. G. Cotta nachf. 1898. XVI, 276 s. 6,50 m.

Glossen, die altdeutschen, gesammelt und bearbeitet von **Ellas Steilmeyer** und **Eduard Sievers**. 4. band. Alphabetisch geordnete glossare. Adespoti. Nachträge zu band I—III. Handschriftenverzeichnis. Berlin, Weidmann. 1898. XV, 790 s. [Schluss des werkes.]

Luft, Wilh., Studien zu den ältesten germanischen alphabeten. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1898. VIII, 115 s. 2,40 m.

Melehc, Alfred, Der dialekt der kirchfahrt Sebnitz. I. Lautlehre. Leipz. diss. 1898. 104 s.

Pfaff, H., Die vocale des mittelpommersehen dialects. Leipz. diss. Labes 1898.

Schönbach, Anton, Miscellen aus Grazer handschriften. I. Heinrichs von Mügeln bearbeitung des Valerius Maximus. II. Processus Belial. III. Sündenspiegel. (Sonderabdruck aus den Mitteilungen des histor. vereins für Steiermark. 46. heft. 1898.) Graz 1898. 70 s.

Schürmann, Ferd., Die entwicklung der parodistischen richtung bei Neidhart von Reuenthal. Programm der oberrealschule zu Düren 1898. 35 s.

NACHRICHTEN.

Professor dr. W. Streitberg und prof. dr. Franz Jostes sind in ihre früheren stellungen in Leipzig und Münster zurückgekehrt.

Der privatdocent dr. Bernh. Kahle in Heidelberg wurde zum ausserordentl. professor befördert.

Princeton University Library



32101 076459450

